This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600052574T

Reiſe
in den Orient Europa's
und einen Theil Weſtaſien's,

zur Unterſuchung des Bodens und ſeiner Producte, des Klima's, der Salubritäts-Verhältniſſe und vorherrſchenden Krankheiten.

Mit

Beiträgen zur Geſchichte, Charakteriſtik und Politik der Bewohner.

Von

C. W. Hutzer,

kgl. Geheimem Ober-Medicinal-Rathe,
ord. Profeſſor an der Univerſität zu Bonn ꝛc.

Erſter Band.

Elberfeld,
Druck und Verlag der Bädeker'ſchen Buch- und Kunſthandlung.
(A. Martini & Grüneſen.)
1860.

203. e. 584

Inhalt.

Erſter Band.

Seite.

Einleitung . . . . . I.

I.

Die Donau von Wien bis Orſowa; ihre Ufer und deren Vegetation. — Preßburg. — Comorn. — Gran. — Waitzen. — Ofen mit ſeinen warmen Bädern und Peſth. — Semlin. — Das Felſenriff. — Verſuch einer Vergleichung des letzteren Donautheiles mit dem Rheine. — Die öſterreichiſchen Contumaz-Anſtalten . . . . . 1.

II.

Die Herkules-Bäder zu Mehadia. — Das Czerna-Thal. — Bade-Anſtalten. — Lage und Umgegend. — Analyſe der Mineralwaſſer. Vorſchläge zu Verbeſſerungen . . . . . 54.

III.

Die Ebenen Ungarn's, ihr Boden und ihre Gewäſſer mit deren Erzeugniſſen. — Angränzende Gebirgszüge. — Die ſie bewohnenden Volksſtämme, beſonders die Magyaren, deren phyſiſche und moraliſche Stellung in der gegenwärtigen Zeit . . . . . 68.

IV.

Beiträge zur Klimatologie Ungarn's. — Vorzüge und Nachtheile des Bodens und der Atmoſphäre. — Sumpfluft und Miasma. — Entwickelung krankmachender Urſachen . . . . . 91.

V.

Die vereinigten Donau-Fürſtenthümer. — Zur Geſchichte und Politik der Moldo-Walachen. — Handelsverkehr. — Militär. — Beobachtungen auf der Reiſe. — Der Boden, ſeine Cultur und Erzeugniſſe. — Giurgewo. — Bukareſcht. — Jaſſy. — Braila. — Galacz. — Klima. — Vorherrſchende Krankheiten . . . . . 134.

Seite

VI.

Bulgarien und seine Bewohner. — Ruschtschuk und die Hochebene. — Rasgrad. — Schumla. — Der Dewna-See. — Varna . . 209.

VII.

Die Dobrudscha. — Hadschi-Oghlu-Basardschyk. — Die große Ebene. — Das Monument von Adam Kelssi. — Rassowa. — Bodenverhältnisse. — Militärische Promenade einer französischen Division. — Tartarische Ansiedelung. — Beabsichtigter Kanal von Tschernawoda nach Kústendsche. — Die neue Eisenbahn . . . . . 242.

VIII.

Das Donau-Delta. — Ausflüsse der Donau in das Meer und ihre Schiffbarmachung. — Matschin. — Reni und die russische Quarantäne. — Tultscha. — Sulina . . . . . 274.

IX.

Endemische, epidemische und contagiöse Krankheiten in den Donauländern. — Geschichtliche Rückblicke auf ihr Herrschen in früherer Zeit. — Vergleich mit ähnlichen Ereignissen in andern europäischen Ländern . 295.

X.

Vorschläge zur Vermeidung von Krankheiten auf Reisen oder Märschen durch die Ebenen der Donauländer . . . . . 311.

Einleitung.

Der auf dem Titelblatte angedeutete Plan, deſſen Ausführung in den nachfolgenden Blättern verſucht worden iſt, dürfte wenig geeignet ſein, den Theil des Publikums anzuziehen, welcher in der Lectüre eines Reiſewerks leichte Unterhaltung für müßige Augenblicke ſucht. Auch war es mir mehr darum zu thun, Denen den Weg zu ebnen, welche in der gewiß nicht fern liegenden politiſchen Umgeſtaltung des Orients von Europa eine ernſte Aufforderung erblicken, ſich ein reiferes Urtheil über den gegenwärtigen Zuſtand der dortigen Länder und ihrer Bewohner zu verſchaffen. Hauptſächlich ſchwebte mir außerdem ſtets die Abſicht vor, Solche, welche die Länder-Gebiete der mittlern und untern Donau, des ſchwarzen Meeres und des Bosporus perſönlich durchwandern möchten, als ſachkundiger Wegweiſer vor Nachtheilen zu ſchützen, die das dortige Klima der Geſundheit Fremder ſo häufig zufügt. Welch unſägliches Verderben ſich dort beſonders während der letzten vier Jahrhunderte an kriegeriſche Unternehmungen geknüpft hat, darf bei den der Geſchichte jener Länder nicht ganz Unkundigen als bekannt voraus geſetzt werden. Die Humanität muß ihr Haupt verhüllen, wenn die vielen Tauſende bedauernswerther Menſchenopfer vorgeführt werden ſollten, welche allein der Orient-Krieg von 1854—1856 durch Unkenntniß oder Mißachtung des dortigen Klima's der Bodenverhältniſſe, ſowie der vorherrſchenden Krankheiten, gefordert hat. Wo dergleichen betrübende Thatſachen laut ſprechen, wird man ein Buch zeitgemäß nennen müſſen, welches ſich die Aufgabe ſtellt, die Kenntniſſe allgemeiner auszubreiten, mittelſt deren ſorg-

fältiger Benutzung eine so colossale Sterblichkeit fortan vermieden, oder doch wenigstens verringert werden könnte. Vielleicht gelingt es dem erzählenden Tone des Reisenden leichter, dergleichen Wahrheiten Eingang zu schaffen, als dem pedantischen Style irgend eines Lehrbuches.

Als in jenem Kriege viele Tausende tapferer Männer, die Blüthe ihrer Nation, nicht durch das Schwert, sondern durch verheerende Fieber weggerafft wurden, da tauchte die lebhafteste Erinnerung an ähnliches selbst Erlebtes aus den Jahren 1813 und 1814 in mir auf.

Reges Mitgefühl mußte der Gedanke in mir hervorrufen, daß die bösen Erfahrungen, die man während jener Kriege gesammelt hatte, in welchen fast ganz Europa unter Waffen stand, auf den Gang der Ereignisse bei den später im Orient folgenden Kriegen so ganz ohne heilsamen Einfluß geblieben waren. Vier Decennien lang seit jener Zeit fortgesetzte wissenschaftliche Bestrebungen, die Natur der Dinge zu ergründen, auf welche es hierbei ankommt, haben Vieles, was sonst dunkel war, aufgeklärt. Dort aber, wo das Leben Tausender davon abhing, ihre Resultate praktisch im Großen anzuwenden, blieben sie entweder vernachläßigt, oder sie wurden durch übel berechnete strategische Rücksichten vollständig bei Seite geschoben. Die furchtbarste unter den zahlreichen Geißeln jedes Krieges, der ansteckende Typhus, wüthete in Folge dessen nach wie vor. Sie ist es, die den Tapferen, welcher ruhmbedeckt aus mörderischen Schlachten hervorgegangen war, durch der heimtückisch lauernden Seuche unerbittliche Macht mit dem Feigen zugleich in das nämliche ruhmlose Grab stürzt. Auch ist sie es, die des Menschen erfinderischen Geistes spottet, der sich bemüht, weithin treffende Geschosse zu erklügeln, welche Hunderte von Feinden in einer Entfernung todtbringend ereilen, die vor Kurzem noch Sicherheit gewährt hatte. Wurde mir doch in Constantinopel aus einer Quelle, die ich für authentisch halten darf, die Versicherung ertheilt, daß in der Umgegend der Stadt allein 50,000 Franzosen als Opfer des letzten Krieges und seines Typhus begraben liegen.

Leider erneuert sich die uralte Wahrnehmung unaufhörlich, daß die ernsten Warnungen der Geschichte an den Meisten, selbst Solchen, welche die Geschicke ihrer Mitmenschen in der Hand halten, unbeachtet vorüber gehen. Wäre es anders, so würden von Denen,

welche die engliſchen, franzöſiſchen und ruſſiſchen Heere ausſendeten, wirkſamere Vorkehrungen gegen das Hereinbrechen ſo entſetzlichen Unheils getroffen worden ſein. Wollte man alle Unfälle ähnlicher Art geſchichtlich zuſammen tragen, welche ſpeciell dieſe Heere bereits in früherer Zeit irgendwo betroffen haben, ſo würden ſich leicht bändereiche Folianten damit füllen laſſen. Dieſe könnten eine Geſchichte menſchlichen Jammers in ſich aufnehmen, welche zu erdenken, ſelbſt dem verbrannten Gehirn irgend eines Timon unmöglich bleiben möchte.

Es iſt hier nicht von thörichten Utopien die Rede, welche den Krieg in ein Inſtitut zur Beförderung des phyſiſchen Geſundheitswohles der Völker könnten umwandeln wollen. Das aber wage ich kühn zu behaupten, daß wenn man die weit vorgeſchrittenen Lehren vom Klima, von der Atmoſphäre und ihren Niederſchlägen, der Zuſammenſetzung der Erdrinde und ihrer Einwirkung auf den Menſchen, wenn man die keineswegs mehr verborgene Kenntniß von den Geſetzen, nach welchen ſich anſteckende Krankheiten entwickeln und ausbreiten, zur rechten Zeit und nach genügendem Maaßſtabe praktiſch zur Anwendung gebracht hätte, — ſo würde des namenloſen Verderbens ungleich weniger geweſen ſein. Dennoch darf die Humanität niemals verzweifeln, durch ihr energiſches Streben nach Aufklärung, die kommende Generation Nutzen ziehen zu laſſen aus dem Unglück der gegenwärtigen. So iſt es denn meine Abſicht geweſen, die Urſachen des letzteren aufmerkſam zu verfolgen, ſie durch Unterſuchungen an Ort und Stelle, oder durch Studien, möglichſt aufzuklären, zugleich auch, auf dieſe geſtützt, Vorſchläge zu ihrer Nutzbarmachung für künftige Zeiten hinzuzufügen.

Sollte irgend ein Kurzſichtiger etwa meinen, eine ſolche Arbeit komme um mehrere Jahre zu ſpät, ſo halte ich ihm einfach die feſte Ueberzeugung entgegen, daß die Geſchicke und die Weltſtellung Europa's nicht in deſſen Weſten, ſondern definitiv nur im Oſten ihre Entſcheidung finden werden. Dort werden England, Rußland und Frankreich früher oder ſpäter zuſammen treffen. Schon ſind die jüngſten Mordthaten in Syrien für die beweglichſte dieſer Mächte Veranlaſſung geworden, dort vorläufig feſten Fuß zu faſſen. Und ſo werden denn fortan die Chriſten in Syrien ſich eines eben ſo dauerhaften franzöſiſchen Schutzes erfreuen, als Se. Heiligkeit der Papſt zu Rom ſelbſt. Wer aber im Vollbeſitze aller Mittel, welche

der heutige Stand der Civiliſation darbietet, den Bosporus und die Dardanellen beherrſcht, wird dem Continent von Europa die Richtſchnur ſeines Verhaltens gebieteriſch vorzeichnen. Mag auch der jüngſt in Italien hervorgetretene Gährungs- und Neubildungs-Proceß als unerwarteter und willkommener Hülfsgenoſſe der Türkei ſich den Machthabern hindernd entgegenwerfen, welche die letztere näher und näher bedrängen; mag England, durch die ſpäten Folgen des Aufruhrs in Indien noch beſchäftigt, zur Zeit abwartend zuſchauen; mag endlich Rußland gegenwärtig durch einen weiſen, milden Monarchen beherrſcht werden, der ſeine Hauptaufgabe richtig erkennt, wenn er Rußland innerhalb ſeiner bereits zu weit gedehnten Gränzen durch die allmälig einzuführenden Fortſchritte neuerer Cultur intenſiv mächtiger und thatkräftiger zu machen ſtrebt, als es je zuvor war: — auf die Dauer würden die Mächtigen doch nur durch eine Achtung gebietende Zwiſchen-Macht aus einander gehalten werden können, an der es ſowohl in Aſien, als im Orient Europa's fehlt. Zufall und Zeit, die zwei größten Tyrannen der Erde, wie ſie Herder nennt, werden dabei das Ihrige thun.

Die große Körperader Europa's, die Donau, hat von jeher die Heeresmaſſen magiſch an ſich gezogen, welche von Oſten nach Weſten, oder auch in entgegengeſetzter Richtung, vorzudringen ſuchten. Schon die Leichtigkeit des Transportes von Menſchen, Heeresgeräth und Proviant, welche ſie jetzt, durch des Dampfes Gewalt noch unterſtützt, darbietet, wird ihr dieſe Anziehungskraft für immer erhalten, ſofern unſere gute Mutter Erde die Geſtalt ihrer Oberfläche nicht noch einmal total umwandeln ſollte. So kann es denn ſchon in dieſer Beziehung nicht für nutzlos erachtet werden, die phyſiſchen Verhältniſſe der von der mittleren und unteren Donau beherrſchten Länder zu ſtudiren.

Außerdem habe ich mein Unternehmen mit der Ueberzeugung begonnen, daß die Geſchichte der Völker fortan nicht mehr ohne Rückſicht auf die Naturkräfte geſchrieben werden ſollte, deren Einwirkung jene unaufhörlich ausgeſetzt ſind. Man findet zwar, bei Abbé Giraud Soulavie, A. v. Humboldt und Cotta, den unwiderſtehlichen Naturgewalten, als Bedingungen für gewiſſe Wendungen der Völker-Geſchichte ihr Recht energiſch gewahrt. Aber im Ganzen und Großen haben die Geſchichtſchreiber wenig auf die die Völker umgebende organiſche und unorganiſche Natur geachtet, die

doch den Menſchen in ſo vielen Ländern den Gang ihrer Cultur mit Nothwendigkeit vorſchreibt. Mit Anerkennung nehme ich wahr, daß neuerdings ein kenntnißreicher Schriftſteller, Hr. H. T. Buckle*), die Nachtheile gebührend würdigt, welche der Geſchichte der Völker aus ihrer bisherigen methodiſchen Trennung von den Naturwiſſenſchaften erwachſen ſind. In der That haben ſelbſt die hervorragendſten Hiſtoriker die Geſchichte mit Geringſchätzung der Naturkräfte geſchrieben, welche das Loos der Sterblichen ſo mächtig beſtimmen. Als ich beſchloſſen hatte, einen kritiſchen Blick auf die Geſchichte und Politik der hier in Rede ſtehenden Völker zu werfen, hielt ich es deshalb für unentbehrlich, zuvor die ſie umgebende Natur zu ſtudiren. Ich fühle wohl, daß dies ſehr lückenhaft geſchehen iſt, lebe aber der Hoffnung, daß nachfolgende gediegenere Kräfte die übrig gelaſſenen Lücken allmählig ausfüllen werden.

Die Eindrücke, welche von Natur-Gegenſtänden ausgehen, geſtalten ſich unter dem Einfluſſe verſchiedener Zeiten in jedem der Phantaſie nicht ganz entbehrenden Beobachter anders. Selbſt vorübergehende Begebenheiten und Zuſtände werden von den einzelnen Zeugen nicht gleichmäßig aufgefaßt. Der ſcharfdenkende Lichtenberg ging ſo weit, zu behaupten, daß ſich ihm verſchiedene Gedankenreihen aufdrängten, je nachdem er horizontal lag, aufrecht ſtand, oder einherging. Somit wird man die wiederholte Beobachtung und Beſchreibung bereits bekannter, aber weſentlicher Verhältniſſe und Gegenſtände nicht mißbilligen wollen. Aber die Wiſſenſchaft verlangt von ihren Vertretern auch, daß das Streben nach ihrer Bereicherung nicht an den unmittelbaren Nutzen gefeſſelt werden möge, der ſich vorausſichtlich aus irgend einer Unterſuchung ziehen läßt. Sie trägt den Gewinn in ſich, der gewiß, wenn auch erſt ſpät, dereinſt zur Geltung kommen wird. Darum habe ich nichts von dem, was während der Reiſe der näheren Beobachtung werth zu ſein ſchien, von ihr ausſchließen mögen. Vorzugsweiſe wurde die Unterſuchung indeſſen der organiſchen Natur, vor Allem den Menſchen zugewendet, denn ſie werden ſtets den mächtigſten Einfluß auf die Geſtaltung

*) Geſchichte der Civiliſation in England. Ueberſetzt von A. Ruge. 1. Bd. 1. Abth. Leipzig und Heidelberg, 1860. S. 30 u. f.

und Gliederung der Erdoberfläche ausüben. Um sie richtiger würdigen zu können, schien mir eine Uebersicht der Geschichte der in den durchreisten Landstrichen wohnenden Volksstämme, ihrer Charakteristik, wie sie der zweite Band geben wird, nothwendig vorangehen zu müssen; hieraus sind die mitgetheilten historischen Skizzen entstanden. Diese werden von dem Leser, welchem ein tieferes Eingehen in die Entwickelung der dortigen Volkszustände nicht zusagt, leicht übergangen werden können. — Zugleich enthalten der vierte und der neunte Abschnitt des ersten Bandes ausführliche Untersuchungen über die schädlichen Eigenschaften der Sumpfluft und über vorherrschende Krankheiten, die nur Lesern zusagen dürften, die über diese Gegenstände specielle Belehrung suchen. Für den an den Ufern der untern Donau Reisenden werden sie freilich stets überwiegende Bedeutung behalten.

Hätte ich mich in der Lage befunden, v. Hammer's tiefes Studium orientalischer Idiome der Reise voran schicken zu können, so würde ich auch vielleicht den poetischen Hauch nachzubilden versucht haben, durch welchen der treffliche Forscher seinen Schriften östliches Leben einzupflanzen strebte. Doch wird man sich überzeugen können, daß der trockene Tagebuchs-Styl mancher Reisenden vermieden wurde, der orientalischen Verhältnissen am wenigsten zusagt. Selbst die Türken haben ihre Sprache wohl herabzuziehen, deren Geist aber nicht zu tilgen vermocht. Darin läßt sich wenigstens ein Keim zur Wiederbelebung des erschlafften Geschlechtes erblicken, und die deutsche Sprache, welche sich der orientalischen Ausdrucksweise ungleich näher anzuschmiegen vermag, als die romanischen Dialecte, sollte ihrerseits nicht gleichsam absichtlich hinter ihr zurückbleiben wollen, wenn es sich darum handelt, lebenskräftige Bilder aus dem Oriente vorzuführen. Mögen auch unsere westlichen Nachbarn fortfahren, in einer Sprachweise, die sich über den leichten Conversationston erhebt, dessen Meister sie sind, nichts zu sehen als „un peu de poésie et beaucoup de brouillard", weil sie den Reiz einer solchen nicht zu empfinden, ihren Werth mithin nicht zu würdigen wissen, — so darf uns das doch nicht verleiten mit einem um seine Provinz verdienten neueren Forscher*) zu behaup-

*) F. Petter, Dalmatien. 1. Th. Gotha, 1857. S. 5. 6.

ten, daß für Deutſche nur der Deutſche, für Britten nur der Britte, für den Italiener nur der Italiener ſchreiben könne. Von einem philanthropiſchen Deutſchen ließ ſich dergleichen am wenigſten erwarten. Dennoch darf ich nicht läugnen, daß ich den Lohn für ſo manchen mühſamen Schritt vorzugsweiſe darin zu finden wünſche, auch meines Theils in maßgebenden Regionen Deutſchlands die nicht genug zu erhebende Wichtigkeit des Orients für die Wohlfahrt und Machtſtellung germaniſcher Volksſtämme zu einer thatkräftigeren Erkenntniß gebracht zu haben, als es bisher geſchehen iſt. Dem ſcharfen Beobachtungstalent Goethe's iſt es leicht geworden, ein Bild für ſeine ſchwatzenden Philiſter aufzufinden, wenn er ſie von den Völkern reden läßt, die ſich „da hinten in der Türkei" herumſchlagen. Seitdem iſt die Türkei aber weit in den Vordergrund gerückt.

Ich ſchreibe unter den Eindrücken, welche meine Jugend von einer großen Zeit empfangen hat. Welche Epoche der Vorzeit Europa's mag ſich an Großartigkeit würdig meſſen mit der, welche, langſam, aber ſicher, vorbereitet, 1789 unwiderſtehlich erſchütternd hervortrat. Mit ihrem Beginnen trifft mein Eintritt in's Leben zuſammen. So wurde ſchon des heranreifenden Knaben Phantaſie durch die raſche Aufeinanderfolge welthiſtoriſcher Ereigniſſe unaufhörlich geſpannt. Ihre rauhe Wirklichkeit ergriff ihn aber von dem Augenblicke an zuerſt, der ihn zum Zeugen des Einzuges Napoleon's I. in Berlin gemacht hatte. Demüthigende Scenen verkündeten des Vaterlandes Sturz. Das glänzendſte, mächtigſte Heer der neueren Zeit führte der damals unüberwindlich ſcheinende Eroberer vor meinen Augen vorüber nach Rußland; bemitleidenswerthe ſchwache Reſte davon ſah ich zurückkehren. Und als 1813 des Königs Ruf den ſchwer darniedergehaltenen Zorn des Volkes über die erlittene Schmach zur lodernden Flamme erweckte, da zog es auch mich fort, nach der mir gegebenen Stellung zum Gelingen des großen Unternehmens der Erhebung beizutragen. Bei allen folgenden Erlebniſſen einer vielbewegten Laufbahn hielt die wahrhaft ſtählende Erinnerung an jene mächtige Zeit den Muth ſtets aufrecht. Ihn hatte damals die Theilnahme an grauſenhaften Scenen gekräftigt, in denen der Tod ſeine maſſenhaften Erndten unter allen Formen hielt, am meiſten unter der der peſtartigen Begleiter der Heere, wie ſie im Kriege ſelten ausbleiben.

Die weitausgebreitete Energieloſigkeit der gegenwärtigen Periode

hatte den Kampf kaum erwarten lassen, der 1854 im fernen Osten als blutiges Meteor auftrat. Für die jüngere Generation erschien er unerhört, für die ältere anregend genug, um ihn mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Diese Anregung führte denn auch die lebhaftesten Erinnerungen aus früherer Zeit für mich zurück. Nur durch ernstere Studien über den Orient wurde die Vergleichung von selbst Erlebtem mit den dortigen Vorgängen möglich. Ihnen mußte, wenn sie fruchtbringend werden sollten, wenn ich nicht als „nauta ex libro" hervortreten wollte, die eigene Anschauung an Ort und Stelle nothwendig folgen.

Diese wenigen Andeutungen dürften genügen, um den Leser vorhersehen zu lassen, daß manche Abschweifung von dem geraden Wege der vorliegenden Untersuchungen, manche lebhaftere, vielleicht auch von dem Erwarteten abweichende Färbung des aufgetragenen Colorites, namentlich in dem Schluß-Kapitel des Ganzen, seine Nachsicht werden in Anspruch nehmen. Schließlich möchte man indessen nicht in Abrede stellen können, daß eine farblosere Haltung die Lectüre nicht anziehender gemacht haben würde; dem, welcher sie vorzieht, bietet sie sich, weitverbreitet genug, in unserer Tagesliteratur dar. Mir war es nicht gegeben, Lucian's „Philosophen ohne Geschlecht" darstellen zu sollen.

Wenn der treffliche Volney sein vielgerühmtes Reisewerk*) damit beginnt, das Staunen und die Bewunderung des in Alexandrien zuerst ankommenden Europäers über die orientalische Physiognomie der Stadt auszudrücken, wenn er in dergleichen Empfindungen die Ursache davon sucht, daß die meisten Reisebeschreiber eine vorherrschende Neigung entwickeln, die von ihnen gesehenen Gegenstände dem Leser in möglichst glänzendem Gewande vorzuführen, so möchte ich daraus die Vermuthung folgern, daß Volney noch sehr jung war, als er seine Reise unternahm. Ich kann nur versichern, daß mir das „nil admirari" im Orient leicht geworden ist. War es vielleicht das höher vorgerückte Lebensalter? Hatte wohl auch der mir früh schon dargebotene Verkehr mit Menschen verschiedenster Nationen und das Getümmel des Krieges seinen Einfluß geübt? Waren vielleicht die nirgends realisirten Phantasiegebilde, welche die

*) Voyage en Syrie et en Egypte. Seconde edit. Paris, 1787. T. 1, pag. 2.

Märchen der Scheherazade bereits in des Knaben empfänglichem Gemüthe hervorgezaubert hatten, unbemerkt im Spiele? Mehr als das Alles, und viel gewiſſer war der niederſchlagende Eindruck maßgebend, welchen der Anblick des durch ſeine gegenwärtigen Machthaber tief herabgewürdigten herrlichen Landes ſelbſt hervorrief. So entſtand die kühle Stimmung, welche der ruhigen Beobachtung ſo förderlich iſt.

Lebendiger wirkt die unmittelbare Gegenwart der beſeelten Natur auf den Beobachter; tiefer graben ſich ihm die Bilder des Vorhandenen in's Gedächtniß, wenn ſie, unbedeckt von dem Schatten, welchen andere Beſchauer auf ſie geworfen haben konnten, klar vor ihm ſtehen. — Ob aber der Beobachtende den richtigen Standpunkt gewählt hatte, ob er überhaupt den Beruf zur Unterſuchung in ſich trug, vermögen freilich nur unparteiiſche Sachverſtändige zu erkennen. Doch wird Jener zur Vermeidung menſchlichen Irrthums viel beizutragen vermögen, wenn er die vor ihm niedergeſchriebenen Urtheile Anderer mit den ſeinigen unbefangen vergleicht. Daß dies hier geſchehen ſei, wird ſich nirgends verkennen laſſen. Um die Forſchung nach den benutzten Quellen zu erleichtern, habe ich es auch nicht geſcheut, ſie durch Citate unter dem Texte kenntlich zu machen, obgleich dieſe heutiges Tages oft genug als unnützer Beirath, wohl gar als Ausfluß eines Haſchens nach dem Nimbus von Gelehrſamkeit angeſehen werden. Freilich iſt es ungleich bequemer, auch wohl dem Autor mitunter nützlicher, Federn auszurupfen, wo ſie ſich eben finden, ohne des Gerupften zu erwähnen, der ſeinen Weheruf vielleicht nicht mehr zu äußern vermag. Wem aber mehr noch daran liegt, der Wahrheit den Weg zu ebnen, darf die Forſchung Anderer nicht erſchweren, die vielleicht fruchtbringender werden kann, als die eigene.

Uebrigens dürfte ſich nicht in Abrede ſtellen laſſen, daß der kliniſche Arzt, welcher ein langes Leben hindurch die Menſchen ununterbrochen ſtudirt hat, jedenfalls viel mehr Uebung und Beruf beſitzen müſſe, die Eigenthümlichkeiten fremder Völker und ihre Verhältniſſe richtig aufzufaſſen, als z. B. der Forſcher, welcher ſeine ganze Kraft ſpeciell den Pflanzen oder Steinen zugewendet hatte. Univerſal-Geiſter, wie etwa den unerreichten Alex. von Humboldt, ſchafft die liebende Natur ſich zum Prieſter im Jahrhundert nur einmal. Wenn aber auch kaum ein anderer Lebensberuf, als

der des Arztes, eine so nahe liegende Aufforderung mit sich führt, die ihn umgebende Natur nach ihren verschiedenen Richtungen hin zu ergründen, weil sie alle mit dem Menschen in nahem Wechselverhältnisse stehen, so bedarf er dessen ungeachtet oft genug noch eines wohlthätigen Anstoßes von außen her, sich dem engeren Kreise seiner täglichen Beschäftigungen für den Augenblick zu entreißen, um jener Forderung zu folgen. Ueberhört er sie, so zieht er die Nachtheile auf sich, auf welche Burke so treffend aufmerksam gemacht hat: „When men are too much confined to professional habits, they are rather disabled than qualified for what ever depends on the knowledge of mankind or experience in mixed affairs".

In der Rechtschreibung der Ortsnamen bin ich großentheils Hrn. Kiepert gefolgt, welcher in seiner mir von größtem Nutzen gewesenen Karte der europäischen Türkei jenem Gegenstande größere Sorgfalt zugewendet hat, als wie dies von seinen Vorgängern geschehen war.

Es hat mir selbst in der Ferne nicht an freundlich entgegenkommender Unterstützung, namentlich von Seiten lieber deutscher Landsleute, gefehlt, deren ich an geeigneter Stelle dankbar gedenken werde. An diesem Orte liegt mir aber die Pflicht inniger Dankbarkeit für meine hochverehrten Herren Collegen L. C. Treviranus und J. Noeggerath zunächst, deren ersterer auf meine Bitte die mitgebrachten Repräsentanten der herbstlichen Flora, der letztere die in geringer Zahl gesammelten Mineralien, mit nicht genug zu erkennender Bereitwilligkeit näher bestimmten.

Wie sehr mir Bescheidenheit in Bezug auf die hier niedergelegten Urtheile zieme, fühle ich jetzt tief. „Satis gratiae dicuntur habere, si tempestiva sint ac opportuna".

Bonn, im Oktober 1860.

Wutzer.

I.

Die Donau von Wien bis Orſowa; ihre Ufer und deren Vegetation. — Preßburg. — Comorn. — Gran. — Waitzen. — Ofen mit ſeinen warmen Bädern und Peſth. — Semlin. — Das Felſenriff. — Verſuch einer Vergleichung des letzteren Donautheiles mit dem Rheine. — Die öſterreichiſchen Contumaz-Anſtalten.

Consite gramineas amnis viridissime ripas: naviger, ut pelagus.
Ausonius. Mosella. 26.

Es war am frühen Morgen des 23. Auguſt 1856, als ich in der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt ein Schiff der erſten Donau-Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft beſtieg, um die beſchloſſene Wanderung nach dem Orient, das Ziel langjähriger Wünſche, anzutreten.

Die große Zahl der Reiſegefährten aller Klaſſen ſchien außer jedem Verhältniſſe zu der Capacität des kleinen Schiffes zu ſtehen. Ich wurde indeſſen belehrt, daß letzteres nur die Beſtimmuug habe, die gedrängte Geſellſchaft durch den ſchmalen Arm bis in den gewaltigen Strom ſelbſt zu bringen, um ſie dann einem geräumigeren Schiffe zu übertragen. — In früherer Zeit waren die Paſſagiere genöthigt, eine weite Fahrt durch den Prater, der jetzt dem kleinen Schiffe zur linken Seite liegen bleibt, zu machen, um an Bord zu gelangen. Hr. Ed. Thouvenel*) konnte 1840 noch die Reiſe zu einer ſolchen Morgen-Promenade durch die großartigen Alleen der köſtlichen Inſel rühmen, fand aber bei ſeiner Ankunft am Schiffe, daß die meiſten Paſſagiere ſchon auf dieſem übernachtet hatten, um die Promenade zu vermeiden. Unſere das Nützliche dem Romantiſchen noch in höherm Grade vorziehende Zeit hat die alten Einrichtungen fallen laſſen. — In der That erreichten wir das größere Schiff, welches in der Nähe der Inſel Lobau, im Angeſicht von Ebersdorf, vor Anker lag, ſchon nach einer Viertelſtunde.

*) La Hongrie et la Valachie. Paris, 1840. p. 1.

Es ſtand in richtigerem Verhältniſſe zu der Waſſermaſſe, von welcher es getragen werden ſollte; deshalb zeigte es auch merklich bedeutendere Querdurchmeſſer, als die Schiffe, welche den Rhein befahren, denen es hinwieder an Eleganz und Comfort nachſtand. Der geräumige Salon beherbergte die anſehnliche Menſchenzahl ziemlich bequem; glücklich genug erlaubte indeſſen die günſtige Witterung, ſeine dunſtreiche Atmoſphäre mit der ungleich reineren des Verdecks zu vertauſchen.

Unmittelbar nachdem das kleinere Schiff ſich vom Einſchiffungsufer aus in Bewegung geſetzt hatte, boten ſich intereſſante und mit den Windungen des Flußarmes wechſelnde Rückblicke auf das eben verlaſſene Wien dar. Wahrhaft dominirend hob ſich von hier aus beſonders das neue Arſenal hervor. In der That, wenn irgend etwas die von der Natur reichgeſegneten Hülfsquellen Oeſterreichs klar vor die Augen zu ſtellen ſich eignet, ſo iſt es dieſer coloſſale Complex von Gebäuden, deren Architectur, nach Art der egyptiſchen, beſtimmt zu ſein ſcheint, einer Ewigkeit zu trotzen. Vom mächtigen Rundbogen des Erdgeſchoſſes bis zur oberſten Mauerkrone begegnet der Blick nur dem ſolideſten Material. Dem Kunſtſinne der Zeit trägt aber die ſich in einem der innern Höfe erhebende Kapelle Rechnung, welche bedeutungsvoll der „Maria zum Siege" gewidmet iſt; ihr Portal zieren zwei Statuen von Sandſtein, deren Idee dem von ihnen eingenommenen Standpunkte in hohem Grade zuſagt. Wenn der Beſchauer über dem Hauptportale des Ganzen lieſt, daß es durch den Kaiſer Franz Joſeph bereits in dem für Oeſterreich ſo ſchweren Jahre 1849 angefangen und 1855 vollendet worden iſt; — wenn man ſich dann zugleich erinnert, daß derſelbe jugendliche Kaiſer ebenſo eine Academie der Wiſſenſchaften geſtiftet hat, die an Liberalität der Ausſtattung, wie der Benutzung, viele ihrer ältern Schweſtern hinter ſich läßt, — ſo darf man der alten Kaiſerſtadt, in welcher damals nicht blos für den Krieg, ſondern zugleich auch für den Frieden gerüſtet werden konnte, mit Recht ahnungsvoll eine reichere Zukunft vorherſagen. Die 473,000 Einwohner, welche 1856 hier gezählt wurden, hatten freilich ein wohlbegründetes Recht, weitere Fortſchritte auf dem damals ſo rüſtig beſchrittenen Wege, namentlich in Bezug auf die goldenen Segnungen des Friedens, zu erwarten. Leider ſind dieſe bisher viel zu wenig realiſirt worden.

Unter dieſen Betrachtungen hatte des Dampfes Macht, die hier ſeit 1830 wirkt, uns ſchnell den Schlachtfeldern von Aspern und Wagram nahe gebracht; die blutgedüngte Inſel Lobau lag unmittelbar vor uns, die Kirchthürme von Aspern und Eßlingen, in deren Nähe ſich die öſterreichiſchen Waffen 1809 ſo tapfer und erfolgreich bewährt hatten, blinkten vom linken Ufer friedlich herüber. Tiefe Ruhe hatte ſich über die Morgenlandſchaft gelagert, auf deren weithin gedehnter Fläche ſich vor beinahe einem halben Jahrhunderte ſo viele Tauſende von Kämpfern tummelten. Welche coloſſale Machtentwickelungen, gefolgt von ebenſo blutigen Scenen hat dieſes Wien im Laufe der Jahrhunderte an ſich vorüber gehen ſehen! Welche ungewöhnliche Lebensfähigkeit gehörte dazu, ſich deſſenungeachtet unaufhörlich von neuem bis zu der gegenwärtigen Höhe zu erheben!

Das eilende Schiff lenkte die Aufmerkſamkeit bald auf näher liegende Gegenſtände; es zeigte uns rechts und links nichts als flachliegende Ufer, die ſich auch mit geringer Unterbrechung, z. B. bei Ofen auf dem rechten, bei Preßburg und Viſſegrad auf dem linken Ufer, bis zu den Felſenriffen erſtrecken, welche unterhalb Drenkowa anfangen und oberhalb Turn-Severin endigen. Auffallend erſcheint es hierbei, daß durchgängig das rechte Ufer das linke an Höhe übertrifft. Da, wo ſich auf der linken Seite unabſehbare Ebenen hindehnen, fand ich die rechte Seite oft wenigſtens zwanzig Fuß über der Stromfläche erhaben fortlaufend. Sogar noch bei dem Ausfluſſe des Stromes in das ſchwarze Meer wiederholt ſich dieſe Eigenthümlichkeit. Das rechte Ufer des St. Georgs-Armes trägt einen Gebirgszug, das linke zeigt ſich dagegen bis zum Meere völlig flach. — Das ganze Donauufer der Walachei erſcheint wenig über dem Strom erhaben; das rechte, welches Serbien und der Bulgarei angehört, ſteigt zu den Vorhügeln des Balkan heran. Welche Vorzüge alſo der Boden und die Atmoſphäre des rechten Ufers im Allgemeinen für das phyſiſche Wohl ſeiner Bewohner, dem linken, oft von langgeſtreckten Sümpfen eingenommenen gegenüber, haben müſſe, liegt nahe. In ſtrategiſcher Hinſicht wird daher die Stellung eines Heeres auf dem rechten Ufer meiſtens der eines auf der linken Seite ſtehenden überlegen ſein; das letztere wird ungleich mehr durch Sumpf-Ausdünſtungen decimirt werden, wo nicht etwa einzelne

locale Verhältnisse Ausnahmen bedingen. Am auffallendsten wird dies in Ungarn und der Walachei.

Im Angesichte dieser unabsehbaren Ebenen tauchte die Erinnerung an eine in früherer Zeit zu längerm Aufenthalte in Wien, von Linz aus nach abwärts gemachte Donaufahrt in mir auf, die auf einem kleinen Nachen unternommen wurde, der nur drei Personen trug. Der ungemein schnelle Strom machte dort die Anwendung von Rudern unnöthig, nur das Steuerruder forderte des erfahrenen Schiffers ununterbrochene Aufmerksamkeit. Höchst malerische Ufer ziehen dort in wechselnder Gestalt des Wanderers Auge unaufhörlich an sich; vom Gipfel bis zum Flußufer herab grün bewaldete Höhenzüge entwickeln eine großartige Scene nach der anderen. Dem für Romantik empfänglichen Gemüthe gewähren dort die zahlreichen, malerischen Reste mittelalterlicher Burgen noch reiche Unterhaltung. Unter ihnen zeigt das wohlerhaltene Greifenstein zugleich auf die rauhe Wirklichkeit jener frühen, jetzt von gewissen Seiten wieder herbeigewünschten Zeit mit warnendem Finger zurück. In dem aus mächtigen Baumstämmen gezimmerten Käfig, der sich in Greifenstein sehr wohl erhalten hat, soll, nach der in jener Gegend vorherrschenden Version, einst der König Richard Löwenherz in Fesseln gehalten worden sein. — Ist es doch, als wenn der mächtige deutsche Strom unterhalb Wien, trauernd darüber, daß er der nahen deutschen Gränze zueilen muß, seine malerischen Ufer in melancholisches Flachland umwandelte, um aus dessen zahlreichen Sümpfen verderbliche Dünste als Zeugen seines Mißmuthes ausströmen zu lassen.

Die große Körper-Ader Europa's, die Donau, erreicht nach den Angaben der internationalen Commission, welche jüngst niedergesetzt wurde, um die Schiffbarmachung ihrer Ausflüsse in das schwarze Meer zu begutachten, von seinen Quellen bis an das letztere eine Länge von 2900 Kilometern, also den Kilometer zu 3186 rh. Fuß berechnet = 9,239,400 rh. Fuß, oder den Kilometer zu $^2/_{15}$ geographischen Meilen angenommen, eine Länge von 386$^2/_3$ geographischen Meilen. Eine Berechnung der von dem Strome bedeckten Erdoberfläche ergab das auffallende Resultat, daß diese nicht weniger als 808,000 Quadrat-Kilometern, die Oberfläche des gegenwärtigen Frankreichs hingegen nur 530,000□Kilometer enthält. — Das Delta derselben, soweit dasselbe nach Norden

von dem Kilia-, nach Süden von dem St. Georgs-Arme umfaßt, nach Osten vom Meere begrenzt wird, zeigt eine Bodenfläche von 2690 Quadrat-Kilometern (etwa 1000 englische Meilen) größtentheils versumpften Landes. Diese so massenhaft auftretende Donau ist dennoch unter den Strömen der Erde, dem Range nach, nur der zweiundzwanzigste. Allen voran geht der ungeheure Amazonenstrom.*) Aber auch in Europa steht noch ein Fluß an Wassermasse sowie an Bodenfläche über der Donau, nämlich die Wolga, die sich in das caspische Meer ergießt. An politischer wie an commercieller Wichtigkeit erreicht dieser der Gränze Asiens so nahe liegende Strom die Donau freilich bei Weitem nicht. — Die letztere erlangt am Eingange der Felsenriffe, welche sich mit dem sogenannten eisernen Thore endigen, eine Breite von 5400′, nachdem diese zwischen Ofen und Pesth nur 1440′ betragen hatte, wie dies die dortige Kettenbrücke nachweißt. — Zu Donaueschingen, 2050′ über dem Meere entspringend, eilt der Strom in ungewöhnlich raschem Laufe bis nach Rassowa, von wo ab die große nordwärts gerichtete Krümmung beginnt, die den raschen Lauf etwas mäßigt.

Eine einfache Berücksichtigung der zahlreichen Völker, welche sich um das Bassin der Donau gruppirt haben, beweißt, daß, wer den Strom zu beherrschen weiß, zugleich Herr des schwarzen Meeres sein muß. Die Türken haben diese Mission Deutschlands durch ihre Kriege und Raubzüge, wie durch ihre Pest, aufzuhalten gewußt. Wer die Nachbarländer des Stromgebietes mit eigenen Augen gesehen hat, begreift die Bedeutung des alten Sprichwortes leicht: „Wo ein türkisches Roß den Huf hingesetzt hat, verdorrt das Gras für immer.“ Von dem am weitesten nach Osten hinausgeschobenen Gränzflusse Oesterreichs, der Czerna, hat die Donau noch etwa 200 Lieus zurückzulegen, auf welchem Wege links die Walachei, die Moldau, das dieser letzteren im pariser Frieden im März 1856 von Rußland zurückgegebene Stück von Bessarabien, rechts Serbien und Bulgarien den Fluß begränzen. Ihre christlichen Bevölkerungen harren der Befreiung von einer Herrschaft, die sich bis jetzt vergebens abmüht, die Fesseln ihres Ursprungs, der Barbarei, abzustreifen. Rußland, welches seit 1829 die Mission übernommen

*) Vergl. Handbuch der physischen Geographie, von G. A. von Klöden. Berlin, 1859. S. 372.

hatte, die jetzt noch allein schiffbare Mündung der Donau unter seine Obhut zu stellen, hatte sich derselben, zum Nutzen Odessa's, so entledigt, daß die Sulina großentheils versandet war, und jedem Schiffe, dessen Tiefgang über 9′ beträgt, eine unübersteigliche Barre entgegenstellte. Es handelt sich um viele Millionen, wenn der an diesem hochwichtigen Punkte allein aufgehäufte Nachtheil wieder ausgeglichen werden soll.

Wenn die Donau jemals die Correction ihrer Ufer erfahren sollte, deren sie von der deutsch-ungarischen Gränze an, durchaus bedarf, um über ihre Bewohner alle jene Segnungen zu verbreiten, die sie unzweifelhaft in ihrem Schoße trägt, so würde sie einer langen Reihe von wohlwollenden Herrschern unterthan sein müssen, die mit der Macht eines Trajan auch dessen Humanitätssinn verbänden. Der Pariser Frieden vom 30. März 1856 spricht den humanen Grundsatz der freien Donauschifffahrt aus. Aber die Ufer-Staaten wollen sie nur für sich vollgültig werden lassen, Frankreich und England verlangen, ihn auf alle Schifffahrt treibende Nationen gleichmäßig auszudehnen. Die kaum für den Rhein überwundene holländische Deutung des jusqu'à la mèr wiederholt sich also nach kurzer Zeit in ähnlich subtiler diplomatischer Wendung für die Donau. — Und so werden es gewiß noch für lange Zeiten nicht die Genien der Freiheit sein, welche sich in den Fluthen des mächtigen Stromes baden; sie werden von den Genien des Neides und der Mißgunst zurückgewiesen.

Unbekümmert um arme Menschlichkeiten jeder Art führte der schnelle Strom sich fort und fort krümmend zwischen flachen Ufern das Schiff nach dem Städtchen Hainburg, welches auf einem Hügel der rechten Seite eine kleine Citadelle, am Fuße desselben eine große kaiserliche Tabaksfabrik zeigt. Der malerisch liegende freundliche Ort hat die zweimalige Zerstörung, welche er von den Türken erlitt, augenscheinlich längst schon überwunden. — Die häufigen Windungen des Stromes erfordern die ganze Kraftanstrengung von zwei Steuerleuten, um das Schiff im rechten Fahrwasser zu erhalten. Viele Inseln unterbrechen das letztere. Mehrere von ihnen zeigten, vollkommen flach und also den Ueberschwemmungen ausgesetzt, eine unfruchtbare Sanddecke; andere, etwas mehr über die Stromfläche hervorragend, ergötzten das Auge durch saftig grünen Graswuchs. Die Zahl der Donau-Inseln nimmt abwärts,

nach Osten, mehr und mehr zu. Nahe bei Silistria wird sie so ansehnlich und ist so schwer zu übersehen, daß sich in neuerer Zeit auf diesem kleinen Insel-Meere, ein die Schifffahrt beherrschender Räuber zwei Jahre lang den Verfolgungen der türkischen Behörden entziehen konnte. Nicht selten verbergen sie das nahe Ufer, sogar den Eintritt kleinerer Flüsse, dergestalt, daß der letztere dem Reisenden, selbst wenn er die Karte stets zur Hand hat, verborgen bleiben kann, sofern er sich von dem erfahrenen Schiffer nicht belehren läßt. Der Gränzfluß zwischen Mähren und Ungarn, die March, Morava, wälzte indessen ihre gelbe Wassermasse zur Seite eines mächtigen Felsens, uns deutlich wahrnehmbar, in die Donau. Die kleinern Karpathen senden jenen 400′ hohen Ausläufer dem linken Ufer zu, der sich wahrscheinlich quer durch das Strombett bis zu kleinern Hügeln fortsetzt, welche das rechte Ufer krönen. Der Fels unterbricht die Einförmigkeit der linken Seite um so malerischer, als er von ansehnlichen Ruinen überragt wird, den Resten der ehemaligen Feste Theben. Der Standpunkt auf ihnen soll gegen Osten bereits die Fernsicht bis zum Schlosse von Preßburg gewähren. Von hier an wird die Donau ungarisch, sofern man ihr den europäischen Charakter wieder rauben will, den ihr der Pariser Frieden zu geben beabsichtigte. Glücklich genug hat ein Fortschritt der jüngsten Zeit die Zollgränze fortgerissen, welche Jahrhunderte lang zwischen Oesterreich und Ungarn an der March aufrecht erhalten worden war, obgleich der nämliche Scepter beide regierte.

Schon um 9½ Uhr Morgens erreichte unser Schiff die ehemalige Hauptstadt Ungarns. Preßburg, Posonium, wird auf seiner Westseite von einem Hügel beherrscht, dessen Fuß sich in die Donau taucht, welche hier schon ungefähr 10 Fuß von den 133 Fuß an Höhe über dem Meere verloren hat, die sie bei Wien noch besaß. Er trägt die Umfassungsmauern eines 1811 ausgebrannten Schlosses, welches ein Viereck bildet, dessen Ecken von Thürmen flankirt werden. Die Stadt verbirgt sich, vom Flusse aus gesehen, zum Theil zwischen jenem Schloßberge und einem nördlich daran hinstreichenden, niedrigen Gebirgszuge, dem Zuckermandl; dadurch erscheint sie unbedeutender, als sie es ist, obgleich ihr Wohlstand auch in der That seit 1790, wo sie aufhörte, Hauptstadt zu sein, wesentlich gelitten hat. Von den vornehmern Gebäuden des Ortes

ſieht man wenig, obgleich es in dem neuern Theile der Stadt nicht an einigen anſehnlichen Straßen fehlt; nur der 210′ hohe Thurm der Domkirche, eine vergoldete Königskrone tragend, fällt in die Augen, — in dieſem einfachen alten Dome werden ſeit Ladislaus die Könige von Ungarn gekrönt. Der Stadt gegenüber läßt das flache rechte Ufer der Donau herrliche Baumgruppen, die Au, einen Vergnügungsort der Preßburger, wahrnehmen.

Unterhalb Preßburg wird die Waſſermaſſe der Donau wahrhaft ungeheuer und umſchließt immer mehr Inſeln, welche das Auge im ſchnellen Vorüberfahren oft ſchwer vom Feſtlande abzulöſen vermag. Am meiſten gilt dies von der größten derſelben, der Inſel Schütt, die zwölf Meilen lang und 7 breit, unterhalb Preßburg anfängt und bis nach Komorn reicht; ſie bietet das reichſte Kornland Ungarns dar. Eine kleine Inſel Schütt liegt zur Seite, neben ihr ergießt ſich die Raab in den ſchmalern Donauarm.

Die Ufer bleiben weithin flach. Der Reiſende, welchem die ſtädte- und volkreichen Ufer des Rheins vorſchweben, wird hier von der öden Einförmigkeit doppelt betroffen, welche ſich über dieſe Ufer, beſonders das linke, lagert. Dörfer erſpäht man ſelten in weiterer Ferne. Die Menſchen ſcheinen das Ufer klüglich zu meiden, wohl wiſſend, daß ſeine an ſo vielen Orten hervordringenden Sumpf-Ausdünſtungen ihnen leicht verderblich werden. — Je weiter nach unten je zahlreicher beleben dagegen Heerden von Rindvieh mit ihren Hirten die flache Landſchaft. Auffallend herrſcht die weiße Farbe bei dieſen Thieren vor, deren Raçe bekanntlich ausgezeichnet iſt. Seltener bemerkte ich Schaafheerden am Ufer, obgleich Ungarn doch ſo reich an ihnen iſt; wahrſcheinlich verſcheucht ſie von hier die Feuchtigkeit des Bodens, nur wenige Ziegen wandern mit ihnen. Schweine werden, beſonders gegen die öſtliche Gränze Ungarns hin, am meiſten auf der Margitten-Inſel, zahlreich cultivirt und ſtehen hier mit den Menſchen in ziemlich traulichem Verhältniſſe.

Aufwärts fahrende Segelſchiffe oder Barken begegneten uns auf der ganzen Tagesfahrt äußerſt ſelten. Die ſchweren ungeſchlachten eichenen Boote, welche Mich. J. Quin*) noch ſah, und deren beſchwerliche Führung gegen den reißenden Strom er ſo humoriſtiſch

*) A steam-voyage down the Danube. III. edit. Paris, 1836. p. 12.

beſchreibt, ſieht man jetzt kaum mehr. Erſt in der Walachei ſtößt man noch häufiger auf ſie, ſieht hier auch öfter Ochſen als Pferde zum Ziehen verwendet. Sie ſind durch die Macht des Dampfes verdrängt worden, namentlich innerhalb Oeſterreichs Gränzen, ſeitdem neben den Dampfſchiffen eine Eiſenbahn auch Peſth mit Wien verbindet, welche die aufwärts gehenden Laſten zum Theil fördert. Ehedem mußten dieſe durch Schiffe allein transportirt werden, deren jedes einzelne, je nach ſeiner Ladung, mehr oder weniger Zugpferde, bis zu 50 oder 60 hinauf, fordert. Gewöhnlich ſind ſie paarweiſe angeſpannt, der Beſitzer des Pferdepaares läßt es ſich ſelten nehmen, es ſelbſt zu leiten. Er ſitzt entweder auf einem der Thiere, oder watet an manchen Stellen nebenher bis zum Gürtel im Waſſer. Ununterbrochenes gellendes Geſchrei treibt die übermäßig arbeitenden Thiere an, und indem die Schiffer vom Verdecke her es ihrerſeits gleichfalls nicht unterlaſſen, aufmunterndes Geheul dem Ufer zuzuſenden, ſo wird die Luft dadurch weithin mit einem wahrhaft ohrzerreißenden Zeterlärm erfüllt, dem ſelbſt die zahlreichen Schwärme von Waſſervögeln eilig zu entfliehen ſuchen, welche ſo rauh aus ihrer Ruhe geſtört wurden. Ich bedauerte indeſſen die hier gemarterten Hörorgane weniger, als ich mich erinnerte, daß in unſerer hochgeſchraubten Kunſtperiode keine Oper mehr ihr Publikum anzieht, ja ſogar kein Tanzvergnügen als vollgültig erkannt werden darf, wenn nicht Trompetengeſchmetter, Trommelwirbel, Poſaunen und Becken die erſchlafften Ohrnerven zum Erzittern bringen. Manche heutige Componiſten dürften an den ungariſchen und walachiſchen Stromufern eben ſo fruchtbare Studien machen können, als dies ja in Arabiens Wüſten bereits geſchehen iſt.

Die Goldwäſcher, welche Hr. A. v. Demidoff*) ihren kärglichen Erwerb ſuchen ſah, indem ſie den goldhaltigen Sand einiger Donau-Inſeln durch ein grobes Seihetuch hindurchwaſchen, erlaubte uns das eilende Schiff nicht zu bemerken. Stundenweit ſich hindehnendes, einförmiges Weidengebüſch, häufig unterbrochen von hohem Rohr in langen Strecken, mitunter überragt von etwas höher ſtehenden Erlen, gewährt dem bald ermüdeten Auge wenig Unterhaltung. Nur in kaltem Winter, wenn die ſumpfigen Ufer

*) Reiſe in das ſüdliche Rußland. I. Th. Breslau, 1354. S. 40.

hart gefroren sind, vermögen die Einwohner sie in Sicherheit nutzbar zu machen; in warmer Jahreszeit ist dergleichen Arbeit gefährlich.

Komorn, Comaronium, welches in dem jüngsten Revolutionskriege durch seine von Klapka geleitete Vertheidigung die Augen von Europa auf sich gezogen hat, liegt vollkommen in der Ebene der rechten Seite der Insel Schütt, oberhalb des Einflusses der Waag in die Donau, nachdem jene sich kurz vorher mit der Neutra verbunden hatte. Die tiefe Lage der wohlgebauten Stadt erlaubt nur wenig, sie von der Donau aus zu übersehen; dagegen bietet sich die regelmäßige Citadelle, welche sich an das rechte Waagufer lehnt, vom Schiffe aus vollständig dar.

Moräste in weitem Umfange machen den Ort zwar gleichsam unnahbar und unbezwinglich, zugleich aber auch durch oft herrschende Sumpffieber den Menschen gefährlich. Soweit sich die Lage von Komorn aus einem allgemeinen Ueberblicke erkennen läßt, würde eine regelmäßige und langwierige Belagerung unsägliche Opfer an Menschen durch endemische und epidemische Krankheiten kosten. Traurige Erfahrungen früherer Zeit bestätigen das. Auffallend ist es, daß auch in dieser ungeheuren Ebene ein Erdbeben verwüstend auftreten konnte. Die 1783 unter seiner Einwirkung zusammengestürzten Bastionen sind erst 1805 wieder aufgebaut worden.

Nachdem die Donau bei Komorn neuerdings einen äußerst ansehnlichen Zufluß an Wasser, mit ihm auch häufiger Holzflöße erhalten hat, erscheint sie vollständig wie ein gewaltiger See. Die Gegenstände an den Ufern werden bei der ansehnlichen Entfernung undeutlich. Nur hatte sich bei Komorn noch eine Reihe niedriger, mit Reben bepflanzter Hügel wahrnehmen lassen.

Der nächste ansehnliche Ort ist nun Gran, Strigonium, der Sitz des Erzbischofes Primas von Ungarn. Der Stadt gegenüber fällt der kleine Granfluß in die Donau, bei einer Höhe von 120′ über dem schwarzen Meere. Der Boden der Stadt Gran erhebt sich bis zu 136′. — Schon von fern glänzt der auf einem hohen Felsvorsprunge des rechten Stromufers seit 1821 neu erbaute Dom dem Herabfahrenden entgegen und nimmt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Architektur der Kirche erscheint als Nachahmung des St. Peter in Rom und der Karlskirche zu Wien.

Ein anſehnlicher Dom wölbt ſich über das, die Form eines griechiſchen Kreuzes zeigende Hauptgebäude; zwei viereckige, ſtumpfe Thürme begrenzen rechts und links die Façade, — einer von dieſen war indeſſen noch unvollendet. — Eine elegante Granit- und Porphyrbekleidung deckt die Ziegelmauern. Dem von der Donau aus Schauenden trübt die Bewunderung ein unbehagliches Gefühl, daß der Dom ſeine hintere Seite dem mächtigen Strome zuwendet, deſſen coloſſale Macht alles nachbarliche Menſchenwerk ſchon an und für ſich kleinlich erſcheinen läßt; — wie viel mehr nicht die kahle Seite eines hier in ſeinen Verhältniſſen nothwendig zurücktretenden Gebäudes. Dem geſunden natürlichen Sinn der alten klaſſiſchen Zeit wäre dergleichen grabezu unmöglich geweſen; ſämmtliche am Meere gelegene alte Tempelreſte aus römiſcher oder griechiſcher Zeit, die mir zu ſehen vergönnt geweſen, wenden ihre Vorderſeite dem beherrſchenden Elemente, dem Meere zu; und der hohe künſtleriſche Sinn des königlichen Erbauers der Walhalla bei Regensburg würde nimmer die Façade von der Donau abzuwenden vermocht haben. Mag nun die Urſache, welche der hier gewählten Stellung den Vorzug eingeräumt hat, in einem herrſchenden kirchlichen Gebrauche, oder mag ſie in dem Umſtand begründet ſein, daß der hinter der Anhöhe unfern liegende Pallaſt des Erzbiſchofs, der des Domcapitels und des Seminars ihre breite Vorderſeite dem Strome, zugleich auch dem Dome, der beide von einander trennt, zurichten und es vielleicht unſchicklich erſchienen ſein würde, dem Oberhirten der ungariſchen katholiſchen Kirche ſeine Metropolitankirche von hinten betrachten zu laſſen, — immerhin dürfte ein geſchickter Baumeiſter doch beide hervorragende Gebäude durch eine von den Endpunkten der langen Reihe jener Palläſte auslaufende Colonade haben in nahe Verbindung bringen können, welche der vor der Peterskirche ausgeführten in kleinerem Maßſtabe ähnlich geweſen wäre. Der Dom würde dann als dominirender Schlußſtein des Ganzen im Vordergrunde ſeine Façade ganz folgerichtig dem mächtigen Strome haben zuwenden dürfen. Doch auch ſo, wie der Dom von Gran jetzt daſteht, wird er ſtets als ein majeſtätiſches Denkmal für ſeinen hochherzigen Begründer, den Primas Alex. von Rudnay, ſowie für ſeinen gelehrten und humanen Nachfolger, den Erzbiſchof Ladislaus Pyrker, daſtehen, der ihn der Vollendung entgegenführte, ohne dieſe zu erleben.

Unſer Dampfſchiff hatte von oben herab eine Anzahl ungariſcher Geiſtlicher mitgebracht, die ſich in magyariſcher Sprache lebhaft miteinander unterhielten. Sie ſtiegen in Gran aus, um der Ende Auguſt's ſtattfindenden feierlichen Einweihung des Dom's beizuwohnen. — Abends ſpät deſſelben Tages in Peſth ankommend, erfuhr ich, daß man dort ſo eben dem anweſenden Franz Liszt zu Ehren eine Feſtoper mit magyariſchem Texte bei glänzender Beleuchtung aufgeführt hatte. Ihm, dem als National-Ungar hier Hochverehrtem, war nämlich die Compoſition eines Theils der Meſſe und die Direction ihrer Aufführung bei der Weihefeier zu Gran aufgetragen worden.

Das alte Gran, die frühere Reſidenz der Könige von Ungarn, erhielt ſein Erzbisthum von dem heil. Stephan im Anfang des 11. Jahrhunderts. Und obgleich die Stadt von den Türken mehrmals verwüſtet wurde, kehrten doch die Verwalter deſſelben ſtets dorthin wieder zurück, und trugen auch weſentlich dazu bei, ihr neuen Glanz zu verleihen. Man hält das Bisthum Gran für das reichſte in Europa. Außerdem liegt die Stadt maleriſch anziehend an dem ſanft ſich erhebenden Fuße des Matragebirges. Der Fels, welcher jetzt den Dom trägt, wurde ehedem durch ein feſtes Schloß gekrönt.

Zunächſt wird die Donau nun in ein ſchmaleres Flußbett eingeengt und eilt mit geſteigertem Falle vorwärts. Die Ufer erheben ſich und zeigen hier und da reiche Laubholzwälder; mächtige Eichen kommen zum Vorſchein. Häufiger Wechſel der Vegetations-Anſichten gibt der Reiſe fortan einen heiterern Charakter; Kalk- und Porphyrgebirge bilden den entſprechenden Hintergrund.

Höchſt maleriſch bietet ſich das geſchichtlich intereſſante Viſſegrad (Vicegradum) mit ſeinen immer noch großartigen Ruinen dar. Unter den dort reſidirenden Königen Ungarns hatte beſonders Mathias Corvinus das ſich auf einem anſehnlichen Hügel erhebende Schloß und ſeine Umgebungen prachtvoll eingerichtet. Später hielt dort Carl Robert von Neapel ſeinen ſchwelgeriſchen Hof. Ein noch ſtehender, anſehnlich feſter, viereckiger Thurm und die zu dem Fluſſe nach zwei Seiten herablaufenden Umfaſſungsmauern laſſen auf den bedeutenden Umfang der königlichen Anlagen ſchließen. Die Barbarei der Türken hat ſie zerſtört, und Kaiſer Leopold I. ließ endlich die letzten Befeſtigungen ſprengen. Der kleine Markt ſelbſt

erſcheint, an den Schloßberg gelehnt, zwiſchen den alten Mauern jetzt ſehr unbedeutend. — Die Ufer werden nun wieder flach. Die Donau umfaßt ſpäter mit zwei Armen die 5 Meilen lange Inſel St. Andreas und beginnt jetzt ihre einem rechten Winkel nicht ferne Windung nach Süden zu, die ſie viele Meilen weit abwärts verfolgt.

Das auf dem linken Ufer folgende Waitzen gewährt durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Lage auf niedrigen Hügeln und in dazwiſchen verlaufenden Thälern vom Fluſſe aus eine viel bequemere, ausgedehntere, zugleich auch erfreulichere Ueberſicht, als irgend eine andere ungariſche Donauſtadt, ſelbſt Peſth nicht ausgenommen. Sogar die drei durch Nationalität und Cultus von einander geſchiedenen drei Abtheilungen der Einwohner fallen durch ihre beſondere Quartiere in die Augen. Das der Katholiken zeichnet ſich durch die ſeit 1777 gebaute impoſante Kathedrale aus. Dieſe, die gleichfalls nach dem Muſter von St. Peter erbaut zu ſein ſcheint, wendet ihre, von zwei viereckigen Thürmen flankirte Façade dem Strome zu; ein mächtiger Dom beherrſcht das Ganze. Obgleich dieſer Dom bei weitem ſo vortheilhaft nicht liegt, als der zu Gran, macht er doch einen ungleich wohlthuendern Eindruck. — Die Raitzen, ein ſlaviſcher, theils dem katholiſchen, theils dem griechiſchen Cultus zugethaner Volksſtamm, ſondern ſich von den übrigen Einwohnern am meiſten ab. Die Proteſtanten ſind größtentheils deutſchen Urſprunges.

Unſer Schiff brachte uns Abends noch zeitig genug ſo weit nach abwärts, daß wir uns des Anblicks der auf dem rechten Ufer hochliegenden Feſtung und des Schloſſes von Ofen (ungar. Buda) erfreuen konnten. Das gegenüber, auf dem niedrigen linken Ufer ſich ausdehnende Peſth gewahrten wir indeſſen erſt, nachdem wir die 1000 Schritte lange und 400 breite Margarethen-Inſel umſchifft hatten. Der Boden von Peſth erhebt ſich nur noch 117 Fuß über das Meer, dahingegen die Höhe von Ofen 155 Fuß beträgt. Man machte mich auf den großen Hauſenfang aufmerkſam, der nahe bei der Ueberfahrt zu den vielbeſuchten Promenaden dieſer Inſel liegt; der Hauſen gewährt nämlich den Fiſchern hier alljährlich bedeutenden Gewinn. Raſch fuhr der Dampfer jetzt unter der mächtigen Kettenbrücke hindurch, welche beide Städte miteinander verbindet, ohne ſeinen Schornſtein niederzulegen, und lan-

dete dann nahe unterhalb derſelben an dem großartigen Quai von Peſth. Inzwiſchen war es dunkel geworden. Die großen Gaſthöfe der Stadt, welche an dem Quai liegen, waren durch den Markt und die Feſttage mit Reiſenden überfüllt, und ich ſah mich genöthigt, mich mit einem beſcheideneren Unterkommen im „Erzherzog Palatin" zu begnügen. Dieſer gewährte mir dagegen ſeinerſeits den Vortheil, die ungariſche Lebensweiſe näher kennen zu lernen, welche am Quai durch die modiſch-europäiſche verdrängt worden iſt, die allenthalben die nämliche Phyſiognomie zeigt. Mein „Palatin" bildet ein großes Viereck von Gebäuden, mit einem baumbeſetzten Hofe im Innern, welchen man unbeläſtigt von der Sonne allenfalls zum Speiſen benutzen kann. Die an zwei Stockwerken der innern Seite des Vierecks rings herumlaufenden hölzernen Balkons gaben dem ganzen Aehnlichkeit mit der altſpaniſchen Bauweiſe. Fenſtern und Thüren erlaubten freilich bei ihrem antiquirten Zuſtande der äußern Atmoſphäre einen freieren Eingang, als es im Winter wünſchenswerth ſein mag; aber im Auguſt konnte man ſich damit einverſtanden erklären. Dies und der ſich hierzu geſellende Schmutz erinnerte lebhaft an ähnliches in Italien oft Erlebtes.

Der frühe Morgen des 24. Auguſt's zog mich zuerſt zu der ſchon im Halbdunkel des vorigen Abends bewunderten Kettenbrücke hin. Der Sonntag ſchaffte den Vortheil, viele Einwohner in gewählter Kleidung zu ſehen, die ſonſt die öffentliche Plätze und Promenaden zu meiden pflegen. Die zum Strome führenden, und außerdem drei mit dieſem parallel laufende Straßen ſcheinen die belebteſten zu ſein. Die Glanzſeite von Peſth bildet aber offenbar der das nördliche Ufer der Donau einnehmende maſſiv ſteinerne Quai, mit der ihm zugewendeten Reihe palaſtartiger großer Gebäude, unter denen das deutſche Theater, das trefflich eingerichtete Caſino, mehrere Gaſthöfe u. ſ. w. hervorragen. Der breite Quai zeigt das Getümmel des täglichen Verkehrs und des Handels am meiſten; Schiffe, Barken und Nachen mancherlei Größen und Formen kommen und gehen faſt unausgeſetzt. Alles deutet darauf hin, daß Peſt die erſte Handelsſtadt Ungarns iſt, die dadurch um ſo mehr Recht hatte, eine feſte, ſtets ſichere Verbindung mit der gegenüber liegenden Reſidenzſtadt Ofen zu fordern, welche den größern Theil der Beamtenwelt in ſich faßt. Dieſer Forderung iſt durch eine Kettenbrücke genügt, welche unter denen, die mir zu Geſicht

lamen, bei weitem die impoſanteſte iſt. Die Donau ſoll an dieſem Punkt 1500 Fuß breit ſein (nach andern Angaben 1440 Fuß). Außerdem vermehrt jenen Eindruck die Höhe dieſer Brücke über dem Waſſerſpiegel, wie ſie durch das oft plötzliche Anſchwellen des Stromes und ſeinen Eisgang im Winter nothwendig gefordert wurde; ferner der am ſüdlichen Ufer ſteil anſteigende Felſen, der den Palaſt des Statthalters von Ungarn, eine ſtattliche Reihe von anſehnlichen Verwaltungs-Gebäuden und die Feſtung trägt; endlich die in weſtlicher Richtung von der Feſtung und hinter ihr ſich ausbreitende alte Stadt mit ihren Kirchen, weſentlich genug, um eine Scene zu bilden, die an Großartigkeit im Innern des Feſtlandes von Europa wenig ihres Gleichen finden dürfte. Es kommt aber hinzu, daß der Hintergrund von Ofen durch einen ziemlich raſch und im Halbkreiſe anſteigenden Gebirgszug dargeſtellt wird, deſſen Hügel mit einer reichen grünen Vegetation und mit mehreren zerſtreut liegenden Landhäuſern bedeckt ſind. Rechnet man zu dem allen noch, den zwiſchen beiden Städten ſtolz dem Meere zueilenden erſten Strom Europa's, ſo wird man geſtehen müſſen, daß ein ſolcher Zuſammenfluß von großartigen Werken der Natur und der Kunſt zugleich allein ſchon eine Reiſe hierher vollkommen rechtfertigt.

Die Kettenbrücke, welche man im Auguſt 1842 zu bauen anfing, wird von zwei ſtarken Pfeilern im Strome ſelbſt und einem ſolchen an jedem Ufer getragen. Sie iſt breit genug, um einen geräumigen zweifachen Fahrweg in der Mitte, zugleich an jeder Seite einen Fußweg darzubieten. Ihr gegenüber hat man in der jüngſten Zeit die Felsmaſſe des ſüdlichen Ufers mittelſt eines Tunnels durchbrochen, der den Zugang zu dem dahinter liegenden ſüdlichen Theil Ofens ſehr erleichtert.

Bis zum Jahre 1844 wurde die Kommunikation zwiſchen Ofen und Peſth durch eine Schiffbrücke mühſam und unzureichend vermittelt; die in jedem Winter, für den größern Theil deſſelben, abgefahren werden mußte.

Nachdem ich den geräumigen Tunnel durchſchritten hatte, gelangte ich durch den Garten des Sommertheaters von Ofen an den Aufgang zur Feſtung. Der ſüdliche Theil der alten Stadt, der ſich bis zu dem Fuße des Blocksberges erſtreckt, kam mir dabei zu Geſicht. Hr. E. Thouvenel*) hat von dieſem Theile Ofens

*) A. a. O. S. 20.

eine so abschreckende Beschreibung gegeben, daß ich angenehm überrascht war, zwar ärmlich, aber ziemlich rein aussehende kleine Häuser zu finden, die freilich gegen die Paläste der nahen Berghöhe sehr abstachen, aber doch nicht die Bezeichnung einer „Kloake" verdienen, deren pittoreske Wirkung Hr. Thouvenel 1838 vom linken Ufer aus genoß. Immerhin mag das Bombardement, welches Görgey 1849 vom Blocksberge aus gegen die Festung von Ofen richtete, zur Zerstörung und zum verbesserten Neubau jenes Stadttheiles wesentlich beigetragen haben, denn er befand sich zwischen beiden kämpfenden Partheien sehr unglücklich gestellt. Bei allen Kämpfen um die Herrschaft Ungarns, von Attila an, hat Ofen stets das traurige Schicksal gehabt, als Kampfespreis zu gelten. Die Belagerung von 1686, durch welche sie den Türken entrissen wurde, führte eine fast totale Zerstörung herbei; außerdem nahm eine Feuersbrunst 1810 noch 800 Häuser fort. Doch hat das stets aus der Asche neu erstehende Ofen bei seiner länglich gestreckten Form jetzt einen Umfang von $3\frac{1}{2}$ Stunden und 21 Kirchen, obgleich ihm die gegenüber auf dem linken Ufer liegende jüngere Schwester den größern Theil des Handels und die wichtige Landes-Universität entzogen hat. Nur die Sternwarte ist ihr durch die vortheilhafte Lage auf dem Blocksberge erhalten worden; sie ist mit guten Instrumenten ausgestattet.

Der oben erwähnte Blocksberg, richtiger wohl „Blockhausberg", liegt östlich von der Festung und beherrscht sie, durch einen Thaleinschnitt von ihr getrennt. Daher suchte Görgey sich seiner vor allen Dingen zu bemächtigen, was ihm bei der ungenügenden Befestigung des wichtigen Punktes bald gelang. Der Augenschein lehrt, daß die Festung einem von dort aus richtig geleitetem Bombardement auf die Dauer nicht wiederstehen konnte. Eine in anziehendem Colorite ausgeführte Darstellung von der Aussicht, zu der die 246 Fuß hohe Spitze des Blocksberges einladet, hat uns Hr. G. Elsner*) geliefert. Ihrerseits beherrscht die Festung von Ofen das gegenüber, jenseits der Donau liegende Pesth so vollständig, daß man die unter rechtem Winkel auf den Fluß stoßenden Straßen dieser Stadt bequem übersehen kann, die außerdem eine Ebene einnimmt, welche nur wenige Boden-Erhebungen von einigem

*) Ungarn, durchreiset u. s. w. 1. Bd. Leipzig 1840. S. 67.

Belange darbietet. Der von Ofen her zur Feſtung hinaufführende breite Fahrweg läßt ſich bequem erſteigen. Der Schloßplatz iſt durch das wohlverdiente Denkmal des tapfern Generals Henzi geſchmückt, der bei der durch ihn geleiteten, muthigen Vertheidigung von 1849 hier fiel. Man vermißt an demſelben ungerne das Bildniß des hier gefeierten Mannes, welches durch kriegeriſche Embleme und die Inſchrift nicht erſetzt wird. Die Spuren des damaligen Bombardements ſind verſchwunden. Der Platz ſelbſt wird durch den Palaſt des Statthalters und ſeine beiden einſpringenden Flügel gebildet; eine Seite deſſelben ſchließt ſehr anſehnliche Gebäude, theils vier-, theils dreiſtöckig, die hier und da neu ſcheinen und gut unterhalten ſind, ein. Sie dienen ſowohl den Verwaltungs-Behörden, als auch zu Offizier-Wohnungen. Die unanſehnliche Kirche wurde ſo eben fleißig von Einwohnern des ſüdlichen Stadttheiles beſucht. — Der Feſtung fehlt es an Brunnenwaſſer; man iſt daher genöthigt, das Waſſer von drei Quellen durch ein Druckwerk den Berg aufwärts zu treiben oder das Donauwaſſer zu benutzen. — Die weſtliche Seite des Felſens iſt ungleich ſteiler, als die öſtliche; ſie gewährt aber mit jedem Schritte nach abwärts wechſelnd überraſchende und großartige Anſichten von Peſth und der jenſeit ſich hindehnenden Ebene, auf den gewaltigen Strom, mit dem ihm in der Kettenbrücke aufgelegten Joche, ſowie auf den weſtlichen Theil von Ofen, der ſogenannten Waſſerſtadt, in weiter Ferne auf Alt-Ofen.

Der letztere Ort war es, der mich durch ſeine wohleingerichteten, ſeit der grauen Vorzeit gerühmten Bäder zunächſt anzog. Ein kleines, ſtündlich hin- und herfahrendes Dampfboot führte mich, längs des rechten Ufers aufwärts in kurzer Friſt dorthin; die Entfernung beträgt eine Stunde Fußweges von der Brücke an. Theils auf dieſem Waſſer, theils auf dem Landwege wird Alt-Ofen als Vergnügungsort ſehr häufig beſucht, es fehlt deshalb dort an Gaſthöfen nicht.

Wie hoch die Römer ſchon die warmen Quellen von Ofen geachtet haben, geht daraus hervor, daß ſie die dort angelegte Colonia Aquincum oder Acincum, Aquae quinquae, nach ihnen nannten. Dieſe Colonie erſtreckte ſich von dem Schloßberg Ofen's bis in die Nähe des gegenwärtigen Kaiſerbades, und ſoll 200,000 Einwohner gezählt haben. Ihr gegenüber lagen auch ſchon befeſtigte

Positionen, die den Namen Contra-Aquincum trugen. Eine Schiffbrücke soll dort beide Ufer verbunden haben, was jedoch wegen der zu bedeutenden Breite, die die Donau hier zeigt, wahrscheinlich auf einen weiter abwärts gelegenen Punkt zu beziehen sein dürfte. Münzen Diocletians mit dem Prägzeichen S. M. A. Q. (signata moneta Aquinci) werden nicht selten gefunden. Attila baute auf den Trümmern der von ihm zerstörten Römerstadt, eine Burg und soll diese nach seinem Bruder Budavàr genannt haben; denn den Namen trug wenigstens der Ort lange Zeit. Gewiß ist, daß Arpad in der eroberten Burg Attila's (Etzelburg) mit seinen Magyaren Freudenfeste feierte. Die Geschichte des Orts tritt in bestimmteren Umrissen von der Zeit an hervor, wo Stephan der Heilige 1022 dort eine Kirche zu bauen anfing, die er den Aposteln Peter und Paul widmete und sie reich dotirte. In der Burg zu Ofen residirten dann die Könige Ungarns von Bela IV. an. Ludwig der Große ließ sie neu errichten und der gegenwärtige Palast der Regierung steht mit seiner 564 Fuß langen Fronte auf der Stelle, welche das von dem für seine Zeit hochgebildeten Mathias Corvinus erbaute Schloß ehedem einnahm. Von den Türken, in deren Besitz Ofen sich nahe an 150 Jahre lang, von der Eroberung durch Sultan Soliman 1541 an bis 1686, befand, sind gegenwärtig außer einem Bade und dem Grabmal eines Derwisches wenig Spuren mehr sichtbar. Hr. Elsner*) begegnete in Fünfkirchen einem Derwisch aus Bagdad, der sich auf der Reise nach Ofen befand, um dort an dem Grabe eines muhamedanischen Heiligen zu beten.

Das sogenannte Kaiserbad, zu Alt-Ofen, besteht aus einem geräumigen Viereck von Gebäuden, dessen innerer Hof, mit Bäumen besetzt, einen angenehmen Aufenthalt gewährt; in jeder Saison halten sich dort zahlreiche Besucher auf, großentheils Ungarn; besonders wird es durch die wohlhabenden Einwohner von Pesth zum Baden wie zum Trinken fleißig benutzt. Ich fand den Geschmack des + 48° R. heißen, völlig klaren Trinkbrunnens dem des destillirten Wassers nahe stehend; von Kohlensäure-Gas ergab sich keine deutliche, von Schwefelwasserstoff-Gas gleichfalls eine kaum wahrnehmbare Spur. Die Bade-Cabinette sind im ersten Stockwerk

*) A. a. O. 2. Bd. Leipzig, 1840. S. 100.

geräumig, hell und trocken, man badet hier in hölzernen Wannen. Zu geringeren Preisen werden Bäder im Erdgeschoß, sogenannte Türkenbäder, benutzt, denen es freilich an jedem Comfort fehlt. — Nach der 1839 von Dr. Sigmund mit der Trinkquelle und mit dem sogenannten Wäscherbrunnen (Temp. + 51° R.) vorgenommenen Analyse stehen beide sich qualitativ sehr nahe; sie sind schwache alkalische Glaubersalzquellen, die in einem Pfunde 10 Gran fester Bestandtheile und ½ Gr. Kohlensäure enthalten. Die zahlreichen heißen Quellen, welche vom Fuße des Blocksberges an bis hierher aus Spalten des Gesteins hervorsprudeln, dürften sämmtlich denselben Gehalt, mit geringen Varianten, haben. Sie sind das Blocksbad, das Bruckbad, das Neue oder Raigenbad, das Königs- oder Sprengerbad, endlich das Kaiserbad mit dem Trink- und dem Wäscherbrunnen. Ihre Temperatur variirt von + 35 bis 51° R.

Nach Hrn. Roßt ist der Blocksberg ein Trachyt-Kegel, der bei seiner Erhebung Jurakalk und Kalktuff durchbrach, von welchen der en erstern dem Schloßberge zuwarf, den letztern auf seiner Spitze erhielt. Auffallender Weise hat man in Pesth 609 Fuß tief nach jenem Kalklager vergebens gebohrt; man hatte damit den blauen Thon noch nicht durchbrochen, auf welchem diese Stadt erbaut ist, doch hat man dabei eine Eisenquelle gefunden. — Am Fuße dieser Trachytmasse unfern der Brücke, befindet sich ein uraltes, später von den Türken nach ihrer Art eingerichtetes Bade-Bassin. Acht starke Säulen tragen hier ein ansehnliches Gewölbe; der innere Raum ist durch schmale Fenster spärlich beleuchtet und mit den aus der Therme aufsteigenden heißen Wasserdämpfen so erfüllt, daß das Athmen durch sie erschwert wird. Personen beiderlei Geschlechts aus der untersten Volksklasse baden hier gemeinschaftlich. Selbst der kurze Aufenthalt in diesem Becken soll in so hohem Grade widerlich sein, daß mein Führer dringend abrieth, es zu betreten. Die Mittheilung, welche Thouvenel*) darüber macht, hatte übrigens bereits genügt, davon zurückzuschrecken.

Rheumatism, Gicht und Hautkrankheiten, werden durch diese Thermen häufig mit großem Vortheil behandelt; der Nutzen bei andern Leiden bleibt jedenfalls problematisch. Offenbar ist es hauptsächlich die durch sie in hohem Grade gesteigerte Thätigkeit der

*) A. a. O. pag. 25.

Haut, welche ihre Wirksamkeit vermittelt. Der Reichthum an Thermalwasser, welchen der Boden von Ofen und Alt-Ofen umschließt, ist übrigens ein so enormer, daß bei zweckmäßiger Benutzung aller Quellen, eine fast unbeschränkte Menge von Bädern täglich verabreicht werden könnte. Das Sprengerbad gibt allein 800 Eimer Wasser in einer Stunde. Jedenfalls sollte man den Ueberfluß dazu benutzen, jene wohlthätige Einrichtung ins Leben zu rufen, durch die während des Badens ein ununterbrochener Zu- und Abfluß die Wassermasse in jedem Augenblicke erneuert. — Es leidet wohl keinen Zweifel, daß zu Diocletian's Zeiten der Gebrauch dieser Thermen nicht blos ein ungleich ausgedehnterer, sondern auch ein durch zweckmäßigere Einrichtungen mehr begünstigter gewesen sein mag. Viel bleibt zur bessern Verwerthung dieses Reichthums zu thun übrig, den man bis jetzt, nicht wie er es verdiente, zu würdigen scheint.

Nachmittags fand ich in Pesth auf der Promenade und einigen größern Plätzen, z. B. dem umfangreichen neuern Markte, zahlreiche Spaziergänger. Die Stadt macht allenthalben den Eindruck der Wohlhabenheit; das Mißgeschick von 1849 scheint längst überwunden. Der Baustyl der Häuser ist zwar höchst einförmig, aber ihre glatten Façaden sind in der Mehrzahl anständig und wohl erhalten. Nur einige Vorstädte zeigen noch die Kehrseite dieses erfreulichen Bildes. Das 1786 durch Kaiser Joseph II. hergestellte Universitäts-Gebäude steht als ein wohlthuendes Denkmal des dem Zeitalter voraus geeilten liberalen wissenschaftlichen Sinnes seines trefflichen Erbauers da. Die Universität Pesth ist von da unablässig bemüht gewesen, die bei ihrer Errichtung auf wenige Schichten der Bevölkerung beschränkte Civilisation des Landes mehr und mehr zu erheben. Wenn dies bis heute nicht in dem wünschenswerthen, großartigen Maaßstabe, auch nicht in der das ganze Land umfassenden Ausdehnung geschehen ist, so darf dies nicht etwa in einem Mangel an Pflichteifer der Vertreter der Wissenschaft gesucht werden, sondern vielmehr in den für ihre großen Zwecke ihnen zu spärlich zugemessenen Mitteln und Anerkennungen. Wir dürfen hoffen, daß, wenn die Mitglieder des begüterten hohen Adels und der übrigen intelligenten Schichten des magyarischen Volkes in ihren gegenwärtigen Bestrebungen zu einer liberaleren politischen Verfassung mit Erfolg fortfahren wollen, sie nicht übersehen werden, daß einer

ſolchen Tendenz nur eine allgemeinere Ausbreitung der geiſtigen Cultur im Volke die ſicherſte und feſteſte Grundlage gewähren kann. Iſt dies einmal anerkannt, ſo werden die der Univerſität für ihren höheren Flor unentbehrlichen Unterſtützungen aus dem Innern des Landes ſelbſt in gemeinſchaftlichem Wetteifer gewiß reichlicher zufließen. — Es verdient volle Anerkennung, daß hier ſchon 1727 ein wahrhaft großartiges Invalidenhaus gebaut worden iſt, als man ſich im größern Theile von Europa das Schickſal alter braver Soldaten noch wenig angelegen ſein ließ. — Das wichtige National-Muſeum mit ſeiner Naturalien-Sammlung zu beſuchen, erlaubte leider die Kürze des Aufenthalts nicht.

Die zahlreichen Iſraeliten bauten bei meiner Anweſenheit einen Tempel, der, nach ſeiner Vollendung gewiß die Aufmerkſamkeit der Kunſtverſtändigen auf ſich ziehen, und der an Monumenten bis jetzt ganz armen Stadt in ſeiner Art ein ſolches bringen wird. Später, im Jahre 1859, meldeten die öffentlichen Blätter die feierliche Einweihung. Der damals bereits fertige Theil desſelben, ſowie eine bildliche Darſtellung des Ganzen, erregte bedeutende Erwartungen. Das Material beſtand aus gepreßten und ſolid gebrannten Ziegeln, ſchlanke Säulen und Kapitäle von Gußeiſen ſtanden zu geringerm Theile ſchon, zu größerm harrten ſie noch der Aufrichtung am Boden. Man ſcheint bei dem Entwurfe zum Bau den mauriſchen Styl vor Augen gehabt zu haben, wie er ſich in Spanien durch koſtbare Ueberbleibſel bis jetzt noch erhalten hat. Das ganze Unternehmen deutet auf große Wohlhabenheit, zugleich aber auch auf verſtändig geleiteten Kunſtſinn der dortigen iſraelitiſchen Gemeinde hin. Bei der Wahl des Styls könnte möglicher Weiſe der Umſtand mitgewirkt haben, daß einzelne jüdiſche Familien von Voreltern abſtammen, die zu den unter Ferdinand und Iſabella aus Spanien Vertriebenen gehörten. Von dieſen ſind notoriſch mehrere die Donau hinabgeſtiegen. M. Quin*) reiſte mit einem in Serbien anſäßigen Juden, welcher ſich mit ſeiner Tochter geläufig in ſpaniſcher Sprache unterhielt. Die Tochter ſang abwechſelnd zur Mandoline theils mauriſche theils ſerbiſche Lieder. Mit der Sprache hatte ſich bei ihnen die Tradition von ihren ehemaligen Wohnſitzen gut erhalten. Mit Rückſicht auf jenen Auf-

*) A. a. O. pag. 19. u. 20.

ſchwung iſt es auch wohl geſchehen, daß in Temesvar am Ende des Jahres 1857 eine iſraelitiſche Muſter-Hauptſchule auf kaiſerl. Befehl errichtet wurde, die den Fortſchritt hoffentlich ferner begünſtigen wird.

Abends beſuchte ich das vom Mittelpunkt der Stadt ziemlich fern liegende ungariſche Theater, in welchem ein National-Schauſpiel „Cikosz" dargeſtellt wurde. Der geräumige Saal erſchien mit auffallendem Luxus decorirt, die Brüſtung der vier Reihen Logen mit Gold beladen. Obgleich die magyariſche Sprache mir fremd iſt, ſo bewirkte doch die große Lebendigkeit des ausdrucksvollen Spiels, daß ich dem Laufe der Intrigue großentheils zu folgen vermochte. Außerdem war mein deutſcher Nachbar, den ich für einen kaiſerlichen Beamten hielt, ſo freundlich, meiner Unkunde etwas aufzuhelfen. Als die Decoration eine ungariſche Pußta darſtellte, gab ſich allgemeiner Beifall kund. Man muß freilich Magyare ſein, um an einer unabſehbaren Ebene ohne Baumvegetation, ausgeſtattet mit einigen ärmlichen Hütten und einem den Urtypus tragenden Ziehbrunnen, Wohlgefallen zu finden. Als ſich aber die Pußta mit einem Nationaltanze belebte, bei dem auch die unvermeidliche Figur des muſicirenden, ſtets geneckten und gehänſelten Zigeuners nicht vermißt wurde, ſo erklärte ich mich mit dem Beifalle vollkommen einverſtanden. Die einzelne Paare führten ihre Wendungen und Drehungen, in dem nämlichen engen Kreiſe verbleibend, aus. Das Gefühl lebhafter Befriedigung begleitete mich auf dem Rückwege durch die ſtark belebten breiten Straßen nach meinem Palatin; die einem heißen Tage gefolgte erquickende Abendkühle hatte zahlreiche Luſtwandelnde aus den Wohnungen gelockt.

Das ungariſche Theater wird von dem Adel des Landes reich unterſtützt. Es iſt allerdings ganz beſonders geeignet, das nationale Element in der wohlhabendſten Stadt Ungarns zu kräftigen und zu unterſtützen. Das deutſche Theater, deſſen Gebäude auf dem Donauquai imponirt, wird dagegen von den magyariſchen Ultra's gemieden, oder wenigſtens nicht unterſtützt. — Dennoch iſt die deutſche Sprache, die in der Stadt vorzugsweiſe von allen Klaſſen der Einwohner benutzte. Die magyariſche Sprache hat bis jetzt in der Hauptſtadt des Landes die von Vielen gewünſchte Herrſchaft nicht erlangt. Wenn die ungariſchen Magnaten ihren Winteraufenthalt von Wien nach Peſth verlegen ſollten, wozu ſich

bei ihnen in der jüngsten Zeit vielleicht Neigung kund gegeben haben soll, so könnte sich in dieser Hinsicht vielleicht Einiges ändern.

Pesth hat mit seinen vier Vorstädten einen Umfang von etwa anderthalb Meilen. Von den 106,379 Einwohnern, welche die Stadt 1856 enthielt, bekennt sich die große Mehrzahl, etwa $^5/_7$, zum katholischen Cultus, es folgen an Zahl zunächst die Juden, dann die Evangelischen, hierauf die Reformirten, endlich die Griechen. In den verschiedenen Kirchen, welche durch ihre Architektur zur Verschönerung der Stadt freilich nicht beitragen, wird deutsch, ungarisch, slavisch, griechisch, walachisch gepredigt; zwei große Synagogen dienen dem hebräischen Cultus. Der Bischof der nicht unirten Griechen residirt in Ofen, obgleich er seine meisten Gemeinden in dem nicht fern liegenden St. (Szent) Andreas an der Donau hat. Diese sogenannten Raizen sind großentheils von Serbien her eingewandert.

Höchst erfreulich wirkt die in Ungarn schon seit früher Zeit her gewährleistete Gewissensfreiheit und der Schutz für die äußere Uebung des Cultus. Damit verbindet sich freilich keine Gleichberechtigung, und leider scheint die neueste Zeit hierin einen Rückschritt gemacht zu haben.

Auffallend klingt die Behauptung, daß die Sterblichkeit in Pesth geringer, als in Ofen sein soll, obgleich letzteres doch höher über dem Strome, luftiger, trockener liegt. Sollte sich dies bestätigen, so würde man die Ursache davon nur in dem größern Wohlstande, in der regelmäßigern, der Luft leichter zugänglichen Bauart der Häuser, der breiten Straßen, in einer zweckmäßigern Lebens- und Kleidungsweise suchen müssen, wie dies durch einen im ganzen mehr gehobenen Bildungsgrad der Einwohner von Pesth leichter vermittelt wird, auf den die Universität und der ungemein lebhafte Verkehr Einfluß geübt hat. Dem gegenüber erscheint Ofen zwar durch seine vielen Kirchthürme, die amphitheatralische Lage und die malerische Naturumgebung von außen her ungleich anziehender; aber im Innern zeigt es enge, winklichte, schmutzige Gassen, — was aber hierin besonders maßgebend ist — mehr Armuth. Am Stromufer der Wasserstadt Ofens fehlt ein gehöriger Damm und bei Regenwetter ist deshalb der Koth schwer zu bewältigen; die große Ueberschwemmung vom März 1838 traf sie deshalb auch

früher, als das flacher liegende Pesth. Diese Nachtheile zusammen genommen, dürften die Mortalität von Ofen freilich begünstigen.

Sowie die Donau einestheils einen ungemein segensreichen Einfluß auf Pesth durch Förderung seines Handels und der Schifffahrt ausübt, so bedroht sie doch anderntheils, namentlich während des winterlichen Eisganges, leider die gewerbfleißige Stadt stets mit dem Ueberfluthen ihres dann furchtbar wüthenden Elements. Wir besitzen eine interessante Darstellung der oben erwähnten letzten Ueberschwemmung von Pesth durch Hrn. Prof. Schoepf*) aus der wir zunächst die Thatsache entnehmen, daß in jenem Klima die gewaltige Wassermasse bisweilen drittehalb Monate lang ununterbrochen eine feste Eisdecke trägt. Selbst Ende März und Anfang Aprils fand sich dort noch „recht compactes" Eis in allen Gassen, obgleich doch nahe bei Pesth ergiebige Weingärten liegen. Man hatte damals einen drei Fuß hohen Damm gegen die Donau gebaut, vertrauend, daß der Strom nie höher steigen werde, als dies bei der Ueberschwemmung von 1775 der Fall gewesen war. In den Tagen vom 13. bis zum 17. März 1838 stiegen indessen seine Fluthen bis zu 30 Fuß über die gewöhnliche Wasserhöhe, und die ganze Stadt, mit Ausnahme weniger, am höchsten gelegener öffentlicher Gebäude, wurde von drei Seiten her zugleich überfluthet. Am 15. März war nur noch die Umgegend der evangelischen Kirche, des Comitats- und des Invalidenhauses, nebst einigen Plätzen, trocken. So plötzlich und unaufhaltsam drang das Wasser in die Gebäude, daß deren Bewohner häufig nur das nackte Leben retteten und Hr. Dr. Schoepf, welcher Augenzeuge der Katastrophe war, es bewundert, daß kaum „einige Hunderte von Menschen" ein Opfer der Fluten oder einstürzenden Häuser wurden. In der That auffallend aber bleibt es, daß diesen jammervollen Scenen keine epidemische Krankheit, überhaupt kein allgemeiner hervortretendes Körperleiden folgte. Panischer Schrecken, unmäßige Anstrengung, Jammer um die verlorene Habe, vielleicht auch um theure Familienglieder, Sorge um die Zukunft und ähnliche Seelenleiden verbanden sich mit 24- bis 48stündigem Aufenthalte im Wasser, oder in einer nebelerfüllten

*) Die umstimmenden Einwirkungen und die Krankheiten des Körpers und der Seele, während und nach der Ueberschwemmung von Pesth. Leipzig, 1839.

und regnichten Atmosphäre bei + 3 bis 5° R. Vollständiger Mangel an Nahrungsmitteln kam mitunter hinzu.

Als das Wasser die Wohnungen verlassen hatte, blieben diese begreiflich Monate lang feucht und dumpfig; dessenungeachtet wurden sie von manchen obdachlosen Armen sogleich wieder bezogen. Alle diese krankmachenden Ursachen, deren jede einzelne, unter gewöhnlichen Umständen, im Stande gewesen wäre, die stärksten Constitutionen umzuwerfen, brachten hier so geringe Körpernachtheile, daß selbst verhältnißmäßig nur wenige Katarrhe oder rheumatische Affectionen folgten. Wir müssen Hrn. Schoepf beistimmen, wenn er den Grund dieser außergewöhnlichen Erscheinung in der gewaltigen Aufregung des Geistes sucht, mit welcher gleichzeitig die Reizempfänglichkeit des peripherischen Nervensystems vermindert, oder abgestumpft worden sei. Dennoch bleiben diese Umstände, welche, wie es scheint, von allen Aerzten der Stadt in ähnlicher Weise constatirt worden sind, immerhin darin merkwürdig und der Aufbewahrung werth, daß nicht später im Zustande der nachfolgenden Abspannung, vielleicht nach längerer Zeit mancherlei Körperleiden zum Ausbruche kamen. Jedenfalls darf man der Bevölkerung von Pesth, in der sich so verschiedene Nationalitäten begegnen, zu der so abgelegten Probe Glück wünschen. Ich habe im Kriege unglaubliche Anstrengungen und Gefahren mit gesund bleibendem Körper muthig bestehen sehen. Aber die nachfolgende Periode der Ruhe und Erschlaffung wurde stets Vielen, besonders den geistig Armen durch Krankheit noch verderblich. Die Erfahrung der meisten Feldärzte stimmt hiermit überein. Man erinnere sich des fürchterlichen Typhus, welcher 1812 den schwachen Rest der französischen Armee decimirte, nachdem diese dem Tode in Rußland glücklich entronnen war. In Pesth fand aber in der That Thouvenel *) der es zwei Monate nach dem Unglück besuchte, schon in der innern Stadt und am Quai wenig Spuren mehr von demselben. Die Geschäftigkeit hatte wieder begonnen, und die völlig zerstörten Vorstädte Franz und Joseph wurden nach verbessertem Plane schon wieder aufgebaut.

Der erzählten Katastrophe gegenüber kann ich mein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß man oberhalb der Stadt so wenig

*) A. a. O. pag. 24. u. f.

wirksame Anstalten gewahr wird, um einer Wiederkehr derselben vorzubauen. Aber über das, was man in dieser Hinsicht zu beschaffen vermag, bin ich durch Betrachtung der berühmten Murazzi von Palestrina belehrt worden, welche die gewaltigen Springfluthen des adriatischen Meeres von Venedig abhalten; freilich sind sie mit venetianischen Zechinen gebaut worden, die gegenwärtig nur noch in Münzsammlungen vorkommen. Die Einwohner von Pesth und der Wasserstadt Ofens vertrauen ihrem guten Glücke vorläufig gleich den Anwohnern des Vesuvs. Möge die Donau ihnen mild gewogen bleiben!

Der 25. August war zur Weiterreise nach abwärts bestimmt. Das große Eildampfschiff fuhr indessen erst um 9 Uhr ab. Ich gewann dadurch einige heitere Morgenstunden, die ich im Menschengewühl genußreich zu Beobachtungen der sich hier kreuzenden verschiedenen Nationalitäten benutzte. Es waren glücklich genug Individuen der mittleren und untern gewerblichen Volksklassen, mit vielen Landleuten zugleich, die sich dazu darboten. Der gestrige Sonntag hatte nur bestätigt, daß die höheren Stände sich in den meisten großen Städten Europa's mehr und mehr zu nivelliren streben.

Ein unglaublich buntes Gedränge belebte besonders den Quai. Bedeutende Massen von Früchten und Gemüsen hatten ihn nahe bei dem Aufgange zur Brücke bedeckt, unter denen kegelförmig aufgehäufte tausende von süßen und Wasser-Melonen hervorstachen. Tragbare Garküchen wurden zeitig herbeigebracht; der Geruch von gebratenen Würsten schien die niedern Klassen stark anzulocken. Gekochte Krebse sah ich im Gehen verzehren. Unter den Fischen schien der wohlschmeckende Fogos oder Fogasch, Salmo Dantex, am meisten gesucht. Reich erschien auch der Geflügelmarkt besetzt. Judenweiber boten Heiligenbilder zum Kaufe und wußten durch naive Erzählungen von christlichen Legenden ihr Publikum anzuziehen. Ungarische Landleute drängten sich hier und da mit ihrem Vieh durch das Gewühl; die Außenseite ihres Costums mahnte, die Berührung mit denselben möglichst zu vermeiden, — ein Murillo würde hier die reichsten Studien für seinen Pinsel zu machen im Stande sein. Ihm würde vielleicht auch das hier sehr beliebte Handeltreiben mit alten Kleidern zur Beachtung zu empfehlen sein, dem die Juden mit besonderm Geschick und Eifer obzuliegen scheinen.

Doch die Glocke des nahen Eil-Dampfschiffes rief die Reiselustigen an Bord, welche nicht das schon zwei Stunden früher abgegangene, kleinere und langsamere Boot vorgezogen hatten. Letzteres dient hauptsächlich dem Local-Uferverkehr Ungarns und des Banats, stellt auch mäßigere Preise.

Der Rückblick auf das allmählich schwindende Ofen, und Pesth, vom Verdecke aus, ist so genußreich, daß der rasche Lauf des Schiffes mein lebhaftes Bedauern erregte. Die malerische und zugleich großartige Wirkung, welche die beiden Schwesterstädte, deren eine die andere so glücklich ergänzt, auf einen so vortheilhaft, zwischen beiden gestellten Schauenden bei klarer Beleuchtung ausübt, läßt sich mit Worten nicht wohl beschreiben. Eine reicht der andern in der colossalen Brücke die eiserne Hand zur festen Verbindung. Das altehrwürdige Ofen aber, von Festungswerken und grünen Höhen umgürtet, blickt mit seinen vielen Thürmen und einer Krone von Palästen aristokratisch vornehm herab auf die gegenüber sich ausstreckende, jüngere, rasch aufblühende merkantilische Schwester; dazwischen wälzt der majestätische Strom, welcher an diesen Ufern seit der frühesten Zeit die Menschen wechselsweise bauen und zerstören sah, seine Fluten mit gleichgültiger Ruhe, wie es der Größe ziemt, unaufhörlich dem Meere zu. Welche Betrachtungen ließen sich an dieses Bild knüpfen!

Unterhalb der Schwesterstädte setzt die Donau ihre große Krümmung nach Süden fort. Der Gebirgszug bei Ofen schwindet bald aus dem Gesicht; das rechte Ufer wird wieder flach, und zeigt sich nur hier und da von niedrigen Hügeln unterbrochen. Die Ebene auf der linken Seite setzt sich als solche unabsehbar fort. Stets jedoch wird das Auge durch lebhaftes Grün der Vegetation erfreut. Herrliche Wiesen nähren immer zahlreicher werdende Rindvieh-Heerden; kräftige Eichen, Buchen und Pappeln wechseln mit niedrigem Erlen-Gebüsche ab, je nachdem der Boden entweder trokkener oder feuchter ist. Kaum zu zählende Inseln bieten gleichfalls in der Regel eine dem Auge wohlthuende Vegetation dar. Die Männer, welche auf den Wiesen mit dem Heumachen beschäftigt waren, tragen sehr weite grob leinene Beinkleider, die bis zu den Knöcheln herabfallen, ein kurzes Hemde, aus demselben Stoffe, welches über der Hose getragen, bis zur Hälfte der Oberschenkel reicht und um die Hüften durch einen Gurt mit den Beinkleidern

zugleich festgehalten wird. Ein runder, grauer Hut vervollständigt den Anzug; seine breite Krämpe kann nach unten wie nach oben umgeschlagen werden; in letzterem Zustande wird er auch wohl als Trinkgeschirr benutzt. Dem einfachen Anzuge läßt sich Zweckmäßigkeit nicht absprechen; er erleichtert jedenfalls die Körperbewegungen ungleich mehr, als die eng anliegende Kleidung der meisten deutschen Landleute.

Die abwärts gehenden Holzflösse, denen wir begegneten, sind bei weitem nicht so umfangreich, als die, welche man in jedem Sommer auf dem Rhein nach Holland hinunter schwimmen sieht. Wahrscheinlich würden sie auf der reißenderen Donau zu großen Gefahren ausgesetzt sein.

Auffallend erschienen mir die ziemlich umfangreichen, ungeschickt aussehenden Ruderschiffe, deren Schnabel ungefähr eben so breit ist, als der Hintertheil, ohne Mast und ohne Segel, regiert durch lange Ruder, deren Führer auf dem Vorder- und dem Hindertheile nach beiden Seiten hin gleichmäßig vertheilt sind. Uns begegneten zwei zusammengekoppelte Schiffe der Art, an deren Seite man schmale Nachen angebunden hatte, in welchen sich die Ruderer befanden. Sie rufen unwillkührlich die Ruderschiffe der Alten in's Gedächtniß, als deren directe Nachkömmlinge sie die Familienähnkeit bis heute treu bewahrt haben.

Die Donau trägt zahllose Schiffmühlen, theils nur in des Ufers Nähe, theils im Strome vor Anker liegend. Der letztern Art sind die zahlreichen Wassermühlen unterhalb Pesth. Sie mögen dem flachen Lande von großem Nutzen sein: der Schifffahrt setzen sie jedoch schwer zu überwindende Hindernisse entgegen. Ihre Bewohner hörten wir nicht selten schimpfen und drohen, wenn unser großer Dampfer sich ihnen nachbarlich näherte. Dieser verfolgte seinen Cours mit der größten Sicherheit, wenigstens stieß er niemals auf irgend ein unerwartetes Hemmniß. Gewiß hat die große Uebung, welche die Schiffsführer und Lootsen bei den ununterbrochen fortgesetzten regelmäßigen Fahrten auf- und niederwärts erlangen, hieran großen Theil. Denn da die Donau zahllose Windungen macht, an Inseln, Sandbänken und Untiefen reich, bis Rassowa hin auch reißend schnell ist, so muß sich gediegene Erfahrung hier mit nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit und Festigkeit verbinden, wenn Unglücksfälle vermieden werden sollen. Daß diese Sicherheit nicht

immer mit der Dampfschifffahrt hier verbunden war, ergibt sich aus den Mittheilungen von M. J. Quin*) dessen Dampfer, durch einen englischen Capitain geführt, auf eine Sandbank auffann. Bei den ehemaligen Ruderschiffen war die Gefahr dadurch noch bedeutender, daß die Schiffer ihre Fahrt durch Benutzung der Seitenarmen des Stromes gerne abkürzten, und so leichter auf Untiefen geriethen. Die Wiener Dampfschifffahrts-Gesellschaft hat viele Capitaine aus Dalmatien, namentlich aus Ragusa, in ihrem Dienste, die wegen ihrer Zuverlässigkeit nicht blos hier, sondern auch im mittelländischen und schwarzen Meere allenthalben hoch geachtet sind.

Die großen Eilschiffe, welche von Pesth aus die Donau hinabfahren, verdienen alle Anerkennung. Sie sind so geräumig, daß z. B. ihr Salon doppelt so groß ist, als der der großen englischen Dampfschiffe, welche von Ostende direkt zum Katharinen-Dock von London fahren. Die im Salon ringsherum angebrachten Bänke sind mit Sammtpolstern belegt. Die in den Fahrpreis (40 fl. von Pesth bis Orsowa) einbegriffene Mittagstafel mit dem Thee u. s. w. zum Abend genügen mäßigen Ansprüchen vollkommen. Besonders verdient das über dem Salon sich zu ahnsehnlicher Höhe erhebende zweite Verdeck, erwähnt zu werden. Mit eisernem Geländer umgeben und vielen Bänken, wie Tischen, ausgestattet, gewähren sie den Passagieren bei geeigneter Witterung einen trefflichen Aufenthalt, um die Ufer bei gleichzeitiger Körperbewegung im Freien zu betrachten, indem sie zugleich der Berührung mit den zahlreichen Deck-Passagieren und ihrem Gedränge entgehen. Zu den letztern gesellen sich von Belgrad an Türken in orientalischem Costüme, deren jeder seinen mitgebrachten Teppich auf dem untern Verdeck ausbreitet, um sich darauf zu lagern, oder auf den Fersen zu kauern. Daß der Raum hierdurch sehr beschränkt werden müsse, leuchtet ein; dem, vom obern Verdecke ruhig herabschauenden Beobachter gewähren indessen diese Türken, außer ihnen zahlreiche Juden, Serben, Slavonier, Griechen, Armenier reichen Stoff zu ethnographischen Belehrung. Diese wird dadurch um so gediegener, als die so verschiedenartig gekleideten, auch eigenthümlich auftretenden und sich bewegenden Menschen sich bei der Langwierigkeit der Fahrt allmählich darstellen, wie sie wirklich sind, ohne auf die Zu-

*) A. a. O. pag. 20 u. 45.

ſchauer ſonderlich zu achten. Jeder macht es ſich nach ſeiner Art bequem. Die derſelben Nationalität angehörenden Individuen pflegen ſich im Kreiſe zuſammen zu ſetzen und laſſen das ihnen geläufige Sprachidion vernehmen. Der orthodoxe Türke verrichtet Morgens bei dem Hervortreten der erſten Sonnenſtrahlen ſein Morgengebet, das Angeſicht nach Mekka wendend und mit der Stirn wiederholt den Boden berührend, nachdem er die vorgeſchriebene Waſchung hat vorangehen laſſen. Unmittelbar darauf greift er zu der Tabakspfeife mit langem Rohr und kleinem Kopfe aus röthlich gebranntem Thon, oder zu der Waſſerpfeife, dem Nargileh. — Den höhern oder niedern Stand des Rauchenden erkennt man hier ſchon an der Wahl ſeines Pfeifen-Mundſtückes. Erſterer bedient ſich dazu des Bernſteins, der deshalb ſo hoch geachtet wird, weil der allgemein verbreitete Glaube ihm die Kraft beilegt, keinen Schmutz und keinen anſteckenden Stoff an ſich zu halten, — denn die Begrüßung eines eintretenden Fremden, dem irgend eine Rückſicht gewidmet werden ſoll, fordert vor allen Dingen Darreichung der brennenden Pfeife, deren Zurückweiſung als Beleidigung gelten würde — der niedere Stand begnügt ſich mit Pfeifenſpitzen aus gefärbtem, meiſtens gelblich grünem Glaſe. — Iſt der Fremde hohen Ranges, ſo ehrt man ihn durch eine mit Edelſteinen beſetzte Bernſteinſpitze, — die nun freilich auf dem Schiffsverdecke nicht zum Vorſchein kam. — Am beweglichſten, am ſchwatzhafteſten erſchienen hier die Griechen, am ernſthafteſten, am würdevollſten die Armenier. Dieſe übertreffen hierin den ſtolzen, aber lebhaften Ungarn bei weitem.

In dem Salon unſerer Kajütte wurde, beſonders von dem Dienſtperſonale, vorherrſchend deutſch, mehr aber noch italieniſch, nächſtdem franzöſiſch, dann wallachiſch, neugriechiſch mitunter auch ruſſiſch geſprochen, denn wir hatten das Perſonal der Geſandſchaft des Hrn. von Butenieff an Bord, welches ſich, in Folge des Pariſer Friedens, jetzt wieder nach Conſtantinopel begab. Außerdem befanden ſich die Gemahlin und der Sohn des Fürſten Stirbey auf dem Schiffe; letzterer trug die Uniform der École polytechnique von Paris, von woher beide zu kommen ſchienen. Drei junge Geſellſchafterinnen der Fürſtin, unter denen ich zwei für Engländerinnen hielt, verdienten und fanden durch ihre, einen höhern Bildungsgrad ausdrückende, anziehende Converſation, die gebührende Aufmerkſamkeit. Die kleine Walachei hatte einen jungen Juriſten

hergeliefert, der, nach zweijährigen Studien in Paris, zum erſten Male wieder das väterliche Haus in Krajowa, zu beſuchen gedachte. Er hatte dort mit der Sprache ſich ſo vollſtändig den anziehenden Converſationston der Franzoſen zu eigen gemacht, daß ich erſt durch nähere Unterhaltung mit ihm Aufſchluß über ſeine Abſtammung, zugleich auch manche Belehrung über Zuſtände in der Walachei, erhielt. Ich würde der Walachei dazu Glück wünſchen müſſen wenn ſie viele ihrer Söhne von dorther ſo wohl unterrichtet und mit ſo geſundem, unverdorbenen Urtheile zurück erhielte. — Die Plutokratie wurde im Salon durch einen wohlgenährten, anſehnlich breiten Herrn repräſentirt, der mit ſeiner Familie aus Deutſchland gekommen zu ſein ſchien, um ſtets den Vorſitz an einer Tafel einzunehmen, und durch eine weithin mißtönende Stimme die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. — Einige vornehme walachiſche Damen befanden ſich auf der Rückreiſe von Baden-Baden, wo man, wie ſie ſagten, einen Theil des Sommers ausgezeichnet zweckmäßig hinbringen könne. Eine derſelben, die alljährlich dieſe und ähnliche Reiſen unternommeu zu haben ſchien, fand es von ihrem Standpunkte aus amuſant, daß man die ſterilen Ufer der Donau mit Aufmerkſamkeit betrachten, ja ſogar auf die Idee kommen könne, ihr Vaterland der Belehrung wegen zu beſuchen; ſie wünſchte im Voraus Glück zu einem Verſuche mit der walachiſchen Poſtfahrt. Sie ſtellte — mit einem Worte — den Typus einer walachiſchen Dame du monde vor. — Als dieſe Damen unter ſich walachiſch ſprachen, ließen ſich dabei ſo zahlreiche italieniſche Accente vernehmen, daß ich Anfangs wirklich verleitet wurde, zu meinen, es werde italieniſch geſprochen, bis allmählig die ſlaviſche Beimiſchung deutlicher hervortrat.

Wie nun alle menſchliche Dinge ihre Kehrſeite haben, ſo zeigte denn auch unſer Dampfer, der „Erzherzog Albrecht", ſeinem Namen zum Trotze, eine recht erhebliche der Art in der Schlaf-Cajüte. Kaum hatte mich überhand genommene Ermüdung ſchnell in des Schlafes Arme gewiegt, als ein über die Haut allgemein verbreitetes Stechen mich wieder aufſtörte.

Ungeachtet der Dunkelheit verrieth die ſchmerzerregenden Plagegeiſter bald ihr böſer Geruch; zahlloſe Wanzen rächten mein Eindringen in ihre Behauſung. Kein Inſektenpulver, kein offener Kampf vermochte die Zudringlichen abzuwehren. Glücklicherweiſe

war meine Schlafabtheilung mit einem kleinen runden Fenster versehen, dessen Oeffnung wenigstens mit der eindringenden frischen Nachtluft für Verbesserung der dumpfigen Atmosphäre sorgte und dem Dulder tröstende Kühlung zuführte. Mit dem Bösen ging denn hier wenigstens der Vortheil Hand in Hand, daß der erste Strahl, den Aurora der Donau zusandte, mich bereits auf meinem Observatorium, dem obern Verdecke, fand. Dennoch war ich dort nicht der erste; in manchen mürrisch und schlaftruncken aussehenden Gesichtern glaubte ich Leidensgefährte zu erkennen. — Als ich später das Schiff verlassend, den Bädern von Mehadia einen Besuch abstattete, beklagte ich mich bei dem Herrn „Arendator", daß man mir ein Zimmer gegeben habe, in welchen sich Wanzen zu Mitbewohner aufgeworfen hatten. „Die werden uns stets nur von den „Dampfschiffs-Passagieren hierhergebracht", war die Antwort; „ohne „diese wiederholte Zufuhr würden wir von dieser Plage völlig „frei sein".

Nachdem des Fahrzeuges und seiner Freuden und Leiden Erwähnung geschehen, wende ich mich zurück zu seiner Tagesfahrt. — Je weiter wir südwärts auf dem Strome hinabsteigen, je häufiger sendete dieser seeartige Ausbuchtungen in das flache Land hinein, die fast nothwendig zu eben so vielen Sumpfbildungen Veranlassung geben müssen. Weithin gedehnte Rohrteiche sprechen dafür noch mehr. — Vor den kleinen Orten Packs, Tolna und Baja dient nur letzterer durch seine malerische Lage dem rechten Ufer zur Zierde. Unterhalb Batta schließt der sich in zwei Arme theilende Strom die acht Stunden lange, sumpfige Brigitteninsel ein. Seine Ufer werden von da ab wo möglich noch flacher. In einer solchen Niederung gewahrt man endlich das ungesunde Mohacs am rechten Ufer, der erste Ort, welchen unser Schiff seit Pesth einer Landung würdigte. Vorher schon hatten wir aus weiterer Entfernung das Vilani-Gebirge wahrgenommen, einen ziemlich spitzen Kegel, der auf breiter Basis ruht; rechts neben ihm ein niedrigerer aber weiter ausgedehnter Gebirgszug, — beide in einer Entfernung von mehreren Stunden landeinwärts. Wir langten gegen 6 Uhr bei Mohacs an, hatten also von Pesth hierher eine neunstündige Fahrt zurückgelegt. — Die hiesige Festung verdankt ihre große Sicherheit dem Umstande, daß sie, von Wasser und Sümpfen umgeben, fast unnahbar ist. Die feuchten, dumpfigen Staatsgefäng-

niſſe derſelben ſind mit Recht übel berüchtigt durch ganz Europa. Bei unſerer Ankunft war der Waſſerſtand der Donau ein niedriger und es hatte lange nicht geregnet; deſſenungeachtet fanden wir an vielen Stellen des niedrigen Ufers ſtehen gebliebene Pfützen. Hr. A. v. Demidoff*), der bald nach einer der häufigen Ueberſchwemmungen der Donau hier anlangte und die Stadt beſuchte, ſah die Straßen mit Koth und Miſt bedeckt. Zahlreiche quakende und hüpfende Gäſte hatten ſich, von den Wellen zurückgelaſſen, in die ärmlichen Häuſer der Einwohner geflüchtet; der Landungsplatz zeigte ſich ihm in einen Kothpfuhl verwandelt, den Hunderte von kohlentragenden Weibern und neugierigen Männern durchwateten. Wir fanden weder Beruf noch Zeit, ſeine troſtloſe Excurſion nachzuahmen, ſondern begnügten uns, über das Ufergedränge und die niedrige Stadt hinausſchauend, die Ebene zwiſchen dem Vilani-Gebirge und der letztern zu durchmuſtern, welche das Schickſal Ungarns zweimal nach entgegengeſetzten Richtungen hin hatte entſcheiden ſehen. Hier ſtarb König Ludwig II. mit der männlichen Blüthe Ungarns 1526 unter dem Schwerte türkiſcher Barbaren den Heldentod, wurde aber auch an ihnen 1687 durch den Prinzen Eugen, auf demſelben Felde, glänzend gerächt.

Um 6 Uhr 55 Minuten ſchloß die rothuntergehende Sonne den reich unterhaltenden und belehrenden Tag, — immer noch zu früh, denn wir paſſirten die blühende Handelsſtadt Neuſatz und das ihr auf dem rechten Donauufer gegenüber liegende feſte Peterwardein, das ſogenannte Donau-Gibraltar, in der Dunkelheit. Letzterer Umſtand war mir um ſo unangenehmer, als mir die Gelegenheit geraubt wurde, den Vergleich der Lageverhältniſſe dieſer beiden Schweſterſtädte mit denen von Peſth und Ofen anzuſtellen. Auch hier iſt es das höhere Ufer der rechten Seite, welches die Feſtung trägt; es iſt die ebene linke Seite, welche dem Handelsverkehr und dem Gedeihen des raſch von Neuem aufblühenden Neuſatz dient. — Jenes Mißgeſchick veranlaßte mich außerdem, hier an Ort und Stelle die traurige Kataſtrophe näher zu betrachten, durch welche das frühere Neuſatz am 12. Juni 1849 zerſtört wurde.

*) A. a. O. S. 48.

Hr. Kappert*), der den Ort bald nachher persönlich besuchte, entwirft von ihr ein lebensfrisches, aber grausiges Gemälde. Die Serben hatten eine Deputation an die ungarische National-Versammlung gesendet, um ihren Beitritt zur nationalen Erhebung erkennen zu geben. Diese wurde mit einem lebhaften Eljen begrüßt. Aber schon an demselben Tage, den 8. April 1848, erklärte Kossuth, daß nur die Magyaren im Lande vollberechtigt seien, und das Nationalgefühl der Serben entbrannte nun im Zorn. Von diesem Augenblicke an verfolgten sich die beiden Nationen im blutigen Streite, der besondrrs in der hiesigen Gegend bei Karlowitz, Szent Tomas u. s. w. ausgefochten wurde. Als endlich der Banus Jellachich Neusatz besetzt hatte, bombardirte der magyarische General Hrabowski von der Felsenveste Peterwardein aus die unglückliche Stadt durch Brandgeschosse, so daß von ihr nur Trümmer übrig blieben. Am inhumansten scheinen damals, wie es zur Schmach der Christen leider früher auch an anderen Orten geschehen, die Juden behandelt worden zu sein; sie wurden von den Magyaren erschlagen, weil sie bei diesen im Verdacht standen, serbisch gesinnt zu sein, und sie wurden von den Serben getödtet, weil diese sie den Magyaren geneigt wähnten. — Während dieser traurigen Erinnerungen hatte unser Dampfschiff seinen Landungsplatz bei Neusatz verlassen. Indem wir zwischen der banatischen und slavonischen Militärgränze hindurchfuhren, blieb uns auch der Einfluß der Theiß in die Donau verborgen, die durch unermeßliche Ebenen sich krümmend, endlich das Banat und mit ihm das linke Stromufer erreicht. Ihre Wassermasse ist eine der ansehnlichsten, welche die Donau überhaupt empfängt. Wie richtig schon die Römer die Wichtigkeit dieses Punktes erkannten, beweisen die merkwürdigen Ueberreste der von ihnen erbauten Schanzen, die von Neusatz bis an die Theiß und weiter verlaufen. Auch in der neuern Zeit suchte man an dem nämlichen Orte die sogenannte Militärgränze durch die eigenthümliche Einrichtung der Tschaikisten (von dem ungarischen Csaika) Flußbote, mit Bewaffneten bemannt, zu verstärken. Ehedem hat sich diese Einrichtung gegen die räuberischen Einfälle der Türken trefflich bewährt.

---

*) Südslavische Wanderungen. Leipzig, 1853. S. 2 u. f.

Unſer Schiff ruhte nicht eher, bis es Semlin, (Zimony, Semuny) erreicht hatte, welches uns am frühen Morgen des 26. Auguſt zu ſehen vergönnt war. Der lebhafte Handelsverkehr feſſelte das Schiff hier geraume Zeit. Dieſer ließ ſich ſchon nach den vor der Stadt liegenden zahlreichen Segelſchiffen bemeſſen, denen ſich ſogar eine Anzahl von Dampfern hinzugeſellt hatte. Ein großer Theil der der Türkei und dem Oriente überhaupt beſtimmten Waaren, welche die Donau herab kommen, werden hier ausgeladen, und den Spediteuren dieſer Stadt übergeben, die der Zahl nach vorherrſchend Serben, dann zunächſt Griechen, doch auch Türken und einige Deutſche ſind. Ebenſo vermittelt Semlin den Handel zwiſchen Conſtantinopel und Wien, und hieraus mag es ſich erklären laſſen, daß Hr. Profeſſor Koch*) Semlin eine halbdeutſche Stadt nennen konnte. Dieſes lebhaften Verkehrs wegen hat die öſterreichiſche Regierung eine anſehnliche, mit 12′ hohen Mauern umgebene Contumazanſtalt hier errichtet, welche zwiſchen der Stadt und der eine halbe Stunde unterhalb dieſer in die Donau fallenden Sawa, unfern des rechten Donauufers, liegt. Der Raum, welchen die Stadt auf letzterem einnimmt, erſcheint anſehnlich; deſto weniger beſitzt ſie im Verhältniſſe zu ihrer Einwohnerzahl anſehnliche Gebäude. Mir fielen blos mehrere hervorragende Kirchthürme auf, die mit zwei oder drei ſenkrecht übereinander geſtellten rundlichen Kuppeln ausgeſtattet ſind; ſie glänzten, mit Weißblech beſchlagen, weithin in der Morgenſonne. Nach vertheidigungsfähigen Befeſtigungen ſah ich mich vom Schiffe aus vergebens um. Ein wenig hervorragender Hügel ſcheint Ruinen zu tragen, wahrſcheinlich die des Schloſſes des tapfern Johann Hunyad, der in ihm 1456 ſtarb. Man nennt dieſen Hügel jetzt den Zigeunerberg. Im Verhältniß zu andern Donau-Handelsſtädten hinterläßt die Anſicht von Semlin keinen wohlthuenden Eindruck, und doch iſt der Boden ſeiner Umgebung ungemein fruchtbar; Catalpen und Brouſſonetien ſind gewöhnliche Zierbäume. Sollte wohl die langjährige Herrſchaft der Türken, oder noch jetzt ihre nahe Nachbarſchaft einen fortdauernd deprimirenden Eindruck ausüben? Denn nur der bedeutende Sawa-Strom ſcheidet hier Slavonien noch von dem auf deſſen rechter

*) Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 44. S. 65.

Seite mit Belgrad beginnenden Serbien. — Ich kann den ſlavoniſchen Ort und ſeine Thürme nicht verlaſſen, ohne der Anſicht des Hrn. v. Demidoff zu erwähnen, daß der durch ganz Ungarn, die Walachei, Moldau und Beſſarabien allenthalben verbreitete Thurmbeſchlag von Weißblech ein Andenken an die von den Türken ebenſo ausgeſtatteten Minarets, von dieſen alſo hier eingeführt worden ſei. Ich habe dieſe Art der Bedachung in Mähren, in einigen Theilen von Süddeutſchland, ja ſogar unerwartet in einem Thale der deutſchen Schweiz gefunden, an Orten, wo man die Türken nie anders, als dem Namen nach kennen gelernt hat. Ja, in Aſien, von woher die Barbaren kamen, findet ſie ſich ſpärlich. Man weiß außerdem, daß ſich die Türken nach ihrem Eintreten in Europa vorzugsweiſe griechiſcher Baumeiſter bedient haben, daß ein ſolcher damals ſogar nach Bruſſa berufen wurde, daß heute noch armeniſche Baumeiſter bei ihnen in beſonderm Anſehen ſtehen. In allen Künſten haben dieſe barbariſchen Sieger von den civiliſirten Beſiegten lernen müſſen; gewiß verhielt es ſich mit der Thurmbedachung nicht anders. Sie verboten allen Nichttürken den Gebrauch der Glockenthürme, wußten aber aus dieſen Nutzen für ihre Minarets zu ziehen.

Nach der Abfahrt von Semlin erreichten wir ſehr bald die Mündung der Sawa (Sau); ſie wälzt mächtige Maſſen eines trüben, gelbröthlichen Waſſers in die Donau. Eine franzöſiſche Geſellſchaft hatte ſo eben den Verſuch gewagt, die Sawa mit einem Dampfer zu befahren; das Boot war aber, aus Mangel an kundigen Lootſen und an jeder Unterſtützung von Seiten der Behörden, bald auf den Grund gerathen. Da, wo beide Ströme ſich vereinigen, erhebt ſich am rechten Sawa-Ufer der 100′ hohe Felskegel, welchen die ſtarke Citadelle von Belgrad (Beograd) krönt, von der aus die Türken Serbien in Abhängigkeit erhalten, obgleich ihr innerer Zuſtand von Augenzeugen als ein trauriger geſchildert wird. Sie hat bis jetzt keiner regelmäßigen Belagerung widerſtanden; ſelbſt der aufſtändiſche Czerny Georg erſtürmte ſie 1806 mit ſeinen Serben. Die Stadt erhebt ſich amphitheatraliſch vom Ufer der Sawa an zu den äußerlich gut erhaltenen Feſtungswerken in die Höhe. Gärten mit Fruchtbäumen zeigen ſich häufig zwiſchen ihren Gebäuden, ſo daß ſie im Ganzen einen wahrhaft maleriſchen Proſpect gewährt. Anſehnliche Gebäude mit großen Fenſtern und rothen Ziegeldächern wird man nur in der obern Region gewahr, wo ſie

ſich an die Befeſtigungen faſt anlehnen. Unter ihnen bezeichnete man mir den Pallaſt (Konak) des Fürſten, das Kanzleigebäude und ein ſerbiſches Kaffehaus. Die dem Ufer nahe Waſſerſtadt zeigt dagegen nur einige Reihen niedriger, mit Schindeln gedeckter, ſchmutzig ausſehender, viereckiger Häuſer, in deren innerem Hofe ſich jedoch nicht ſelten nett eingerichtete Wohnungen der ſerbiſchen Kaufleute vorfinden ſollen. Eine bei dem erſten Blick am meiſten auffallende Eigenthümlichkeit bietet Belgrad aber in dem friedlichen Zuſammenſtehen chriſtlicher Kirchthürme und türkiſcher Minarets dar. Serbien iſt, ſoviel mir bekannt, der einzige, der türkiſchen Oberherrſchaft unterworfene Staat, welcher gegenwärtig den Beweis liefert, daß beide Arten des religiöſen Cultus gleichberechtigt ſehr wohl nebeneinander beſtehen können, — denn aus den beiden Donau-Fürſtenthümern iſt bekanntlich der mohamedaniſche Cultus verſchwunden. In Bulgarien wartet man bis jetzt vergebens darauf, daß der Hattiſcherif des Sultans zur Wahrheit werde, der jene Gleichberechtigung in Worte gefaßt hat, die ſich nur durch einen von außen kommenden kategoriſchen Imperativ zur That erheben dürften. Unter den 18610 Einwohnern, welche Belgrad im Jahre 1846 zählte, befanden ſich damals 5800 Türken, 1382 Juden, 900 Fremde; die übrigeu waren Serben. Verbeſſerungen der ſtädtiſchen Einrichtungen werden hier durch die Türken hintertrieben, denen ſogar rerboten wurde, ihre Häuſer an Serben zu verkaufen. Die ehedem die Stadt umgebende maſſive Mauer, welche von den Oeſterreichern 1789 bei ihrem Abzuge zerſtört wurde, liegt noch jetzt in Ruinen.

Auf der Ebene des Glacis, nahe dem Waſſer, ſahen wir zwei Bataillone türkiſcher Infanterie ihre Uebungen machen. Mit Ausnahme des Fez erſchien ihr Aeußeres dem des preußiſchen Militärs auffallend ähnlich. Die Bewegungen wurden prompt ausgeführt und ein Muſikcorps ließ zuleich die weſteuropäiſchen Melodieen ertönen.

Somit waren wir nun in den Theil der Donau eingetreten, welcher mehr oder weniger im Bereiche der türkiſchen Macht liegt. Vom Anfang an ergibt ſich hier bei dem Vergleiche beider Ufer der Unterſchied, daß die linke Seite bis zum Ausfluſſe in das ſchwarze Meer reggelmäßig in behimmten Entfernungen militäriſche Wachtpoſten zeigt, die rechte dagegen, mit Ausnahme der Feſtungen, der-

gleichen nirgend wahrnehmen läßt. Es offenbart ſich ſchon hierin eine gewiſſe Sorgloſigkeit von Seiten der türkiſchen Verwaltung, die ſich in allen übrigen Theilen derſelben, mit wenigen Ausnahmen wiederfindet. Hinſichtlich der Wachteinrichtung würde übrigens das faſt durchweg höhere Ufer ungleich mehr geeignet ſein, als das linke, wenn man ſie überhaupt für nöthig erachtete.

Ich mag die Hauptſtadt Serbiens nicht verlaſſen, ohne daran zu erinnern, daß dieſes fruchtbare Land unter der türkiſchen Oberherrſchaft dahin gekommen iſt, nach der Angabe des Hrn. Gavrilowitſch, vom Jahre 1846, nur 900 Einwohner auf einer Quadratmeile des Bodens zu ernähren. Die Geſammtbevölkerung betrug damals 849,286 Köpfe, unter denen nur 15,161 Türken mit Einſchluß von 6370 Soldaten, zugleich auch von 6074 Zigeunern.

Von Belgrad aus macht die Donau eine Krümmung nach Nordoſten zu, um die, durch das deutſche Banat und eine weite niedrige Ebene herabkommende Temes aufzunehmen. Eine kleine Stunde oberhalb ihres Einfluſſes in den Strom hat die Temes an ihrem linken Ufer die nicht unbedeutende Stadt Pancſowa. Unterhalb der Temes geht ein ſchmaler Arm der Donau in ihr linkes Ufer ab, um von dieſem eine fünf Meilen lange Inſel abzuzweigen, welche allenthalben moraſtig, mit Schilf und hohem Rohr bewachſen iſt. Einige banatiſche Tſcharbacken ſtellen die einzigen Merkmale einer höchſt ſpärlichen menſchlichen Bevölkerung dar, welche durch das Sumpffieber ferngehalten wird. Bald darauf wendet ſich die Donau wieder ſüdöſtlich, immer breiter wird ihr Strom; immer mehr bewaldet ihr rechts zu einer Hügelreihe ſich erhebendes Ufer, welches bei Belgrad baumlos geweſen war. Das hochliegende ſerbiſche Dorf Rittopek blickt einladend aus grünen Bäumen hervor. Weiter abwärts zieht ſich von der Höhe eines ſolchen Hügels Semendria, oder Semederewo, ein unregelmäßiges Syſtem von mittelalterlichen Befeſtigungen bis an das rechte Ufer herab, aus hohen, mit Zinnen verſehenen Mauern und aus mehreren Thürmen beſtehend. Der mächtige Bau, urſprünglich 1433 von dem ſerbiſchen Fürſten Georg Brankowics angelegt, ſcheint jetzt dem Verfall überlaſſen zu ſein; auch iſt er von dominirenden Höhen umgeben. Dadurch tritt es aus der wenig belebten, ziemlich öde ausſehenden Umgebung um ſo maleriſcher hervor; jedenfalls findet ſich in dieſer Gegend weit und breit kein Menſchenwerk,

welches gleich diesem den Blick zu fesseln im Stande wäre. Das Flüßchen Jesowa windet sich zu den Füßen der Mauern in die Donau hinab. — Zwei Stunden weiter abwärts führt auf derselben Seite die ansehnliche Morava ihre Wassermasse der Donau zu. Sie fließt in einem Bette von Alluvial-Thon, welches sie mitunter ändert; deshalb führt sie häufig Baumwurzeln und Stämme herab und ist selbst an der Mündung kaum schiffbar. Bei letzterer bildet das verfallende Fort Kulich oder Kulics wieder eine malerische Gruppe. Indem nun nicht blos die serbischen Gebirge sich mehr und mehr erheben, treten auch dem linken Ufer, als Ausläufer der Karpathen, herabkommende Höhenzüge allmälig näher. Die kurz vorher noch einem weiten See mehr als einem Strome ähnliche Donau, wird jetzt von beiden Seiten her zusammengedrängt und genöthigt, sich wieder nordöstlich zu wenden, indem sie zugleich die sechs Stunden lange Insel Oszkrowa mit zwei Armen umfängt. Diese Insel trägt eine Anzahl österreichischer Wachthäuser, die man hier Tschardacken nennt und die von Gränzern besetzt sind.

Unser Schiff legte am linken Ufer zu Basiasz an, um Kohlen einzunehmen. Die Arbeit wurde von Trägern verrichtet, die in grobe Leinwand leicht genug, aber zweckmäßig gekleidet waren; diese ließ freilich unter dem Kohlenstaube von ihrer ursprünglichen Farbe nichts errathen. Sie behielten bei der harten Arbeit den ungarischen Filzhut auf dem Kopfe, indem sie mit der Last auf der Schulter, diese in raschem Lauf über schmale Bretter dem Schiffe zutrugen. Ihr Lohn dafür soll äußerst geringfügig sein.

Die fortgesetzte Reise führte uns vor dem rechts liegenden alten serbischen Fort Rama, sowie vor dem links gegenüber, dicht am Ufer liegenden Palanka vorbei. Letzterer Ort scheint ein ansehnliches Dorf zu sein; eine Donauinsel steht damit in Verbindung, auf der man Reste von einem befestigenden Pfahlwerk gewahr wird. Die Karas oder Nera fällt unfern von hier in die Donau. — Mehr und mehr treten nun die durch das Banat herabkommenden felsigten Ausläufer der Karpathen an das linke Stromufer. Von beiden Seiten her erschien endlich die bis dahin so mächtig ausgedehnt gewesene Donau zu einem gewöhnlichen Flusse zusammengepreßt. Wir befanden uns am Eingange in das von den Schiffern mit Recht gefürchtete Felsenriff. Unser großes Schiff bezeugte seine Achtung vor demselben dadurch, daß es auf der ba-

natiſchen Seite bei einem, erſt ſeit 1836 aus wenigen elenden Hütten zuſammengeſetzten Orte, Namens Drenkowa, anlegte, indem man uns bedeutete, daß man uns hier einem kleinern, geringern Tiefgang habenden Dampfſchiffe übergeben müſſe, weil der Strom für erſteres zu wenig Waſſer habe. Da wir um drei Uhr Nachmittags angelangt waren, ſo ſchmeichelten wir uns mit der Hoffnung, noch an dieſem Tage weiter befördert werden zu können. Dieſe wurde jedoch getäuſcht. Man wagte nicht mehr, ſich dem Riff anzuvertrauen, offenbar, weil man fürchtete, in ihm von der Dunkelheit überraſcht zu werden. Wir ſahen uns alſo nothgedrungen, die durchaus nicht einladende Bekanntſchaft mit der Schlaf-Koje noch einmal zu erneuern; durften uns jedoch mit dem Gedanken tröſten, daß wir der „ſpartaniſchen Koſt" und der „Ruderbarke" entgehen würden, die Hr. v. Demidoff ſeiner Zeit noch hier fand. — Ich verſuchte, die Ausſicht auf die zu erwartenden nächtlichen Unbilden durch eine Excurſion in das nahe Hügelland zu verdrängen. Doch wurde mir von dieſem nur ſpärliches Material zur Unterhaltung geboten. Der gute Boden erſchien allenthalben in hohem Grade vernachläſſigt; vielleicht fehlte es in dieſer Einſamkeit, die nur durch einen militäriſchen Wachtpoſten von Gränzern und wenige Einwohner belebt wurde, an Arbeiter-Händen. Dieſen ärmlichen Bewohnern des Landes konnte deshalb die Aufmerkſamkeit allein nur zugewendet werden. — Die Frauen und ſelbſt kleine Mädchen trugen einhergehend ſtets in der einen Hand eine Spindel mit Flachs oder Hanf, und zogen mit der andern Hand Fäden aus. Ich fand den nützlichen Gebrauch ſpäter durch das Banat und die Walachei weit verbreitet; in Deutſchland iſt er wohl längſt, ſelbſt auf den abgelegenſten Winkeln, verſchwunden. Was würden unſere heutigen Burgfräulein dazu ſagen, wenn man ihnen die Spindel zumuthete? Hier zu Lande tragen die Frauen nicht ſelten ihr Kind auf dem Rücken, und rüſtig einherſchreitend, drehen ſie zugleich die Spindel. Die Frauen tragen ein grobes, weißes, oft nur weiß geweſenes Hemd mit weiten Aermeln, deſſen Kragen, Bruſt- und Schulter-Stücke bunt ausgenäht ſind. Um die Hüften iſt es durch einen bunten Gurt umſchloſſen, von welchem vorn und hinten ein breites, teppichartig buntes, wollenes Tuch bis an die Füße herabhängt, deſſen unterer Rand franzenartig aufgelöſt iſt. Zu beiden Seiten nähern ſich dieſe Tücher zwar, aber, da ſie loſe nach abwärts fallen, ſo

laſſen ſie bei jedem Schritte, und laſſen das unvollſtändig gedeckte Hemde ſehen. Den Kopf trugen die Mädchen hier mit einem baumwollenen rothen Tuche, die Frauen mit einer Art gerollter, weißer Binde umhüllt; bei letztern war meiſtens zugleich die Stirn verdeckt. Am folgenden Tage, auf welchen, nach dem Kalender des alten Styls, ein Marienfeſt fiel, ſah ich bei Orſowa dieſelbe Kleidung in feſtlichem Putze. Hier war bei einem jungen ſchlanken Mädchen der Gurt mit einem Stückchen Silberblech verziert, welches auch am Halſe (vielleicht in Silbermünzen) glänzte; das feine Hemde war ſchneeweiß, auch das lange ſchwarze Haar ſorgfältig in Zöpfen geordnet; auf dieſe Weiſe machte die Erſcheiuung einen vortheilhaften Eindruck. — Die Männer tragen weite leinene Beinkleider, und das Hemde darüber nach ungariſcher Sitte; auf dem Kopfe tritt jedoch die hohe walachiſche Pelzmütze, von weißem oder ſchwarzen Schaafsfell, an die Stelle des Filzhutes. Ein junges Mädchen hatte ſich ſogar in eine Pelzjacke gekleidet, deren Lederſeite nach außen gewendet war; und doch war der Tag heiß und trocken. Beide Geſchlechter bedienen ſich während der kalten Jahreszeit gleicher Pelzkleidung, zu welcher ihre zahlreichen Schaafsheerden wohlfeiles Material liefern. — Angenehm fiel es mir auf, daß ungeachtet der augenſcheinlichen Armuth, Niemand bettelte.

Am 27. Auguſt begab ich mich um 4 Uhr Morgens auf den kleinen Dampfer, deſſen Abfahrt man uns auf 4½ Uhr angekündigt hatte. Dieſe erfolgte um 5 Uhr. Bald erreichten wir das links liegende Dorf Alt-Moldava, mit dem darüber an den Berg angelehnten Neu-Moldava. Von hier ab ſahen wir eine ſehr gut unterhaltene Landſtraße das linke Ufer unmittelbar über dem Strome bis nach Orſowa verfolgen, ſo daß, wer die Waſſerfahrt etwa ſcheut, den bequemen Landweg ſtets vorziehen kann. Nahe unter der kleinen Inſel Moldava bot ſich uns der aus dem Strombett einſam aufſtrebende Felskegel Babakaly maleriſch dar. Gleich unterhalb deſſelben wird die Donau von der linken Seite her durch den anſehnlichen Felſen Tivadicza und von der rechten aus durch den Jocz bis auf 650′ verengt. Hier zieht ein vom Kalkgebirge gebildetes Felſenriff quer durch den Strom: es zwingt ihn, in ſchäumenden Wirbeln und gekräuſelten Wellen über das unbeſiegbare Hinderniß hinweg zu ſpringen. Von der ſerbiſchen Seite ſchaut aus anſehnlicher Höhe die alte Feſte Gollubacz mit

einigen Thürmen auf die wild bewegte Scene hinab; auch auf der banatiſchen ſieht man noch einige hochgelegene Mauertrümmer.

Der Felſen Gollubacz iſt durch eine Höhle berüchtigt, die zu manchen Zeiten unzählbare Mückenſchwärme (Simulium reptans Gollubatzense) auf die in der Nachbarſchaft weidenden Heerden oder auf deren Hirten hinabſenden ſoll; uns bewahrte vielleicht die Morgenkühle vor dieſen Plagegeiſtern. Dieſe Gollubaczer (fälſchlich Kolumbatſcher) Fliege oder Mücke iſt aber keineswegs ein ausſchließlicher Bewohner jener Höhle, die ſie, wie andere Felsſpalten, nur aufſucht, um ſich in derſelben gegen feindliche Luftſtrömungen oder Regen zu ſchützen. Das ſchädliche Inſect kommt an der untern Donau häufig, nicht allein auf der ſerbiſchen, ſondern auch in der gegenüber liegenden Banater Militärgränze vor. Aber auch weiter oben, z. B. an der untern March, iſt es nicht ſelten. Es zieht bei günſtiger Witterung in dichten Schwärmen aus, die von fern angeſehen, einer dunkeln Wolke gleichen. Sie fallen auf Stücke Vieh in ſolcher Menge nieder, daß ſie es mit einer zwei- bis drei Linien dicken Rinde gleichſam überziehen, Mund- und Naſen-Höhle, ſelbſt die Luftröhre zuletzt ausfüllen und es zum Erſticken bringen können. Nach Schönhauer*) ſollen 1783 in dem Banate 52 Pferde, 131 Rinder, 310 Schaafe und 130 Schweine von dieſen Thieren getödtet worden ſein. Auch einzelne Menſchen ſind von ihnen zu Grunde gerichtet worden. In neuerer Zeit beſchäftigte ſich ein ſerbiſcher Kreisarzt Dr. Medovics, mit der Naturgeſchichte jener Mücke. Hr. Kollar hat deſſen Arbeit, mit ſchätzenswerthen kritiſchen Erläuterungen bereichert, veröffentlicht.**) Die Gattung Simulium Latreille, Simulia Meigen, hat zahlreiche Arten, der obigen ähnlich.

Die Länge, auf welche hin die Donau von Kalkfelſen durchſetzt wird, berechnet man auf 12 geographiſche Meilen. In der Mitte der ſo entſtehenden Riffe, nahe dem Dorfe Plaſchiwewiza wird ſie bis auf 510′ von beiden Seiten her zuſammengedrängt. An dieſem Orte iſt es nicht zu verkennen, daß beide Ufer, ehedem

*) Die Geſchichte der Kolumbatſcher Mücke. 1795.

**) Sitzungsberichte der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. 2. Heft, Wien, 1848. S. 154 u. f.

vereinigt, durch irgend eine gewaltſame Revolution, wahrſcheinlich vulkaniſcher Natur, auseinander geriſſen worden ſind. Die Neigungswinkel der entſprechenden blosliegenden Schichten der Gebirgszüge beider Ufer, hier und da ihre Wellenlinien, zeigen eine viel zu deutliche Uebereinſtimmung, als daß dieſe dem Zufalle zugeſchrieben werden könnte. Am rechten Ufer ſteigt der Höhenzug bis zu 1500′, am linken bis zu 800′, beide meiſtens ſich ſteil erhebend. Die ſchwachen Verſuche zur Sprengung jener coloſſalen Riffe, welche die öſterreichiſche Regierung übernommen hat, brachten der Schifffahrt bisher wenig Nutzen. Kein größeres Schiff wagt es, bei einbrechender Dunkelheit in das Riff zu fahren, oder ſich in demſelben von ihr überraſchen zu laſſen. Bei niedrigem Waſſerſtande werden die Schiffe zu Orſowa ſogar ausgeladen, die Paſſagiere von dort bis Turn-Severin zu Wagen, die Effecten und Waaren auf Lichterſchiffen weiter geführt.

Hr. Kiepert ſetzt auf ſeiner trefflichen Karte der europäiſchen Türkei an dieſe Stelle das ſogenannte „eiſerne Thor“. Wiederholte Erkundigungen bei Schiffern und andern Donaukundigen lieferten mir das Reſultat, daß nicht dieſes oberſte, ſondern vielmehr das unterſte Riff mit welchem die enge Felſenpaſſage mit Orſowa und Turn-Severin am Oſtende abſchließt, von Alters her jenen gut bezeichnenden Namen trägt. Dieſes untere Riff verdient ihn auch wohl mehr, weil es bedeutend gefährlicher iſt, als das erſtere. Man wagte, uns bei notoriſch niedrigem Waſſerſtande, mittelſt Dampfſchiffes bis Orſowa zu befördern, übergab uns aber an dieſem Orte dem Landtransporte bis Turn-Severin. Letzteres Städtchen iſt unterhalb des walachiſchen Dorfes Skela-Gladowa am linken Ufer nahe dem Landungsplatze der Dampfſchiffe ſeit etwa zehn Jahren neu entſtanden; es fehlt auf der Kiepert'ſchen Karte noch. Die Schiffe ſind von hier aus der Gefahr der Felſenriffe vollſtändig wieder überhoben.

Unterhalb Gollubacz geſtattet der etwas beruhigte Strom, das ſich hier darbietende majeſtätiſche Naturſchauſpiel mit der ungeſtörten Aufmerkſamkeit zu genießen, welcher es im vollſten Maaße würdig iſt. Man denke ſich die enorme Waſſermaſſe von beiden Seiten in ein verhältnißmäßig enges, ſeichtes, ſteinernes Bett eingezwängt, dem er, unwillig ziſchend, ſprudelnd, in den mannigfaltigſten Wendungen und Drehungen, den verrammelten Ausgang ſuchend,

hier mehr am linken, dort näher dem rechten Ufer Zuflucht findend, südostwärts zu entfliehen strebt. Aus reicher Baum-Vegetation starren allenthalben geschwärzte Kalkmassen hervor, nicht selten durch die wunderlichsten Formen die geschäftige Phantasie zu Vergleichungen anspornend. Doch reißend schnell führt der Strom das Schiff von einer Scene zur andern; es bleibt keine Muße, den unaufhörlich sich folgenden Aufforderungen zur ernsten Betrachtung oder zur Bewunderung zu genügen. Manches kleine Dorf, manche malerisch am Berge hängende Ruine bietet sich nur für wenige Augenblicke dar. Lebhaft wird der Beschauer mitunter an die „Nebelbilder" (dissolving views) erinnert, welche uns die neuere Kunst kennen gelehrt hat. — Wir hatten bereits ein zweites, den tobenden Fluß quer durchsetzendes Riff passirt, als wir den aus seinem Bette etwa 30′ hoch emporragenden Felsen Izlas, eine kurze Strecke weiter unten den noch höhern Tachtalia zu Gesicht bekamen. Ein mit ihnen im Zusammenhange stehender Felsendamm nöthigte das Boot, hart am serbischen Ufer in einem nur 12′ Fuß breiten Kanal hinzufahren; zur Linken behielten wir eine, das Wasser fast vollständig verdeckende ungeheure Schaummasse. Bald darauf erreichten wir das auf der linken Seite liegende Dorf Szvinicza, etwas weiter abwärts rechts das serbische Dorf Milanovatz, dessen mit Weißblech gedeckter Kirchthurm durch die von ihm zurückgeworfenen Strahlen der Morgensonne ein glänzendes Lichtbild in die etwas grauenhafte Scene warf. Fürst Milosch soll dieses Dorf auf den Trümmern eines ältern neu erbaut und nach seinem Sohne getauft haben.

Von hier aus wendet sich die Donau wieder nach Nordosten. Dieser Richtung folgend, gelangten wir zu dem links hervortretenden Dorfe Plavisevitza, in dessen Nähe denn abermals ein niedriges Riff sichtbar wird, welches unser Steuermann „Jusch" nannte, dessen aber die Handbücher mit der Benennung Incy oder Jacy gedenken; ihm zur linken Seite befinden sich am Ufer die verfallenen Mauern eines gleichnamigen Forts. Zwei bald nachher aus der Mitte des Flußbettes über die Wasserfläche emporsteigende Felsen verursachen in dieser gewaltig drehende Wirbel. Ein hier zur Seite am Ufer über 350′ fast senkrecht sich erhebender Felsen steigert das Großartige der Scene. Schon fesselt aber der merklich höhere und historisch viel interessantere Schukuru oder Blutberg den Blick,

der gleichfalls ſehr ſteil vom linken Ufer aus, etwa 50 Klafter vom Bette der Donau entfernt, in die Höhe ſteigt. Zwei Klafter über dem hier vorüberführenden Fahrwege ſieht man den offenen Eingang zu einer Höhle, der zwei Klafter breit und vier lang ſein ſoll. Er iſt von einer überhängenden Felsmaſſe nach oben zu vollſtändig geſchützt. Der innere Raum der Höhle ſoll 6- bis 700 Mann zu faſſen im Stande ſein, denen eine Cyſterne ſchlechtes Trinkwaſſer beſchafft. Eine Nebenhöhle dient als Pulvermagazin. General Veterani bediente ſich ihrer 1692 zuerſt gegen die Türken, um durch die hier aufgeſtellten Geſchütze die Waſſercommunication vollſtändig zu beherrſchen. Sie heißt deshalb auch jetzt die „Veterani-Höhle". Zu gleichem Zwecke wurde ſie 1718 von den öſterreichiſchen Truppen benutzt. In beiden Belagerungen vermochte nur Hunger die Beſatzung zur Capitulation. Ein an Bord befindlicher junger Mann, welcher die Höhle beſucht zu haben verſicherte, gab an, daß unmittelbar nach dem Eintreten das Auge zwar nur vollſtändige Dunkelheit wahrnehme, daß es indeſſen durch allmähliche Gewöhnung an das ſehr ſpärlich einfallende Tageslicht dahin gelange, mit Hülfe des Lichtreflexes von dem ſpathartigen Tropfſteine, der die innere Wand der Höhle bekleidet, alle Gegenſtände genügend zu unterſcheiden. — Nahe bei der Höhle ſahen wir ein mit Schindeln gedecktes kleines Wachthaus, deſſen Wände von Fachwerk einen weißen Anſtrich zeigten, und mit Fenſtern ausgeſtattet waren. Dergleichen ſich nett ausnehmende militäriſche Wachtpoſten ziehen ſich längs der ganzen Donaugränze des Banates, eine Flintenſchuß-Weite von einander entfernt, hin. Ihre Beſatzung beſteht aus Gränzern, die ſehr zweckmäßig und einfach, mit leinenem Kittel, blauer Tuchhoſe und Kappe montirt ſind, wozu dann Gewehr und Taſche kommt. Solcher elenden Strohhütten für die Mannſchaft, wie Hr. v. Demidoff eine abbildet*), ſahen wir nur noch wenige weiter oben in Ungarn. Man merkt es dem Banate bald an, daß es militäriſch commandirt wird. — Auf der gegenüber liegenden ſerbiſchen Seite iſt es ein ſchmaler Leinpfad, welcher jetzt die ehemals von Trajan gebaute, großartige Landſtraße erſetzt. Von ihr haben halbbarbariſche Herrſcher nichts weiter zu erhalten gewußt, als die ander-

*) A. a. O. zu S. 55.

wärts ſchon mitgetheilte*), in den Felſen eingegrabene römiſche Inſchrift und die in die Felswand eingehauenen Löcher, die zur Aufnahme von mächtigen Balken beſtimmt waren, über welche die Straße dort hinlaufen mußte, wo der Fels den Fuß ſteil in den Fluß taucht. Es fehlten unſere Mittel zum Sprengen. Die Felſen der ſerbiſchen Seite ſind außerdem im Allgemeinen ſteiler und maſſenhafter, als die der banatiſchen, auf welcher ſich häufiger noch mit grüner Wieſen-Vegetation bedeckte breite Thaleinſchnitte herabziehen. Der Leinpfad, welcher als dunkle Erinnerung an die alte Römerſtraße gegenwärtig beſteht, dient hauptſächlich dazu, Barken an der ſerbiſchen Seite nach aufwärts ziehen zu laſſen, weil das Fahrwaſſer häufig allein an dieſer liegt. Auf dieſe Weiſe ſind die Türken z. B. gewohnt, Salzladungen nach aufwärts zu befördern. So mächtig widerſtrebt aber der reißende Strom, daß man es dort für nöthig erachtet hat, mit einer Anzahl Ochſen auch noch 120 bis 130 Menſchen zugleich vorzuſpannen, welche das kleine Fahrzeug durch die gewaltigen Wirbel und Strudel hindurch leiten müſſen. Es ſteht zu hoffen, daß flache Schleppdampfſchiffe dieſem inhumanen Gebrauche endlich Schranken ſetzen werden. — Dem Schukuru folgen auf der linken Seite zunächſt noch mehrere ähnliche Gebirgserhebungen, deren Spitzen, durch unregelmäßige Thaleinſchnitte von einander geſondert erſcheinen. Zu ihren Füßen buchtet ſich der Strom etwas aus, gleichſam um von dem bisher mit den Felſen beſtandenen Rieſenkampfe für den Augenblick auszuruhen. Weiter abwärts folgt links das Dorf Ogradina, dem gegenüber rechts in höchſt romantiſcher Lage die oben erwähnte Trajanstafel einen Felsvorſprung einnimmt. Unter dieſem zünden ſeit Jahrhunderten ſtumpfſinnige Fiſcher ihre nächtlichen Feuer an; dennoch iſt es ihnen bis heute nur theilweiſe gelungen, das Römerwerk zu zerſtören, welches beſtimmt war, das Andenken an den erſten Feldzug Trajan's in Dacien, 103 n. Chriſti, zu verewigen. Sollte die ſerbiſche Regierung ruhig zuſehen können, bis die Vernichtungsarbeit vollendet ſein wird?

---

*) Griſelini, Geſchichte des Temeſchwarer Banats. I. Th. S. 238. — Neigebaur, Dacien mit den Ueberreſten ſeines klaſſiſchen Alterthums. Kronſtadt, 1851.

Nachdem ſich von hier ab beide Ufer allmählig mehr und mehr abgeflacht haben, nimmt die Donau die ihr gebührende ſeeartige Ausdehnung wieder an. Schon bald nach neun Uhr Morgens landeten wir bei dem Städchen Orſowa (Alt-Orſchowa, walachiſch Ruſchkava), dem letzten Orte des Banates gegen die walachiſche Gränze hin. Letztere wird durch das Flüßchen Czerna bezeichnet, welches eine ſtarke halbe Stunde unterhalb Orſowa der Donau im Sande zufließt. Von Drenkowa hatte uns alſo der durch die Felſen reißend dahin eilende Strom innerhalb vier Stunden hierhergeführt.

Wenn ich das dem Gedächtniſſe unauslöſchlich eingeprägte Bild dieſer Donaufahrt mit dem bekannteren vergleichen will, welches die oft wiederholte Fahrt auf der Strecke des Rheines zwiſchen Bingen und Coblenz zurückgelaſſen hat, ſo fühle ich, daß dieſer Vergleich ſtark zu hinken droht. Die große Verſchiedenheit der ganzen Natur hier und dort ſetzt ihm ſchwer zu beſeitigende Hinderniſſe in den Weg. Doch fehlt es durch mancherlei Aehnlichkeiten auch nicht an Anhaltepunkten dazu. — Beide Stromſtrecken empfangen gleichmäßig ihr charakteriſtiſches Gepräge großentheils durch Felsgebirge, die ihr Bett über die Gebühr einengen, ſie ſind aber an der Donau durchſchnittlich maſſenhafter, breiter, weniger zerklüftet, ſteigen auch häufiger faſt ſenkrecht auf, als dies bei dem Rheine der Fall iſt. Die Waſſermaſſe des letztern überſteigt die mehrerer Strom-Zuflüſſe der Donau nur wenig; die letztere findet ihres Gleichen in Europa nur an der wenig bekannten Wolga, ſie verhält ſich in ihrem untern Theile zum Rhein, wie ſich etwa die Monſterflüſſe Amerika's, der Amazonenſtrom, der Miſſiſippi u. ſ. w. zur Donau verhalten würden. Nirgends bietet der Rhein hier ſolche reißende Stromſchnellen, obgleich der Anfang der beiden verglichenen Stromſtrecken ungefähr gleich hoch über dem Meere liegt. Die Donau hat nämlich dort, wo ſich der Sopot zwiſchen den Einmündungen der Morava und der ihr nahen Ulava erhebt, nur noch eine Höhe von 245′, der Rhein zu Bingen ähnlich 247 Pariſer Fuß über dem Meere. Indem aber der Nullpunkt des Pegels zu Coblenz 178′ über dem Meere liegt, ſo hat der Rhein zwiſchen Bingen und Coblenz auf eine Entfernung von 7½ Meilen einen Fall von 69′ gehabt. Mir ſteht keine Höhemeſſung des Ufers unterhalb des eiſernen Thores bei Turn-Severin zu Gebote; da aber die Donau bis nach Raſſowa hin fortfährt, raſch zu fallen, ſo muß

ihr Lauf durch die Riffe, etwa 129 geographiſche Meilen lang, ein ungleich raſcherer ſein. — Die Spitzen der Gebirgszüge, welche das Bett des Rheins viel bedeutender einengen, als dies an der Donau geſchieht, ſteigen zugleich anſehnlicher in die Höhe, als die Vorhügel der Karpathen da, wo ſie die Donau erreichen. Wenn dieſe ſich über 1500′ nicht erheben, ſo zeigen die aus Quarzfels beſtehenden Spitzen des Grauwackengebirges, deſſen Rand das linke Rheinufer nördlich von der Nahe unterhalb Bingen berührt, nach Hrn. v. Dechen 2750′ bis 2040′ Höhe über dem Meere. Von Bacharach bis Coblenz betragen die Höhen 1300′ bis 1600′, und der höchſte Punkt des nördlichen Endes der hier in Betracht kommenden Strecke des Rheinlaufs, der Kühkopf bei Coblenz, ſteigt 750 Ruthen vom linken Ufer entfernt, noch bis zu 1200′ an.*) Berückſichtigt man neben dieſen Gebirgserhebungen noch die geringe Breite des Rheins, ſo wird man das Ueberwiegen der Schatten in der Beleuchtung vieler Windungen des Rheins erklärlich finden, welches man bei Betrachtung mancher, von wackerer Künſtlerhand gelieferten Anſichten der Rheingegenden nicht ſelten mit Unrecht einer melancholiſchen Stimmung des Darſtellenden zuzuſchreiben ſich geneigt fühlt. Das Bett der Donau behält mithin ſtets eine verhältnißmäßig klarere Beleuchtung. — Die Donau wird vielfach durch quer hindurchſtreichende Riffe aufgehalten, der Rhein durch ein mit jenen vergleichbares nur einmal, — unterhalb Bingen, durch das ſogenannte Binger-Loch. Die Sprengungs-Arbeiten, welche die preußiſche Regierung hier hat ausführen laſſen, haben den vorgeſetzten Zweck erreicht; die Schifffahrt durch das Binger Loch bringt dem erfahrenen und vorſichtigen Schiffer keine Gefahr mehr. Die öſterreichiſche Regierung hat die in der Donau ſich entgegen ſtellenden coloſſalen Hinderniſſe bisher nicht wegzuräumen vermocht, obgleich dies geraume Zeit hindurch verſucht worden iſt. Es würde jedoch bedauerlich ſein, wenn man deshalb an ihrer dereinſtigen Beſiegung verzweifeln wollte, — die fortſchreitende Wiſſenſchaft und ihre techniſche Anwendung kennt kaum noch Unmöglichkeiten. Dem Projecte, ſtatt deſſen einen die Riffe umgehenden Kanal auf der ſerbiſchen Seite zu graben, welches

*) Verhandlungen des naturhiſtoriſchen Vereins der preußiſchen Rheinlande und Weſtphalens. 7. Jahrg. Bonn, 1850. S. 440.

hohen Orts im Sommer 1857 vorgelegt worden sein soll, würde wohl mehr noch an dem einer unsichern fremden Regierung einzuräumenden Aufsichtsrechte, als an den aufzuwendenden Millionen, scheitern.

Den Totaleindruck, welchen beide Ströme zurücklassen, möchte ich bei der Donau als einen tiefernsten, zur Bewunderung hinreißenden, schwächlichen Gemüthern wohl mitunter Grausen einflößenden — bei dem Rhein einen heitern, zur Freude, zur romantischen Begeisterung auffordernden — nennen. Die Rheinufer erscheinen, mit geringen Unterbrechungen, durch Rebenhügel allenthalben geschmückt, deren regelmäßig sich stets wiederholende grade Linien einen eben nicht malerischen, aber doch an den Gewerbfleiß ihrer zahlreichen thätigen Bewohner unaufhörlich erinnernden Anblick gewähren. An der Donau erblickt man vom Strome aus unterhalb Drenkowa keine Reben mehr; dagegen ist ihr Schmuck ein mehr naturwüchsiger. Wälder von Laubholz, wenngleich nicht mehr dicht, bedecken hier allenthalben, wo etwa der nackte Fels es nicht verbietet, mit wohlthuendem dunklem Grün die Uferwand. Am Rhein hat der Menschen unbarmherzige Industrie die ihm zugewendeten Bergwände längst des Baumschmuckes beraubt. Mit niedrigem Gebüsch muß das suchende Auge sich begnügen, wendet sich im Frühling auch hier und da wohl unwillig von dem wiederwärtigen Anblick aufstrebender junger Eichen ab, denen man schnöden Gewinnes halber die Rinde abgezogen hat. Vergebens klagen die zum Hinwelken verurtheilten Bäume die geldbürstenden Menschen an, in denen die Achtung vor dem hohen Werthe einer lebendigen Vegetation längst erstorben ist, welcher für die Reinhaltung der Atmosphäre, sowie für die Beschaffung des dem lechzenden Boden so unentbehrlichen Wasserniederschlages aus ihr, unberechenbar ist. Wo würde man heutiges Tages am Rheinufer die Eiche zu suchen haben, welche würdig wäre, einen Altar in ihren Schatten aufzunehmen, wie ihn unsere Voreltern der Gottheit unter dem mächtigen Natur-Dome zu errichten wußten? Sollte man den Karpathen nicht Glück dazu wünschen müssen, Bewohner zu besitzen, deren Civilisation mit der der Germanen nicht gleichen Schritt gehalten hat? — Freilich sind diese Bewohner auch wenig zahlreich; seltene geringfügige Dörfer bezeichnen ihre spärlichen Ansiedelungen an der reichen Donau. Welche ameisenartige, ununterbrochene Geschäftigkeit

treibt im Gegenſatze hierzu die Rheinanwohner ſtets hin und her! Wohin ſich das Auge hier auch wendet, gewahrt es betriebſame, heitere Menſchen, deren Zahl ſich auf einer Quadratmeile bis zu 10,000 erheben kann. Kaum iſt der Rhein breit genug, das Zuſammenſtoßen auf- und abeilender Dampfſchiffe zu verhüten. Düſter blickt dagegen der ärmlich gekleidete Donauanwohner auf ſeines Fluſſes eilenden Lauf, den er zu benutzen unmächtig iſt. Zwölf Meilen weit ſieht der Schiffende hier keine Stadt, den eben der ununterbrochene Wechſel kurz nacheinander folgender kleiner netter Städte am Rhein erheitert und erfreut. Seine Ufer tragen auf den meiſten hervorragenden Bergſpitzen Burgen oder doch deren maleriſche Ruinen, ebenſo viele Zeugen einer ſchon ſehr früh hier in großem Maßſtabe erwachten Menſchen-Thätigkeit. Unter den verhältnißmäßig wenigen Reſten einer ähnlichen Bauthätigkeit an der Donau, aus früherer Zeit, deutet keine einzige darauf hin, daß eine ausbeſſernde Hand ſich ihrem Verfalle neuerdings widerſetzt hätte; ein Neubau der Art würde die heutigen Einwohner wahrſcheinlich in tiefes Staunen verſetzen. Ihnen wohnt der romantiſche Sinn für maleriſche Lage irgend eines Bauwerkes ſchwerlich bei; er iſt der Sprößling eines aus edlerer Bildung hervorgegangenen Schönheitsſinnes, wie er noch in den letzten Jahrzehnden am Rhein Großes geſchaffen hat. Wenn ich es mir möglich denke, daß einem mit ſchöpferiſcher Phantaſie ausgeſtatteten Künſtler die Aufgabe geſtellt werden könnte, ein Panorama auf die Leinwand hinzuzaubern, welches eine der hier verglichenen Stromſtrecken darſtellen ſollte, ohne ſie mit eigenen Augen geſehen zu haben, — ſo würde ich ihm den Sinn eines Raphael wünſchen, wenn ihm der liebliche Rhein zufiele, den eines Michel Angelo, wenn er die majeſtätiſche Donau nachzuahmen hätte.

Tauſende von Touriſten beſuchen jährlich den Rhein, ſich an ihm zu erheitern und zu erfriſchen; die Donau ſcheint ſeit den Zeiten der Römer für ſie vergebens zu ſtrömen. Ich würde den obigen Verſuch für belohnt erachten, wenn er auch ihr die Aufmerkſamkeit zulenkte, die ihr in ſo hohem Grade zukommt. Eine nur flüchtige Anſchauung lag jenem Vergleich zum Grunde, deſſen Vervollkommnung einer fruchtbareren Phantaſie überlaſſen bleiben mag; viel näher lag die reale Abſicht, möglichſt zahlreichen Deutſchen den Weg dorthin anziehender zu machen, wo ihnen die Macht

und der Werth des ursprünglich und vorzugsweise deutschen Stromes so klar in die Augen springen muß.

Das kleine Städtchen Orsowa, in welchem ich den eben bestandenen aufregenden Scenen eine kurze Ruhe folgen ließ, liegt für den Verkehr äußerst vortheilhaft, nahe über dem letzten und gefährlichsten der fünf Felsendämme des Donaubettes, dem sogenannten eisernen Thore. Es bewacht mit seinen Militärposten zugleich die äußerste, östliche Grenze des österreichischen Kaiserstaates. Von den ehemals hier vorhanden gewesenen Festnngswerken sind mir indessen keine Reste zu Gesicht gekommen. Dagegen wurde mir nahe bei dem Orte das Dorf Szupanek mit seiner Quarantaine-Anstalt (Contumaz) gezeigt, welche vor andern ähnlichen den Vorzug einer gesunden Lage und zweckmäßigen diätetischen Verpflegung gewährt. Gewiß ist, daß der Ort unter der Herrschaft der Römer, auch bis zu der ersten Zerstörung durch die türkischen Horden, ungleich ansehnlicher als jetzt gewesen. Selbst die Türken wußten ihn jedoch so zu würdigen, daß sie eine fünf Stunden lange Wasserleitung von Mehadia nach Orsowa bauten, von welcher noch heute 30′ hohe Pfeiler-Reste unfern des Weges Zeugniß ablegen. — Die in der Nähe befindlichen Goldwäschereien sollen lohnender, als weiter oben, betrieben werden. Jedenfalls gewährt aber der Hausenfang und die Caviarbereitung mehr Nutzen als sie. Das auf frühern Ruinen erbaute heutige Orsowa besteht aus drei, parallel mit dem Flußufer laufenden, und vier diese unter rechtem Winkel kreuzenden, senkrecht auf den Quai stoßenden Straßen. Dieser hölzerne Quai ist der Mittelpunkt des Verkehrs. Ihm wendet sich die gut gebaute breite Agentur der Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit ihren Magazinen, sodann der erste Gasthof des Orts, der von Briedern, zu, der, wenn auch nur einstöckig, doch eine einladende Außenseite, innerhalb auch einen reinlichen Hof zeigt; an ihm läuft ein hölzerner Corridor hin, auf den sich die Gastzimmer öffnen. Die Bedienung ist genügend, wie ich, später hier übernachtend, erfuhr. Mich hatte man zunächst dem „Hirsch" zugeführt, dessen auf alte Zeiten hindeutende Einrichtung sich schon bei dem ersten Eintritte durch die Mistbedeckung des Hofes kund gab. An den nothwendigsten Lebensbedürfnissen fehlte es indessen nicht, und der „Hirsch" erwarb sich sogar meine besondere Zufriedenheit, als er mich zum Zeugen einer charakteristischen Volksscene gemacht hatte.

Der kreiſchende Ton einer Fiedel lockte mich nämlich zu einem nachbarlichen größeren Gemache. In dieſem fand ſich eine Geſellſchaft von 6 bis 7 ſchmutzig ausſehender Männer der niedern Volksklaſſe, mit dem unvermeidlichen grauen Filzhute auf dem Kopfe, um einen mit Weinflaſchen beſetzten Tiſch ſitzend, trinkend und rauchend. Vor ihnen hatte zugleich ein Muſikant ſeinen Platz ſtehend genommen. Er trug unter den lebendigſten Geberden einen Volksgeſang vor, den er mit der Geige ſelbſt begleitete. Am Schluſſe einer jeden Strophe wurde mit den Gläſern geklungen, auch des Sängers dabei nicht vergeſſen. Der Ausdruck des ſonnverbrannten, zum Theil von ringsum herabhängenden ſchwarzen Haaren bedeckten Geſichts und der kleinen ſchwarzen Augen, vielleicht durch den Wein noch mehr belebt als gewöhnlich, war in der That bewundernswürdig. Aus dem Geſange tönte freilich das rohe Naturkind hervor; aber es ließ ſich kein unreiner Ton vernehmen. Auch entbehrte die eintönige Melodie nicht ganz der graziöſen Wendungen, und ſchloß ſehr eigenthümlich jedesmal mit langſamen, abwärts ſinkenden Molltönen. Ich wurde belehrt, daß der Muſikant ein Walache ſei, der zur Feier des Marienfeſtes herübergekommen war, welches man hier nach griechiſchem Ritus beging. Frauen und Mädchen ſah ich dem Feſte zu Ehren in ſchneeweiße Leinwand gekleidet.

Der Paß mußte zur Weiterreiſe von dem Komandanten viſirt werden. Das unangenehme Geſchick, von welchem Hr. Thouvenel hier betroffen wurde, den man nöthigte, nach Semlin umzukehren, um von dort eine fehlende Unterſchrift des Paſſes zu holen, hatte mir in dieſer Hinſicht doppelte Vorſicht eingeprägt. Ich fand, daß das von der ſtrengen Behörde eingenommene Gebäude eines der wenigen zweiſtöckigen im Orte war. Einige ziemlich neu und nett ausſehende Privathäuſer gehören Kaufleuten. Da mein Wirth mir das Aufſuchen eines Wagens anheimſtellte, ſo gab dies Gelegenheit, mir die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß die Mittagsſonne hier noch Ende Auguſt's wohl geeignet iſt, gelegentlich Sonnenſtich zu erzeugen. Es gelang mir endlich, ein Fuhrwerk aufzutreiben, deſſen Beſitzer verſprach, mich für 6 fl. Conv. nach Mehadia zu fahren. Dieſe vierrädrige Maſchine beſtand aus einem hölzernen Kaſten, der unmittelbar auf den Achſen lag und mit einer Binſenmatte überſpannt war. Ein Strohbund gab mit einer wollenen Decke den Sitz. Im Fahren auf der ganz guten Landſtraße machte ich hernach die Erfahrung, daß die von dem Fuhr-

werke ausgehenden Erschütterungen vollkommen genügend sein möchten, die hartnäckigsten Unterleibs-Stockungen zu verringern. Vielleicht ist es Landessitte, auf diese Weise eine Art Vorbereitung zur sicherern Wirkung der Thermen von Mehadia zu beschaffen.

Die oben erwähnte Quarantaine-Anstalt erinnert mich daran, daß es einem Arzte übel anstehen würde, die Ostgränze des Kaiserstaates zu verlassen, ohne der österreichischen Contumaz-Anstalten dankbar gedacht zu haben, deren wirksame Einrichtung das ehedem nicht seltene Einschleppen der furchtbaren orientalischen Pest abgewendet hat, so daß man diese jetzt in Ungarn, Siebenbürgen und Deutschland nur noch dem Namen nach kennt. Bei einer streng-militärischen Disciplin der auf einer dünn bevölkerten Bodenfläche angesiedelten Gränztruppen ist es möglich geworden, jene entvölkernde Plage abzuhalten. Wer eine ausführliche Beschreibung dieser verdienstvollen Einrichtungen wünschen möchte, wird sie freilich in den darüber erschienenen Schriften suchen müssen.*) Hier möge folgende kurze Andeutung darüber genügen.

Im Anfange des Jahres 1738 wurde die Pest durch österreichische Truppen aus Siebenbürgen über Temeswar, von da über ganz Ungarn nach Krain, Oesterreich, Mähren, in die Bukowina verschleppt. Erst im Frühling 1744 hörte die Seuche auf. Man kannte nur die Pestordnung von 1713 als Richtschnur. — Hiernach wurde längs der ganzen Gränze, welche die Türkei von den österreichischen Staaten trennt, eine Militärverfassung eingeführt, deren Hauptbestimmung die Abhaltung des ansteckenden Uebels war. Im Jahre 1755 erschien das Normativum der Pestabwehr für die Küstenlande und alle Gränzprovinzen. Im Jahre 1766 erfolgten nähere Bestimmungen der Art. Indessen geschah es unter der Leitung von Gerhard van Swieten, daß die Bearbeitung dieses Gegenstandes 1770 vollendet ward. Von dieser Zeit her datirt die Einrichtung der Gränzcontumazen und der „Kastelle", die man wohl in andern Ländern nachahmen, aber nie zu derselben Vollendung hat bringen können. Mit dem Verschwinden der orientalischen Pest aus Europa hat ihre Thätigkeit natürlich eine ansehnliche Beschränkung erlitten.

*) z. B. Franz von Schraud: Geschichte der Pest von Sirmeni in den Jahren 1795 und -96. I. Th. Pesth, 1801. S. 5.

II.

Die Herkules-Bäder zu Mehadia. — Das Czerna-Thal. — Bade-Anſtalten. — Tage und Umgegend. Analyſe der Mineralwaſſer. — Vorſchläge zu Verbeſſerungen.

„Alt iſt Dein Ruhm; Hygiens Prieſter verehrten Dich ſchon in den grauen Tagen der Vorzeit. O ſei, Göttin, hinfort auch jeglichem hold und gewogen, der mit frommen Gelübden Dir naht.“

Neubeck. Die Geſundbrunnen. II. Geſ. 43.

Der fünf Poſtſtunden lange Weg von Orſowa nach den Bädern iſt ſehr gut gebahnt; ich legte ihn mit zwei Pferden in drei Stunden zurück. Unmittelbar hinter Orſowa ſteigt er mäßig an; der Rückblick von ihm gewährt eine reizende Ausſicht über das Städtchen und den breiten Strom hinweg nach deſſen rechtem Ufer hinüber, auf das ſerbiſche Dorf Tekia und die darüber am Felſen hängende Eliſabethsburg. Bald ſieht man ſich in der vegetationsreichen Ebene, durch welche der kleine Czerna-Fluß der Donau zufließt. Sie erſcheint anfänglich mehrere Stunden breit, verengert ſich aber nach und nach. Rechts und links zieht ſich eine Gebirgskette hin. Am rechten Czernaufer neben der Landſtraße ſieht man zunächſt nur niedrige, ſpäter etwas höher anſteigende Hügel; die des linken Ufers zeigen, von der Straße anſehnlich fern, ſogleich bedeutende, mit Wald bedeckte Erhebungen. Bei dem Dorfe Koramnik wird das Thal zu einem Engpaſſe. Die Straße führt dann nahe dem rechten, durch Mauern unterſtützten Flußufer hin. Eine hölzerne Brücke führt über einen ſich in die Czerna ergießenden Bach. Je mehr man ſich Mehadia nähert, je erfreulicher cultivirt erſcheint die ſchmale Ebene mit den ihre Seiten einnehmenden Hügeln. Die erſtere zeigt herrliche grüne Wieſen, die letztern tragen entweder Weinberge oder Maisfelder. Dem Maisbau wird augenſcheinlich der meiſte Fleiß zugewandt, und in der

That ſoll der Bauer hier großentheils von „Kukuruz“, dem türkiſchen Weizen, leben. Die Weinberge machen einem Rheinländer dagegen den Eindruck vollſtändiger Mißhandlung. Die höchſt nachläſſig aufgebundenen Reben wurden von ſchweren Trauben zu Boden gezogen. Dazwiſchen gepflanzte Maisſtauden entzogen mit üppig wucherndem Unkraute zugleich dieſem die Sonne. Man verſicherte mir ſogar, daß unmittelbar gleich nach der Weinleſe Ziegen in die Gärten getrieben werden, welche die jungen Triebe freſſen. Die römiſchen Coloniſten haben einen der Cultur ſo feindlichen Gebrauch hier gewiß nicht eingeführt, denn Ter. Varro*) belehrt uns, daß man dem Bachus Böcke opferte, um dieſe gleichſam für ihr den Reben feindliches Treiben zu ſtrafen: „proinde ut capite darent poenas.“ Dennoch belohnt der Wein die auf ihn verwendete geringe Mühe über die Gebühr. Es wird im Allgemeinen ein wohlſchmeckendes Getränk erzielt. Als ich ſpäter durch das der Czerna nahe walachiſche Dorf Akuravó fuhr, hielt der Wagen vor einer Dorf-Herberge an. Man ſetzte uns hier einen goldgelben feurigen und ſüßen Wein vor, der die Vergleichung mit einem ſüdfranzöſiſchen nicht zu ſcheuen brauchte, vor dieſem aber den Vorzug fabelhafter Wohlfeilheit voraus hatte. Ich bemerkte dabei, daß man dieſes Getränk aus einer unter dem Hauſe angebrachten Erdhöhle hervorholte, welche der Mauern entbehrte. Daß ſich die Rebe hier in einem ihr beſonders zuſagenden Klima und Boden befinden müſſe, läßt ſich daraus entnehmen, daß ſie ohne alle Pflege nicht nur einen großen Theil der an der Landſtraße ſtehenden Bäume umrankt, ſondern daß ſie auch an den Bergen und in die Wälder hinaufſteigt, ſich dort von einem zum andern Baume hinziehend. Hr. Dr. Klein in Mehadia ſpricht deßhalb die Anſicht aus, daß die Rebe hier urſprünglich wild vorgekommen ſein müſſe; wahrſcheinlicher iſt es mir, daß ihre ungewöhnliche Ausbreitung hier auf günſtigem Boden durch Vögel vermittelt wurde. Es liegen außerdem geſchichtliche Data vor, daß die Rebe durch den Kaiſer Probus an die Donau, nach Dacien und Pannonien verpflanzt worden ſei.

Eine neuere Landſtraße führt jetzt direkt nach den Bädern ſo, daß man den links liegen bleibenden Flecken Mehadia nicht zu

*) De re rustica. Lib. I. Cap. II. 19.

Geſicht bekommt, der etwa 40 Minuten weit von den Bädern entfernt liegt. Den Eingang zu den letztern gewinnt man, indem man unmittelbar vor dem Gebäude eine hübſche ſteinerne Brücke mit eiſernem Geländer überſchreitet, die beide Ufer der Czerna verbindet. — Man führte mich in die Bade-Kanzlei, zu dem Herrn „Arendator", der mir ein gegen Südoſt vortheilhaft gelegenes Balkon-Zimmer im Ferdinands-Bade anwies, deſſen Ausſicht auf eine unſern gegenüber liegende, vom linken Flußufer faſt ſenkrecht aufſteigende Felswand hinausging, die großentheils mit grünem Gehölz bedeckt war. Das Gemurmel der plätſchernd das ſteinbedeckte Bett der Czerna überſpringenden Wellen erſetzte mir die lärmende Muſik unſerer Modebäder vollſtändig. Das reinliche, einfach mit dem nöthigen Geräthe und einem guten Bette ausgeſtattete Zimmer genügte mäßigen Anſprüchen ſehr wohl. Auch die Bedienung war aufmerkſam.

Das ſchmale Czerna-Thal, in welchem die ſämmtlich dem „Aerar" gehörenden Gebäude des Bades liegen, ſtreicht von Nordoſt nach Südweſt. Alle dieſe Häuſer nehmen, mit Ausnahme eines einzigen, des Franzenbades, das rechte Ufer ein. Zu dem linken Ufer ſteigt die Bergeswand ziemlich ſteil hinab und gewährt dort wenig Raum. Die Gebäude liegen in zwei Reihen einander gegenüber und umfaſſen einen zwiſchen ihnen übrig bleibenden freien Platz. Sie zeigen ſämmtlich eine zwar einfache, aber gut unterhaltene einladende Außenſeite und beſitzen außer dem Erdgeſchoſſe, zwei Stockwerke. Eine Herkules-Bildſäule aus Kanonen-Metall ziert die Mitte des freien Platzes. Sie ſoll einer ähnlichen, aus der Römerzeit herrührenden nachgebildet ſein, die man unter Ruinen fand und nach Wien brachte. Leider hat man ſie durch Anſtrich mit einer ſchwarzen Deckfarbe verunſtaltet, welche zwar den Unbilden der Witterung des rauhen Winters wehren mag, zugleich aber auch das Urtheil über den künſtleriſchen Werth der Statue unmöglich macht und gewiß nicht geeignet iſt, eine vortheilhafte Stimmung in dem Beſchauenden zu erzielen. Eine am ſelbigen Platze liegende Reſtauration mit Kaffehaus und Billard ſcheint beſtimmt zu ſein, für die leiblichen Bedürfniſſe der Fremden zu ſorgen. Auch fehlt es nicht an einigen Kaufläden.

Der Morgen des 28. Auguſt wurde zur nähern Betrachtung der Quellen und ihrer Umgebung verwendet. — Das Herkules-

Bad, welchem das Ganze von Alters her den Namen verdankt, erfuhr billig den erſten Beſuch. Es befindet ſich eine Viertelſtunde nördlich vom Mittelpunkte des Platzes, hart am rechten Ufer der Czerna, nur durch den Fahrweg von ihm getrennt. Man gelangt zuerſt, dicht vor ihm, zu einem einfachen, kleinen Tempel, der die Ueberſchrift „Carolinenbrunnen" trägt.

Sein ohne Röhrenleitung hervorfließendes Waſſer entwickelte keine Gasblaſen und roch ſchwach nach Schwefelwaſſerſtoffgas. Seinen Geſchmack fand ich ſchwach ſalzig, etwas fade. Etwa fünfzehn Schritt weiter gegen Norden gelangt man zu dem etwas geräumigern, aber möglichſt einfachen Gebäude des Herkules-Bades und Brunnens. Den hier zum Trinken beſtimmten Quell, den ich vergebens geſucht hatte, zeigte mir der hier wohnende Badewärter, ein alter Invalide, indem er eine etwas baufällige Thür öffnete, durch die man in eine ſchwarze finſtere Felsgrotte hineinblicken konnte, aus welcher Geräuſch von ſtrömendem Waſſer hervordrang. Der Mann war nicht wenig erſtaunt, als ich von ihm verlangte, mit dieſem Waſſer mein Glas zu füllen; ich mußte etwas Ungewöhnliches gefordert haben. Er entſchloß ſich indeſſen, niederzuknieen, und, tief ſich in die Finſterniß hinabbeugend, brachte er mir ein klares, heiß dampfendes Waſſer hervor, welches ich fünf Minuten lang abkühlen laſſen mußte, um es in kleinen Zügen ſchlürfen zu können. Kein Schwefelwaſſerſtoffgas ließ ſich hier wahrnehmen; den Geſchmack fand ich etwas ſalziger und weniger fade, als den des Corolinenbrunnens. Späterhin ſah ich den Abfluß der Quelle, die durch einen unter der Straße durchgeführten Kanal in die Czerna fällt. So mächtig iſt die hier dem Fluß übergebene Waſſermaſſe, daß dieſer eine weite Strecke hin mit heißen Dämpfen bedeckt erſcheint, und ſie bei gehöriger Einrichtung ein Waſſerrad zu treiben im Stande ſein möchte. Man hat ſie auf 5045 Cubikfuß in der Stunde berechnet. Wahrſcheinlich iſt dieſer Umſtand von Einfluß auf die Benennung und die Widmung geweſen, welche die Römer für dieſe Quelle paſſend erachteten. Auch zum Baden ſcheint das Herkules-Waſſer wenig benutzt zu werden, denn es ſind nur zwei in Holz gefaßte kleine Baſſins hierzu vorhanden, zu denen man auf hölzernen Stufen hinabſteigt. Der Wärter bereitete mir das Bad zur Stelle; als ich aber fand, daß es + 32° R. warm war, und ich mich über dieſe zu hohe Temperatur beſchwerte, verſicherte

er, ſo bade man hier allgemein. Ich vermochte nicht über 20 Minuten darin zu verweilen, fand mich jedoch hernach wieder Erwarten keineswegs abgeſpannt, ſondern glaubte mich vielmehr elaſtiſcher, beweglicher zu fühlen. Eine ähnliche Beobachtung hatte ich in früherer Zeit durch die Bäder zu Leuk an mir gemacht, wo ſie ſich indeſſen mehr auf die lange Dauer, als auf die hohe Temperatur des Bades bezog.

Indem ich nun zunächſt dem Boden der Umgebungen und ſeiner Vegetation die Aufmerkſamkeit zuwandte, fand ich, daß das Thermalwaſſer der rechten Flußſeite aus Spalten eines dichten Kalkſteins verſchiedener Art hervordrängt, welcher auf Granit aufgelagert iſt. Höher oben kommt Diorit vor. Den Granit ſieht man zu Bauten im Thale benutzt. Am linken Flußufer findet ſich Kalkſpath, Grünſtein, Feldſpath, Quarz und Hornſtein vor. Thonſchiefer und Kalkmergel bedeckten beide Flußufer im Thale. Von der Gegend des Herkules-Bades an treten die Gebirgswände zu beiden Seiten des Fluſſes ſo nahe heran, daß am rechten Ufer nur noch Raum für eine Landſtraße übrig bleibt, die ſich nordwärts weiter zieht. Die Bergabhänge zeigen ſich allenthalben mehr oder weniger ſteil. Man beſitzt noch keine Höhenmeſſungen derſelben. Die meiner Wohnung gegenüber vom linken Ufer aufſtrebende Felswand ſchätzte ich zu 16- — 1800′; ihre Fortſetzungen nach Norden geben ihr hierin wenig nach. Die Höhen des rechten Ufers mögen ſich zu 15- — 1600′ erheben. Es geht daraus hervor, daß die Sonne in das ſchmale Thal ſpät eindringt, auch ſich ſchon früh wieder aus ihm verabſchiedet. Deshalb fand ich es auch Morgens um 7 Uhr, bei Nordwind, im Thal noch merklich kühl, obgleich das Thermometer + 13° R. zeigte. Dagegen kann die Temperatur während des hohen Sommers am Mittage durch Reflex der Sonnenſtrahlen von den naheliegenden Kalkwänden bis zu + 26°—29° R. ſteigen.

Die Bergwände tragen Laubholz bis nahe zu ihrer Spitze. Der Gebirgskamm iſt dagegen häufig mit Nadelholz z. B. Pinus Pinaster, beſäumt. Die große Maſſe des Gehölzes wird durch Weißbuchen gebildet. Rothbuchen finden ſich nur in geringerer Zahl hoch oben und von ſehr mäßiger Höhe. Dazwiſchen zeigen ſich häufig Linden von einer großblätterigen Varietät, welche, indem ſie dem Hinaufſchauenden die grau ſchimmernde untere Seite ihrer

Blätter zuwenden, eine dem Auge angenehme Schattirung mit dem helleren Grün der Buchen hervorbringen. Dieſe Linden ſieht man an den Ufern des Fluſſes am häufigſten als Alleebäume benutzt. Zu demſelben Zweck pflanzt man hier ferner den Sumach (Rhus Typhinum), der ziemlich raſch, mitunter bis zu 25' Höhe aufwächſt und mit ſeinen großen gefiederten Blättern der Landſchaft eine zierliche Abwechslung bringt. Auch Rhus Cotinus (der Perückenbaum) wächſt an den Thalrändern wild. Der Hagedorn (Crataegus Oxyacantha) erreicht hier dieſelbe baumartige Höhe, wie in Italien, wo er von den Winzern ſo häufig, mit Pappeln und Ulmen zugleich, benutzt wird, um Reben an ihm in die Höhe, und feſtonartig von einem Baume zum andern zu ziehen. Auch ohne der Menſchen Zuthun umrankt ihn die verwilderte Rebe im Banate gern; beide ſcheint der über dem Boden allenthalben ausgebreitete Mergelſchiefer wohlthuend anzuziehen. Wallnußbäume gedeihen im Czerna-Thale ausgezeichnet. Am ſüdlichen Ende des Thales hat man eine kleine Anhöhe mit einem Tempel geſchmückt, der auf acht aus Ziegeln aufgeführten joniſchen Säulen ruht; offenbar ſoll er den Spaziergängern zum Ruhepunkte dienen, die von hier aus eine freie freundliche Ueberſicht des mit Gebäuden ausgeſtatteten Thalabſchnittes gewinnen. Die Rückenſeite dieſes Tempels iſt mit einem Halbkreiſe von coloſſalen Nußbäumen umgeben, wie ich ſie von ſolchem Umfange und ſolcher Höhe mich nicht erinnerte, ſchon geſehen zu haben. Ihre Früchte ſcheinen nicht hochgeachtet zu werden, denn an der Landſtraße wurden ſie von Vorübergehenden ungehindert nach Belieben abgeſchlagen. Feigenbäume ſind mir nicht vorgekommen. Auch zweifele ich, daß der Rosmarin hier im Freien aushält, weil das Thermometer im Winter bis zu — 11° R., in beſonders kalten Jahren bis zu 16° R. ſinkt.

Eſchen, Weiß- und Schwarzpappeln ſind im Thale ſehr häufig; Eichen aber ſelten. Cytisus Laburnum und einige andere Arten von Cytisus vermehren die Abwechſelung. Sambucus Ebulus (Attich) wuchert an den Thalrändern ungemein üppig aus dem ſteinigen Boden hervor; ſeine Beeren fingen bereits an, ſchwarz zu werden. Unter ihm bedeckt Huflattich (Tussilago Farfara) den feuchten Boden weithin. In üppigſter Blüthe ſtanden außerdem Eupatorium cannabinum, Solidago Virgaurea, mehrere Campanulaceen, eine gelblichblühende Salvia, ein zierliches Verbascum u. ſ. w.

Im kühlen Schatten jener Vegetation bieten beide Flußufer leidenden Kurgästen bequeme und liebliche Spaziergänge; zu ihren Füßen windet flüsternd und murmelnd das Flüßchen seinen glänzenden Silberfaden hin. Die im Bergsteigen geübten, kräftigern Spaziergänger benutzen die Höhen des rechten Ufers am passendsten. Nach halbstündigem, langsamem Steigen auf gebahntem Fußwege gelangt man südöstlich auf einem Felsvorsprunge zu einem kleinen hölzernen Tempel, dessen Frontispiz die Inschrift „Schneller Höhe" trägt. Man genießt von hier aus einen lohnenden Ueberblick der steilen Gebirge des linken Ufers, der steinernen Brücke und der sämmtlichen Badehäuser. Ein hinter der kleinen katholischen Kirche nach oben und nordwärts hinaufführender Pfad leitet zu der Csorich-Höhe, die eine weitausgedehnte Fernsicht erlaubt. Jene Namen sind die ehemaliger Corps-Kommandanten des Banates, die im Sommer das durch Sumpfausdünstungen ungesunde Temeswar zu verlassen und das heitere, ruhige Czerna-Thal zu besuchen pflegten, welches 24 Meilen von jenem Orte entfernt liegt. Dennoch werden durch gewisse Luft-Strömungen jene Sumpfdünste mitunter bis in dieses sonst so gesunde Thal getragen und erzeugen dann auch hier Wechselfieber. Die einzelnen Jahre weichen hierin von einander sehr ab. Die hinter dem Carolinenbade steil sich erhebende Höhe ist dort ungefähr, wo ihr oberstes Dritttheil beginnt, mit einem weißen Kreuze bezeichnet, welches kühnen Bergsteigern als Zielpunkt winkt, die indessen wohl nicht an Neigung zum Schwindel oder an gichtischen Gelenken leiden dürfen.

Bis zum Jahre 1848 sollen ungarische Magnaten und walachische Bojaren diese Bäder im Sommer ziemlich regelmäßig besucht haben. Seitdem aber die politischen Wirren jenes Jahres, ebenso auch das Verbot, Hazard-Spiele zu treiben, wirksam wurden, sind jene Gäste ausgeblieben. Die ungarischen Edelleute lieben es zur Zeit, auf ihren Gütern zurückgezogen zu leben, wozu man dem Lande selbst wohl auch nur Glück wünschen kann.

Der frühe Morgen des 29. August fand mich im Ludwigs-Bade, welches vorzugsweise zum Baden benutzt wird. Es enthält 30 „Badkasten", deren je zwei, durch eine hohe Bretterwand von einander geschieden, unter demselben Mauergewölbe liegen, ganz so, wie es auch im Herkules-Bade der Fall ist. Die Einrichtung scheint der zu Baden bei Wien nachgeahmt zu sein, wo

ich sie vor Kurzem kennen gelernt hatte. Die einzelnen Kasten sind aus Tannenholz zusammengesetzt, welches 9 bis 10 Jahre ausdauert, aber steter Ausbesserungen bedarf. Die einzelnen sind geräumig genug, um zwei Personen zugleich aufzunehmen; auch hörte ich die Unterhaltung eines nebenan badenden Ehepaares. An der äußerst einfachen Einrichtung ist die zu Gebote gestellte, ansehnliche Wassermenge das Anerkennenswertheste. Zwei hölzerne Röhren führen warmes und kaltes Wasser zu; können aber nur mit hölzernen Stöpseln verschlossen werden. Man läßt das heiße Wasser zwar einen Tag abkühlen, um es als kaltes benutzen zu können; aber es bleibt stets lauwarm.

Der K. Badearzt Hr. Dr. Klein hat mich durch freundliche Mittheilnngen über die Wirksamkeit der Quellen von Mehadia, welche er der eigenen, mehrjährigen Erfahrung entnahm, zu besonderm Danke verpflichtet. Durch ihn erhielt ich auch die Resultate der chemischen Analyse, welche Hr. Dr. Ragsky 1847 an Ort und Stelle, mit den verschiedenen Quellen im Auftage der kaiserl. Regierung ausgeführt hat; nachdem die früher von Zimmermann unternommene Analyse den heutigen Ansprüchen nicht mehr zu genügen schienen. Aus jenen Mittheilungen führe ich Nachstehendes hier an.

Die gegenwärtige Bade-Anstalt besteht aus folgenden Theilen:

1) Herkules-Bad sammt Brunnen;
2) Karlsbrunnen;
3) Ludwigs-Bad. Es enthält 30 Badkasten und einen Trinkbrunnen;
4) Carolinen-Bad, mit einer allmählig versiegenden Quelle;
5) Kaiser-Bad;
6) Ferdinands-Bad;
7) Franzensbad, unmittelbar am linken Ufer der Czerna. Es enthält zahlreiche Wohnungen für kranke Militär-Personen und die dazu erforderlichen Bäder.
8) Der Josephsbrunnen;
9) das Augendunstbad;
10) das Fußbad;
11) zu Flußbädern eine kleine hölzerne Vorrichtung oberhalb des Herkules-Brunnens.

Unter dieſen Quellen führen einige Schwefelwaſſerſtoff-Gas, andern fehlt daſſelbe. Der mächtige Herkules-Brunnen ergiebt z. B. keine Spur davon. Dagegen zeigt es ſich in dem kaum 15 Schritt davon befindlichen Carolinen-Brunnen. Vier derſelben, die Ludwigs-, Franzens-, Kaiſer- und Carolinen-Quelle, incruſtiren bei ihrem Ausfluſſe die Steine mit weißlich-gelbem Kalkſinter. Am Ausfluſſe der Herkulesquelle findet ſich ein ſmaragdgrüner Schlamm, welcher allen übrigen fehlt.

Analyſe des Herkules-Brunnens, nach Dr. Ragsky.

16 Unzen, enthalten a) an fixen Beſtandtheilen:

Chlornatrium	10,779.	
Chlorcalcium	7,800.	
Schwefelſauren Kalk	0,645.	
Kohlenſauren Kalk	0,364.	
Kieſelerde	0,142.	
Jod- und Brom-Calcium		Spuren.

b) an Gaſen:

Kohlenſäuregas	0,56.	eines öſterreichiſchen Cubikzolles.
Stickſtoffgas	0,50.	

Die Temperatur variirt zwiſchen 20°—39° R., je nachdem trockenes, oder Regenwetter vorwaltet. Das ſpecifiſche Gewicht beſtimmte Zimmermann bei 14° R. auf 1006. — Wir haben hier alſo eine Halotherme, der Dr. Ragsky den Platz neben der von Abano anweiſt.

Analyſe des Ludwigs-Brunnens, nach Demſelben.

In 16 Unzen ſind enthalten a) an fixen Beſtandtheilen:

Chlornatrium	9,916.	
Chlorcalcium	5,213.	
Schwefelſauren Kalk	0,782.	
Kohlenſauren Kalk	0,101.	
Kieſelerde	0,112.	
Bromcalcium		Spuren.

b) an Gaſen:

Schwefelwaſſerſtoffgas	0,48.	eines öſterreichiſchen Cubikzolles.
Kohlenſäuregas	0,60.	
Stickſtoffgas	0,59.	
Kohlenwaſſerſtoffgas	0,41.	

Temperatur: 37° R. Specifiſches Gewicht nach Zimmermann: 1005. Waſſermenge in einer Stunde: 960 Cubikfuß. — Der hier zum Baden vorzugsweiſe benutzte Ludwigs-Brunnen ſtellt ſonach eine alkaliſch-muriatiſche Theiotherme dar.

Analyſe des Joſephs-Brunnens, nach Demſelben.

In 16 Unzen a) an fixen Beſtandtheilen:

Chlornatrium	32,502.
Chlorcalcium	19,245.

Im Uebrigen wie der Ludwigs-Brunnen.

b) an Gaſen:

Schwefelwaſſerſtoffgas . .	0,70.	eines öſterreichiſchen Cubikzolles.
Kohlenſäuregas	0,65.	
Stickgas	0,51.	
Kohlenwaſſerſtoffgas . . .	0,42.	

Temperatur: + 39° R. Geſchmack: auffallend bitter und ſalzig zugleich.

Der Joſephsbrunnen dürfte nach meinem Urtheile mehr Aufmerkſamkeit verdienen, als ihm gegenwärtig hier geſchenkt wird. Ich fand ihn in einen viereckigen, hölzernen unbedeckten Kaſten gefaßt, der ſich auf einer kleinen Anhöhe, nahe dem rechten Flußufer befindet. Blätter und anderer vegetabiliſcher Abfall ſchwammen in dem Waſſer herum und mochten wohl zur Vermehrung ſeines Schwefelwaſſerſtoffgehaltes beitragen. Durch eine Röhren-Leitung wird das Waſſer einem dicht am Fluſſe ſtehenden kleinen Tempel zugeführt, der keine Ueberſchrift trägt. Ein vereinzelter Trinker leiſtete mir dort Geſellſchaft, der, wie er mir ſagte, ihn ſich ſelbſt verordnet hatte. Unter allen hieſigen Quellen ſcheint der kräftige Joſephsbrunnen ſich für einen ſolchen unvorſichtigen Gebrauch am wenigſten zu eignen, der, wie ich von Hrn. Dr. Klein erfuhr, unter den dortigen Landleuten zur Ungebühr verbreitet iſt. Dieſe kommen, je nachdem ihre Arbeiten es erlauben, bisweilen ſpät im Herbſte, wenn ſchon Schnee liegt, mit den ihnen paſſend ſcheinenden Victualien ausgeſtattet, um mittelſt einiger heißen Bäder, langjährige Uebel — eher zu verſchlimmern, als — zu verbeſſern. Freilich mögen auch die Chirurgen des Banates, wie ſie aus der jüngſten

Zeit ein Dr. W. ſchildert,*) nicht geeignet ſein, den Landleuten ein lebendiges Vertrauen einzuflößen.

Frequenz der Badegäſte: im Jahre 1855 = 3658.

Nach den Nationalitäten fanden ſich im Militärjahre 185⅝ ein:

aus Rußland	2
„ England	3
„ der Türkei	19
„ „ Moldau	3
„ „ Walachei	490
„ Serbien	98
„ den öſterreichiſchen Staaten . .	1712
Summa	2327

In dieſe Ziffern ſind jedoch auch Paſſanten einbegriffen, die ſich nur wenige Tage im Bade aufhielten. Die Mehrzahl gehörte den niedern Ständen an; das anſehnlichſte Contingent lieferten die Werſchetzer Weinbauer.

Die Wirkung der Bäder übertrifft, nach Hrn. Dr. Klein alle Erwartung, und kann nicht genug bewundert werden 1) bei chroniſcher Gicht und ihren Folgen, z. B. Gelenkanſchwellungen und und Anchyloſen; 2) bei halbſeitigen Lähmungen, die, wenn ſie durch apoplektiſche Blutablagerungen im Gehirn oder Rückenmark bedingt waren, im zweiten Jahre oft total geheilt wurden, nachdem die Beſſerung in den Füßen angefangen hatte; 3) bei Gelenkſteifheiten, die nach Verrenkung oder Verſtauchung zurückgeblieben waren; 4) bei Leber- oder Milz-Leiden.

Krankheiten, gegen die, außer den genannten hier ſehr gewöhnlich Hülfe geſucht wird, ſind: Rheumatoſen, langwierige Hautausſchläge, Scrofeln, Gebärmutterleiden, veraltete Geſchwüre.

Civil-Kranke finden ihre Wohnung im Ferdinands- Thereſien- oder Franzens-Hof, im Gartenhaus oder im Franzens-Bade. Die für die wohlhabenden beſtimmten Zimmer genügen dem einfachen Bedürfniſſe. Die der ärmern Klaſſe entbehren aber jedes Comforts nicht nur, ſondern erſcheinen hier und da ſogar ſanitätswidrig. Viele zu ebener Erde liegende Zimmer ſind, z. B.

*) Wiener mediciniſche Wochenſchrift. 1859. Nr. 5. S. 77.

im Thereſienhofe feucht. Im Ferdinandshofe ſind manche Zimmer einem geſchloſſenen Hofe zugewendet. Man ſoll indeſſen den Neubau eines Wohngebäudes beabſichtigen, wie mir geſagt wurde, um den laut gewordenen Klagen abzuhelfen.

Die der Bäder bedürftige Militärmannſchaft wird theils in einem geräumigen Militärſpital, theils im Franzensbade untergebracht.

Die Verwaltungs-Behörden ſtehen, mit Ausnahme des Finanzfaches, in der öſterreichiſchen Militärgränze unter dem General-Commando. Soviel Lobenswerthes in dieſen an der Peripherie des Staates gegen Oſten ferngelegenen Ländergebieten durch die militäriſche Ordnung bereits erzielt worden iſt und noch gegenwärtig beſchafft wird, ſo liegt es doch in der Natur der Sache, daß einem Militär-Commando tauſend Dinge ungleich wichtiger erſcheinen müſſen und näher liegen, als eine derartige Heilanſtalt, die, wenn ſie ihrem Zwecke und den Anſprüchen der heutigen Zeit nur einigermaßen genügen ſoll, einer durch die Wiſſenſchaft aufgeklärten Sorgfalt und Liebe in keiner Weiſe entbehren kann. Die wohlhabenden Klaſſen bleiben vielleicht großentheils deshalb von hier fern, weil ſie die Bequemlichkeiten nicht finden, die ſie mit Rückſicht auf die ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel und auf ihre Kränklichkeit zu fordern berechtigt ſind. Ich mache nur auf den fühlbaren Mangel eines für das geſellſchaftliche Leben ſo unentbehrlichen gemeinſamen Kurſaales, auf die fehlenden, ſteinernen oder mit Fajence-Platten auszulegenden Badewannen aufmerkſam. Auch möchte ich daran erinnern, daß der enorme Vorrath des Herkules-Bades an Thermalwaſſer, der jetzt nur den Fluß ſpeiſet, äußerſt nützlich verwerthet werden konnte, wenn man ſteinerne Baſſins anlegen wollte, in denen das Waſſer unaufhörlich über den Badenden erneuert zu- und abfließt. Die hölzernen Krähne in den „Badkaſten“ ſind plump und laſſen ſich ſchwer handhaben; die zu Badewärtern beſtellten alten Soldaten werden ſchwerlich jemals die Geſchmeidigkeit erlangen, welche zur genügenden Bedienung eines gebrechlichen Kranken im Bade unentbehrlich iſt. Vom Frottiren, Maſſiren und dergleichen, wie es von den Türken gewiß hier geübt worden iſt, würde heutigen Tages wohl kaum die Rede ſein können.

Die Feſſeln, welche die Schwierigkeit und Langwierigkeit der Communication mit der äußerſten öſtlichen Gränze des Kaiſerſtaates

dem Gebrauche dieſer Bäder früher angelegt hatte, ſind durch des Dampfes Kraft gelöſt worden. Durch ihn iſt die oben beſchriebene Fahrt auf der Donau eine der angenehmſten und unterhaltendſten geworden, die man ſich überhaupt verſchaffen kann. Die Reichthümer, welche die liebende Hand einer begünſtigenden Natur über das Czerna-Thal ausgeſchüttet hat, verdienen eine dankbare Anerkennung vollkommen. Dieſe Ueberzeugung iſt es, welche mich vermocht hat, den Herkules-Bädern eine weiter ausgedehnte Aufmerkſamkeit zu widmen, als wie dies im Verhältniß zu den übrigen Abſchnitten dieſer Schrift vielleicht erwartet werden durfte.

Es möchte ſchwer fallen, Mehadia wieder auf die Höhe zu erheben, welche es zu der Zeit erſtiegen hatte, als römiſche Colonieen Dacien bevölkerten. Für dieſen Glanzpunkt ſprechen die hier aufgefundenen Trümmer von Tempeln des Hercules und des Aesculap und von ſieben Bildſäulen des Herkules, die vielen von Trajan bis auf M. A. Philippus reichenden römiſchen Münzen, auch Votivtafeln, von denen allein man einige ſehr beſchädigte für den Ort noch gerettet hat, dem ſie urſprünglich gewidmet waren. Zwei derſelben ſieht man auf dem Wege nach dem Herkulesbrunnen in eine Mauer eingefügt, welche den Sturz des Bergabhanges zu verhindern beſtimmt iſt. Einige andere ſollen in dem feuchten Gange eines Badhauſes dem Tageslicht entzogen ſein. — Es iſt aber kaum denkbar, daß nicht ſchon die Urbewohner der Gegend durch das auffallende Schauſpiel eines hier aus der Erde hervorſtürzenden heißen Waſſerſtromes ſollten zur Bewunderung hingeriſſen worden ſein. Und wenn dann die Richtung, welche die von den Türken angelegte, koſtſpielige maſſive Waſſerleitung einnimmt, kaum einen Zweifel übrig läßt, daß ſie das Waſſer von Mehadia zu führen beſtimmt war, und dies noch mehr dadurch beſtätigt wird, daß es Alt-Orſowa an gutem Trinkwaſſer durchaus nicht fehlt, ſo muß man ſtaunen, daß nach den Türken hier eine Generation leben konnte, die von den berühmten Thermen kaum eine Ahnung behalten hatte. Denn wir leſen, daß der öſterreichiſche commandirende General Graf Hamilton die Bäder in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder auffinden und einige Wohnhäuſer errichten laſſen mußte. Auch ſpricht von dieſer wichtigen „Entdeckung“ der erſte Schriftſteller über die Thermen, Pasquale Garofalo, ſchon

auf dem Titel ſeiner Diſſertationen*). Der Wunderglaube an die Heilkraft der Quellen, der gegenwärtig noch im Volke weithin verbreitet iſt, beſteht aber gewiß ſeit dem grauen Alterthume. Schon in dieſem Volksglauben, durch den zu allen Zeiten große Wirkungen hervorgebracht worden ſind, liegt eine ernſte Anmahnung für eine erleuchtete Regierung, ihn durch zweckmäßige Maßregeln in richtige Bahnen zu lenken, auch durch heilſame Einrichtungen der Bevölkerung den Beweis zu liefern, daß man ihrem wohlbegründeten Sehnen nach dem Vollgenuß dieſer reichen Naturheilmittel billige Rechnung trage. Ein dankbar anzuerkennender Grund dazu iſt dort ſchon gelegt; es gilt jetzt, auf ihm rüſtig fortzubauen.

---

*) **Paschalis Caryophilus, Diss. epist. de thermis Herculanis nuper in Dacia detectis. Viennae, 1737. — Jd. Diss. de usu et praestantia thermarum Herculanarum etc. Mantuae, 1739.** — Die ausführlichſte unter den verſchiedenen Schriften über Mehadia iſt aber auch jetzt noch: J. H. Schwarzott, die Herkules-Bäder bei Mehadia. Wien, 1831. Mit 1 Kupfer.

III.

Die Ebenen Ungarns, ihr Boden und ihre Gewässer mit deren Erzeugnissen. — Angränzende Gebirgszüge. — Die sie bewohnenden Volksstämme, besonders die Magyaren; deren physische und moralische Stellung in der gegenwärtigen Zeit.

> Et genus humannm multo fuit illut in arvis Durius, ut decuit, tellus quod dura creasset.
> Lucretius, de rer. nat. V. 323.

Im Begriff, von der östlichen Gränze des ungarischen Banates aus die Donau nach abwärts weiter zu verfolgen, darf ich es, der ausgesprochenen Tendenz dieser Schrift nach, nicht unterlassen, einen prüfenden Rückblick auf die gegen den gewaltigen Strom sich hinabsenkenden Landstriche und Flüsse Ungarns zu werfen, sofern sie Einfluß auf die Gestaltung der dortigen Menschen-Verhältnisse üben. In vielfacher Hinsicht hat dieses Ungarn das wohlerworbene Recht, eine jede humane Rücksicht von den übrigen Völkern des Continents Europa's, vornehmlich von den Deutschen zu erwarten; denn für sie hat es jederzeit zuerst gestritten und geblutet, so oft zahllose Barbaren-Schwärme aus dem fernen Osten verwüstend die Donau aufwärts vordrangen. Diesen der Civilisation dargebrachten, namenlosen Opfern gegenüber hat Deutschland in seiner Schwäche mit apathischer Gleichgültigkeit geduldet, daß in Ofen die Barbaren 145 Jahre lang, bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hin, herrschen durften. Und noch heute liegen so vielfache Naturschätze des reichen Landes kaum aufgeschlossen da. Mögen die Segnungen eines langen Friedens seinem fernern Aufblühen hülfreich zur Seite stehen!

Man berechnet das Areal Ungarns, mit Einschluß des banatischen Gränzdistricts zu 3724 □ Meilen. Seine größte Länge von West nach Ost soll 136 geographische Meilen betragen, die Breite 77 Meilen. Der ebene Theil, das flache Land, übertrifft, wenn man die Ausläufer desselben nach den verschiedensten Richtungen hin mitrechnet, den gebirgigen Theil. Das angränzende

Siebenbürgen, Slavonien, sowie Croatien, werden hierbei ausgeschlossen bleiben, oder nur gelegentlich erwähnt werden können.

Das k. k. statistische Bureau zu Wien gab am Ende des Jahres 1854 für Areal und Einwohner folgende Zahlen:

1. Areal.

Ungarn . . . . . 3265,^{85} geogr. □ M.
Woidwodschaft Serbien und temeser Banat 544,^{98} □ M.

2. Einwohner.

Ungarn, Bevölkerung: 8,744,481.
Woidwodschaft Serbien und temeser Banat: 1,574,428.

Ungarn zählt also auf die □ Meile 2799, Serbien und Banat 3020 Einwohner.

Die Einwohner Ungarns vertheilten sich im Jahre 1851 nach ihren Religions-Bekenntnissen (ohne Militär) wie folgt:

	Katholiken.		
	a. römische.	b. griechisch-unirte.	Griechen. nicht unirte.
Ungarn,	4,233,144	694,512	407,561
Serbien u. Banat.	624,839	12,756	694,029
	Protestanten.		
	a. augsburger,	b. helvetischer Confession.	Juden.
Ungarn,	743,726	1,453,000	332,229
Serbien u. Banat.	51,724	26,621	16,621

Die Geschichte der Völker, welche das heutige Ungarn, seit dem Eindringen der Römer unter den Kaisern Augusti und Tiber, bewohnt haben, rollt bis zu dem Ende des 17. Jahrhunderts hinab ein Bild fast ununterbrochener mörderischer Vertilgungskriege vor uns auf. Wenige Länder Europa's dürften in ähnlicher Weise mit Blut gedüngt worden sein.

Das Panonien der römiſchen Colonien ſcheint der weitgedehnte Landſtrich geweſen zu ſein, welcher ſich auf beiden Ufern der Donau bis zu der gegenwärtigen Walachei und dem gegenüberliegenden Serbien hinabzieht, oben mit ſeinem Weſtende jedoch auch einen Theil des heutigen Oeſterreichs einſchloß. Ob die metallreichen ſüdlichen Vorhügel der Karpathen, welche ſie bereits ausbeuteten, zu Panonien, oder vielmehr (mit Siebenbürgen) zu Dacien gerechnet wurden, iſt unſicher. In jenen Ländern erhielten ſie ſich noch geraume Zeit, als ſie durch die Weſtgothen bereits aus Dacien (der Moldau, Walachei mit Siebenbürgen) vertrieben worden waren. Nachdem jedoch um das Jahr 376 n. Chr. ſich von den nördlichen und nordweſtlichen Gränzen China's her, aus den Hochebenen Aſien's, die Hunnen in Bewegung geſetzt hatten, erreichten ſie, weſtwärts vordringend, etwa fünfzig Jahre ſpäter Panonien, verbrannten die Städte, mordeten die Einwohner, und verwandelten das ſchöne Land in eine Wüſtenei. Der barbariſchen Wildheit ihrer zahlloſen Schwärme widerſtand keine geregelte Kriegskunſt. Auch war es ſchwerlich die von ihrem Führer Attila bei Chalons sur Marne verlorene Schlacht, ſondern vielmehr ſein zwei Jahre darauf (453 n. Chr.) in Italien erfolgter Tod, welcher den Reſt von Europa vor ſeinen Barbaren ſchützte. Was die überwiegende Thatkraft eines einzigen Mannes unter begünſtigenden Umſtänden vermag, hat dieſer Attila (Etzel) bewieſen. Denn bald nach ſeinem Abtreten von der Schaubühne zerſtreuten ſich ſeine ohne ihn machtloſen Horden; die, welche ſich in Panonien angeſiedelt hatten, verſchwanden in nicht gar langer Zeit faſt ſpurlos unter dem Drucke ihnen nachfolgender, anderer barbariſcher Völker. Die Oſtgothen wurden bald darauf Herren des rechten Donauufers, die Gepiden nahmen das fruchtbare Land zwiſchen der Theiß und der Donau ein. Letztere wurden dann ihrerſeits durch die Lombarden bedrängt, die der Kaiſer Juſtinian, um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts aus Mähren zur Hülfe herbeigerufen hatte. Doch ſchon um 568 erſchienen aus dem nördlichen Aſien die Avaren, die obgleich ſehr wahrſcheinlich einem kaukaſiſchen Stamme angehörend, an wilder Barbarei den Hunnen ſehr ähnlich, den Reſt der Gepiden vertilgten, und die Sitze der Lombarden einnahmen, welche, ihnen ausweichend, nach Oberitalien zogen. Auch jene erfreuten ſich des Beſitzes nicht lange. Unaufhörlich angegriff-

sen von slavischen Völkern der Nachbarländer, von Mähren, von Polen, von Bulgarien aus unterlagen sie, bereits geschwächt, endlich gegen Ende des achten Jahrhunderts dem Schwerte Karl's des Großen, der sie und ihr Land hernach jenen slavischen Völkern zum Wohnsitz überließ. Indessen war dem Lande dadurch noch keine Ruhe beschieden.

Am Ende des 7. Jahrhunderts waren neue Völkerstämme aus Asien nach Europa vorgedrungen, die sich Magyaren nannten. Nachdem diese etwa 200 Jahre lang im Norden des schwarzen Meeres gesessen hatten, wurden sie dort von den Petschenegen gedrängt und strömten nun westwärts nach Dacien, um das Jahr 896 aber unter Arpad nach Panonien, wo sie ein Reich stifteten, welches noch jetzt besteht.

Von den Deutschen wurden sie wahrscheinlich schon bei ihrem ersten Auftreten Hun-Avaren, später Hungarn genannt. Diese Magyaren überwogen an muthiger Ausdauer und Festigkeit alle ihre Vorgänger im Besitze des Landes. Sie konnten wohl besiegt, aber nicht vertilgt — sie konnten wohl unterdrückt, aber nie servil — sie konnten wohl unfrei, aber nie zu Sklaven gemacht werden.

Die Zähigkeit des ursprünglichen Volkscharakters der Magyaren zeigt sich unter manchen andern Zügen, auch in der Fechtart ihrer Reiterei. Bald nach ihrer Ansiedelung in Ungarn machten sie häufige Raubzüge nach Deutschland, und schon damals erlangten sie ihre Vortheile über die schwer gepanzerten Deutschen hauptsächlich durch die große Schnelligkeit und Leichtbeweglichkeit ihrer zahlreichen Reiterei, welche noch heute ihr Ruhm ist. Nachdem sie aber 955 von Kaiser Otto dem Großen durch die Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg in ihre Schranken zurückgewiesen worden waren, traten sie späterhin den zahlreichen Angriffen von außen her stets energisch entgegen, wenn auch mit wechselndem Erfolge. Durch ihre Tapferkeit, soldatische Gelehrigkeit und Ausdauer haben sie noch vor Kurzem die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen. Auffallend ist es, daß die drei späteren römischen Kaiser welche dem sinkenden Rom wenigstens vorübergehend noch Energie einzuhauchen wußten, nämlich Claudius der Gothe, Aurelion und Probus aus den Donauländern hervorgegangen waren. Die Profile der Physiognomien auf ihren Münzen erinnern an die der Dacier, welche, vom Triumpfbogen des Trajan herrührend, noch

heute den Bogen Conſtantins zu Rom zieren. Emil Poujade iſt durch ſeine Unterſuchungen zu einem ähnlichen Reſultate gelangt*). Hiernach läßt ſich annehmen, daß die Magyaren bei ihrer Ankunft noch Reſte eines kräftigen Stammes gefunden haben. Wenn aber ihre früheren Raubzüge gegen die Deutſchen, obgleich ſie beinahe ſo ein Jahrtauſend hinter uns liegen, in dieſen eine unangenehme Erinnerung zurückgelaſſen haben ſollten, ſo würden die Magyaren wohl thun, die Berechtigung dazu anzuerkennen. Nach der Eroberung und im Beſitze eines der geſegnetſten Länder Europa's hatten ſie vollkommen Urſache, ſich deſſen in Ruhe zu erfreuen und ihre Civiliſation vorzubereiten. Ihre damalige Barbarei werden ſie nicht zur Entſchuldigung anrufen wollen. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß, wenn damals ein zweiter Karl der Große auf dem Throne der Deutſchen geſeſſen hätte, ſie von Augsburg zu den Ufern des ſchwarzen Meeres zurückgeworfen ſein würden.

Daß die Magyaren ſeit ihrem erſten Auftreten auf europäiſchem Boden, zum Theil durch Vermiſchung mit den hier vorgefundenen Völkerſtämmen, dann wohl auch durch allmählich vorſchreitende Civiliſation, eine glückliche körperliche und geiſtige Umwandlung erfahren haben, dürfte ſich aus der Beſchreibung ergeben, welche einige gleichzeitige deutſche Schriftſteller von ihren in das ſüdöſtliche Deutſchland vorgedrungenen Horden mittheilen. Einer derſelben geht ſo weit, zu behaupten, daß man die göttliche Geduld bewundern müſſe, welche ſolchen menſchlichen Mißgeburten erlaubt habe, ein ſo koſtbares Land zu bewohnen. — Man wird eine ſolche Schilderung weniger übertrieben finden, wenn man ſie mit der vergleicht, welche der Jeſuit Lafiteau acht Jahrhunderte ſpäter in der Vorrede zu ſeiner Geſchichte der amerikaniſchen Wilden von dieſen gibt. L. behauptet gradezu, daß es nur Atheiſten ſein könnten, welche von den Rothhäuten ſagten, dieſe ſeien auch von Gott geſchaffen. Außerdem hat es Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß die Magyaren die von ihnen unterjochten Ueberreſte der Hunnen, Avaren u. ſ. w. genöthigt haben, ſie auf ihren Kriegszügen nach

*) Revue des deux mondes. XXVI. année. T. V. Paris, 1856 pag. 136.

Deutſchland zu begleiten und zu unterſtützen. Bei einer ſolchen Vorausſetzung würde ſich das Auftreten von Heereshaufen mit auffallender mongoliſcher Geſichtsbildung, wie wir ſie noch 1813 als Theil der ruſſiſchen Armee in Deutſchland geſehen haben, leicht erklären laſſen.

Die Magyaren zeigen eine nicht gewöhnliche phyſiſche Kraft; ſie ſind ſich des Uebergewichtes, welches ſie in dieſer Hinſicht über manche andere Völker beſitzen ſo bewußt, daß ſie Schwächlinge und verzärtelte Menſchen verachten. Es iſt eine jedem Arzte auffallende Erſcheinung, wie die Umwohner der Sümpfe und Moräſte Ungarn's oft Jahre lang den Wechſelfiebern zu trotzen vermögen, an denen ſie faſt ununterbrochen, wenigſtens oft wiederholt leiden, mit Ausnahme nur der kalten Jahreszeit. Die Gewöhnung an den ſchädlichen Einfluß des Sumpfmiasma von Jugend her mag viel hierzu beitragen; doch bringt ſie bei anderen auf eben ſo nachtheiligem Boden anſäſſigen Völkern Europa's Aehnliches nicht hervor. In Rom und namentlich in den pontiniſchen Sümpfen, in den Maremmen von Toscana, ſind die Einwohner meiſtens nur kurze Zeit fähig, den Fiebern zu widerſtehn, — ſie ſehen ſich nicht ſelten genöthigt, in die Berge zu flüchten, um das Leben zu retten. Von dem wahrhaft bejammernswerthen Zuſtande der Bewohner der ſumpfigen Breſſe und der Sologne in Frankreich entwirft Montfalcon*) ein trauriges Bild. Villermé**) verſichert, daß das Sumpfmiasma in Frankreich den Kindern von 1 bis 7 Jahren zwar am verderblichſten ſei. Die Ueberlebenden werden aber auch nicht über 50 Jahre alt und ſchleppen eine elende, ſchwächliche Exiſtenz kümmerlich bis zu dieſem Lebensziele hin. Die mittlere Lebensdauer iſt bei ihnen nach Sauſſet und Condorcet 26 bis 28 Jahre.

Es iſt bekannt, wie viele der wohlhabenderen Bewohner Rom's und ſeiner Umgebungen im Sommer und Herbſt regelmäßig auszuwandern pflegen, um dem Verderben zu entrinnen. Auch hat die Erfahrung in Ungarn ſtets gelehrt, daß die Italiener dort dem Sumpfmiasma am früheſten unterliegen, weshalb es auch als eine harte Maßregel betrachtet werden muß, italieniſche Regimenter in

*) Ueber die Sümpfe u. ſ. w. A. d. Franz. Leipzig, 1825. S. 39 u. f.

**) Archives générales de méd. Paris, 1825. May.

die Donau-Feſtungen als Garniſon zu ſenden. Den Italienern folgen an Empfänglichkeit für Malaria dann die aus höher gelegenen Gegenden kommenden Deutſchen, beſonders die Böhmen.

Die nachhaltige Ausdauer der Magyaren unter den Strapazen des Krieges iſt bewundernswerth, und ihre Haltung trägt ſchon im Frieden etwas Martialiſches an ſich. Ich erinnere mich lebhaft im Frühlinge 1814 einige ausgezeichnete ungariſche Grenadier-Bataillone in Paris bewundert zu haben, als damals die Vereinigung der Truppen ſo verſchiedenartiger Völkerſtämme dort den Vergleich erleichterte. Wenn ſie vorübermarſchirten, erdröhnte der Fußboden unter ihren Tritten; von allen militäriſchen Zuſchauern ging ein Flüſtern der Anerkennung aus, und ſelbſt die in ihrem Nationalſtolze tief gekränkten Franzoſen konnten ſich nicht enthalten, ihnen, wenigſtens verſtohlen, Blicke nachzuſenden. Den ungariſchen Huſaren erreicht an Leichtbeweglichkeit, Energie und Ausdauer die ähnliche Waffengattung anderer Nationen nie; oft genug habe ich die ſpöttiſch ſich verziehenden Phyſiognomien der Ungarn beobachtet, wenn „nachgemachte“ Huſaren an ihnen vorüberzogen. Der feſtliche Anzug eines jeden etwas begüterten Edelmannes iſt ſchon der Huſaren-Uniform ähnlich, in der er höchſtmöglichen Luxus gerne entfaltet. Ohne Spornen an den kurzen Stiefeln (Ziſchmen) zu erſcheinen, würde ſelbſt für den armen, kaum nothdürftig gekleideten Edelmann eine Schande ſein. — Die Schädel- und Geſichtsbildung der Magyaren zeigt jetzt eine edle Varietät der kaukaſiſchen Raçe, wenn auch einige charakteriſtiſche Merkmale derſelben, die Blumenbach*) vorangeſtellt hat, hier fehlen. Die Schädel-Bildung iſt keine kugelicht-runde, ſondern in beiden Schläfengegenden etwas abgeflacht, indem deren halbkreisförmige Linien ſcharf ausgedrückt ſind. Die Sirn iſt hoch, und die obern Augenhöhlenränder überragen die Augenhöhlen ſelbſt ziemlich auffallend. Daher liegen die Augen tief, und ihr Ausdruck erhält dadurch um ſo eher etwas Finſteres, Herriſches. Die Augenlidſpalte iſt bei den Bewohnern der Ebene eng, weil ſie, dem grellen Lichte ausgeſetzt, jene ſtets nur möglichſt wenig öffnen. So ſcheinen die glänzenden, feurigen Augen viel

*) De generis humani varietate nativa. Edit III. Gottingae, 1795. pag. 289. „Colore albo, genis rubentibus, capillo subfusco aut nucei coloris, capite subgloboso“.

kleiner, als sie es sind. Aehnlich sucht Volney sogar die Eigenthümlichkeit der Neger-Physiognomie zum Theil davon abzuleiten, daß die brennende Sonne die Neger nöthigt, die Augenlidspalten durch Zusammenziehen und Runzeln der nahen Weichtheile kräftiger zu verengern. — Bei den niedern Klassen ist die Kinnlade hervorragend breit und stark, die Muskeln, welche die Schläfegruben füllen, treten merklich hervor. Dasselbe ist mit der Nase der Fall, man sieht in der Regel grade, starke, indessen auch nicht selten Adlernasen. Die Gesichtsfarbe ist nur bei den Frauen der höhern Klassen rein weiß, bei den Männern gewöhnlich gebräunt, mindestens dunkel, ebenso die Farbe der Haut, des Halses und der Brust, die großentheils unbedeckt getragen werden. Das Roth der Wangen tritt mühsam und dunkel hervor. Das dunkelschwarze Haar hängt über dem Nacken und den Ohren lang herunter; es wird häufig mit Fett getränkt und bisweilen durch ein Band zurückgebunden. Im Allgemeinen sind die Körperverhältnisse regelmäßig, die Statur der Männer ist oft über das gewöhnliche Maaß hoch, die Brust breit; eine kräftig hervortretende Muskulatur deutet auf energischen Körpergebrauch.

Der Ausdruck der Gesichtszüge der Männer ist streng, ernst, stolz; er erscheint nicht geeignet den Fremden oder Unbekannten anzuziehen. Diese Züge werden durch zwei dunkle Augen, — düstere, tiefliegende Fenster der Seele — belebt, die dem von außen Hineinschauenden einiges Recht zu geben scheinen, auf einen ebenso düstern Einwohner hinter den Fenstern zu schließen. Wer indessen ihren etwas weit getriebenen Nationalstolz zu schonen weiß, wird sich leicht ein wohlwollendes Entgegenkommen erwerben können. Der die Augen gleichsam deckende Vorhang rollt sich dann auf, und bald schweift der entfesselte Blick klar und frei umher. Die Gastfreundschaft ist außerdem eine den Magyaren von den Voreltern her angeborene Eigenschaft. Wenn diese nach dem letzten unglücklichen Kriege gegen Deutsche weniger hervortritt, so erscheint dies der menschlichen Natur so angemessen, daß ihnen daraus kein gerechter Vorwurf erwachsen kann. — Schon in der früheſten Zeit hat ihnen fester Muth und Selbstbewußtsein die Kraft verliehen, die numerisch weit überlegenen slavischen Völkerstämme aus den fruchtbaren Ebenen, dem Centrum von Ungarn, gegen die Gebirge

hin zurückzudrängen; jene entsprachen ihrem ursprünglichen nomadisirenden Hirtenleben sehr viel mehr.

Noch bis heute ist der Magyare geneigt, seine Vorzüge zu überschätzen; selbst notorische geistige Ueberlegenheit Anderer entschließt er sich schwer anzuerkennen. Dagegen hat er von früher Zeit her liberale Achtung vor fremden Glaubens-Ueberzeugungen in lobenswerther Weise kund gegeben.

Das Toleranz-Edict Kaiser Joseph's II. hat in seinen Staaten gewiß nirgends so dankbare Anerkennung gefunden als in Ungarn. Um so unangenehmer muß es grade hier auffallen, daß, nachdem die Staatsregierung das bekannte Concordat für die römisch-katholische Kirche abgeschlossen hat, sie den Protestanten Ungarns die durch ihre „Distriktualconvente" erbetene Generalsynode Jahrelang vorenthalten zu müssen glaubte. Ein officiöser Aufsatz der österreichischen Zeitung vom 16. Februar 1858 ermahnte sie zum ruhigen Abwarten, und ließ deutlich durchblicken, daß man von der Synode ein mißbräuchliches Hinüberschweifen auf den Boden der Politik besorgte, wozu doch die Protestanten dort am wenigsten Veranlassung gegeben hatten. Sie tragen vielmehr sehr wesentlich zu dem friedlichen Zusammenwohnen von Bekennern so verschiedener Formen der Gottesverehrung bei, welches zahlreichen andern Völkern zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Am 1. September 1859 gelangte endlich ein k. Patent herab, durch welches der protestantischen Kirche von Ungarn die freie Verfassung gewährleistet wurde, die ihr schon 1791 durch Kaiser Leopold II. versprochen, aber nicht zur Ausübung gebracht worden war. Die Vorschläge der Synoden wurden nicht gehört und nach dem Aufstande von 1848 erfolgte endlich eine vollständige Suspension der verbrieften Rechte. Es ist bedauerlich, daß die Unglücksfälle des italienischen Krieges von 1859 vorangegangen sein mußten, um die maßgebenden Kreise Oesterreichs zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit zu bringen, daß das mit Rom abgeschlossene Concordat für einen aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Staat, bei strenger Durchführung geradezu verderblich hätte einwirken müssen. Ein freisinnigeres Ministerium hat dies anerkannt. Die Protestanten Ungarns besitzen hierdurch ein solches Maaß von Freiheit in ihren Cultus-Angelegenheiten, wie es unpartheiisch von fern herab betrachtet, genügen zu

können scheint. Dennoch haben sie sich damit unzufrieden erklärt, weil man ihren Synoden den Einfluß auf die Feststellung der Gegenstände des Patentes nicht gestattet hat, welcher ihnen schon vor 68 Jahren durch kaiserliches Decret rechtlich zugesichert wurde. Die Zahl der Protestanten in Ungarn, Slavonien und Croatien berechnete man neuerdings auf $2^1/_4$ Millionen; außerdem leben in den andern Kronländern noch $2^1/_2$ Millionen, die an der Rechtswohlthat des k. k. Patentes noch keinen Theil haben. Man darf nicht vergessen, daß dieses Ungarn schon früh, unmittelbar nachdem es zu einer geordneten Regierung gelangt war, die Fesseln der Barbarei abzustreifen und die Vorzüge humaner Civilisation sich anzueignen bemüht war. Stephan I., der erste christliche König Ungarns, charakterisirte seine segensreiche Regierung, bald nach ihrem Beginnen, um das Jahr 1000 n. Chr., durch die Errichtung einer Universität und durch den Bau eines Dom's zu Fünfkirchen; beide dotirte er reich. Auch fehlte es nicht an trefflichen Nachfolgern hierin, unter denen namentlich Mathias Corvinus hervorragt. Erst der hereingebrochene Vandalismus der Türken hemmte dieses Anstreben zur Veredelung, und es vergingen leider einige Jahrhunderte, ehe Ungarn durch den menschenfreundlichen Joseph II. wieder zu einer National-Universität gelangte. Das Selbstbewußtsein der Magyaren ist in der neuern Zeit dadurch nicht wenig gesteigert worden, daß ihr eigenthümliches Sprach-Idiom den Vorrang bei den öffentlichen und gerichtlichen Verhandlungen erlangt hat, nachdem Jahrhunderte lang hierzu die lateinische Sprache, auf Kaiser Joseph's Befehl die deutsche benutzt worden war. Wenn man erwägt, daß sich der umfassendste Grundbesitz von frühester Zeit her in den Händen magyarischer Magnaten und Edelleute befindet, so wird man ihnen das so vermehrte sociale Uebergewicht gönnen können. Mehr noch würde man sich hierzu veranlaßt sehen, wenn diese bevorrechteten Familien sich überwinden könnten, gleiche Lasten mit ihren Mitbürgern zu tragen und die Abschaffung des Frohndienstes zur vollen Wahrheit zu machen. So lange dies nicht der Fall ist, werden sie auf nachhaltige Einwanderungen von fleißigen Colonisten nicht rechnen dürfen, die ihnen zum Nutzen ihrer unangebauten weiten Länderstrecken doch sehr wünschenswerth sein müßten. Wie sehr die Colonisten aber oft noch spät in dem freien Betrieb ihrer Gewerbe ge-

hemmt werden, denen die Magyaren ſelbſt aus übel verſtandenem Stolze ſich nur ausnahmsweiſe zuwenden, zeigt ein von R. Walſh*) an Ort und Stelle aufgezeichnetes Beiſpiel, in welchem man eine Colonie von deutſchen Böttchern, nachdem ſie durch ihren Fleiß wohlhabend geworden war, mittelſt unerwartet eingeführter hoher Abgaben zu Grunde gerichtet hatte.

Die Kumanier, welche, an der Theiß wohnend, ſich noch heute faſt allein mit Viehzucht beſchäftigen, gehören einem magyariſchen Stamme an, der dem früher vorgedrungenen Volke ſpäter nachfolgte. Daſſelbe dürfte von den im Comitate Peſth wohnenden Jaszygen gelten.

Die magyariſchen Frauen zeigen in den gebildeten Klaſſen viel Einnehmendes. Ausdrucksvolle dunkele Augen harmoniren mit ihrer Lebendigkeit, die ſich durch Sprache und Geberde in der Regel kund giebt. Hr. Elsner**) hat indeſſen mehr Zeit und Gelegenheit gefunden, ihre ſocialen Vorzüge kennen zu lernen, die er begeiſtert rühmt. Auf ihn will ich daher hinſichtlich ihres, den Werth des Lebens ſo weſentlich beſtimmenden Einfluſſes, hinweiſen.

Die verſchiedenen Stämme der Slaven, welche Ungarn bewohnen, Slovaken, Ruthenen, Serben und Kroaten, überwiegen die Magyaren an Zahl. Unter ihnen befinden ſich die Nachkommen der früheſten Bewohner Ungarns, welche von den Magyaren bei ihrem erſten Einbruche unterjocht wurden. Von jener Zeit her betrachten ſich letztere als die eigentlichen Herren des Landes; ſie ſehen noch heute ſtolz auf die von ihnen damals überwundenen Slaven hinab. Schon in dieſem Zuge ſpiegelt ſich die aſiatiſche Abkunft der Magyaren. Ganz ebenſo haben ſich die Osmanen noch bis heute nicht entſchließen können, die Urbewohner der von ihnen eroberten Länder als ihres Gleichen zu betrachten. Nach altem aſiatiſchen Gebrauche mußten es damals die Unterjochten dankbar anerkennen, wenn man ihnen das Leben ließ und ſie zu Sklaven machte. Ein dunkles Gefühl von dieſem Verhältniſſe ſcheint in den Magyaren zurückgeblieben zu ſein. Die Slaven befinden ſich jetzt häufig in dienſtbarem, oder wenigſtens

*) Reiſe von Conſtantinopel durch Rumelien u. ſ. w. und durch Ungarn. A. d. Engl. Dresden und Leipzig, 1823. S. 151.

**) A. a. O. Bd. 1. S. 61. — Bd. 2. S. 102.

abhängigem Stande. Das Syſtem des Feudalismus laſtet nicht blos auf ihnen, ſondern mitunter werden ſie auch von Unverſtändigen verſpottet. Ein altes magyariſches Sprichwort ſagt: „Der Slave iſt kein Menſch und die Hirſe keine Speiſe.“ — Dieſe verächtliche Behandlung hat den Magyaren bei ihrer Erhebung von 1848 die wohlverdienten Früchte getragen. Anſtatt der von den Slaven erwarteten Hülfe, verbanden ſich die meiſten Stämme dieſer mit den gleichfalls mißachteten Deutſchen, um die Magyaren zu bekämpfen. Ob dieſe aus der ihnen gegebenen Lehre Nutzen gezogen haben dürften, ſteht ſehr zu bezweifeln. Auf dieſer und auf jener Seite möchte der Stachel der nationalen Zwietracht für geraume Zeit noch tiefer in die Bruſt gedrückt worden ſein; das reiche, herrliche Land wird den unverdienten Schaden davon tragen müſſen. — Daß es jedoch dort nicht an Männern fehlt, die das dringende Bedürfniß einer nationalen Verſchmelzung der verſchiedenen Volksſtämme richtig würdigen, haben in der jüngſten Zeit manche Erſcheinungen gelehrt. Ein Programm des Profeſſors Hibaſy in Tyrnau empfiehlt zu jenem Zwecke die Neubelebung der lateiniſchen Sprache, welche, freilich ſehr corrumpirt, Jahrhunderte lang die Sprache der öffentlichen Verhandlungen geweſen iſt. Er ſieht darin ein kräftiges Mittel, die verſchiedenen Theile des nationalen Körpers in der gegenſeitigen Achtung zu beſtärken und einen einheitlichen patriotiſchen Geiſt zu erheben. Wie wenig indeſſen die Magyaren geſonnen ſind, auf die eigene Sprache irgendwie zu verzichten, bewies um dieſelbe Zeit ein ſprechender Vorfall, der die Runde durch viele öffentliche Blätter gemacht hat. Die berühmte Schauſpielerin der magyariſchen Nationalbühne, Frau Buljowsky, hatte in der Wiener Zeitung ein Reiſe-Feuilleton in deutſcher Sprache veröffentlicht. Sie wurde deshalb in den magyariſchen Blättern ſo maaßlos heftig angegriffen, daß ſie es für rathſam erachtete, ſich von der Bühne vorläufig zurückzuziehen. — Das deutſche Gymnaſium in dem 1848 von den Magyaren niedergeſchoſſenen Neuſatz hatte hingegen von da ab den Unterricht in der magyariſchen Sprache eingehen laſſen, und gerieth deshalb 1857 in einen Proceß.

Die Slovaken ſind ein ſo betriebſames, erfinderiſches und rüſtiges Volk, daß ſie, wo ſie einmal einwandern, die andern Volksſtämme, beſonders die deutſchen, ſich allmählig aſſimiliren

So ſollen in den Bergwerksdiſtricten die urſprünglichen deutſchen Familien zwar dem Namen nach noch vorhanden ſein; aber ſie reden ſlovakiſch, und haben ſich die Sitten und Gebräuche der Slovaken angeeignet.

Die Deutſchen ſind auf dieſem Boden Einwanderer, zum Theil von den frühern Königen Ungarns herbeigerufen. Ihre Intelligenz, ihr ſprichwörtlich gewordener Arbeitsfleiß, ihre Gewerbthätigkeit, hat ſie in vielen ihrer Niederlaſſungen bald wohlhabend gemacht. Ihre Höfe und Gebäude zeichnen ſich faſt allenthalben durch Reinlichkeit, Ordnung und eine ſich darüber ausbreitende Nettigkeit zu ihrem Vortheile aus. Die Magyaren, welche ſich vorzugsweiſe gerne nur mit Ackerbau und Viehzucht beſchäftigen, ſehen auf den Gewerbfleiß, beſonders den des Handwerkerſtandes, als auf eine niedere Qualität herab, zu der ſie ſich nur ausnahmsweiſe bequemen. Dieſe Geſinnung wird denn auch auf Gewerbtreibende in Anwendung gebracht. Außerdem mögen aber auch Erinnerungen zurückgeblieben ſein an die Unbilden und Ausſchweifungen, deren ſich früh ſchon durchziehende deutſche Kreuzfahrer notoriſch ſchuldig gemacht haben, vielleicht auch an die von den Kriegen der Deutſchen mit den Türken nicht immer zu trennen geweſenen Greuel, die den ungariſchen Boden befleckten. Factiſch iſt es, daß der gewöhnliche Magyare ſchon den bloßen Namen der Deutſchen: „Nemeth“ in einem herabſetzenden Tone ausſpricht. Argwöhniſch und mißtrauiſch wird der Deutſche häufig, mitunter auch verächtlich angeblickt. Gewiß hat der Krieg von 1848 und 49 die Magyaren in dieſer Hinſicht nicht milder geſtimmt. Und doch würde es dringend in ihrem wahren Intereſſe liegen, die Lage der Dinge, wie ſie nun einmal iſt, anzuerkennen, d. h. durch freundliches Entgegenkommen die nicht magyariſchen Völkerſtämme ſich zu verbinden, ſie nicht durch übel angebrachten Stolz, oder ſogar Hohn zu erbittern, ſondern ſie vielmehr, ſo viel wie thunlich, mit ſich zu einem Geſammtvolke zu verſchmelzen, welches in Freud und Leid zuſammen ſtände; dann erſt würde Ungarn Achtung gebietend auftreten können. Ich fühle, daß dieſe Idee mehr in dem Boden der Philantropie, als in dem der täglichen Erfahrung wurzelt. Am ſicherſten würde man ihr jedoch allmählige Geltung anbahnen, wenn man einen auf Förderung humaner Bildung und gegenſeitiger Menſchenachtung berechneten allgemeinen Volksunterricht ſelbſt auf

Dörfer, Flecken und kleine Städte ausdehnte. Bei diesem wird man freilich die Schwierigkeit weiter Entfernung vieler einzelner Höfe von einander und die der oft unbrauchbaren Wege zu überwinden haben. Vielleicht würde man zum Anfange den Widerstand der rohen untern Stände durch Annahme des in Preußen so höchst wohlthätig wirkenden Gesetzes besiegen müssen, durch welches die Eltern bei Strafe genöthigt sind, ihre Kinder bis zu einem gewissen Alter regelmäßig in die Schule zu schicken. So lange der wichtige Stand des Landmannes auf seiner isolirten, fernen Pußta, in eingewurzelten Vorurtheilen befangen, fast ohne irgend einen nennenswerthen Unterricht aufwächst, wird eine humane Anerkennung des obersten Grundsatzes, daß Rechte jederzeit auch Pflichten mit sich führen, nicht zur Geltung gebracht werden können. Wenn man die Zierden eines edlen ritterlichen Benehmens, intelligenter Conversation, der Gastfreundschaft, bei den gebildeten höhern Klassen der Magyaren so häufig findet, so wird man es um so tiefer bedauern müssen, wenn ein anderer, höchst zahlreicher Theil des bildsamen magyarischen Volksstammes, auf einer so niedern Culturstufe stehen bleiben sollte. Leider giebt es in Ungarn, sowie allenthalben, Zwingherren, die es für gefährlich halten, die Unterthanen oder Gehörigen unterrichten zu lassen, weil diese dadurch zur Erkenntniß ihrer wahren Rechte gelangen könnten. Jenen muß man die Erfahrung entgegen halten, daß der rohe Fanatismus, wo er jemals aufgestachelt wurde, stets der allergefährlichste gewesen ist.*) —

*) Daß die Strahlen wissenschaftlicher Erleuchtung das Land auch noch nicht in den Ständen allgemein durchdrungen haben, bei welchen sie sich zunächst erwarten ließen, scheint ein kleines Schriftchen beweisen zu sollen, welches dort in der jüngsten Zeit erschienen ist (Dr. Chr. Seiz, Geschichte einer seltsamen und unbegreiflichen Krankheit u. s. w. Nebst einem Anhange von „Krötengeburten," die bei einem jungen Weibe in Unghrär vorgekommen sind. Pesth, 1858.) Charlatans, Gaukler, weise Männer und kluge Frauen, giebt es zwar in den civilisirten Ländern allenthalben; nie wird es ihnen an einem leichtgläubigen, tributpflichtigen Publikum aus allen Ständen fehlen. Wenn aber ein ehrbarer K. Comitats-Physikus, in Begleitung von zwei Doctoren, zwei Comitats-Chirurgen und zwei Hebammen, denen sich später noch ein Doctor zugesellt, von einem dem Branntwein ergebenen Weibe, vor ihren Augen lebende Kröten gebähren sehen (nach der Beschreibung

Hinsichtlich der Deutschen mögen die Magyaren in ihrem Interesse anerkennen, daß die deutsche Sprache in dem Länder-Complexe, welchem sie angehören, sich nun einmal die Suprematie nördlich der Alpen erworben hat, nicht blos in der höheren Gesellschaft, der Verwaltung und dem Heere, sondern — was noch entscheidender ist —, auch in der Region des höheren Unterrichtes, der Wissenschaften und der Künste. Ebenso können sie nicht verkennen, daß kaum ein anderer Volksstamm hinsichtlich der Colonisirung fremder Länder und einer rationellen Bodencultur, sowie an Gewerbfleiß, dem Deutschen gleich gestellt werden kann. Diese Dinge fallen um so mehr in das Gewicht, als die Magyaren mit ihrer anzuerkennenden, hervorragenden Urtheilskraft nicht jene Hinneigung zu andauernden Anstrengungen in der Cultur der Wissenschaften und der Künste besitzen, welche die erstere allein nur wahrhaft fruchtbringend zu machen im Stande sind. Uebrigens dürften

---

wahrscheinlich Frösche,) und zugleich ein abgehender fester Faden sie nicht auf die richtige Fährte des Ursprungs eines solchen Wunders zu führen vermochte, so übertrifft dies doch Alles, was in den meisten anderen Ländern Europa's in dieser Art vorkommen könnte. Ebenso verhält es sich mit den persönlichen Beobachtungen des sich auf seine vierjährige Erfahrung stützenden Hrn. Dr. Seiz selbst, dem eine in der Entwickelungsperiode befindliche junge Person allerlei wunderliche Kunststücke vormachte, zuletzt aber seiner Leichtgläubigkeit in dem Maaße spottete, daß ihr lange Stücke Fleisch aus den Genitalien abgehen, die bald wie Schaaf- bald wie Kalb- Schweine- oder Rindfleisch aussahen, auch sogar Koth aus den festgeschlossenen Wänden des Körpers, im Gesicht, auf dem Unterleib u. s. w. plötzlich hervortritt. Der Hr. Dr. gesteht endlich (S. 66), „daß sich Emiliens Zustände aus natürlichen Umständen „platterdings nicht erklären lassen," — „daß vielmehr ein muthwilliger „Dämon seine Neckereien an ihr verübt habe." In letzterer Hinsicht müssen wir ihm allerdings beistimmen. . . . . Am erheiterndsten klingt jedoch am Schlusse des Schriftchens die ernsthafte Untersuchung eines Dr. Szöke darüber, ob die Eier, aus denen sich die Kröten in jener Frau entwickelten, durch den Mund oder durch die natürlichen Theile hineingelangt seien, als sie berauscht im Garten lag. — Da nun, nach S. 73 hier ein ursprünglich magyarisch geschriebener Aufsatz „den Deutschen zu Liebe" übersetzt worden ist, so wird man es nicht übel deuten mögen, wenn ein Deutscher seine Dankbarkeit für eine so eigenthümliche Berücksichtigung durch Charakterisirung des crassen Inhalts an den Tag legt.

die Magyaren erwägen, daß es nicht ihre deutſchen Mitbürger ſind, von denen ein freundliches Entgegenkommen jemals unfreundlich zurückgewieſen werden würde; die Deutſchen entwickeln ja allenthalben, wohin ſie noch einwanderten, faſt ſtets eine übermäßige Beſcheidenheit und Schmiegſamkeit in fremde Sitten und Gebräuche, die ihnen als Schwäche gewöhnlich ausgelegt werden. Die Frage dagegen, ob das drohende Geſpenſt des Panſlavismus, welches freilich zur Zeit vollkommen in der Luft ſchwebt, ihnen dereinſt nicht Ungelegenheiten bereiten könnte, wird nicht leichtſinnig von der Hand zu weiſen ſein; die Ereigniſſe von 1849 mahnen wenigſtens zur Vorſicht.

Die übrigen in Ungarn angeſiedelten Volksſtämme können hier nur kurz erwähnt werden. Die Griechen, oder wie ſie in Ungarn meiſtens genannt werden, die Raitzen, Rascier, ſehr uneigentlich Illyrier, verdienen numeriſch ſchon Beachtung. Aber ſeit ihrer Einwanderung, die meiſtens aus Serbien her durch die eingedrungenen Türken veranlaßt wurde, haben ſie ſtets an der Seite der Magyaren, namentlich gegen die Türken, wie z. B. ſchon unter König Sigismund tapfer gefochten. Sie haben ſich auch durch ihr natürliches Talent für den Handel, durch ihre ſtets ſpeculirende Thätigkeit, dem Lande faſt unentbehrlich gemacht. Viele unter ihnen ſind daher wohlhabend. Außerdem verdient ihre Hinneigung zur intellectuellen Cultur volle Anerkennung, die ſie von der Epoche vor dem Einbruche der Barbaren her treu bewahrt haben. Leider finden ſie nicht genügende Gelegenheit, dieſer Neigung zu folgen; es fehlt ſehr an höheren griechiſchen Schulen. —

Die Rumänen, Walachen, nennen ſich ſelbſt Abkömmlinge der römiſchen Colonien in Dacien. Sie ſtehen aber hier auf einer niedrigen Stufe der Geſittung.

Die Juden ſind in Ungarn, wie allenthalben, Handelsleute; ſie finden nur an den Griechen, ſowie an den wenigen hier wohnenden Armeniern ebenbürtige Concurrenten. Ihrer wurde oben ſchon gelegentlich gedacht. — Die Zahl der herumziehenden Zigeuner, die 1417 zuerſt in Ungarn erſchienen, ſcheint etwas abgenommen zu haben, ſeitdem ſie die Erlaubniß erlangten, ſich in feſten Wohnſitzen anzuſiedeln. Eine geringe Anzahl ihrer Familien hat dieſe Begünſtigung im Banate benutzt; doch widerſtrebt die ſedentäre

Lebensweise ihrer Neigung gänzlich. Ihrer wird noch bei der Walachei gedacht werden, wo sie an Zahl bedeutender sind.

Der verdienstvolle Freiherr v. Czörnig *) hat die zahlreichen Völkerstämme so treffend charakterisirt, daß eine weitere Ausdehnung der hier bereits gegebenen kurzen ethnographischen Notizen um so weniger am rechten Orte sein würde. Auf ihn muß deshalb verwiesen werden.

An Producten wird Ungarn von keinem Lande Europa's übertroffen, überwiegt aber seinerseits die meisten. Offenbar haben sich zu der geographischen Lage — von 33 ° 23 ′ bis 42 ° 46 ′ östlicher Länge und 44 ° 43 ′ bis 49 ° 37 ′ nördlicher Breite — noch mancherlei andere an den Boden geknüpfte Bedingungen hinzugesellen müssen, um ein solches Resultat hervorzubringen. Die Bewohner rühmen sich dessen auch in einem stolzen Sprichworte: „Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita.“

Unter den Mineralien verdient das Gold und Silber von Kremnitz, Schemnitz, Nagy Banya, Börös, Patak u. s. w. zuerst genannt zu werden; kein Land Europa's erreicht in dieser Hinsicht Ungarn. Goldwäscherei wird am ergiebigsten im Stranyos und in der Maros betrieben. Der Reichthum an Kupfer ist sodann höchst ansehnlich; der an Eisen würde unerschöpflich sein, wenn man ihn verwerthen wollte. Einige andere Metalle stehen damit im Verhältniß. Steinsalz und Soole ist in viel bedeutenderer Menge vorhanden, als dies zum Verbrauche des eignen Landes nöthig sein würde; aber die Absatzwege dafür zu den Nachbarländern werden gegenwärtig erst beschafft. Steinsalz wird besonders in der Marmarosch gefördert und die Theiß hinabgeführt, an welcher Szolnok bisher der Hauptstapelplatz dafür war.

---

*) Die Vertheilung der Völkerstämme und deren Gruppen in der österreichischen Monarchie. Wien, 1856. Mit einer Karte.

Ethnographie der österreichischen Monarchie. Mit einer ethnographischen Karte in vier Blättern. Wien, 1857. 3 Bände.

Diese ausgezeichneten Arbeiten haben bereits in Petermann's geographischen Mittheilungen, 1858, S. 298 und ausführlicher noch 1859, S. 112, die wohlverdiente Anerkennung gefunden.

Das seit etwa 14 Jahren in Betrieb stehende Schwefel-Bergwerk zu Kalinka unweit Végles bei Altsohl lieferte 1856 das Quantum von 525 Centnern Schwefel. Es findet sich hier eine Solfatara, welcher ununterbrochen heiße Wasserdämpfe entsteigen, die Schwefelwasserstoffgas enthalten, aus dem sich Schwefel absetzt. Hr. J. Noeggerath hat neuerdings die Aufmerksamkeit hierher gelenkt*). — Die Schwefelquellen von Seliacs, welche zum Baden benutzt werden, stehen damit in Verbindung.

Natron gewinnt man mit leichter Mühe aus stehenden Seeen und Morästen, wenn diese während der Sommerhitze verdunsten; besonders im Comitate Bihar des östlichen Theiles der großen Ebene efflorescirt es auf die Oberfläche und wird in Debreczin u. s. w. zur Seife-Fabrication benutzt. Trefflicher Alaun, dem römischen ähnlich, wird im Comitat Beregh bei Musas gefunden. Glauber- und Bittersalz gewinnt man aus mehreren stehenden Wassern; ebenso sammelt man Salpeter auf feuchten Weideplätzen mehrerer Comitate, z. B. Bihar, in Menge.

An Mineralquellen zählt man in der neuern Zeit gegen 400, nachdem H. J. v. Crantz**) nur 230 gekannt hatte. Das Werk von P. Kitaibel***) umfaßt sie bis auf seine Zeit ziemlich vollständig. Später zählte Prof. Tognio in seinem in magyarischer Sprache geschriebenen Cataloge sogar nahe an 1000 Oerter auf, bei welchen Mineralquellen zum Vorschein kommen, deren Mehrzahl jedoch nicht benutzt wird. Das Sarosar Comitat enthält allein 72 Heilquellen. Die Gebirgsmassen, aus welchen sie hervorbrechen, sind: Granit, Urkalk, Trachyt, Porphyr, Porphyrtuff, Ursandstein, Uebergangskalk. Die aus Alluvialboden, mit hier und da hervortretendem jungen Kalk bestehenden Ebenen sind deshalb arm an solchen Quellen. Die Thermen zu Ofen scheinen unter ihnen die am wenigsten über dem Meere erhobenen zu sein (215′). Doch würden sich in der sumpfigen Ebene Bitter- und Glaubersalz-Quellen auffinden lassen. Eine allgemeine Uebersicht der ungarischen Heil-

---

*) Westermann's Deutsche Monatshefte. Mai 1857. S. 169.

**) Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie. Wien, 1777. — Crantz. Analyses aquarum thermalium Herculanarum Daciae, celebriorumque Hungariae. Viennae, 1777. 4.

***) Hydrographia Hungariae. Ed. J. Schuster. T. I. II. Pestini, 1829.

quellen hat auch P. Adam*), ſpäter Math. Macher**) in neuerer Zeit J. Sysmondi***) geliefert; außerdem fehlt es für die wichtigern unter den einzelnen Quellen nicht an Monographien. Hier dürfte es am rechten Orte ſein, des in der jüngſten Zeit gemachten Verſuches zu erwähnen, einen am rechten Ufer der Theiß in einer weiten Tiefebene gelegenen Punkt des ſüdöſtlichen Ungarns, als einen für Bruſtleidende beſonders heilſamen zu bezeichnen. Hr. Dr. M. Altſtädter****) empfiehlt nämlich Szegedin, eine Stadt mit 54,200 Einwohnern, ſolchen Kranken zum Winteraufenthalte. Eine Viertelſtunde oberhalb dieſes Ortes ergießt ſich die Maros in die Theiß; er ſelbſt liegt unter 46° 16′ 20″ nördlicher Breite und unter 37° 49′ 30″ öſtlicher Länge; ſein Boden erhebt ſich $43^{3}/_{10}$ Toiſen über das Meer. (Beudant berechnete die Elevation der Ebene von Ungarn auf 110′.) Kleine, Natron in Menge enthaltende Seeen und Moräſte umgeben die Stadt, befinden ſich auch zum Theil in ihr. Sie ſind Folge der Ueberſchwemmungen. — Die Atmoſphäre des Ortes hat ſich den an Tuberkuloſe Leidenden heilſam erwieſen, — wahrſcheinlich in ähnlicher Weiſe, wie die Maremmen von Toscana. — Szegedin hat noch großentheils ungepflaſterte, kothige Straßen; offene Gräben und Kanäle durchſetzen die Stadt und verbreiten häufig unangenehme Gerüche. Die wohlhabende Volksklaſſe ſpricht großentheils deutſch, die niedrigere magyariſch, hier und da ſerbiſch oder walachiſch. — Erfahrene ältere Aerzte des Ortes behaupten, daß die Tuberkuloſe bei den Eingeborenen zwar mitunter vorkomme; ihr Verlauf ſei aber ein ſo langſamer, verhältnißmäßig gutartiger, daß man mit ihr „fett werden" könne. — Man trinkt in Szegedin filtrirtes Theiß-Waſſer, welches die Darmthätigkeit befördern ſoll. Vom Staube hat man wenig zu leiden. — Nachdem eine Anzahl der dieſer Niederung zukommenden Sümpfe und Pfützen ausgetrocknet worden ſind, ſollen ſich die Sumpf- und

---

*) Speciale hydrographiae hungaricae. Vindob. 1780.

**) Die den Gränzen der Steiermark nahen Heilwaſſer in Ungarn u. ſ. w. Grätz 1834.

***) Synopsis fontium medicatorum Hungariae. Vindobonnae, 1840.

****) Szegedin als Winter-Aufenthalt für Bruſtleidende in Vergleich mit Venedig. Szegedin, 1859.

Wechselfieber merklich vermindert haben; auch dürfte der mit der Oertlichkeit in ursachlicher Verbindung stehende milde Verlauf entzündlicher Brustaffecte hier in Anschlag zu bringen sein. Hr. Dr. Altstädter läugnet aber nicht, daß hier ein häufiger Temperaturwechsel besondere Vorsichtsmaßregeln in der Kleidung und im Lebensverhalten erheische, wenn man den Rheumatismen und dem Bluthusten entgehen wolle. Wenn man mit diesen Uebelständen die Trostlosigkeit des Aufenthaltes in einer weiten, jeder Abwechselung in der Landschaft entbehrenden Ebene zusammenstellt, die besonders für solche Fremde drückend werden muß, die aus einer Gebirgs- oder Hügel-Gegend hinabgestiegen sind, so wird man zugeben müssen, daß der Vergleich von Szegedin mit Venedig, Pisa, oder gar Madeira, ein ungemein kühner ist. Wahrscheinlich wird nur Ungarn selbst von dem heilsamen Einflusse des Ortes Nutzen ziehen können. — Dabei muß noch erwähnt werden, daß es in der Nähe der Stadt an Dörfern fehlt, die Spaziergängern zum Zielpunkte dienen könnten; denn es ist bekannt, daß die Einwohner dieser Ebene sich im Allgemeinen entweder zu Städten zusammen häufen, oder in einzelnen Bauernhöfen, Pußten, die weit auseinander liegen, zerstreut wohnen.

An Steinkohlen, deren Verbrauch sich auch in Ungarn durch die Dampfschiffe und das alljährlich sich weiter ausdehnende Eisenbahnnetz während der letzten beiden Jahrzehnte colossal gesteigert hat, ist das Land, im Verhältnisse zu seinen sonstigen Bodenreichthümern bis jetzt noch arm. Außer den oben erwähnten Gruben in der Nachbarschaft von Fünfkirchen, finden sich deren zu Egregy und zu Siklos; besonders aber hat man in der jüngsten Zeit zu Crowitza oder Charowitz in der Banater Militärgränze ergiebige Kohlenlager entdeckt, die von einer Gesellschaft bereits ausgebeutet werden. Es läßt sich von weiteren Nachforschungen in dem Gebirge, welches Ungarn von dem östlichen Galizien trennt, hierin noch Manches erwarten. Braunkohle kommt an vielen Orten vor.

Das Vegetabilreich ist wo möglich noch reicher ausgestatten. Die Karpathen liefern Holz im größten Maaßstabe; selbst an Schiffsbauholz fehlt es ihnen nicht. Leider ist die Verbindung der Flüsse mit den höheren Gebirgen noch eine sehr mangelhafte, so daß man vieles Holz auf dem Stamme verfaulen lassen muß,

während sich zugleich Mangel daran in der Ebene kund giebt. Getreide aller Art belohnt den Fleiß bis zu den Gebirgen hinauf vielfach. Ein 20 bis 24facher Gewinn von der Aussaat, wird in der Theiß- und Körös-Niederung nicht als ein außerordentlicher betrachtet. Wo Weizen und Roggen nicht mehr gedeiht, baut man mit dem besten Erfolge, Gerste, Hafer, Mais, Hirse, Buchweizen; selbst den Reis cultivirt man in sumpfigen Gegenden des Banates; auch bestanden längst schon Pläne, die drei Körösflüsse zu reguliren, um den Reisbau auch hierher zu verlegen.

Der Wein Ungarns bedarf des Lobes hier nicht. Der weiße Wein von Tokai, der rothe von Menées, bei Arad, stehen oben an. Rust und Oedenburg am Neusiedler See, Erlau im Comitate Hoves, St. Georg im Comitate Preßburg, Ofen und St. Andreas im Comitate Pesth, verdienen zunächst genannt zu werden. Auf den südwärts gewendeten Vorhügeln der Karpathen schlingt sich die wilde Rebe bis in die Wipfel der Eichen. — Tabak, von welchem im Lande übermäßiger Gebrauch gemacht wird, gedeiht so trefflich, daß alljährlich Massen davon in die Fabriken des österreichischen Staates verkauft werden.

An Thieren in freiem Zustande liefern die wasserreichen Ebenen die meisten Wasservögel Europa's in Menge. Trappen sind sehr zahlreich. Kraniche und Fischreiher umschwärmen die Moräste.

Der zwar kleinen, aber sehr dauerhaften und muthigen Pferde geschah schon vorher Erwähnung. Kaiser Joseph hat Ungarn mit Gestüten beschenkt, in denen die Raçe früher durch arabische, später durch englische Zuchthengste veredelt worden ist. Das Hornvieh ist auf den herrlichen Weideplätzen ungemein zahlreich. Ich sah silbergraue Stiere, mit eben so langen, weit von einander abstehenden Hörnern, wie ich sie früher nur in Sicilien kennen gelernt hatte. Sie sind groß und von ungewöhnlich starkem Knochenbau. Von dem Reichthum an Schweinen und Schafen war schon oben die Rede. An Fischen ist ein großer Ueberfluß vorhanden. In der Donau steigt der Hausen bis nach Preßburg und Raab in die Höhe und man soll deren ausnahmsweise von 15 bis 16 Centnern Gewicht und von 25′ Länge gefangen haben. Von der Theiß hieß es ehedem, sie bestehe aus 1 Drittheil Fische und 2 Drittheilen Wasser. Dieses Verhältniß ist zwar stark gemindert, darf aber immer noch als sehr ansehnlich bezeichnet werden. Der häufigen Schildkröten auf den feuchten Ebenen mag noch hier Erwähnung

geschehen. Die Millionen der Blutegel dürfen endlich nicht vergessen werden, aus deren Verkauf an das Ausland Ungarn alljährlich nicht unansehnliche Einkünfte bezog. Der ungarische Blutegel, Hirudo medicinalis, ist um ein Drittheil stärker an Körper und Saugkraft, als der deutsche, H. officinalis. Freilich ist Ungarn von diesen Thieren bereits so entvölkert, daß man sie seit Jahren schon in den Donau-Fürstenthümern und in Serbien aufsucht. Ja, Hr. Sandrezki fand einen italienischen Blutegelhändler zu Tokat in Kleinasien.

Die kurzgefaßte Aufzählung jener reichen Producte an diesem Orte hatte hauptsächlich den Zweck im Auge, bei Betrachtung der klimatischen Verhältnisse der großen Ebene auf sie Bezug nehmen zu können.

Man hat früher von Ungarn oft gesagt, es sei ein Land, welches in seinem Ueberflusse ersticke. Es fehlte an Absatzwegen und eine Zollschranke sperrte sogar Oesterreich von ihm ab. Diese Schranke ist gefallen, der Eisenweg reicht schon von Großwardein aufwärts nach Pesth, von da ab über die Landesgränze bis Wien u. s. w. — Die Eisenbahn von Szolnok nach Arad wurde schon Anfangs 1858 eröffnet. Wenn man nun erwägt, daß die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse sich mit mäßiger Arbeit hier allenthalben beschaffen läßt, so wird das Land, nach allmähliger Vollendung des Eisenbahnnetzes, in seinem Innern nicht mehr gehindert sein, seine materielle Cultur mit der der blühendsten Nationen Europa's auf gleiche Stufe zu stellen. Auf eine solche solide Grundlage läßt sich dann erst mit Erfolg die höhere intellectuelle Erhebung bauen, die einem bedeutenden Theile der Volksmasse gegenwärtig noch abgeht. Daß die Ungarn die edleren geistigen Güter ihrem wahren Werthe nach zu würdigen wissen, haben sie vielfach bewiesen; es kann ihnen fortan nicht mehr entgehen, sie auf gesetzlichem Wege, zwar allmählig nur, aber um desto sicherer, zu erreichen.

Der Erreichung eines wichtigen Cultur-Zweckes wird vor Allem die Theiß-Regulirung förderlich sein, welche durch K. Verordnung vom 11. Sept. 1856 festgestellt worden ist, indem der Staat hierzu ein Capital von 15 Millionen Gulden garantirte. Von dem colossalen Umfange der für diese Fluß-Regulirung erforderlichen Arbeiten wird man einen annähernden Begriff bekommen, wenn man hört, daß das Inundationsterrain der Theiß 1,671,220 Joch beträgt. (Das Wiener Joch zu 1600 Quadratklafter berechnet.)

Der mit der Leitung des Unternehmens betraute Ober-Ingenieur, Hr. Herrich, berichtet, daß die Theiß-Regulirung eine ungleich größere Erdbewegung fordert, als der 16 Meilen lange Suez-Kanal. Bis Ende des Jahres 1857 war bereits eine Erdbewegung von 1,736,000 Kubikklafter zu Stande gekommen und zur Ausführung der Gesammt-Arbeiten noch eine Erdbewegung von 3,363,166 Kubikklafter erforderlich. Die Abkürzung des Stromlaufes hatte bis Ende 1856 bereits 133,435 Currentklafter oder 33 1/3 Meile betragen. Es sind bei 200 Durchstiche nothwendig. Die in Ungarn, einschließlich des Banates trocken zu legenden Sümpfe betragen 1,700,000 Joch. Auf der Insel Schütt bei Preßburg hatte man durch Entwässerung in einem Jahre 15000 Joch an Flächenraum gewonnen. Die Entwässerung des 20 1/4 □ Meilen großen Berettyo-Moraſtes, im Großwardeiner-Bezirk, der Sarkösz im Pesther Bezirk, würde ungleich bedeutendere Resultate liefern. Die ausgedehnten Sümpfe, welche die südlichen Ufer des Plattensees umgeben, hat man schon früher angefangen, trocken zu legen. Die Regulirung zwischen Sarokſar und Baja, sowie des Szamos und der Zagira ist noch im Werden; desgleichen ist ein ähnliches Unternehmen zwischen der Neutra und der Tsitra, sowie der Save von Agram abwärts, wenigstens im Principe genehmigt.

Welche glückliche Resultate aus den letzt erwähnten Bauten für die Salubrität der Atmosphäre Ungarns endgültig hervorgehen müssen, braucht hier nur vorläufig angedeutet zu werden. Nach einer freundlichen Mittheilung, die ich der Gefälligkeit des Hrn. Dr. Ludwig Grosz aus Großwardein im August 1858 verdankte, hatte die Regulirung der Theiß und mehrerer Nebenflüsse damals schon zur Verminderung der Wechselfieber merklich beigetragen. Ihm war nicht bekannt geworden, daß durch die umfassenden Erdarbeiten im Sumpfboden ein heftigeres Aufflackern von Wechselfiebern hervorgetreten wäre. Damals hatte sich seit der letzten großen Wechselfieber-Epidemie von 1852 keine solche mehr eingefunden. Der für das Gesundheitswohl der Ungarn aus ihnen hervorgehende Gewinn ist meines Erachtens höher anzuschlagen, als alle die materiellen Vortheile, welche den Regulirungs-Plan ursprünglich in's Leben gerufen haben.

IV.

Beiträge zur Klimatologie Ungarns. — Vorzüge und Nachtheile des Bodens und der Atmosphäre. — Sumpfluft und Miasma. — Entwickelung krankmachender Ursachen.

— — — Obnoxia cuncta putrori
Corpora, putrores insecta animata sequuntur.
Lucret.

Ungarn besitzt bis jetzt keine vollständige Klimatologie, die den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft entspräche. Die große Mannigfaltigkeit seines Klimas würde auch, um jener Forderung zu genügen, die Jahre lange, unermüdliche Arbeit einer Gesellschaft von sachkundigen Beobachtern nöthig machen, die nach gleichem Plane an Ort und Stelle arbeiteten. So lange, bis eine solche sich gefunden haben wird, möchten zu den bereits vorhandenen, dankenswerthen Arbeiten auch fernere Bruchstücke und kleinere Beiträge zu einem künftig zu errichtenden, regelmäßigen Gebäude nicht unangemessen hinzukommen dürfen. Hier ist es die Absicht, einige Untersuchungen anzustellen über die Thalebenen und das flache Land Ungarns, das Gebirgsland aber nur insofern kurz zu berühren, als es auf die ersteren entscheidenden Einfluß ausübt. Außerdem ist das Klima des letztern näher verwandt mit dem solcher Bergländer überhaupt, deren Länge- und Breite-Grade nicht zu fern von denen der ungarischen liegen. Jene Ebenen verdienen dagegen die vollste Beachtung, wo es sich um die Salubritäts-Verhältnisse eines so ausgedehnten und mit vielen Eigenthümlichkeiten ausgestatteten Ländergebietes handelt. Ein früher Vorkämpfer für die hochwichtige medicinische Geographie, L. L. Finke*), sagt hierüber: „Nicht leicht ist ein Land dem allgemeinen Tadel, seiner „ungesunden Beschaffenheit wegen, so sehr ausgesetzt gewesen, als

*) Versuch einer medicinisch-practischen Geographie. 2 Bd. Leipzig, 1792. S. 181.

„Ungarn, indem es einige für das Grab der Deutschen und an„derer Nationen, die sich dahin begeben hatten, angesehen, und es „zum Beispiel eines vergifteten Landes oft aufgestellt haben.“ Nur auf das von weitverbreiteten Sümpfen häufig durchzogene flache Land können jene Worte Bezug haben. Wie richtig schon die Alten die vergiftende Einwirkung der Sumpfausdünstungen auf den Menschen würdigten, lehrt der Umstand, daß sie die Sümpfe mit Ventilen der Unterwelt verglichen. Ter. Varro*) drückt dies treffend so aus: „Etenim ubi ratio cum orco habetur, ibi non modo fructus est incertus, sed etiam colentium vita.“ Doch sind diese Ebenen von den Gebirgen keineswegs so scharf gesondert, daß sich aus beiden zwei klimatisch streng geschiedene Seiten des Landes herstellen ließen. Im Allgemeinen wird zwar die ungarische Ebene nach Westen, Norden und Osten von dem großen Halbkreise der Karpathen mit ihren Ausläufern umfaßt, und ist dadurch vor dem Andrange heftiger Luftströmungen von jenen Seiten her bis zu einem gewissen Grade geschützt. Indessen erheben sich anderentheils von der Centralkette der Karpathen, dem Tatra-Gebirge, über dreißig hohe Felsenspitzen, unter denen die Lommnitzer-Spitze 7900′ und der große Kriwan eine Höhe von 7818 pariser Fuß über dem Meere erreichen, deren Schluchten und Spalten in manchen Sommern den Schnee, besonders am nördlichen Abhange, ununterbrochen behalten. Namentlich liegt in den Liptauer, Zipser und Marmaroscher Alpen ewiger Schnee. Dieser schmilzt in den etwas niedrigern Thälern um die Mitte Juni's, und fällt dann im September von neuem. Die von jenen starren Granitmassen herabwehenden Winde können den näher gelegenen Theilen der Ebene, selbst während der warmen Jahreszeit, mitunter schnell eine unwillkommen niedrige Temperatur zuführen. Man pflegt deshalb selbst bei der größten Sommerhitze nicht ohne Pelz zu verreisen; der Landmann trägt eben deshalb seine Bunda fast stets auf der Schulter. Sicherern Schutz gewähren die um etwa 1000′ niedrigern, jenem Granitstocke theils parallel mit ihm, theils gegen Süden, in die Gegend zwischen Kaschau und Neusohl, hinlaufenden Urgebirge, Gneiß und Glimmerschiefer führend. Aehnlich verhalten sich die aus dichtem

*) A. a. O. lib. I. Cap. IV. 8.

Kalk bestehenden, niedrigen Gebirgszüge, die von jenem Centrum aus nach Westen und nach Osten streichen. Diese alle tragen keinen, dem Sommer trotzenden Schnee. Auf dem Grobkalk an der Westseite des Neusiedler-See's gedeihen die Oedenburger- und die Ruster-Reben. Dieser Westseite des Gebirgszuges gehört auch der dichte Kalkstein des Schneegebirges an, welcher bei Thebeu die Donau erreicht, um sie zu durchsetzen. Daneben erheben sich zugleich auch wieder die Granitmassen der kleinen Karpathen, welche, nach Süden vorschreitend, auf einem ihrer Vorhügel die erwähnte Preßburger Schloß-Ruine tragen. — Der die östliche Gränze der großen ungarischen Ebene deckende granitische Gebirgszug, der, wie bei Mehadia und bei den großen Felsenrissen angedeutet worden, die Donau nicht blos erreicht, sondern sie auch mit seinen Ausläufern von dichtem Kalkstein weithin durchstreicht, erscheint von den Karpathen gesondert und kann als für sich bestehend erachtet werden. Er wird gewöhnlich das banatische Gebirge genannt; seine höchsten Spitzen steigen nicht über 3000′ an. Alle jene an der West- und an der Ost-Seite des großen ungarischen Thalbeckens hinziehenden Gebirge erreichen mithin jene steilen, schroffen Höhen, jene Felsenzacken des Tatra-Gebirges, nicht. Sie bilden großentheils stumpfe Kegel mit breiter Grundfläche und kuglichter Spitze, deren Oberfläche häufig noch bewaldet ist. — Der in mineralogischer Hinsicht um Ungarn wesentlich verdiente F. S. Beudant*) nimmt allein für die Nordwest-Masse der Berge Ungarns zehn solcher eigenthümlicher, von einander unabhängiger Gebirgsgruppen an, deren jede eine besondere Stellung zu den umliegenden Thälern wahrnehmen läßt, mithin also auch den klimatischen Charakter dieser letztern mehr oder weniger bestimmt. Nur nach Süden ist die weite Ebene vielfach durch Wasser begränzt, und letzteres übt, je nach den verschiedenen Verhältnissen zu seinen Umgebungen, entweder wohlthätigen oder verderblichen Einfluß aus.

Auf dem rechten Ufer der Donau streichen die Gebirge von den steirischen Alpen aus, in der Richtung von Südwest nach Nordost, dem Bogen zu, welchen der Strom zwischen Gran und

*) Voyage minéralogique et géologique en Hongrie. Vol. I. Paris, 1823. pag. 26.

Ofen nach Norden zu macht. Man hat sie die Cetzischen Gebirge genannt. Sie erreichen in der letztgenannten Gegend ihre bedeutendste Höhe. Beudant gibt der Spitze des Blocksberges bei Ofen eine Höhe von 246 franz. Metern über dem Meere. Oft fallen sie steil ab und bilden ansehnliche Thäler mit üppiger Vegetation, die besonders da, wo sie sich nach Süden öffnen, ein mildes gesundes Klima haben. Eines derselben wird von dem großen Bakonyer Walde gefüllt, eine 12 Meilen lange und 2 — 5 Meilen breite Hügelkette, deren höchste Erhebung 2020′ beträgt. Sie ist meistens mit Eichen, Buchen und Linden bewaldet. Zahlreiche Schweineheerden mit ihren halb wilden Hütern bevölkern den Wald Sommer und Winter hindurch. Jene Schweinehirten sind im Werfen eines kleinen scharfen Beiles ungemein geübt, welches sie im Gürtel stets bei sich führen. Sie treffen ein in ziemlicher Entfernung laufendes Thier damit sicher. — Der Wald enthält den $1^1/_2$ Meilen Landes deckenden, fischreichen Velentzer-See. Die Hauptstadt dieses Comitats, Stuhlweißenburg (Alba regalis), liegt zwischen den Sümpfen Velentze und Sárrét, deren Wasser durch Kanäle abgeleitet wird, die an der Westseite der über 20,000 Einwohner zählenden Stadt hinlaufen. Die letztere war noch am 19. März 1858 der Schauplatz der Hinrichtung von neun Räubern, die an sechs verschiedenen Orten Raub und Mord verübt hatten. Der Bakonyer Wald ist in dieser Hinsicht von Alters her übel berüchtigt. Zu den traurigen Folgen des letzten Revolutionskrieges hat aber auch das Ueberhandnehmen von Räubereien in Ungarn gehört, die der strengen Justiz ungeachtet, bis jetzt nicht haben getilgt werden können. Das auffallendste Beispiel einer derartigen Verwilderung ergab um dieselbe Zeit die Ermordung und Beraubung eines Steuerbeamten auf der Landstraße, an welcher sich der Richter des nahen Ortes betheiligt hatte.

Dem Hauptstock der cetzischen Gebirge liegt schichtiger Kalkstein zum Grunde. In den Thälern erheben sich indessen hier und da, vollständig isolirt, basaltische Kegel mit breiter Basis und convexem, ausgedehntem Scheitel, — eine Formation, durch welche sie sich aus der Ferne von den Kalkgebirgen leicht unterscheiden lassen, deren Gipfel zackig und steil in die Höhe ragen. Jene Basaltkegel nehmen besonders das Eisenburger Comitat ein, dessen Fruchtbarkeit für Getreide, Obst-, Wein- und Flachsbau vorzüglich gerühmt wird.

— Erſt weiter nach abwärts, gegen Oſten, macht ſich auch am rechten Ufer der Donau Tiefland mit ſtagnirendem Waſſer und Sümpfen geltend. Namentlich iſt dies in Slavonien zwiſchen der Drave und Save der Fall. Doch auch ſchon oberhalb, nordweſtlich von der Drave, erſtrecken ſich Ueberſchwemmungen, ausgeſetzte, verſumpfte Thalſtrecken zur Donau hin z. B. in dem Baranyer Comitat, nördlich vom Bilany-Gebirge, welches Marmorbrüche enthält und an ſeinem Fuße trefflichen Wein erzeugt. Mohacs iſt eben deshalb ſo uneinnehmbar, als ungeſund für die in ihm Eingeſchloſſenen, weil die Sumpfluft ſich, als Folge der häufigen Ueberſchwemmungen, von ihnen nicht abhalten läßt. In der Nähe erſtickte König Ludwig von Ungarn auf der Flucht, nach der von ihm den Türken gelieferten unglücklichen Schlacht (Auguſt 1526) in dem ſumpfigen Bache Eſelle.

Daß man den Verſumpfungen auch in dieſer Gegend durch Anordnung von hinlänglich ausgedehnten Entwäſſerungs-Arbeiten und Kanalbauten wirkſam entgegentreten könne, beweiſen die Anlagen der Art in der Gegend, wo die Karaſicza in die Donau fällt, namentlich in der Herrſchaft Bellye. Es wurden hier, als dieſelben dem hochverdienten Erzherzog Carl gehörte, zugleich 5762 Joch fruchtbaren Landes gewonnen, indem man den Albrechts-Karaſicza-Kanal 1810—11 anlegte, welcher 25000′ lang iſt, von Bilany bis Daras gezogen, auch einen Seitenkanal von 899′ Länge hinzugefügt hat. Ebenſo wurde 1816 in derſelben Gegend durch Eindämmung der Donau und Austrocknen des Sumpfes Wislak abermals 5000 Joch Landes, hiermit zugleich eine, für Menſchen bewohnbare, geſunde Ebene erzeugt; ja ſogar durch 9400′ lange, gegen die Donau aufgeführte Dämme zwiſchen Albrechtsdorf und Börrös-Math 30000 Joch Landes dem Moraſte entriſſen. Durch die Sümpfe der Drau führt ebenfalls dort von Bellye ein 9′ breiter und eben ſo hoher, 2200′ langer Damm hin. — Uebrigens befinden ſich dieſen Sümpfen gegenüber die Ueberreſte der großartigen Brücke über die Donau, welche Soliman II. von Dárda nach Eſſek hinübergeführt und Mahomed IV. erneuert hatte, die hernach aber von den Ungarn jedesmal wieder zerſtört wurde. — Von jenen Sümpfen weiter nach Süden entfernt, bei Fünfkirchen (Pécs, Quinque ecclesiae) und Pesvárad, liegt eine Reihe von Baſalt-Erhebungen mit Feldſpath. Unter dieſen iſt es der Mecſek,

an welchen sich die erstere Stadt lehnt, die bis zu der unglücklichen Schlacht von Mohacs durch ihre Universität der Sitz der ungarischen Gelehrsamkeit und Literatur war. Die Lage von Fünfkirchen wird als eine ungemein liebliche geschildert. In ihrer Bevölkerung waltet das deutsche Element vor. Von der Spitze des Mecsek übersieht man die ganze weite Ebene zwischen der Drava und Sava, welche durch ihre Productivität, namentlich an Taback, Wein und Obst, berühmt ist. Um Mecsek werden im Kohlensandstein vortreffliche Steinkohlen, sowie schwarzer Marmor gebrochen, und drei Stunden nordwestlich von Fünfkirchen findet sich die große Tropfsteinhöhle von Abaligeth, die in ihrer Tiefe Mauern und eingehauene Treppenstufen enthält, zum Beweise, daß sie einst einen Zufluchtsort für Menschen abgab. — Südlich von dort liegt abermals, bei Siklós, eine ähnliche Reihe von Basaltbergen, unter denen der isolirte Göntér hervorragt, der Marmorbrüche enthält. Siklós selbst besitzt Schwefelthermen und das nahe Harsány Bittersalzquellen. Zwischen beiden Orten fielen 1687 unter Sultan Soliman II. 20000 Türken in der Schlacht gegen das Heer des Herzogs Carl von Lothringen.

Für unsern Zweck verdient noch der nahe Marktflecken Szigetvár (Gränz-Szigeth, Neonesium) Erwähnung. Er liegt nämlich auf einer Insel des kleinen Flusses Almás, der hier weithin von Sümpfen umgeben ist. Das feste Kastell des Ortes wurde 1566 von dem Grafen Zrinyi, einer der hervorragendsten Heldengestalten Ungarns, gegen die Türken vertheidigt, in deren Belagerungsheer durch die Sumpfmiasmen ein pestartiges Fieber hervorgerufen wurde, welches 30000 Türken mit ihrem Führer, dem Sultan Soliman I., dem Großen, das Leben kostete. Ungarn und die Christen waren so von einem ihrer gefährlichsten Feinde befreit. Hier ist es, wo bekanntlich Zrinyi sich hernach, als er die Veste nicht mehr zu halten vermochte, mit seiner Familie und mit der kleinen Besatzung in die Luft sprengte. Moräste in der Nachbarschaft des rechten Donauufers setzen nicht blos über die Drau süd- und südostwärts nach Slavonien, sondern auch südwestwärts nach Croatien über. Sie sind verhältnißmäßig zu denen weniger bedeutend, welche sich von dem linken Ufer aus gegen die Karpathen weithin ausdehnen.

Die große ungarische Ebene schreitet von der Donau aus nordwärts durch das Comitat Szathmár, über den in zahllosen Windungen hinfließenden Fluß Szamos, bis in die Nähe der siebenbürger Gränze vor. Die an dieser Gränze sich dann erhebenden Grünstein-, Porphyr- und Syenit-Massen besitzen die oben angegebenen uralten Gruben von Gold-, Silber- und Blei-Erzen, namentlich bei Nagy-Bánia und bei mehreren nahegelegenen Orten in der Marmaroſch, ebenso Kupfergruben unfern Iloba und Sebes-Patak. Es sollen ungefähr 10000 Bergleute durchschnittlich hier beschäftigt werden; sie sind zu zwei Drittheilen Walachen, zu einem Drittheil Magyaren. Nordwestlich von hier, nahe an der gallizischen Gränze, befinden sich in Spalten eines Trachyt-Gebirges, welches das Comitat Sarós durchzieht, nahe bei dem Dorfe Cservenicza, oder Vörös-Vágá, die bedeutendsten Opalgruben Europa's, deren Opale und Hydrophane den orientalischen kaum etwas nachgeben*).

Die große Ebene, deren ungeheuren Flächenraum Dr. Friedr. Groſz auf 800 Quadratmeilen berechnet, wird durch die Gebirge, welche Graf F. von Waldstein und Prof. P. Kitaibel**) zuerst passend die mittelländischen genannt haben, in mehrere Abtheilungen zerfällt. Namentlich ist es der nördlich von Waitzen aufsteigende, und sich nach Norden zu den Karpathen hinwendende ansehnliche Gebirgsstock, welcher die Theilung in eine westliche oder obere, und in eine östliche oder untere Hälfte erleichtert, von welchen die erste zugleich die kleinere, die zweite ebenso die größere ist. Erstere umfaßt die Comitate Preßburg, Wieselburg, Raab und Komorn; ihre größte Breite, oben vom Neusiedler See beginnend, beträgt nach abwärts ungefähr 20 Meilen. Die große untere Hälfte, welche sich nach Osten in die ansehnliche Niederung von Temesvar im Banate verliert, zeigt, bei dem erwähnten Gebirgsstocke oben anfangend, nach Osten und Südosten zu, eine Breite von etwa 60, in dem kleinern Durchmesser aber, welcher nordwärts bei dem bereits bezeichneten Punkte der siebenbürgischen Gränze und bei Großwardein beginnt, eine Breite von 40 Meilen. Die Ebene überschreitet sodann süd- und südwestwärts die

*) Beudant l. c. Vol. II. pag. 182.

**) Plantae rariores Hungariae. Vol. I. Viennae, 1802.

Theiß und die Donau, dringt bis nach Slavonien und Croatien vor und erſtreckt ſich ebenſo vom Tokayer Gebirge im Norden bis zum Manéſer Gebirge bei Arad im Süden. — Dieſe weite Ebene bietet nun, bei ihrem ſo anſehnlichen Umfange, bedeutende Verſchiedenheiten des Bodens, der Fruchtbarkeit, des Klimas, ſowie der Salubrität dar. Weithingedehnte Strecken zeigen Haiden mit kurzem, guten Graswuchs. Unzählige Viehheerden nähren ſich von ihm, und ſo groß iſt der Reichthum der Ungarn an Rindvieh und Schweinen, daß ſelbſt Viehſterben und Krieg kaum eine merkliche Abnahme des Viehſtandes hervorzubringen vermögen. Aber meilenweit ſieht man auf dieſen Haiden keinen Baum, keinen Strauch. Und doch beſitzen ſie einen großen Reichthum an Humus, weil ſie ſeit Jahrhunderten, an vielen Orten wohl vom Anfange aller irdiſchen Dinge her, von Menſchen nicht bearbeitet worden ſind. Wo dies hier und da verſucht wurde, belohnte der Boden den Fleiß in der Regel überraſchend. Hr. Elsner ſchlägt die Anpflanzung der Akazie ganz zweckmäßig vor, da ſie raſch emporwächſt, zugleich ein dichtes ſchweres Nutzholz giebt und ſich mit der größten Leichtigkeit vermehren läßt. Die dortigen Viehbeſitzer und Hirten ſcheinen indeſſen ein ſolches Bedürfniß durchaus nicht zu empfinden. — Ein anderer Abſchnitt der Fläche erſcheint mit Flugſand bedeckt, der durch Stürme leicht wechſelnde Geſtalten, bald Hügel, bald Thäler erzeugt. Mühſam winden ſich die kleinen, aber feurigen Pferde der Ungarn durch dieſe Sandwüſten, Wagen langſam hinter ſich herſchleppend, die bis zu den Achſen in den Flugſand einſchneiden. Ob man dieſe Wüſten durch die Kunſt nicht allmählig befeſtigen und zum Anbau heranzuziehen vermöchte, wie in einigen Theilen Deutſchlands nicht ohne Erfolg verſucht worden, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen. In Ungarn liegen ſo ungeheure Strecken fruchtbaren Haide-Landes brach, es beſitzt Tauſende von Moräſten, die durch Drainiren und durch Abzugskanäle in das trefflichſte Ackerland verwandelt werden könnten, daß in den nächſten Jahrhunderten an dergleichen weitausſehende Pläne nicht gedacht werden dürfte. Vorläufig würde nur darauf zu ſehen ſein, daß die geringe Zahl der gebahnten Straßen, bei dem wachſenden Verkehr, vermehrt würde. Die jeder geſunden Staatsöconomie widerſprechende Einrichtung, daß die zahlreichen Edelleute, ſo wie die Bürger der freien Städte, zu den Laſten des Straßenbaues nicht beizutragen nöthig haben,

dennoch aber sich ihrer frei bedienen dürfen, hat seit den ältesten Zeiten die Bauern abgehalten, Arbeiten zu unternehmen, deren Last sie allein tragen, den Gewinn aber mit Andern theilen müssen.

Der Theil der großen Ebene, welcher für den Zustand der Atmosphäre und für die Gesundheitsverhältnisse der Bewohner am meisten der nähern Betrachtung würdig erscheint, begreift eben die mehrfach schon erwähnten zahlreichen Moräste, Sümpfe, Rohrdickichte und stehenden Wasser. Diese Eigenthümlichkeiten des ungarischen Bodens hat nun hinsichtlich ihres klimatischen Einflusses der leider zu früh verstorbene Hr. Dr. Friedrich Grosz*) nach seiner reichen ärztlichen Erfahrung in so trefflicher den Stempel der Wahrheit allenthalben an sich tragender Weise dargestellt, daß es schwierig sein würde, das Sachverhältniß passender zu zeichnen, weshalb denn folgende ihm entliehene Notizen hier an diesem Orte willkommen sein dürften.

„Die immense Fläche wird durch unzählige Niederungen, die stagnirendes Wasser enthalten, zu einem Complex von unzähligen sumpfigen Teichen. Sie wird nämlich von der Theiß, Szamos, Maros, von der reißenden schwarzen und weißen Körös, ferner von der Beretyó und Err, in unzähligen Krümmungen durchschnitten. Mit ihrem ungeregelten Laufe verbinden sich nun die alljährlich zwei bis dreimal periodisch sich einstellenden Ueberschwemmungen, insbesondere der Theiß. Durch sie wird die große Ebene momentan in ein unübersehbares Meer verwandelt, welches die in den Niederungen stets stagnirenden Wasser mit frischem Zufluß vom Flusse aus versorgt. Die so verjüngten Teiche setzen sich dann in Verbindung, theils untereinander, theils mit den parallel laufenden Flüssen. Unter solchen Umständen gehen selbst die Fische des einen Flusses in den andern über**). — Nachdem die Ueberschwemmungen beendigt sind, verbleiben in den von neuem mit Wasser gespeis'ten Sümpfen Milliarden von Fischen, Amphibien, Wasserpflanzen, welche durch die nicht selten darauf eintretende heftige, trockene Hitze einer schnellen Fäulniß entgegen gehen. Pestilenzialische Sumpf-Ausdünstungen erzeugen dann Malaria und

*) Die Augenkrankheiten der großen Ebenen Ungarns. Großwardein, 1857.

**) Die reißende Körös und die Beretyó erzeugen allein in dem Bezirke Sáret des Biharer Comitats 70,000 Joch Sumpfgrund.

fiebererzeugendes Miasma. Letzteres ist in Jahren, welche keine Ueberschwemmungen mit sich führen, am intensivsten. Es bleiben dann so wenige Menschen vom Fieber verschont, daß sich z. B. im Jahre 1853 zu Großwardein bei 22000 Einwohnern 18000 Fieberkranke befanden."

„Ist in glücklicheren Jahren die Entwickelung des Sumpf-Miasma's eine geringere, so bleiben die miasmatischen Fieber auf die Ebene beschränkt. Bei intensiverer Entwickelung steigen sie aber auch bis zu den Höhenzügen hinan. In ersterem beginnen sie bisweilen im Mai und Juni schon, in letzteren oft erst im September und Oktober."

„Jene Fieber tragen in der Regel den biliösen Charakter, sowie den Tertian- und Quartan-Typus an sich. Sie schleppen sich in den widerstandskräftigen Körpern der Magyaren oft Jahre lang hin. Eine aus dem Großherzogthum Baden herstammende Colonie von 100 Familien, welche sich zu Görbed im Biharer Comitate, in der Nähe der Gebirge ankaufte und durch den Verstorbenen Fürsten Alexander Hohenlohe besonders unterstützt wurde, starb dagegen innerhalb weniger Jahre an den endemisch herrschenden Fiebern und deren Nachkrankheiten, besonders Wassersucht, vollkommen aus *). Nur an Gebirgen und unter den glücklichsten Verhältnissen haben hier in früherer Zeit, Ende des vorigen Jahrhunderts, einige deutsche Colonien gedeihen können."

„Die orientalische Indolenz und der Fatalismus der Magyaren macht die endemisch herrschenden Uebel verderblicher. Sie leiden oft Jahre lang, ohne Hülfe zu suchen. Milzgeschwülste sind bei ihnen sehr gewöhnlich. Hartnäckige Augenleiden, zuletzt grauer und schwarzer Staar, sind häufige Folgen der langwierigen Fieber; der angeborene graue Staar kommt hier besonders oft bei Kindern vor, deren Mütter während der Schwangerschaft anhaltend an Sumpffieber litten. Schutz gegen die brennende Sonne ist in den weiten Ebenen kaum möglich; es giebt keinen schattigen Ort. Die Augen fleißiger Landleute erscheinen eigenthümlich in die Augenhöhle zurückgezogen, die Augenlider wenig geöffnet, die Pupille eng zusammengezogen, die Sclerotica im Sommer gelblich."

---

*) Da die Colonisation Ungarns neuerdings, 1858, zu Wien und 1860 im Banate lebhaft berathen wird, so verdienen dergleichen Thatsachen um so mehr hervorgehoben zu werden. — W.

„Um das ſumpfige Trinkwaſſer erträglich zu machen, wird ihm Brantwein (Slibowitz) zugeſetzt; dadurch werden Hypertrophien innerer Organe begünſtigt.“

„Die Bekleidung des magyariſchen Landvolks iſt unzweckmäßig. Die Kopfbedeckung iſt ſchwer, die breite Krämpe des Filzhutes gewöhnlich nach oben ringsum aufgeſtülpt. Das weite Hemd reicht nur bis zum Nabel; ſeine gleichfalls weiten Aermel dienen bisweilen als Handtuch. Eine kurze weite Hoſe wird mit einer feſten Schnur in der Gegend des Nabels ſo feſt gebunden, daß die Unterleibshöhle gleichſam in zwei Abtheilungen zerfällt wird und alſo die Organe des Verdauungsapparates nothwendig unter dem ſtarken Drucke leiden müſſen. — Die ſchwere Bunda aus Schaaffellen, ſowie die Guba aus zottigem Wollengewebe, wird das ganze Jahr hindurch gleichmäßig getragen.“

So weit Hr. Dr. Grosz. — Mit dem von ihm geſchilderten Boden ſteht eine Atmoſphäre in ſteter Berührung, der an vielen Orten aus ihm ein Princip zugeführt wird, welches in den menſchlichen Körper durch Vermittelung des Athmungs-Prozeſſes eingedrungen, denſelben leicht zum Erkranken bringt. Es kann theils von lebenden, theils von in der Zerſetzung begriffenen, abgeſtorbenen organiſchen Körpern ausgehen. Die gebräuchlichſte Benennung für dieſes ſchädliche Princip iſt Miasma. Die Zeit liegt weit hinter uns, in welcher Ramel*) ſagen durfte: „nous repoussons avec mépris ces certains miasmes palustres dissé minés dans l'air“.

Eine gewiſſe Empfänglichkeit für die Einwirkung eines ſolchen Miasma muß ſich in der Conſtitution vorfinden, wenn ein Erkranken durch jenes in ihr zu Stande kommen ſoll. Wie leicht ſich dieſe Empfänglichkeit jedoch entwickelt, läßt ſich ſchon daraus entnehmen, daß ſelbſt eine größere Anzahl geſunder Menſchen, in einen geſchloſſenen engen Raum zuſammengedrängt, die Atmoſphäre durch die Hinzumiſchung ihrer verſchiedenen Ausdünſtungsſtoffe nicht blos ſchwerer athembar machen, ſondern ihr auch gradezu nachtheilige Eigenſchaften mittheilen können. Dieſe, auf dafür geeignete Individuen einwirkend, ſind im Stande ſie in einen fieberhaften, mehr

*) De l'influence des marais et des étangs. Marseille, An X. pag. 94.

oder minder gefährlichen Krankheitszuſtand zu verſetzen. Hohe Temperatur und Feuchtigkeit der Luft (der Wände eines Zimmers u. ſ. w.) begünſtigen ſolche Nachtheile. Wer nur einmal des Morgens ganz früh in das geſchloſſene Zimmer einer Kaſerne eingetreten iſt, in welchem 6, 8 — 10 junge Soldaten die Nacht hindurch zugebracht hatten, wird unangenehm afficirt werden von dem dichten Dunſte ihrer Atmoſphäre. Wenn man nun hierbei erwägt, daß es keine abſolute Geſundheit gibt, ſo wird man einräumen müſſen, daß die Ausdünſtung einzelner geſund ſcheinender Menſchen auch Stoffe enthalten könne, die andern Individuen ſchädlich zu werden vermögen. — Langjährige Erfahrung hat mich belehrt, daß in ſolchen mit Menſchen gefüllten Kaſernen-Zimmern ſich gaſtriſch-nervöſe und typhöſe Fieber erzeugen können, ohne daß irgend ein Anſteckungsſtoff von außen hineingebracht worden war. Eine mit Nebel und Dämpfen beladene Atmoſphäre leiſtet einer ſolchen Krankheits-Entwickelung Vorſchub. So viele Vortheile alſo auch aus dem Kaſernirungs-Syſtem, für die militairiſche Disciplin, ebenſo für die Erleichterung der Laſten der Bürger hervorgehen mögen, ſo wird ſich doch eine gewiſſe Gefährdung von Menſchenleben, ſelbſt bei der ſorgfältigſten Ordnung davon nicht trennen laſſen. Wie höchſt gefährlich aber das Zuſammendrängen vieler kranker Menſchen in ein Krankenhaus-Zimmer wirkt, weiß jeder erfahrene, vorurtheilsfreie Hoſpital-Arzt. In den Räumen, welche mit Verwundeten gefüllt ſind, die eiternde Wunden an ſich tragen, erzeugt ſich notoriſch leicht die bösartige Wanderroſe und die Eitervergiftung des Blutes (Pyämie). Aus ſolchen Anfängen entſteht in weiterm Gefolge endlich vielleicht noch das Lazarethfieber, der Hoſpitalbrand. Ein ſo trauriger Verein der bösartigſten Uebel fordert in der Regel Menſchenopfer in viel erſchreckenderer Zahl, als die vervollkommneten Kriegsmaſchinen der neuern Zeit. Wenn man ſolche Erfahrungsſätze auf die weiter unten aufzuführenden geſchichtlichen Thatſachen anwendet, die von den zahlreichen Heereszügen her bis auf uns gekommen ſind, welche ſich auf dem Boden Ungarn's im Laufe der Jahrhunderte hin und her wälzten, — ſo wird ſich nicht läugnen laſſen, daß Vieles, was man dem ungeſunden Klima Ungarn's zuzuſchieben gewohnt war, auf die Rechnung jener Umſtände geſchrieben werden muß. Darum nannten auch ſchon viele Aerzte des 16. Jahrhunderts das „ungariſche"

Fieber zugleich „Lagerfieber". Wenn nämlich das Miasma, nachdem es auf einen menſchlichen oder thieriſchen Körper übergegangen war, in dieſem einen anhaltenden Krankheitsproceß veranlaßt hat (den man füglich mit einem Gährungsproceſſe vergleichen darf), ſo erzeugt ſich unter begünſtigenden Umſtänden aus dieſem ein Anſteckungsſtoff eigenthümlicher Art, der auf ähnlich organiſirte Körper durch das Athmen übertragbar iſt.

Strategiſche Rückſichten können nun allerdings das dichte Zuſammenhäufen vieler Tauſende von Menſchen für einige Zeit gebieteriſch fordern; immerhin wird aber ein intelligenter Führer zugleich den Verluſt an Menſchenleben dabei in Anſchlag bringen müſſen, der ſeinem Heerhaufen aus einer dichten Stellung nothwendig bald erwachſen muß, (abgeſehen von jeder Salubrität oder Inſalubrität des Bodens und des Klima's.

Das von abgeſtorbenen organiſchen Stoffen ausgehende Miasma tritt dort am leichteſten auf, wo die Zerſetzung jener durch Feuchtigkeit und Wärme begünſtigt wird. Gleichzeitig wird auch das einer Verdampfung fähige Product der Zerſetzung durch geſteigerte Temperatur und Luftſtrömung mit der Atmoſphäre den von dieſer umgebenen Individuen um ſo eher zugeführt. In dieſer dunſtförmigen Geſtalt wird es von den Lungen der Athmenden u. ſ. w. von dem Blute aufgenommen. Noch gefährlicher wirken die organiſchen Zerſetzungsſtoffe, wenn ſie dem Blute, z. B. bei Verwundungen, direct von außen beigemengt werden. Es iſt bekannt, welche böſe Zufälle durch unvorſichtig angeſtellte Leichenöffnungen hervorgebracht werden können, wenn verwundete oder von der Oberhaut entblößte Theile der beſchädigten Hand mit den in der Verweſung begriffenen Flüſſigkeiten zuſammen treffen. — Die Zahl der in England während des Laufes eines Jahrzehnts durch Leichenvergiftung geſtorbenen Aerzte iſt nicht unbedeutend.

Aehnlich, wenngleich in weniger hohem Grade gefährlich, wirken die Ausdünſtungen verweſender vegetabiliſcher Subſtanzen. Der nachtheilige Einfluß des ſogenannten Flachs-Röſtens auf die Geſundheit iſt gegenwärtig außer Zweifel geſtellt. Die Cultur der Reispflanze, welche, wenn ſie gehörig gedeihen ſoll, zu gewiſſen Zeiten bis auf eine beſtimmte Höhe im Waſſer ſtehen muß, führt faſt unvermeidlich hartnäckige Wechſelfieber herbei. Am ſchädlichſten iſt aber während der warmen Jahreszeit, namentlich in der tropi-

ſchen Zone, der Aufenthalt in Moräſten und Sümpfen, beſonders nach der Regenzeit oder nach Ueberſchwemmungen, wenn die brennende Sonne die Waſſermaſſe zur Verdampfung gebracht hat. In dieſen unterliegen dann Milliarden von Inſecten, Reptilien, Batrachiern, Fiſchen, Cruſtaceen u. ſ. w. mit der untergehenden Pflanzenwelt zugleich der Verweſung.

An den Ufern der Theiß kommt in jedem Sommer, gewöhnlich für die Zeit von drei bis vier Tagen, die ſogenannte Theißblüthe, d. h. die Eintagsfliege, das Uferaas, Libellula ephemera, in ſo enormer Menge vor, daß ihre abgeſtorbenen Körper den Fluß dicht genug bedecken, um den Lauf der Nachen zu hemmen. Ganze Ladungen derſelben werden geſammelt, um als Viehfutter oder als Düngungsmittel benutzt zu werden.

So anerkannt jene Thatſachen ſeit alten Zeiten ſind, ſo wenig abgeſchloſſen erſcheint doch bis heute noch die Unterſuchung über die Natur des der Geſundheit ſo nachtheiligen Princips, welches von ſolchen in der Verweſung begriffenen organiſchen Stoffen ausgeht. Der treffliche Moscati in Mailand, deſſen belehrender Unterhaltung ich mich im Jahre 1818 noch erfreuen durfte, ſcheint der erſte geweſen zu ſein, der die aus ſumpfigen Reisfeldern aufſteigenden Waſſerdünſte aufzuſammeln und zu unterſuchen ſtrebte. Er füllte zu dem Ende Flaſchen mit Eis, und fing die an ihrer Außenſeite ſich tropfbar verdichteten Waſſerdünſte auf. Aus dieſem klaren Waſſer ſchieden ſich nach kurzer Zeit kleine Flocken ab, in denen Moscati Eigenſchaften organiſcher Subſtanzen vorfand. Dieſe Verſuche wurden auf ſeine Veranlaſſung, durch Brocchi fortgeſetzt, mit dem ich damals, im Begriffe die Umgebung von Rom zu unterſuchen, deshalb in Verkehr trat. — Im Jahre 1812 hatte Rigaud de l'Isle in den Sümpfen von Languedoc dergleichen Verſuche mit ähnlichem Erfolge angeſtellt. Bouſſingault*) unterſuchte dann 1829 die Sumpfluft im mittäglichen Amerika zu Cartago. Die Erfolge davon beſtätigten Moscati's Reſultate; der Zuſatz eines Tropfens reiner Schwefelſäure zu dem aufgefangenen Thauwaſſer ließ eine ſchwarze Kohle in dem Glaſe zurück, den Beweis für einen in der Feuchtigkeit der Luft ſuspendirt geweſenen

*) L'institut. 2e année Nr. 67 — Annales de chimie. T. LVII. pag. 148.

organiſchen Stoff. Die Verſuche wurden 1839 zu Paris, ſpäter zu Lyon fortgeſetzt *). Als Endreſultat nimmt Bouſſingault an, daß die Miasmen in der Luft ſuspendirt ſind, und daß ein Princip hierbei wirkſam ſcheine, welches wahrſcheinlich Kohlenwaſſerſtoffgas haltig ſei. Mindeſtens kann aber irgend ein Zweifel nicht obwalten, daß in den an verweſenden vegetabiliſchen und animaliſchen Stoffen reichen ſtagnirenden Flüſſigkeiten Waſſerſtoff und Kohlenſtoff in Menge entwickelt werden müſſe, namentlich wenn eine brennende Sonne dazu mitwirkt.

Unter begünſtigenden Umſtänden erzeugt ſich ferner Schwefelwaſſerſtoffgas in dergleichen Flüſſigkeiten, wie dies ſchon das Geruchsorgan oft deutlich genug wahrnehmen läßt. Bekanntlich bildet ſich ſchon in reinen Sauerwaſſern jenes übelriechende Gas, wenn durch Unachtſamkeit vegetabiliſche Subſtanzen, z. B. Stückchen eines Strohhalms, mit ihm in eine Flaſche eingeſchloſſen worden waren. In den Flüſſen der heißen Zone erzeugt ſich Schwefelwaſſerſtoffgas in reichlicher Menge beſonders dort, wo ſie mit dem Meere zuſammen treffen. Prof. J. F. Daniell**) wurde 1840 von der engliſchen Regierung veranlaßt, acht Flaſchen Waſſer zu analyſiren, welches verſchiedenen Flüſſen Weſtafrika's und des Cap's vorſichtig entnommen war. Es wird ausdrücklich verſichert, daß das Waſſer vollkommen rein und klar war. In der Mehrzahl dieſer Flaſchen fand ſich Schwefelwaſſerſtoffgas in unerwartet bedeutender Menge. In dem aus der Lopez-Bai gekommenen war die Quantität dieſes beleteren Gaſes ungefähr eben ſo ſtark, als in dem Schwefelwaſſer von Harrowgate. Der Kupferbeſchlag der Schiffe wird an der Weſtküſte Afrika's ſchneller wie gewöhnlich corrodirt; Daniell, welcher dergleichen Kupfer unterſuchte, ſchreibt dies gleichfalls dem Einfluſſe des Schwefelwaſſerſtoffgaſes zu. Von dem Gehalte der Sümpfe Ungarns an verſchiedenen Salzen, z. B. an Bitterſalz und Glauberſalz, iſt früher ſchon die Rede geweſen. Den Ephalationen derſelben kann alſo auch ſehr wohl Schwefelwaſſerſtoffgas beigemengt ſein. Einige Sümpfe in der Gegend von Temesvar enthalten ſo viel Phosphorwaſſerſtoffgas, daß, wenn man mit einem

*) L'institut. Nr. 121. pag. 283. — Poggendorf, Annalen Bd. XXXVI., Stück II. 1835. S. 436 und 456.

**) The friend of Africa Nr. 2. London, January 1841. pag. 18 u. f.

Stab hineinſchlägt, eine Feuerflamme aufſteigt. Obgleich nun jenes Gas vermöge ſeiner Verbrennlichkeit in der Atmoſphäre nicht eingeathmet, mithin auch den Menſchen nicht ſchädlich werden kann, ſo iſt doch durch jenes Phänomen wenigſtens die Anweſenheit eines reichen Lagers von verweſenden organiſchen Stoffen nachgewieſen. Schwefelwaſſerſtoffgas muß indeſſen eben ſowohl als Kohlenwaſſerſtoffgas, welches in ungleich anſehnlicheren Mengen vorkommt, der Atmoſphäre in bedeutendem Verhältniſſe beigemengt ſein, wenn es dem Menſchen nachtheilig werden ſoll. Von letzterem weiß man, daß es in manchen Gruben 16—17 pro Ctr. der Atmoſphäre bildet, ohne daß die in ihnen jahrelang arbeitenden Bergleute mehr davon empfinden, als etwa einen Druck in der Stirngegend und einige Uebelkeit, wenn ſie zu lange darin athmen. Mit dem vollſtändig irreſpirablen Kohlenſäuregas darf alſo jenes nicht verglichen werden. In der Gegend von Recklinghauſen hat man 1857 ein Bohrloch 700 Fuß tief hinab getrieben, um Steinkohlen zu ſuchen; ſtatt ihrer erbohrte man einen mächtig aufſteigenden Strom Mineralwaſſers. Mit dieſem treten Milliarden von Gasblaſen zu Tage, die, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, in allen Farben des Regenbogens gleich Brillianten glänzen. Mein verehrter Freund, Hr. Guſtav Biſchof, hat ſie chemiſch geprüft und gefunden, daß ſie aus Kohlenwäſſerſtoffgas beſtehen, welches mit einer Flamme in Berührung gebracht, ſogleich explodirte. Wenn man nun erwägt, welche enorme Maſſen jenen Gaſes hier Tag und Nacht hindurch der Tiefe entſtrömen, ſo könnte man auf den Gedanken kommen, daß in der unmittelbaren Nähe des Bohrloches, durch Ueberſättigung der Atmoſphäre mit demſelben Athmungsbeſchwerden erzeugt werden möchten; nichts der Art hat ſich dort wahrnehmen laſſen. Hr. G. Biſchof*) ſagt über derartige Vorgänge: „Da die Bil„dung des Kohlenwaſſerſtoffgaſes aus den Elementen „organiſcher Subſtanzen höchſt wahrſcheinlich an den „beſchränkten Zutritt des atmoſphäriſchen Sauerſtoffes „geknüpft iſt, ſo iſt ſie vorzugsweiſe zu erwarten, wenn, „wie in Sümpfen, die Fäulniß unter Waſſer von Statten

*) Lehrbuch der chemiſchen und phyſikaliſchen Geologie 2. Bd. 6. Abthl Bonn, 1853. S. 1776.

„geht. Unter dieſen Umſtänden entweicht daher jeden„falls ein Theil des Waſſerſtoffes in Verbindung mit „Kohlenſtoff". Dieſe Verbindung iſt es nun freilich nicht ſelbſt, welche die krankmachenden Stoffe der Sumpfdünſte darſtellt, aber an ſie hängt ſich höchſt wahrſcheinlich das organiſche Subſtrat des Miasma's mit Leichtigkeit an; zu ihr wird es ſchon durch die Verwandtſchaft des Urſprungs hingewieſen.

Eben ſo wenig wird das aus Sümpfen ausſtrömende Schwefelwaſſerſtoffgas als das fiebererzeugende Princip derſelben betrachtet werden dürfen. Denn obgleich ein in dieſe Gasart eingeſperrtes Thier augenblicklich ſtirbt, ſo iſt die der atmoſphäriſchen Luft beigemengte Quantität derſelben doch zu gering, um böſe Zufälle hervorzubringen. Berzelius*) verſichert ausdrücklich, daß er bei dem Einathmen kleiner Portionen dieſes Gaſes niemals üble Wirkungen auf die Geſundheit verſpürt habe; auch wird es bei manchen Fabrikationen von den Fabrikarbeitern täglich ohne beſondern Nachtheil eingeathmet. Es muß dabei erwogen werden, daß es ſchwerer als die athmoſphäriſche Luft iſt, auch wenige Cubikzoll des Gaſes anſehnlich große Zimmer für mehrere Tage mit dem bekannten Geruch nach faulen Eiern erfüllen können. — Wenn man nun auch zugeben muß, daß allenthalben dort, wo das Waſſer der Flüſſe organiſche Stoffe dem Meere, oder auch etwa nachbarlichen Salzſoolen zuführt, durch die Zerſetzung ſchwefelſaurer Salze Schwefelwaſſerſtoffgas entbunden werden kann, und in der That ein Gang am Ufer des Meeres, dort wo Maſſen von Seetang, von Weichthieren, Krabben, Fiſchen u. ſ. w. in Fäulniß übergehen, bei einiger Aufmerkſamkeit, beſonders, wenn begünſtigende Verhältniſſe der Atmoſphäre obwalten, den Geruch von Schwefelwaſſerſtoffgas, häufiger noch von Ammoniak, von Brom u. ſ. w. nicht undeutlich verſpüren läßt, ſo beobachtet man doch bei den Anwohnern ſolcher Ufer keineswegs jene Krankheiten, welche das Sumpfmiasma hervorzubringen pflegt. Im Gegentheil ſind die den Seewinden ausgeſetzten Meeresufer, namentlich wo ſie aus Felsmaſſen oder Sand beſtehen, jenen Krankheiten am wenigſten zugänglich. Auch im weſtlichen Afrika ſind es ſtets nur die den ungeſunden

*) Lehrbuch der Chemie. A. d. Schwed. 3. Aufl. 1. Bd. Dresden, 1823. Seite 188.

Landſtrichen durch die Luftſtrömungen zugeführten Sumpfdünſte, die die böſen Fieber veranlaſſen. Die dortige hohe Temperatur, ſowie die reiche Vegetation feuchter Flußgebiete, müſſen begreiflich den Zerſetzungsprozeß organiſcher Subſtanzen in höherem Grade begünſtigen. — Die von Levy*) an den Küſten der Normandie vorgenommenen Unterſuchungen haben übrigens die Anweſenheit von Ammoniak eben ſowohl, als die von Schwefelwaſſerſtoff, an ſolchen Orten des Meeresufers beſtimmt dargethan, wo organiſche Stoffe in Fäulniß übergehen. Die Ammoniak-Entwicklung iſt gewiß großentheils den dort in Menge an das Ufer geworfenen, verweſenden thieriſchen Körpern zuzuſchreiben. Wenn ſich die Beobachtung von Payen**) auch an andern Orten beſtätigen ſollte, daß aus der Ebene von Grenelle die ehemals dort herrſchenden Wechſelfieber verſchwunden ſind, ſeitdem dort Salmiak-Fabriken angelegt wurden, ſo dürfte man dem Ammoniak ſogar eine luftreinigende Eigenſchaft zuerkennen. Dieſe möchte darauf beruhen, daß die in der Atmoſphäre dunſtförmig ſchwebenden vegetabiliſchen und animaliſchen Verweſungsſtoffe durch das Hinzutreten des Ammoniak als ſolche zerſtört werden. Deſſenungeachtet klingt es etwas ſonderbar, wenn Georg Pictorius***) von einer Epidemie erzählt, bei der ſich nichts heilſamer gezeigt habe, als dreimal täglich in die Latrinen oder in einen Schaafſtall hineinzuriechen. Wahrſcheinlich findet hier ein Zuſammenhang mit demſelben Volksvorurtheile Statt, welches nach Rouland's Verſicherung viele Einwohner von Madrid ernſthaft glauben macht, daß das Entleeren ihrer chaises percés auf die Straße zur Verbeſſerung der Atmoſphäre beitragen könne. Wenn Juſſieu ververſichert, daß er bei ſeinen botaniſchen Excurſionen am Montmartre bei Paris ſtets Ammoniak-Liquor mit ſich geführt habe, um ihn ſchnell in die kleinen Bißwunden einzuträpfeln, welche ſeinen botaniſirenden Schülern durch die dort nicht ſeltenen Vipern zugefügt worden waren, und, ſo oft dies geſchehen, niemals ein böſer Zufall dem Biſſe gefolgt ſei, ſo muß man zugeben, daß das thieriſche Gift durch Ammoniak zerſetzt und unſchädlich gemacht werden könne.

---

*) L'institut. 1846. p. 665 — Annalen der Chemie und Pharmacie. Bd. 1. S. 334.

**) Froriep's Notizen, Bd. III. S. 106.

***) Dial. II. de bona valetudine. — Vergl. Lancisi, de noxiis paludum effluviis. Romae, 1717. pag. 14.

Allerdings wird man hierbei erwägen müſſen, daß eine ziemlich geſättigte Ammoniaklöſung kauſtiſch, und ſomit um ſo gewiſſer zerſetzend gewirkt hatte. Es würde verſucht werden müſſen, ein gewiſſes Quantum böſer Sumpfluft mit ſoviel Ammoniakgas in Verbindung zu bringen, daß es, der menſchlichen Lunge zugeführt, einerſeits keine entzündliche Reizung derſelben veranlaſſen, andererſeits hinlänglich zerſetzend auf das Sumpf-Miasma wirken könnte. Die große Schwierigkeit der Löſung einer ſolchen Aufgabe leuchtet ein, ſelbſt wenn ſich opferwillige Forſcher dazu hergeben ſollten. Es gibt bekanntlich einzelne Menſchen, die keine Empfänglichkeit für die Nachtheile des Sumpfmiasmas beſitzen; eine Prüfung in dieſer Hinſicht müßte alſo ſchon vorangegangen ſein. Sollten dergleichen Verſuche mit dem erforderlichen wiſſenſchaftlichen Ernſte vorgenommen werden, ſo würde ſich Chlorgas jedenfalls für den erwähnten Zuſatz in höherem Grade empfehlen, als das Ammoniak. Thiere laſſen ſich bekanntlich den Menſchen zu dieſem Zwecke nicht ſubſtituiren, da ſie entweder gar keine, oder doch nur eine beſchränkte Empfindlichkeit gegen Sumpfmiasma beſitzen. Viele Thiere der niedrigen Ordnungen bedürfen ja ſogar der Sümpfe nothwendig zu ihrer Exiſtenz. Mit Bezug auf den, auch in Ungarn, in der Walachei nicht ſeltenen Milzbrand des Rindviehes muß jedoch daran erinnert werden, daß nach den gründlichen Unterſuchungen von Heuſinger dieſe meiſtens tödtlich ablaufende Krankheit durch den längern Aufenthalt des Viehes auf ſumpfigen Wieſen häufig genug eingeleitet wird. Zahlreiche, in Ungarn geſammelte praktiſche Erfahrungen beſtätigen dies, und in Frankreich behauptete Huguenin*): „Quant au bétail, il est d'expérience constante, „que rien ne peut lui être plus nuisible et plus „contraire que le voisinage des étangs". — Dagegen befinden ſich die Büffel in den pontiniſchen Sümpfen vortrefflich. Ich ſah ſie im heißen Sommer ſich mit Wohlgefallen in dem kühlen Moraſte vergraben, indem ſie nur die obere Hälfte des Kopfes allein über denſelben hervorragen ließen.

Alle die bisher zur Sprache gebrachten Gasarten können alſo das Leben bedrohen, ſie können es aufheben, wenn ſie der Atmoſphäre in zu ſtarken Verhältniſſen beigemengt ſind. Doch niemals erzeugen ſie Krankheiten, die den Sumpf- oder Malaria-Fiebern

*) Memoire sur les étangs, couronné par l'académie de Lyon. pag. 33.

ähnlich ſind. Letztere müſſen alſo nothwendig durch die Einwirkung eines von ihnen verſchiedenen Agens hervorgebracht werden, deſſen Entſtehung durch die Zerſetzung organiſcher Stoffe begünſtigt und gefördert wird. Seine chemiſche Natur iſt den darüber angeſtellten Unterſuchungen bis jetzt entgangen, und überhaupt dürften ſich von einer gediegenen Anwendung des Mikroskops in dieſer Hinſicht ſicherere Reſultate erwarten laſſen. Bis dieſe erlangt ſein werden, dürfen ſelbſt Hypotheſen auf Analogien gegründet, nicht ganz von der Hand gewieſen werden, weil ſie zu Discuſſionen und Controverſen Veranlaſſung geben, die den Weg zur Wahrheit ebnen.

Die Schriftſteller, welche ſich in der neuern Zeit mit der Natur des Miasma's beſchäftigt haben, neigen ſich großentheils der Annahme zu, daß die Sporen (Saamen) anzuſchuldigen ſeien, welche von den Milliarden der Algen und Pilze abgeſondert werden, die den ununterbrochen fortdauernden Zerſetzungsprozeß der Sumpfpflanzen ſtets begleiten. Durch die Erhebung jener Sporen in die Luft, mit den, den Sümpfen entſteigenden Dünſten und Nebeln, ſoll dieſen jene gefährliche Mitgift beigemengt werden, welche ihr krankmachendes Princip darſtellt.

Mikroskopiſche Unterſuchungen haben es bereits außer Zweifel geſetzt, daß vegetabiliſche Körper der niedrigſten Ordnung häufige Gebilde der Menſchen und Thiere einnehmen können. Nicht bloß an der Außenſeite des Körpers oder im Munde, ſondern ſelbſt in einem größeren Theile des Speiſekanals ſind ſie nachgewieſen worden; namentlich gilt dies von dem ſogenannten Hefenpilz dem Cryptococcus cerevisiae, der Torula Turpin's. Aber die Verfaſſer der beiden Haupt-Sammelwerke über dieſe Paraſiten, die Herren Robin*) und Küchenmeiſter**) geben zu, daß ſie, wenn ſie bei Individuen beobachtet werden, welche epidemiſchen Krankheiten anheimgefallen ſind, nicht ſowohl als Urſache derſelben, ſondern vielmehr als Begleiter des Krankheitsprozeſſes angeſehen werden müſſen. Finden ſie einen ihrem Gedeihen günſtigen Grund und

*) Histoire des vegetaux, qui croissent sur l'homme et les animaux vivants. Paris, 1853.

**) Die in und an dem Körper des lebenden Menſchen vorkommenden Paraſiten. 2. Abtheil. Leipzig, 1855. S. 3.

Boden vor, ſo faſſen ſie in ihm mit Leichtigkeit Wurzel, indem ſie mit den Filamenten ihres Mycelium die Gewebe durchdringen. Nach Robin können die Sporen ſogar einfach nach dem Geſetze des mechaniſchen Druckes in die Gewebe vorwärts dringen. Hinter ihnen erzeugt ſich Exſudat, welches durch ſeine Molecülen zu ihrer Weiterbeförderung beiträgt. Daß ſie durch Luftſtrömungen meilenweit fortgeführt werden können, läßt ſich ſchon aus dem bekannten Umſtande erweiſen, daß ungleich ſchwerere Saamengebilde, namentlich ſolche, die mit einem Federchen verſehen ſind, über weite Ländergebiete ausgebreitet, und ſo ehemalige Gartenzöglinge zu wildwachſenden Pflanzen umgewandelt worden ſind. Hr. Lachmann verſicherte mir, daß er noch nie den Staub, welcher ſich an der äußeren Seite der Fenſter anzuheften pflegt, mikroskopiſch unterſucht habe, ohne Sporen von Pilzen in ihm zu entdecken. Dieſe beſitzen außerdem eine ſo zähe Widerſtandskraft, daß ſie ſelbſt auf ſcharfen Flüſſigkeiten, z. B. Chlorauflöſungen, noch zu keimen im Stande ſind. Aber der Umſtand, daß jene Pilze und Algen eines für ſie durch Krankheit gleichſam vorbereiteten Bodens bedürfen, führt eine große Schwierigkeit für die eben erwähnte Annahme herbei. Denn die Malaria-Krankheiten, die Sumpffieber, befallen die kräftigſten Menſchen, die ſich bis dahin vollkommen geſund fühlten, eben ſowohl als die Schwächlinge, wenn auch letztere mit einiger Vorliebe. Andererſeits weiß man indeſſen, daß die Eier von Fiſchen und Reptilien durch jene Sporen innerhalb zwei bis drei Tagen getödtet werden können; der künſtlichen Fiſchzucht ſind ſie dadurch ſchon bisweilen verderblich geworden. Anders verhält es ſich mit den Producten thieriſcher Zerſetzungs- oder Gährungs-Prozeſſe. Das oft mit unglaublicher Schnelle wirkende Viperngift, das Gift des wuthkranken Hundes u. ſ. w. mögen hier unerwähnt bleiben; man könnte ihnen ebenſo ſchnell wirkende vegetabiliſche Gifte, das Nicotin, das ätheriſche Oel der bittern Mandeln u. ſ. w. gegenüber ſtellen. Viel ſicherer verderblich für den Menſchen als die Effluvien abgeſtorbener Pflanzentheile, erweiſen ſich jedenfalls die Gährungsſtoffe thieriſcher Flüſſigkeiten, oder ihre in Dunſtform der Atmoſphäre mitgetheilten Producte, worauf auch ſchon oben (S. 88) hingedeutet wurde. Die Pockenimpfung gelingt z. B. am gewiſſeſten, wenn ein Minimum des Impfſtoffes ſo vorſichtig unter die Oberhaut eingebracht wird, daß kein Blutstropfen hervordringt.

Die Berührung von Leichnamen an gewiſſen Krankheiten Verſtorbener iſt für die Lebenden in hohem Grade gefährlich. Die hohe Gefahr, welche aus dem Angreifen eines am Milzbrande erkrankten Rindviehes für die Menſchen erwächſt, hat in den letzten Jahrzehnden die Aufmerkſamkeit mit Recht mehr auf ſich gezogen. Nach allen dieſen und noch ähnlichen Umſtänden, die ſämmtlich aufzuzählen hier der Ort nicht ſein würde, muß ich mich für berechtigt halten, anzunehmen, daß die thieriſchen Verweſungsproducte, welche aus den Sümpfen und Moräſten aufſteigen, wenn dieſen durch ihre Hinneigung zur Ausgleichung der Temperatur mit der der wärmern Atmoſphäre feuchte Dünſte entlockt werden, ungleich verderblicher als pflanzliche Stoffe ähnlicher Art auf die Lungen und das Blut der ſie Einathmenden wirken. Es ſind hierbei weniger die Thiere höherer Ordnungen, als vielmehr die Milliarden von Infuſorien in Betracht zu ziehen, die jedes ſtehende Waſſer beleben.

Schon Ariſtoteles kannte die thieriſche Natur der rothen Flecke auf dem Schnee. Terentius Varro*) behauptet dann, daß in Sumpfgegenden, wenn dieſe austrocknen, kleine Thiere entſtehen, die man mit bloßen Augen nicht ſehen kann, welche dann aber mittelſt der Luft durch Mund und Naſe in das Innere des Körpers gelangen und hier ſchwere Krankheiten erzeugen. Welche bedeutende Wichtigkeit für das Geſundheitswohl er dieſem Umſtande beimißt, ergibt ſich daraus, daß er den ſehr zweckmäßigen Rath ertheilt, in ungeſunden Gegenden die Wohnungen an hochgelegenen Orten zu erbauen; denn an dieſen würden nicht nur die Dünſte durch freiere Luftſtrömung leichter vertrieben, ſondern die in ihnen etwa vorhandenen Thierchen würden auch durch die den ganzen Tag hindurch eindringenden Sonnenſtrahlen ausgetrocknet und getödtet.**)

In ähnlicher Weiſe drückt ſich hierüber auch Columella***) aus, obgleich weniger beſtimmt und deutlich.

---

*) De re rustica. Lib. I. Cap. XII. 2. „Crescunt animalia quaedam minuta, quae non possunt oculis consequi, et per aëra intus in corpus per os ac nares penetrant atque efficiunt difficiles morbos.“

**) „Bestiolae, si quae prope nascuntur et inferuntur, aut efflantur, aut aritudine cito pereunt.“

***) De re rustica. Lib. I. Cap. V. 6.

Von Varro*) wird außerdem noch gerühmt, daß, als die römiſche Flotte mit einem Heere bei Corzyra lag, und dort alle Häuſer mit Kranken und Leichen gefüllt waren, er ſeine Gefährten und Kranken dadurch rettete, daß er die Fenſter verſchließen ließ, durch welche die peſtilenziellen Dünſte eindrangen, die Thüren verſetzte, der erfriſchenden nördlichen Luftſtrömung durch Anlagen von neuen Fenſtern den Eingang öffnete und in ähnlicher Weiſe fortfuhr, energiſch einzuwirken. Vor beiden letztern hatte jedoch Empedocles von Akragant, nach der Mittheilung des Diogenes Laertius, einen Scirocco-Wind, der bösartige Krankheiten herbeiführte, mittelſt einer Wand aufgefangen und von dem Orte abgehalten, welche eine Spalte zwiſchen zwei Bergen verſchloß, durch die der ſchädliche Wind vordrang. Seine dankbaren Mitbürger nannten ihn deshalb den „Windebändiger." — Derſelbe Empedokles brachte eine anſteckende Krankheit, die das Selinuntiſche Gebiet verwüſtete, dadurch zum Erlöſchen, daß er einen Fluß durch einen Sumpf leitete, deſſen ſtehendes und ſchlammiges Waſſer die ununterbrochene Quelle friſcher Anſteckung war. In umgekehrter Weiſe hat in neuerer Zeit Joſeph Barreiro, ein ſpaniſcher Gouverneur von Acapulco dieſer Stadt dadurch genützt, daß er Berge durchſchneiden ließ, um dem erfriſchenden Seewinde Eingang zu ſchaffen. Auch dieſe intereſſante Notiz haben wir dem trefflichen Alex. von Humboldt**) zu danken. In höchſt belehrender Weiſe verbreitet er ſich über die Urſachen der notoriſchen Inſalubrität von Acapulco. Die olivenfarbigen, dichten Dünſte eines nahen Sumpfes, der im Sommer austrocknet, verbinden ſich hier mit der nachtheiligen Lage der Häuſer, welche ſich an einen Halbkreis von Felswänden anlehnen, der den Hafen einſchließt und zugleich ein Stagniren der heißen Luft bedingt, deren Temperatur (während des Sommers am Tage zwiſchen + 30° bis 36° Centigr.) durch das Zurückſtrahlen der Sonne von den Felſen ſchwerer erträglich gemacht wird.

Von den älteſten Zeiten her ſind die durch Vorurtheile noch nicht geblendeten Naturkinder immer dahin gelangt, ihren Aufent-

*) l. c. Lib. I. Cap. IV. 5.

**) v. Humboldt et Bonpland, Voyage en Amérique etc. III. part. pag. 750—788.

haltsort, wenn er in der Nähe der Sümpfe angebracht werden mußte, hoch über die ausdünstende Oberfläche zu legen. Namentlich gilt dies für das der nächtlichen Ruhe bestimmte Lager, weil sie, durch böse Erfahrungen gewitzigt, wußten, daß ihnen die schädlichen Dünste zwischen Sonnenunter- und Aufgang am feindlichsten sind. So fand ich schon im Jahre 1818, als ich die pontinischen Sümpfe zum ersten Male besuchte, eine ansehnliche Zahl von solchen ärmlichen Lagerstätten, die auf kegelförmig zusammengestellten hölzernen Stangen ruhten; sie dienten den Büffeltreibern zur Ruhestätte. Einige Monate später wurde ich Aehnliches weniger ausgedehnt bei Paestum gewahr. E. G. Squire*) sagt von den „Sambos" auf der Moskitoküste in Central-Amerika: „Man schläft auf sogenannten Crickeries; diese bestehen aus Pfählen, die 4′ bis 5′ über den Boden hervorragen und über welche man gespaltene Bambusstäbe legt." So erbauen auch in der Banater Militärgränze die an der Donau aufgestellten Posten der österreichischen Gränzer auf Pfählen eine Hütte, sogenannte Tschardake, gewiß nicht blos um den Ueberschwemmungen auszuweichen, wie Hr. v. Demidoff**) glaubt, sondern auch um die Sumpfausdünstungen zu meiden, die ihnen erfahrungsmäßig das kalte Fieber zuziehen. — Die höchste Position der Art habe ich auf dem walachischen Ufer in der unmittelbaren Nähe des Landungsplatzes bei Giurgewo gefunden. Sie liegt auf einem erhabenen Punkte des Terrains unfern des Stromes; auf 12′—14′ hohen hölzernen Balken ruht die Baracke des Militärpostens. Hier mag die Uebersicht der ganzen Umgegend sammt dem Strome mit Bezug auf die nahe Festung einigen Theil haben an der Höhe des Baues; aber in zahlreichen Vertiefungen des Bodens in der Umgegend fand ich noch Ueberbleibsel von den Ueberschwemmungen, die der Eisgang im Frühling herbeigeführt hatte, und sicherlich waren auch die hierdurch entstehenden Ausdünstungen bei der Anlage maaßgebend gewesen.

Seitdem Moufet***) der kleinsten Thierwelt die Aufmerk-

*) Die Staaten von Central-Amerika. Deutsch von Karl Andrés. Leipzig, 1856. S. 145.

**) a. a. O. s. Seite 54.

***) Insectorum sive minimorum animalium Theatrum. Londini, 1634. Fol. cum figuris.

ſamkeit wieder zugewendet hatte, iſt jene Anſicht von ihrer Einwirkung mehrfach vertheidigt, mitunter aber auch verdreht und in's Lächerliche hinübergezogen worden, denn ſie ermangelte des zuverläſſigen exacten Beweiſes. Nachdem jedoch Alex. v. Humboldt*) dieſe Angelegenheit dem wiſſenſchaftlichen Publikum in ſeiner meiſterhaften Darſtellungsweiſe zugänglich gemacht hat, läßt ſie ſich bereits als allgemeiner bekannt annehmen und iſt zugleich in das Gebiet der ernſten wiſſenſchaftlichen Forſchung übergegangen. Die folgenreichen Entdeckungen Hrn. Ehrenberg's haben zuerſt die Möglichkeit jenes exacten Beweiſes eingeleitet. Meilenweit ausgedehnte Lager von Ueberreſten zahlreicher Arten mikroſkopiſcher Thiere und Pflanzen der niedrigſten Ordnungen haben ſich in Folge ſeiner Unterſuchungen in einer Mächtigkeit, die von einer dünnen Schicht bis zu 45′ variirt, ſchon an vielen Orten der Erde vorgefunden. Der Boden, auf welchem Berlin erbaut iſt, zeigt ſie z. B. ſchon in geringer Tiefe, und hier ſoll ihre Mächtigkeit ſich ſogar bis zu 120′ ſteigern.**) Die Frage, ob dieſe Zeugen einer frühern Schöpfungsperiode ſtaubförmig in die Luft erhoben und mit Feuchtigkeit geſättigt, noch heute ihre animaliſche Natur zu entwickeln, — ob ſie in dieſer Form auf andere thieriſche Weſen oder auf Menſchen Einfluß auszuüben vermöchten, ſcheint zwar auf den erſten Blick faſt ungereimt; dennoch läßt ſich die Möglichkeit hiervon jetzt nicht mehr geradezu abweiſen, ſeitdem man weiß, daß eingetrocknete Infuſorien durch Feuchtigkeit und Wärme wieder zu lebendiger Thätigkeit erweckt werden können. Doyère***) ſah ſie wieder aufleben, nachdem ſie 28 Tage lang in luftleerem Raume ausgetrocknet, ebenſo nachdem ſie einer bis zu + 120° Cels. erhitzten Atmoſphäre ausgeſetzt worden waren. In einem Sumpfe von geringem Umfange, der ſich in der Nähe des Dorfes Dottendorf bei Bonn vorfindet, erſcheint bisweilen der durch ſeine elegante Form und die eigenthümlichen Athmungsbewegungen intereſſante Branchipus paludosus, den Hr. Profeſſor

*) Kosmos, I., S. 237 u. f.

**) Karl Müller, Buch der Pflanzenwelt. Leipzig, 1857. Seite 32.

***) Memoire sur les Tardigrades et sur leurs proprieté de revenir à la vie. 1842. pag. 119 u. f.

Budge*) näher beſchrieben hat. In heißen Sommern trocknet der kleine Sumpf ſtets aus, und das Thier kann dann nicht zu ſeiner Entwicklung gelangen; man ſucht es deshalb Jahre lang vergebens. Durch einen feuchtern und kühlern Sommer begünſtigt erhält der Sumpf dauernd ſeine dünne Waſſerſchicht, und dann findet man in ihm das hoch über den Infuſorien ſtehende elegante Thier. Da man es nun in allen ähnlichen Niederungen der Nachbarſchaft noch nirgend vorfand, ſo bleibt nur übrig, anzunehmen, daß die Eier des Branchipus Jahre lang liegen bleiben, und günſtiger Außenverhältniſſe harren können, unter welchen ſie endlich zum Leben erwachen. Milliarden von Infuſorien können, durch eine ſcharfe Luftſtrömung aus ihrer feuchten Lagerſtätte fortgeriſſen, unzweifelhaft in den Athmungsapparat und in den Verdauungskanal der Menſchen und Thiere gelangen, doch iſt es zweifelhaft, ob ſich die feſte Hülle oder Cyſte, mit welcher ſie unter ſolchen Umſtänden umgeben, von dem hier vorhandenen Schleime aufgelöſt werden könne. Nachdem Hrn. Ehrenberg's Annahme von Eierſtöcken und Eiern der Infuſorien durch die neuern Unterſuchungen der Hrn. Claparède und Lachmann**) keine Beſtätigung finden konnte, ſo bleibt die Schädlichkeit der eingedrungenen Infuſorien um ſo mehr fraglich. Es kommt noch hinzu, daß die Infuſorien, welche man in der Mund- und in andern Höhlen des menſchlichen Körpers, ſowie im Darmkanale verſchiedener Thiere vorgefunden hat, ſtets verſchiedene Species darſtellten, ſo daß alſo ihre Lebensfähigkeit an beſtimmte Geburts- und Aufenthalts-Stätten gefeſſelt zu ſein ſcheint. Deſſenungeachtet widerſtrebt es den bisherigen Erfahrungen, anzunehmen, daß, wenn viele tauſende dieſer kleinſten thieriſchen Weſen in den menſchlichen Organism eingedrungen ſind, ſie hier ohne alle Einwirkung bleiben ſollten, — welche doch auch ſchwerlich anders, als eine nachtheilige, wird angeſehen werden können. Feuchtigkeit und ein gewiſſer Grad von Wärme der Luft iſt ihnen zu ihrer Erhebung, wie bemerkt, unentbehrlich, und Hr. Ferguſſon***), welcher an den trocknen Boden der Campagna

*) Verhandlungen des naturhiſtoriſchen Vereins der preuß. Rheinlande und Weſtphalens. III. Jahrgang. S. 86 u. f. Bonn, 1846.

**) Etudes sur les infusoires et les Rhizopodes. Genève, 1858.

***) Siehe Froriep, Notizen X., S. 57.

von Rom erinnert, die doch notoriſch alljährlich böſe Miasmen entwickelt, hat gewiß nicht erfahren, daß dieſe Campagna, wie oben ſchon berührt wurde, Tauſende von ſtagnirenden Waſſeranhäufungen unter der Oberfläche verbirgt. Auch in Ungarn beſtätigt ſich allenthalben, was Savi*) von der Entſtehung der Miasmen in der Gegend von Volterra mittheilt: „Sie kommen nur nach Regengüſſen und Ueberſchwemmungen vor. So lange eine hinlängliche Waſſerſchicht die thieriſchen und pflanzlichen Körper des ſumpfigen Bodens bedeckt und vor der direkten Berührung mit der Atmoſphäre bewahrt, ſo lange entſtehen keine böſe Ausdünſtungen. Sobald aber die Sonnenſtrahlen ſchutzlos daliegende abgeſtorbene Körper jener Art treffen, beginnt ein Gährungsproceß, der der Erweckung neuen Lebens in hohem Grade günſtig iſt. Die Erzeugniſſe dieſes lebendigen Stoffwechſels ſind es, die im Augenblicke raſcher Naturveränderungen, z. B. während des Aufganges oder Niederganges der Sonne mit Waſſerdämpfen zugleich der Luft zugeführt werden. Sie erzeugen ſich auch in den moraſtigen Ebenen Ungarns alljährlich, ſo oft die Sonnenſtrahlen beginnen, Verdampfung ſtagnirender Waſſer hervorzurufen, ohne Zweifel in unausſprechlicher Zahl. — Zu welchen ungeheuren Entfernungen dieſe nur durch das Mikroſkop deutlich zu erkennenden Körper bei ſtarker Luftſtrömung fortgeführt werden können, hat der verdienſtvolle C. G. Ehrenberg**) mittelſt ſeiner Unterſuchungen des Paſſatſtaubes nachgewieſen. Dieſen Staub hatte Hr. Charles Darwin auf dem Verdecke eines Schiffes geſammelt, welches, 380 Seemeilen vom Lande entfernt, ſich in der Gegend der Capverde'ſchen Inſeln auf dem hohen Meere befand. Unter dem Mikroſkope ergab ſich, daß ungefähr ein Sechstheil der geſammten Maſſe aus kieſelſchaligen Polygaſtricis und aus kieſelerdigen bekannten Pflanzentheilen beſtand. Von den erſteren zählt Hr. Ehrenberg 18 Formen auf, unter denen auffallender Weiſe auch ſolche, die man bisher nur in Südamerika vorfand, obgleich bei dem Sammeln des Staubes die Luftſtrömung aus dem nähern Afrika herüberwehte. Solche Formen, die man bisher in Afrika allein fand, zeigten ſich hier nicht. Für uns aber iſt es von be-

*) Froriep's Notizen. XXII., S. 10.

**) Paſſat-, Staub- und Blutregen u. ſ. w. Berlin, 1849. S. 1—3.

ſonderer Wichtigkeit, daß Hr. Ehrenberg hierdurch den Beweis liefern zu können glaubt, wie jene mikroſkopiſchen Geſchöpfe aus einer ausgetrockneten Sumpfgegend durch eine ſtarke Luftſtrömung oder durch Wirbelwind wahrſcheinlich aus Südamerika, in eine höhere Region der Atmoſphäre fortgeriſſen worden ſein mußten, aus welcher ſie nun in weiter Entfernung von ihrer Geburtsſtätte niederfielen.

Der Scirocco-Staub, welcher mit einem Orkan am 17. October 1846 bei Lyon fiel, ergab Hrn. Ehrenberg bei deſſen Unterſuchung ganz ähnliche Reſultate. Der Scirocco des ſüdlichen Europa's, den man in Rom zwar nicht immer, aber doch ſehr häufig die Atmoſphäre röthlich-gelb färben ſieht, ſcheint den organiſchen Staub regelmäßig über einen anſehnlichen Landſtrich zu verbreiten. Wenn er vorherrſcht, befinden ſich dort alle etwas empfindlichen Menſchen gedrückt, matt, hinfällig, zu Anſtrengungen nicht geneigt („Plumbeus auster.“ — Hor.). Solche, die ihm häufig ausgeſetzt ſind, werden nicht ſelten mit einer krankhaften Nervenempfindlichkeit behaftet, die z. B. bei den römiſchen Damen ſo weit gehen kann, daß ſie keinen Blumengeruch mehr ertragen. Ausländer, die dieſen Zuſtand der Römer anfänglich beſpötteln, verfallen ihm, bei längerem Aufenthalte, ſelbſt. Mir iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die eingeathmeten organiſchen Körperchen jener Art hierzu weſentlich beitragen. Jedenfalls ergiebt ſich aus dieſen Unterſuchungen die Aufforderung, dem organiſchen Inhalt der ſtagnirenden Waſſer eine gründlichere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, als dies bisher geſchehen. Virey*) iſt hierin ſchon 1825 mit aufmunterndem Beiſpiele vorangegangen. Er fand in ſtagnirendem Waſſer mit Hülfe des Mikroſkops eine Reihe von Infuſorien, denen er die Schädlichkeit der Ausdünſtungen des Teichwaſſers zum Theil zuſchreibt. Unter den neueren Forſchungen der Art verdienen die von Hrn. Th. Clemens**) veröffentlichten beſondere Aufmerkſamkeit. Er bewahrte in verſchiedenen, großen, offenen Gläſern Sumpfwaſſer, und in demſelben Pflanzen und Thiere verſchiedener Art auf, welchen die Sümpfe zum Aufenthaltsorte zu dienen pflegen. Es ergab ſich zuvörderſt,

*) Journal complément. du dictionn. des sciences médical. Vol. XIV Janv. 1825. pag. 201.

**) Archiv für die phyſiol. Heilkunde. Bd. XII. Heft 2.

daß, wenn die Gefäße in dunkle Orte geſtellt wurden, die Sauerſtoffexhalation aufhörte, ſich eine auffallende Luftverderbniß bemerklich machte, die Thiere kränkelten und abmagerten. Letztere erholten ſich aber ſchnell, ſobald ſie wieder an die Sonne gebracht wurden. Eine Spur von Ozon, die ſich in der atmoſphäriſchen Luft über denſelben immer noch erhalten hatte, verſchwand ſogleich, als man einige getödtete Tritonen in das Waſſer warf. Bald fanden ſich an den Leichnamen Vorticellen ein, die auch auf die lebenden Thiere übergingen. Grüne Bacillarien, Navicula-Arten und mehrere andere Infuſorien fanden ſich in dem Sumpfwaſſer ſtets. Beſonders wichtig für den praktiſchen Zweck erſcheint aber ein Verſuch, den Hr. Clemens hinſichtlich der Einwirkung von brandigen Haferähren auf die Bewohner des Sumpfwaſſers anſtellte. Die Thiere, welche noch neben den Leichnamen der Tritonen gelebt hatten, ſtarben innerhalb 1—3 Stunden, nachdem jene mit dem Brande behaftete Aehren hinzugeworfen worden waren. Die Veranlaſſung zu dieſem raſchen Hinſterben ergab ſich durch die ſchnelle Erzeugung vieler Millionen von Infuſorien, die mit den Keimen der Sporen aus dem Brande jener Aehren zugleich begann. In dem Blute der geſtorbenen Thiere, beſonders der Tritonen, fanden ſich zahlreiche Vibrionen, Pilzſporen und Paramecien vor. Dieſe letzteren Ergebniſſe verdienen in hohem Grade, an dem Blute höher organiſirter Thiere conſtatirt zu werden, die miasmatiſchen Krankheiten unterlegen waren.

Die erwähnten Dünſte ſieht man am deutlichſten in Form eines bläulichen Nebels ſich über Sumpfboden erheben, ſobald die Sonne ſinkt. In der Tropenzone ſteigen dieſe Nebel raſcher und dichter aus dem Boden auf; aber auch in der gemäßigten Zone erſcheinen ſie um dieſelbe Tageszeit allenthalben deutlich genug, wo geeignete Schichten des Bodens ſie begünſtigen. Hr. Mühry*) hat aus ſeinen Unterſuchungen gefolgert, daß das Miasma der Sumpffieber auf der nördlichen Hemiſphäre vom Aequator an bis zu den Breite-Graden vorkommt, wo die Iſotherme von + 3 °R. verläuft. In der Polarzone fehlen jene Fieber gänzlich. Offenbar iſt es der Macht der wirkſamen Sonne zuzuſchreiben, daß die Tem-

*) Die geographiſchen Verhältniſſe der Krankheiten. 1. Th. Leipzig und Heidelberg, 1856. S. 126.

peratur des kühlen feuchten Bodens ſich mit der der durchwärmten Atmoſphäre beſonders in dem Augenblicke ins Gleichgewicht zu ſetzen ſtrebt, wo die ſinkende Sonne aufhört, ihren directen Einfluß auf die Luft zu üben. Nächſt dieſer Tageszeit iſt dann die gefährlichſte die, welche dem Sonnenaufgange kurz vorangeht, wo ebenfalls wieder eine raſche Temperatur-Veränderung der Atmoſphäre vor ſich geht. Außerdem iſt es der Mangel der wohlthätig belebenden Einwirkung der Sonne, welcher das Einathmen der Nachtluft unter freiem Himmel, beſonders in warmen Ländern, ſtets bedenklich macht. Das Sonnenlicht fördert bekanntlich den Stoffwechſel im geſammten Pflanzenreiche, mit ihm hauchen die Blätter, die Lungen der Pflanzen, Sauerſtoff aus und ſaugen Kohlenſtoff ein.

In der Campagna von Rom habe ich nach heißen Tagen ganz deutlich im Augenblicke des Sonnenunterganges einen graublauen Nebel dem Boden entſteigen ſehen, welcher ſich zu einer Höhe von 3'—4' erheben kann. Die durch Erfahrung belehrten Einwohner fürchten ihn mit Recht; erſt eine Stunde nach Sonnenuntergang (un ora di notte) geht man in der Regel hinaus, um die angenehme Kühle des Abends im Freien zu genießen. Die ſorgfältigen Römer ſchließen um jene Zeit ſogar ihre Fenſter. Die Monate Auguſt und September begünſtigen dort das Entſtehen von intenſiven Wechſelfiebern am meiſten; viel weniger iſt dies im Anfange des Frühlings der Fall. — In den erſten Tagen des Auguſt's 1818 machte ich mit einer Geſellſchaft von kräftigen jungen Männern einen Ausflug von Rom nach Fraſcati; Hr. Geh. Med. Rath Jüngken in Berlin gehörte dieſer Geſellſchaft gleichfalls an. Um bei der beabſichtigten Fußwanderung, die von Fraſcati ausgehen ſollte, durch die brennende Sonne nicht zu ſehr beläſtigt zu werden, fuhren wir bereits um 2 Uhr Morgens vom ſpaniſchen Platz ab und ſuchten die ziemlich öde Campagna raſch zu durchſchneiden. Im Augenblicke des Hervorbrechens der erſten Sonnenſtrahlen entſtieg dem Boden ein feuchter, übelriechender Dunſt, deſſen Geruch ich am paſſendſten glaube mit dem vergleichen zu dürfen, welchen man wahrnimmt, wenn man an feuchtwarmen Herbſttagen über ein Kohlbeet hinſchreitet, auf deſſen Boden zahlreiche Blätter in Fäulniß übergehen. Ich erinnerte mich dabei des im Anfange des 18. Jahrhunderts im Wadham-College zu Oxford ausgebrochenen bösartigen Fiebers, welches ſich auf die

Mitglieder jenes Collège allein beschränkte. Bei näherer Nachforschung entdeckte man einen Haufen faulender Kohlköpfe in der unmittelbaren Nähe des Gebäudes, nach dessen Wegräumung das Fieber sofort erlosch. Savi*) behauptet, daß der Geruch in den Maremmen von Toscana derselbe sei, wie der der verwesenden Chara oder Putera; diese sei also wahrscheinlich eine Quelle des Miasma. — Am dritten Tage nach jener Excursion wurde ich von einem Tertianfieber befallen, dessen erster Anfall sogleich 24 Stunden dauerte. Ihm folgte eine nur 12 Stunden währende freie Zeit, und obgleich diese zweckmäßigst zur Medication benutzt wurde, so gelang doch eine gründliche Befreiung vom Fieber und seinen Rückfällen nicht eher, als bis ich den römischen Boden verließ und das höher und trocken gelegene Albano bezog. Hier erfolgte die Genesung ohne Arznei. Meine Reisegefährten blieben damals frei vom Fieber. Wahrscheinlich ergriff es mich vorzugsweise, weil ich 8 Jahre früher in der Heimath bereits an einem hartnäckigen Wechselfieber gelitten hatte, also eine Disposition zu Rückfällen wohl noch in mir trug. Der um unsern Gegenstand viel verdiente Steifensand**) hatte vollkommen Recht, wenn er behauptete, daß ein Recidiv des Fiebers krankmachenden Ursachen lange nachher schnell und sogar plötzlich folgen könne. Es waltet bei mir kein Zweifel ob, daß jene Bodenausdünstung die Schuld meines Erkrankens in sich trug. Die Campagna von Rom ist um jene Jahreszeit zwar scheinbar trocken, aber zahllose Ruinen von ehemaligen Gebäuden, Bädern, Wasserleitungen, Substructionen, ziehen sich allenthalben unter der Oberfläche weithin und gewähren den einsinkenden atmosphärischen Niederschlägen an vielen Orten Raum zu unterirdischen stagnirenden Pfützen, welche seit 14 Jahrhunderten dort das fruchtbare Land verpesten, nachdem die verwüstenden Barbaren die ehemalige Cultur desselben unter die Füße getreten haben. Außerdem mag die schnelle und zu Rom unangenehm auffallende Abkühlung der Atmosphäre, welche vor dem Aufgange der Sonne

*) Ricerche fisiche e chimiche sulla Chara o Putera, onde conoscere, se questa pianta possa aver parte nell' origine della cattiv'aria. Pisa, 1831.

**) Das Malaria-Siechthum in den niederrheinischen Landen. Crefeld, 1848, S. 168.

adumbrata", nachweiſt, wie man die Stadt nach allen Richtungen durchwandern könne, ohne von der Sonne beläſtigt zu werden. — Hr. Bellanger*) verſichert, daß die Moldo-Walachen in ähnlicher Weiſe von einem Menſchen, der im Sommer zwiſchen 2 und 3 Uhr Nachmittags in der Sonne umherwandert, ſagen: „Es iſt entweder ein Hund oder ein Franke!" Es iſt bedauerlich, daß man den engliſchen Truppen, welche in den Gangesthälern ſo oft vom Sonnenſtich befallen werden, nicht eine „India adumbrata" hat mitgeben können. Nachdem aber Rom der ſchützenden Umgebungen einer reichen Vegetation, der Tochter einer blühenden Cultur, beraubt, der der Atmoſphäre unentbehrliche raſche Stoffwechſel alſo in hohem Grade vermindert worden iſt, hat die Inſalubrität der Campagna von Rom in eben ſo hohem Verhältniſſe zugenommen. Dennoch weiß man dort von Alters her ſehr wohl, daß der umfaſſendſte Beitrag zu dieſer Summe von Nachtheilen von den Ausdünſtungen der ziemlich fern liegenden pontiniſchen Sümpfe ausgeht, welche der Scirocco der Stadt zuführt, Lancisi,**) der erſte Römer, der dieſen wichtigen Gegenſtand mit wiſſenſchaftlichem Ernſte behandelt hat, vertheidigt zwar die urſprüngliche Reinheit der römiſchen Luft eifrigſt, räumt aber ein, daß ſie, über Sümpfe hinſtreichend, aus dieſen nachtheilige Stoffe aufnehme und der Stadt zuführe: „Hoc quidem non vi nativae indolis Austri, Africique venti, sed particulari malignoque fermento, hac in terrae plaga invento, tribuendum esse censuerim, cui tantum modo exaltando, atque urgendo, non autem producendo Auster par esse potest." Lancisi kannte freilich weder Gährungspilze und Algen noch Infuſorien, aber mit glücklichem Griffe ſchuldigte er die den Sümpfen entſteigenden Gährungsſtoffe an. Zu ſeiner Zeit gab es noch einen bedeutenden Pinienwald, ſüdlich von Rom bei Velletri, der die Sumpfausdünſtungen wenigſtens zum Theil aufzufangen vermochte. Papſt Benedict XIV. ließ dieſen Wald weghauen. Schon in den nächſten Jahren herrſchten verderbliche Fieber in viel weiterem Umfange und zwar auch an

*) Le Kéroutza, voyage en Moldo-Valachie. Tom. I, pag. 83.

**) De nativis, deque adventitiis Romani Coeli qualitatibus. Romae, 1711. pag. 168.

ſolchen Orten, die ſonſt von ihnen nicht erreicht worden waren. Aber auch ſchon Gregor XIII. ſoll ähnliche Mißgriffe begangen haben, und Sixtus V. ging ſogar ſo weit, im Norden von Rom Wälder blos darum niederhauen zu laſſen, damit ſie nicht den Räubern zu Schlupfwinkeln dienen möchten. Armes Rom! — Außer dem durch die Bäume beſchafften mechaniſchen Schutz haben ſchon Prieſtley's Verſuche keinen Zweifel darüber gelaſſen, daß eine grüne Vegetation an und für ſich die Verbeſſerung verdorbener Luft bewirkt. Daß es ſo ſei, wußten aber auch die Vorfahren der heutigen Römer, durch Erfahrung belehrt, bereits vor Chriſti Geburt ſehr wohl. Terentius Varro*) ſagt, indem er die Wohlthaten des Klima's von Italien aufzählt: „Nam arboribus consita Italia est, ut tota pomarium videatur?“ J. Frank fand, daß die Wechſelfieber ſeit 1807 zu Wilna häufiger wurden, als man die Bäume weggehauen hatte, die die Stadt ſonſt ſchützten. Aehnliches verſichert B. Ruſh; in Penſylvanien ſei das Wechſelfieber durch Niederhauen von Wäldern und Strauchwerk, welche die Moräſte umgeben, häufiger geworden. — Coſſan ſagt ganz daſſelbe von den Antillen.

In der baumleeren großen Ebene Ungarns haben barbariſche Völker früherer Jahrhunderte die Baum-Vegetation gleichfalls vertilgt, und der heutige ungariſche Bauer bietet ſeine Augen lieber dem unausgeſetzten Sonnenbrande dar, als daß er einen ſchützenden Baum pflanzen ſollte. Hier mag die Unwiſſenheit eine ſchwache Entſchuldigung erlauben. Wie möchte man es jedoch ausreichend beſchönigen können, wenn unter einer erleuchteten und wohlwollenden Regierung in der Rheinprovinz auf den Antrag einiger gewinndurſtiger Theilhaber jüngſt einer der wenigen übriggebliebenen Wälder an den Meiſtbietenden verkauft werden durfte? Waren doch kurz zuvor in der Kammer von den Abgeordneten des Landes die Nachtheile weitläuftig debattirt worden, die für das nahe Eifelgebirge durch deſſen Entwaldung hervorgegangen ſind, ja ſogar Subſidien von den Bewohnern der übrigen Provinzen des Staates gefordert worden, um ſolche Frevel gegen die wohlthätigen Geſetze der Natur durch höchſt koſtſpielige neue Anpflanzungen wieder auszu-

*) l. c. Lib. XX. I. Cap. II. 6.

gleichen. Die wohlthuendſte Antwort auf dieſe Frage hat der hochherzige Herzog Proſper von Ahremberg ertheilt, indem er einen wichtigen Theil jenes Waldes durch Ankauf dem Verderben entriß. Im Winter 1857—58 jammerte man darüber, daß die Schifffahrt auf dem Rhein durch Waſſermangel ſtocke, erinnerte ſich aber nicht, daß man dieſe Calamität zum Theil ſelbſt verſchuldet hat, indem man den atmoſphäriſchen Niederſchlag durch das Vertilgen der Wälder gewaltſam verminderte.

Aus dieſer wohlgemeinten Schutzrede für die Bäume wolle man übrigens nicht folgern, daß ſie auch dort aufrecht erhalten werden ſollen, wo ſie nur Sümpfen, Unken und Molchen zur Abwehr gegen die Strahlen der Sonne dienen können, oder wo ſie die Wohnungen der Menſchen im Uebermaße und zweckwidrig beſchatten. Der Einfluß der Sonne auf die Atmoſphäre iſt ſo unentbehrlich für die Aufrechterhaltung des organiſchen Lebens in ihr, daß ſogar nach Norden gelegene Krankenzimmer, von denen man etwa jeden Sonnenſtrahl ſorgfältig abwendet, die Geneſung notoriſch verzögern und erſchweren. Selbſt die meiſten Augenkranken befinden ſich in nach Oſten oder Weſten gelegenen Zimmern gewöhnlich beſſer, ſofern man nur durch paſſend conſtruirte Vorhänge das directe Einfallen der Sonnenſtrahlen zu verhindern weiß.

Daß das Einathmen von Leichendünſten Nachtheil bringe, iſt bereits ziemlich zur Anerkennung gekommen, ſo, daß das Begraben in den Kirchen dort allenthalben abgeſchafft worden iſt, wo dumpfe Vorurtheile nicht vielleicht noch das Regiment führen. Myſtiſche, nebelhafte Vertheidigungen eines ſolchen Unfugs, wie ſie von dem poetiſchen Chateaubriand noch verſucht wurden, ſehen ſich vergeblich nach einem gläubigen Publikum um. Die Kirchenbegräbniſſe abzuſchaffen, mag weſentlich der Schrei des Entſetzens beigetragen haben, der 1779 von Paris ausging, als man dort die Thorheit begangen hatte, auf dem Kirchhofe des Innoçons eine 50 Fuß tiefe Grube geräumig genug anzulegen, um 1500 Leichname darin zuſammenzuſchichten. Die Folge davon war, daß die Verweſungsſtoffe ſich in der Erde weithin verbreiteten, die Einwohner einer benachbarten Straße faſt ohne Ausnahme von bösartigen Fiebern ergriffen, ja ſogar die vor den Kelleröffnungen ihrer Häuſer flüchtig Vorübergehenden durch die aus jenen hervordringenden mephitiſchen Dünſte angeſteckt wurden. — Aehnlicher, wenn auch nicht ſo

weit ausgedehnter Nachtheil hatte sich 1773 zu Dijon ergeben, nachdem dortige Begräbnißstätten unvorsichtig geöffnet worden waren.*) — Als der Einfluß der französischen Regierung auf Rom gesunken war, hatte man sich hier bemüht, mehrere alte verrottete Gebräuche wieder zurückzuführen, von deren Geißel die Hauptstadt der Christenheit durch die Franzosen befreit worden war. Dazu gehörte vor Allem das Begraben in den Kirchen. Jede einzelne der dazu geeigneten Pfarrkirchen diente nun wieder nach einer bestimmten Reihenfolge hierzu drei Jahre lang. Nach dieser Zeit schüttete man Kalk in die mit pestilenzialischen Verwesungsstoffen überfüllte Grube und vermauerte dann die Oeffnung. Im Sommer 1818 benutzte man die Kirche St. Andrea della valle hierzu. Als ich während des warmen September's jenes Jahres in diese Kirche eintrat, umfingen mich mephitische Dünste so, daß mir das Athmen beschwerlich wurde und ich eilig das Weite suchte. Man sagte mir, daß hier fromme Betende nicht selten ohnmächtig und bewußtlos in die freie Luft getragen werden müßten. Hartnäckige Wechselfieber herrschten damals unter der gedrängt wohnenden Bevölkerung der Umgebung der Kirche. Ich nahm später Gelegenheit, einem Kirchenbegräbnisse zuzuschauen. Man brachte den in einem aus möglichst dünnen Brettern zusammengeschlagenen Sarg liegenden Leichnam bis an den Rand der in einem Seitenschiffe der Kirche befindlichen runden Oeffnung. Hier wurde der Sarg auf ein schmales, acht Fuß langes Brett der Länge nach gestellt, mit dem vorderen Ende der Oeffnung zugewendet. Einige Geistliche verrichteten hier die religiösen Ceremonien und entfernten sich dann eilig. Das Geschäft der Todtengräber begann; sie hatten Mund- und Nasenöffnung mit einem Tuche fest verbunden. Man hob den schweren Deckstein der Oeffnung mittelst eines Hebels in die Höhe, zwei Männer ergriffen das hintere Ende des erwähnten Brettes, hoben es langsam in die Höhe, damit eine schiefe Ebene gebildet würde und ließen den Sarg in die Oeffnung gleiten. Mit gräßlichem Gepolter stürzte dieser in den scheußlichen Verwesungspfuhl. Ich glaubte das Zusammenbrechen seiner dünnen Bretter zu hören und die fürchterliche Umarmung gewahr zu werden, mit der der

*) Encyclopédie méthodique. Art. „Air".

neue Ankömmling von ſeinen Vorgängern empfangen wurde. Die Armen des Sprengels, welche keinen Sarg bezahlen konnten, wurden in dem offenen Gemeindeſarge bis an die Grube gebracht, um ohne Bretterhülle hinabgeſtürzt zu werden. So geſchah es im Jahre des Heils 1818 zu Rom. In ähnlicher Weiſe wurde König Joachim Murat zu Pizzo in Calabrien mit anderen Leichnamen zugleich in eine ſolche Grube geſtürzt, nachdem er dort füſilirt worden war. — Zu Rom darf man 1858 nur noch durch einen bleiernen Sarg eingeſchloſſen in einer Kirche begraben werden. Zahlreiche Erbbegräbniſſe in Familienkapellen ſind hierzu beſtimmt. St. Peter beſitzt bekanntlich das Vorrecht, die Leichname der Päpſte ſammt ihren Monumenten aufzunehmen. So iſt es ja aber auch bei allen Fürſtenhäuſern Europas, ja ſelbſt des Orients, Gebrauch. Der erwähnte bleierne Sarg bietet aber keineswegs ein genügendes Schutzmittel dar; er kann durch ſich rapide entwickelnde Verweſungsgaſe geſprengt werden. Eine an den ſchwarzen Pocken verſtorbene junge Dame wurde auf ähnliche Weiſe eingeſargt, der Erde übergeben. Als man ihr einige Zeit darauf ein Denkmal ſetzen wollte, wurde der Sarg aufgegraben; man fand ihn geborſten und es entwickelte ſich aus der Grube plötzlich ein ſo intenſiver Verweſungsdunſt, daß ein Arbeiter todt in die Grube ſtürzte, die andern aber ſchwer erkrankten.

In Neapel und auf Sicilien hat man an vielen Orten den verderblichen Gebrauch, die Leichname gewiſſen Klöſtern (Congregationen) zu übergeben, welche weithin ſich dehnende, unterirdiſche Todtenkeller (Campi santi) beſitzen, die jedoch ziemlich nahe unter der Oberfläche liegen, um Licht und Luft durch kleine Oeffnungen von außen her zu empfangen. Der Leichnam wird hier methodiſch zubereitet, indem man ihn, nachdem ſeine Eingeweide herausgenommen worden, in Kalk mazerirt, um ihn an der trocknen warmen Luft hernach förmlich zu mumificiren. Im Auguſt 1843 beſuchte ich das Kapuzinerkloſter zu Palermo, welches in der Vorſtadt vor dem öſtlichen Landthore liegt. Sein Campo santo iſt vielleicht das geräumigſte unterirdiſche Todtenfeld der heutigen Zeit. Der Felsboden, auf welchem das Kloſter ruht, iſt im Laufe der Jahrhunderte durch eine große Menge von breiten Gängen ausgehöhlt worden, die ſich meiſtens unter rechtem Winkel kreuzen und hoch genug ſind, um aufrecht darin umhergehen zu können. Die Seiten-

wände derſelben enthalten drei bis vier übereinanderliegende Reihen von wagerecht eingeſchnittenen Niſchen, ganz in der Art der römiſchen Columbarien. Jede ſolche Niſche nimmt eine ausgeſtreckt liegende Mumie auf, die mit der Kleidung umhüllt iſt, welche ſie im Leben trug. Viele Familien geben ihren Verſtorbenen alljährlich am Sterbetage ein neues Kleid. Der Contraſt des irdiſchen Flitterſtaates mit dem ernſten Bilde des Todes in dem dem Beſchauer zugewendeten braunen eingetrockneten Geſichte macht einen widerlichen Eindruck. Indeſſen läßt ſich der fromme Wahn, der eine Beruhigung darin ſucht, von der ſterblichen Hülle einer geliebten Perſon ſo viel zu erhalten und ſo lange zu bewahren als möglich, nicht geradezu verdammen. In dieſem freilich ohnmächtigen Abwehrverſuche gegen die uns allen beſtimmte Verweſung liegt ein tiefmenſchlicher Zug, dem man die Anerkennung nicht ganz verſagen darf, die er bei den Aegyptern in ausgedehnteſtem Maße gefunden hat. Anders geſtaltet ſich jedoch dieſe Angelegenheit, ſobald man ſie von der mediciniſch-polizeilichen Seite betrachtet, die ſtets das Vorrecht behalten ſollte. Die Luft in jenen unterirdiſchen Räumen wirkte drückend und beengend auf die Athmungswerkzeuge, wenngleich kein eigentlicher Verweſungsgeruch wahrgenommen werden konnte, nur in einem Seitengange ſtand ein offener Sarg, in welchem ein eben angekommener Leichnam lag, der das Geruchsorgan ſtark beleidigte. Ich fand, daß ich der einzige lebende Wanderer in dieſen Hallen der Abgeſchiedenen war, nachdem mein Führer mich bald verlaſſen hatte. Auch dürfte einige Uebung im Anblicke ſolcher menſchlichen Reliquien dazu gehören, um ſich unter dieſen Tauſenden „von ſtillgewordenen“ Angehörigen abgelaufener Zeitperioden mit Ruhe zu bewegen und den beobachtenden Blick anhaltend auf ſie zu heften. Für die ſchwachen Nerven unſerer heutigen Modewelt möchte ein ſolcher contemplativer Spaziergang wenigſtens nicht zuträglich ſein. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Mumificirungsmethode dieſer Mönche inſofern einen Vorzug vor der altägyptiſchen hat, daß ſie die Körper nicht ſämmtlich in Mohren umwandelt. Die Aegypter nämlich ſpritzten höchſt wahrſcheinlich die Adern ihrer Leichname mit rohem Holzeſſig aus. Indem dies von den Mönchen unterlaſſen wird, behält das eingetrocknete Geſicht immer noch eine deutlichere Aehnlichkeit mit den Zügen, wie ſie ſich im Leben darſtellten. — Im Begriffe, das

Kloſter zu verlaſſen, fand ich die Mönche beſchäftigt, einen ihrer Mitbrüder langſam im Schatten auf- und abzuführen. Auf meine Erkundigung theilte man mir mit, daß bei ihnen nicht ſelten plötzlich böſe Zufälle entſtänden, die ſich am beſten unter freiem Himmel beſchwichtigen ließen, in der engen Zelle aber leicht tödtlich würden. Ich konnte kaum zweifeln, daß dieſe Zufälle dem Einathmen der Verweſungsdünſte zuzuſchreiben ſind.

Mit jener Einrichtung contraſtirte denn auch die im Königreiche Neapel geſetzlich vorgeſchriebene Abſonderung der Begräbnißſtätten von den Städten und Dörfern auffallend. Wenn ich den Kirchhof des Père Lachaise zu Paris, dann den Campo santo zu Piſa mit der Nekropolis von Neapel auf Poggio reale vergleiche, ſo muß ich dem erſteren den Vorzug hinſichtlich der großen Zahl berühmter Männer einräumen, deren Denkſteine dem Wanderer die Geſchichte des neuern Frankreichs ins Gedächtniß zurückrufen; dem zweiten gebührt er in Bezug auf den unbeſtrittenen Werth ſeiner Kunſtwerke; die letzterwähnte Nekropole nenne ich aber wahrhaft unvergleichlich wegen ihrer kaum an einem andern Orte der Erde zu beſchaffenden großartig imponirenden Lage über dem Golf, dem Veſuv und dem hohen Monte St. Angelo gegenüber; wegen ihrer kunſtſinnig angelegten Colonaden und Gallerien, deren jede einzelne Abtheilung ein Erbbegräbniß unter der Erde und eine kleine Kapelle oberhalb derſelben enthält, hinter deren Fenſtern die etwa aufgeſtellten Denkmäler vor den Unbilden der Witterung geſchützt ſind; endlich wegen ihrer Gartenanlagen, denen die erfriſchende Seeluft eben ſo wohlthätig, als ſie zur Verjagung der Leichenmiasmen in dieſem warmen Klima zugleich nützlich iſt. In der That, wer es nicht liebt, ſich von andern Sterblichen nach dem Tode noch ſtolz abzuſondern, etwa wie Chateaubriand auf einſamem Felſen im Meere, der könnte ſich verſucht fühlen, bei dem Herannahen der letzten Stunde das alte Sprichwort wahr zu machen: „vedi Napoli e poi mori!“ Sicherlich würde ich, ſtände die Wahl frei, den langen Schlaf in jener Nekropole dem von chriſtlichen Reiſenden hochgerühmten Cypreſſenhaine der Türken bei Scutari vorziehen, deſſen ſteriler Boden die Ruinen des unglücklichen Chalcedon birgt. Hier erinnert jeder ſäuſelnde Luftzug durch die Wipfel der trauernden Cypreſſen an die letzten Seufzer der vielen Tauſende, die in der Nähe von zwei um die damalige Weltherr-

schaft kämpfenden Schwägern, Constantin I. und Licinius, hingeopfert wurden. Hier auch war ja die Geburtsstätte des traurigen Schisma's der Arianer entstanden, welches bei Lebzeiten des ersten christlichen Kaisers die Christen schon zerfleischte und noch heute die armenische von den übrigen christlichen Kirchen getrennt erhält. Dort mag freilich ein Muhamedaner sanft ruhn!

Aus Deutschland sind die Kirchenbegräbnisse wohl bis auf einzelne seltene Ausnahmen verbannt; aber immer noch liegen die Wohnungen der Todten denen der Lebenden nicht selten nahe genug, um den Bewohnern der nächsten Gebäude Nachtheil bringen zu können. Man muß hierbei erwägen, daß an manchen Orten die Leichname sehr ungenügend eingescharrt werden, sodann, daß in jeder faulenden, thierischen Flüssigkeit und schon in jedem unreinen faulenden Geschwüre Myriaden von Vibrionen leben. Wenn man die Abbildung betrachtet, welche Hr. J. Vogel*) unter 410maliger Vergrößerung von diesen mikroskopisch kleinen Geschöpfen gegeben hat, so wird man begreifen, wie sie sich schon auf einem scheinbar kleinen Tummelplatze leicht massenhaft anhäufen können.

In vielen Gegenden Ungarns haben die Sumpfanwohner die Wichtigkeit jener bis hieher auseinandergesetzten Eigenschaften ihres morastigen Bodens praktisch erfahren und benutzt. — Daß der Genuß des Sumpfwassers den Menschen schädlich ist, wußte schon Hippokrates. Eben darum setzen auch die Ungarn der Ebene ihrem schlechten Trinkwasser Branntwein zu, wie schon angeführt worden. Den Zusatz verschiedener Arten Liqueure oder des frischen Zitronensaftes sah ich die öffentlichen Wasserverkäufer zuerst in Venedig, hernach auch an manchen andern, südlicher gelegenen Orten zweckmäßig benutzen. Die Anwohner des gegen 8□Meilen Landes deckenden Sumpfes Hánság, der zwischen ungarisch Altenburg, Wieselburg, Oedenburg bis gegen Raab hin sich erstreckt, stoßen ein langes, starkes Schilfrohr durch den Morast bis in den darunter liegenden festen Boden (wahrscheinlich in Tonlagen), und saugen das Wasser aus dieser Röhre, indem sie behaupten, daß das, auf solche Weise genossene, der Gesundheit keinen Schaden zufüge.

Weniger häufig sind die Beobachtungen, daß aus Kloaken

*) Icones histologicae. Leipzig, 1843. Tab. XI, Fig. 10.

fiebererzeugende Miasmen hervorgegangen sind; doch fehlt es daran nicht. Boudin*) erzählt z. B., daß im Juli 1834 auf einem aus Bona in Afrika kommenden Schiffe mitten auf dem Meere bei einem Theile der Passagiere ein bösartiges Fieber ausbrach, während die Schiffsmannschaft selbst gesund blieb. Jene hatten sich nämlich bei der eiligen Abfahrt mit Trinkwasser versehen, welches durch eine nahe liegende Kloake verunreinigt gewesen war; die Seeleute bedienten sich dagegen reinen Trinkwassers. Bekannter ist der im Theresianum zu Wien vorgekommene traurige Fall geworden, unter dessen Schülern durch Genuß eines auf dieselbe Weise verunreinigten Wassers gleichfalls ein lebensgefährliches Fieber entstand.**)

Somit wäre denn die Untersuchung über die Ursachen der Krankheiten, welche an den Ufern der Donau und ihrer Nebenflüsse so häufig verheerend aufgetreten sind, hier in einer ausführlicheren Weise geführt worden, als es von manchen Lesern in dem vorliegenden Werke erwartet worden sein dürfte. Die Veranlassung zu dieser dem Stoffe gegebenen Ausdehnung liegt in der Ueberzeugung, daß schon jedem einfachen Reisenden, doppelt und dreifach aber solchen Männern, die auf die Gesundheit und das Leben ihrer Mitmenschen Einfluß ausüben, namentlich höheren Offizieren von Landtruppen oder Schiffen, eine Kenntniß jener Verhältnisse unentbehrlich sei, wenn sie nicht aus Unkunde auf jedem Schritte gegen die Gesetze der Humanität verstoßen wollen. Es kommt hinzu, daß ähnliche Umstände sich in den Donaufürstenthümern, in der Dobrudscha, an den Ufern des schwarzen Meeres u. s. w. wiederholen, bei deren kurz zu fassenden Erwähnung dann nur auf diese Abtheilung zurückgewiesen werden wird. Freilich wird es in allen künftigen Zeiten nicht bloß von der wissenschaftlichen Erkenntniß jener Dinge, sondern von der praktischen Anwendung derselben auf jeden concreten Fall abhängig bleiben müssen, ob dadurch wahrhaft Nutzen geschafft werden soll. Diese technische Gewandtheit in der schnellen Benutzung der sich darbietenden Verhältnisse für das eigene und Anderer Wohl findet sich leider nicht häufig; sie will eingeübt, muß aber auch als eine wohlthätige Mitgift von Seiten der schaf-

*) Essai de Géographie médicale. Pag. 53.

**) Froriep's Notizen. III. 47.

senden Natur auf die Lebensreise mitgegeben worden sein. Daß selbst die Aerzte die Natur der klimatischen und Bodenverhältnisse jener Gegenden erst nach vielfach vorangegangenem Unheil durch eigenen Schaden kennen lernen mußten, bedauert schon der vielerfahrene Dr. Chr. Witt*). Nach den trostlosen Erscheinungen, die der Krieg von 1854 und 1855 hat hervortreten lassen, sollte man fast daran verzweifeln, daß es jemals anders werden dürfte. Eine Zusammenstellung der Maßregeln, die meiner Erfahrung und Ueberzeugung nach, sich zur Abwendung solcher Calamitäten mit Nutzen in Anwendung bringen lassen, wird am Schlusse dieses Bandes folgen.

---

*) Ueber die Eigenthümlichkeit des Klima's der Walachei und Moldau. Leipzig, 1844. Seite 18.

V.

Die vereinigten Donau-Fürſtenthümer. — Zur Geſchichte und Politik der Moldo-Walachen. — Handelsverkehr. — Militär. — Beobachtungen auf der Reiſe. — Der Boden, ſeine Cultur und Erzeugniſſe. — Giurgewo. — Bukareſcht. — Jaſſy. — Braila. — Galatz. — Klima. — Vorherrſchende Krankheiten.

Die Moldau und die Walachei haben in der neueren Zeit die Aufmerkſamkeit der Regierungen, ſowie, die der täglich ſich mehrenden Politiker Europa's in ſolchem Maße in Anſpruch genommen, daß, wenn von „Donaufürſtenthümern" die Rede iſt, man nur ſie darunter verſteht, indem man das in ähnlicher Lage ſich befindende Fürſtenthum Serbien hierbei nicht beachtet. Auch ſind ſie durch den Tractat vom 19. Auguſt 1858, welchen Frankreich, England, Rußland, Preußen, Oeſterreich, die Türkei und Sardinien am 2. Oktober deſſelben Jahres zu Paris ratificirten, mit einer Staats-Verfaſſung bedacht worden, die ſich das Anſehen giebt, als ſei ſie für eine der civiliſirteſten Nationen Europa's berechnet worden. Dankbar mag es erkannt werden, daß dieſe von der Natur ſo hoch begünſtigten Länder nicht blos unter die Suzeränität der Türkei, ſondern zugleich unter das Patronat der übrigen mitcontrahirenden Mächte geſtellt worden ſind. Bald genug befanden ſich aber zwei der letzteren in einem mörderiſchen Kriege; indeſſen haben die Friedensſchlüſſe von Villafranca und Zürich die jenen Fürſtenthümern zuerkannten Gewährleiſtungen weder entlaſten wollen noch können. So dürften dieſe denn um ſo mehr darauf angewieſen ſein, aus dem ihnen bereits Bewilligten ihre politiſche Verfaſſung ſo weit zu entwickeln, als es dem wahren Wohle des Landes gedeihlich ſein kann. Auch ſind ſie thatſächlich bereits in dieſem Sinne genugſam

vorgeſchritten: anſtatt, wie es der Art. 3 des erwähnten Vertrages vorſchreibt, für jedes Fürſtenthum einen Hoſpodar zu wählen, haben beide Fürſtenthümer ſich ſchnell genug dahin geeinigt, die höchſte von ihnen zu vergebende Würde einem Haupte zu übertragen. Man kann nicht läugnen, daß mit dieſem eigenmächtigen Gewaltſtreiche ein bedeutender Schritt vorwärts geſchehen iſt. Beide Fürſtenthümer hatten ſich durch gegenſeitige Eiferſüchteleien früherhin oft genug geſchadet; zum offenen Kampfe war es ſogar unter ihnen gekommen; um ſo mehr muß man es achten, daß ſie in dieſem wichtigen Acte ihre Antipathieen zu vergeſſen wußten. Die ſuzeräne Macht proteſtirte zwar geraume Zeit gegen die Doppelwahl Couza's zum alleinigen Hoſpodar beider Fürſtenthümer. — Aber beati possidentes — es würde nicht leicht geweſen ſein, ihnen das Gut der Vereinigung wieder zu rauben, wenn man deshalb nicht kriegeriſch vorgehen wollte, — ein Unternehmen, deſſen Ausgang ſich nicht leicht würde haben vorherſehen laſſen. Was ich von den walachiſchen Truppen zu ſehen Gelegenheit gehabt habe, war ganz geeignet, mir eine vortheilhafte Meinung von der Kriegstüchtigkeit der Walachen beizubringen. Unter kräftiger, intelligenter Führung würden ſie ſich ohne Zweifel tapfer ſchlagen. Ob beide Länder in der Doppelwahl ihres oberſten Führers glücklich geweſen ſind, würde ſich nur im Lande ſelbſt mit Sicherheit beſtimmen laſſen; jedenfalls ſollte die aus beiden Fürſtenthümern gewählte Centralcommiſſion, ſowie die Gewählten beider Nationen, vorläufig ſich möglichſt bemühen, ihrem Fürſten nicht unnöthige Hinderniſſe in den Weg zu legen, wie es leider der Fall zu ſein ſcheint. Eine nicht unanſehnliche Parthei verlangt bereits einen erblichen Fürſten aus irgend einer europäiſchen Herrſcherfamilie, — wo möglich einen Napoleoniden, und ſtellt dadurch dem eigenen Lande ein bedeutungsvolles Armuths-Zeugniß aus. Doch nur aus dem einmüthigen Handeln der drei conſtituirten Gewalten würde ſich eine Befeſtigung der jetzt noch ſehr wankenden Verhältniſſe erwarten laſſen. Der Art. 46 des Vertrages hat alle Moldo-Walachen vor dem Geſetze gleich gemacht, auch jedem Eingebornen die Anwartſchaft auf ein Amt gleichmäßig geſichert und Monopole abgeſchafft. Jene Gleichheit vor dem Geſetze hatte indeſſen auch ſchon das réglement organique ausgeſprochen, welches der General Kiſſeleff im Namen

der Schirmmacht Rußland einſt eingeführt hatte; ſogar die alten Gebräuche ſprechen in ähnlicher Weiſe. Aber die große Mehrzahl des Volkes ſchmachtet noch in Halbbarbarei. Ein wohlunterrichteter Bojar ſagt ſelbſt von ihm: „Hat unſer Bauer nur irgend ein Gefühl ſeiner menſchlichen Würde? Beſitzt er eine Ahnung von Recht? Iſt er ſich nur im Entfernteſten einer Vaterlandsliebe bewußt?“ *)

Dieſer den moraliſchen Zuſtand der bisher in tiefer Unterwürfigkeit erhaltenen niederen Klaſſen der Moldo-Walachen ſcharf bezeichnende Ausſpruch findet ſeinen Widerhall bei Allen, die dieſes Volk in der Nähe beobachtet haben. Man muß ſich, mit dem Staats-Vertrage in der Hand, fragen, in welcher Weiſe ſich eine für die Freiheit ſo unreife Nation dieſer erfreuen ſoll? Was die „große Nation“, in deren Hauptſtadt der Vertrag abgeſchloſſen wurde, unfähig war zu ertragen, wie man aus der jetzt dort herrſchenden Despotie zu ſchließen ſich für berechtigt halten kann, das ſoll die Nation zur Geltung erheben, in der mindeſtens neun Zehntheile willenloſe Menſchen leben! Hierbei iſt nun außerdem noch der ſtark zuſammengeſetzte und verwickelte Mechanismus der Verwaltung zu erwägen, der ſich ſelbſt mit lauter aufopferungsfähigen und hoch intelligenten Beamten kaum bewältigen laſſen würde. — Bei alledem läßt ſich nicht läugnen, daß die Moldo-Walachen zum erſten Male, ſeitdem ihre rumäniſche Nationalität bei den Völkern Europa's Anerkennung gefunden hat, einen Grad von Selbſt-Herrſchaft erlangt haben, den ſie ſeit dem letzten Orient-Kriege zwar mehr und mehr erſtrebten, doch aber in Wahrheit kaum zu erwarten berechtigt waren, auch würde ſie gewiß nicht zu Stande gekommen ſein, ſofern das etwas wunderbare Ereigniß nicht zu Hülfe gekommen wäre, daß Frankreich, nachdem es das Blut ſeiner Söhne für die Befreiung der Türkei von der ſchutzherrlichen Vormundſchaft Rußlands maſſenhaft vergoſſen hatte, unmittelbar darauf mit Rußland Hand in Hand auf die Erniedrigung und Demüthigung der Pforte hin arbeitete. So weit ging Frankreich hierin, daß ein hochſtehender ruſſiſcher Diplomat in Conſtan-

*) Derblich, Land und Leute der Moldau und Walachei. Prag, 1859. Seite 310.

timopel, als man ihn fragte, warum sich Rußland dort so ruhig verhalte? — antwortete, „weil Hr. Thouvenel für uns mit arbeitet". — Die thatsächliche Unterstützung der räuberischen Barbaren Montenegro's von Seiten Frankreichs und Rußlands werfen außerdem ein helles Streiflicht auf die Sachlage. — Wie Preußen dazu gelangen konnte, jenes Vorgehen Frankreichs und Rußlands gegen die Türkei zu unterstützen, würde schwer erklärlich sein, wenn man sich nicht geneigt fühlt anzunehmen, daß hier diplomatische Rücksichten philantropischen Gesinnungen für die möglichste Emancipation eines christlichen Volksstammes von einem mehr oder minder barbarischen Joche, haben weichen müssen. — Die Suzeränität des Sultans findet sich auf dem Papiere zwar noch erhalten; thatsächlich aber hat man ihr zu Grabe geläutet, nachdem die Doppelwahl am 6. September 1859 zu Paris anerkannt und dem Doppelfürsten von Seiten der Pforte die Investitur ertheilt worden ist.

Wie dem auch sei, so befinden sich die Rumänen durch jene umfassenden Zugeständnisse doch in der Lage, ihre Nationalität aus der tiefen Erniedrigung zu erheben, in welcher sie Jahrhunderte lang geschmachtet haben. Durch die schnelle Vereinigung für die Doppelwahl ihres Fürsten haben sie bewiesen, daß sie im Stande sind, provinzielle Empfindlichkeiten zur Erreichung eines hohen Zweckes augenblicklich zu beseitigen. Möchten sie sich eben so leicht für den noch edleren und humaneren Zweck der Emancipation ihres tief versunkenen Landvolkes vereinigen und begeistern können. Diese wird nur durch allgemeine Verbreitung eines wohleingerichteten Schulunterrichtes über Land und Stadt jene feste Grundlage erlangen können, welche humane Bildung allein gewährt. Bisher hatte man das Landvolk in möglichster Unwissenheit erhalten, damit es neben seinen Pflichten nicht auch noch seine Rechte sollte kennen lernen. Möchte man aus dem gegenwärtig in Rußland vorschreitenden Werke der friedlichen Abschaffung der Leibeigenschaft die Lehre ziehen, daß ein Zustand, der der Leibeigenschaft ähnelt, wie ein Ei dem andern, sich mit einer Verfassung, wie sie so eben in Geltung getreten ist, auf die Dauer nimmer wird erhalten lassen.

Ob diese Donauländer wichtig genug sind, hier abermals besprochen zu werden, nachdem dies in der neueren Zeit bereits von so manchen Seiten geschehen ist, dürfte sich aus folgenden Betrach-

tungen ergeben. — Die Walachei bietet einen Flächeninhalt vo
1350 geographiſchen □ Meilen dar. Ihre Länge beträgt von O
ſowa längs des Geſtades der Donau bis zur Einmündung d
Sereth in die letztere, 60 Meilen. Ihre Breite vom rothen Thurm
Paß bis zur Donau 32 Meilen. Auf dieſer Bodenfläche ernähr
ſich etwa 3,000,000 Einwohner. Da man ſich bei der Volksz
lung noch des türkiſchen Gebrauches der Zählung nach Familie
bedient, ſo ließ ſich eine Sicherheit in dieſer Hinſicht nicht erziel
— Die kleinere Moldau hat nach dem Pariſer Frieden vom 3
März 1856 durch Hinzufügung des von Rußland abgetretene
Theiles von Beſſarabien an Bodenfläche 205 □ Meilen m
180,000 Einwohnern gewonnen; dieſe beträgt mit letzterem
Zuwachſe 940 □ Meilen. Die Einwohnerzahl der Moldau
mit jenen beſſarabiſchen Kreiſen ſchätzt man auf 1,580,00
Gering angeſchlagen werden die vereinigten Fürſtenthümer je
von 4,580,000 Menſchen bewohnt. In der Moldau kann m
durchſchnittlich 1800 Einwohner auf die □ Meile rechne
Könnte die Dichtigkeit der Bevölkerung der Fürſtenthümer d
von Belgien dereinſt ähnlich werden, ſo würden in ihnen 1
Millionen Menſchen Raum finden. — Die Bodenfläche der W
lachei iſt in 17, die der Moldau in 13 Kreiſe eingetheilt, an deren
Spitze jederzeit ein Kreis-Amtmann ſteht. — Hr. Neigebaur*
der ſchon vor der Einverleibung des letzterwähnten beſſarabiſch
Landes eine intereſſante Vergleichung zwiſchen dieſen Fürſtenthümern
und den kleineren Königreichen Europa's aufſtellt, weiſt nach, d
die Walachei allein jetzt ſchon an Einwohnerzahl das kleine ab
trotzige Dänemark, ebenſo Würtemberg, Hannover und Sachſe
überwiegt, daß ferner dieſelbe beinahe eben ſo groß wie Bair
und größer als Piemont, (vor der Annexion) ohne die Lombard
ſowie auch umfangreicher als Belgien und Holland zuſammen g
nommen iſt, — daß aber die kleinere Moldau den Schweizerbund
Hannover, Würtemberg und Sachſen an Umfang immer noch übe
ragt. Von ſolchen Verhältniſſen läßt ſich doch nicht läugnen, d
ſie ins Gewicht fallen; denn dieſe Fürſtenthümer liegen ja ni
etwa in Oceanien, ſondern an der Weltſtraße der Donau, in E

*) Beſchreibung der Moldau und Walachei. Leipzig, 1848. S. 2.

ropa. Die Geringschätzigkeit, die man sich ihnen gegenüber hier und da erlaubt, kann also nur auf dem tiefen moralischen Gesunkensein der Einwohner fußen, gleichsam ein experimentum in anima vili sein sollend. — Mehr noch als der Bodenumfang und seine verhältnißmäßig schwache Einwohnerzahl dürfte für den Politiker der Reichthum dieser Länder an Boden-Producten in das Gewicht fallen, wie er sich aus der Bewegung des Handels ergiebt. Die Walachei bot im Jahre 1856 eine Ausfuhr im Werthe von 134,073,457 Piastern, dagegen eine Einfuhr von 125,597,310 Piastern dar. In der Moldau ist das Handelsverhältniß noch auffallend vortheilhafter. Im Jahre 1855 gestaltete sich der Werth der Ausfuhr im Ganzen auf 163,465,288, der der Einfuhr aber auf 43,655,215 Piaster. Das auffallende Uebergewicht des Handels der kleineren Moldau über die größere Walachei ist zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß der dem schwarzen Meere zunächst gelegene und dadurch hoch begünstigte Ausfuhr-Hafen, Galatz der Moldau gehört, durch ihn aber auch ein Theil der Producte der Walachei exportirt wird, wozu jedoch hinzu kommt, daß die Bodencultur der Moldau im Allgemeinen höher steht, als die des Nachbarstaates. Da uns die Handels-Bilanz der Moldau für 1856 nicht zur Hand ist, welche, bei der erstaunenswerth raschen Zunahme des Handels in Galatz gewiß günstiger ist, als die für das Jahr 1855, so sehen wir uns genöthigt, zu der letzteren zurück zu greifen, wenn wir den Handel beider Fürstenthümer zusammenstellen wollen. Demnach betrug für 1855/56 die Ausfuhr der jetzt vereinigten Fürstenthümer 297,538,745 Piaster, die Einfuhr dagegen 169,252,525 Piaster, so daß also ein Ueberschuß von 128,286,220 Piaster Gewinn sich herausstellt. Der Piaster ist hier zu 38 Centimen berechnet, so daß also $2^3/_4$ Piaster einem Franc etwa gleich sind.

Da der Tribut an den Sultan verhältnißmäßig unbedeutend ist, indem er jährlich für die Walachei 1,186,500 und für die Moldau 715,000 Piaster beträgt, auch die Staatsschuld, im Hinblick auf andere europäische Staaten nicht drückend genannt werden kann, so würden von Seiten einer geregelten Verwaltung die zur Erhebung des Schulunterrichtes, der Wege- und Brückenbauten, sowie zur Befestigung der Militärmacht unentbehrliche Ausgaben ohne bedeutende Schwierigkeit beschafft werden können und sich hier-

mit eine wohlthuende Aussicht für den steigenden Flor der Fürstenthümer eröffnen lassen. Die Staats-Einkünfte betragen in der Moldau jährlich nur etwas über eine Million, in der Walachei etwa ein und eine halbe Million Thaler.

Die Fürstenthümer unterhielten bisher an regulären Truppen 8406 Mann, an Dorobanzen (Gensdarmen) 5611 Mann; an Gränz- und Bürgergarden 20,127 Mann; im Ganzen also 34,144 Mann. Nach neueren Nachrichten soll Fürst Couza ernstlich bemüht sein, diese Militärmacht auf einen respectablen Fuß zu setzen.

Nach dieser einleitenden Uebersicht mögen hier zunächst Reise-Bemerkungen, dann Betrachtungen über die Geschichte der beiden Fürstenthümer, Beiträge zur Charakteristik der Moldo-Walachen, über Klima, Bodenerzeugnisse und Salubritäts-Verhältnisse folgen.

Beobachtungen auf der Reise. — Die Zeit, in welcher die Reise aus den Bädern von Mehadia zu den Moldo-Walachen fortgesetzt werden sollte, war herangekommen. Ein leichter, vierrädriger, auf den Achsen ruhender Korbwagen fand sich um 4 Uhr Nachmittags unter meinen Fenstern ein, um mich aus den freundlichen, geräuschlosen Bädern abermals zum Felsenthore der schäumenden Donau hin zu entführen. Mein 17jähriger, munterer Führer schaffte mich, seine beiden mageren Rosse unaufhörlich antreibend, innerhalb 2¾ Stunden vor die Thür der Dampfschifffahrts-Agentie zu Orsowa. Wohl wurden Herz und Nieren auf der raschen Fahrt durch das steinige Land hart gepräft; aber die Agentie schließt ihre Bureau's um 7 Uhr, und so mußte man sich in das Unvermeidliche fügen. Man schrieb mich für 15 Gulden auf den 1. Platz des Schiffes bis Giurgewo ein. Der Gasthof „zum weißen Kreuz" von Briedern, der mich für die Nacht in seinen Schutz aufnahm, zeigte sich ungleich comfortabler, als der auf der Hinreise nach Mehadia benutzte. Er ist zwar nur einstöckig, enthält aber eine Reihe geräumiger Zimmer mit erträglichen Lagerstätten. Das Abendmahl wurde im Freien auf dem inneren Hofe unter blühenden Oleandern eingenommen. Ein junger Braunschweiger gesellte sich mir hier zu, der als zweiter Maschinist auf einem der österreichischen Dampfschiffe diente. Ich erfuhr, daß er früher bei verschiedenen Eisenbahn-Gesellschaften als Maschinist

gedient hatte: er beklagte das Loos aller Derer, die nach ihm einen ähnlichen Posten einnehmen würden. Ein solcher stehe nämlich unaufhörlich mit einem Fuße vor Gericht, mit dem andern im Grabe. Alle Fehler, deren sich die Directionen oder die obern Beamten schuldig machten, würden auf das schuldlose Haupt des Maschinisten gewälzt, dessen Protestationen ihm wenig nützten. Dagegen ruhe bei den Dampfschiffen alle Verantwortung auf dem Kapitain. Der Maschinist führe hier auf dem Wasser im Verhältniß zu seinem Confrater auf dem Lande eine glückselige Existenz. Auch gehe all' sein Streben dahin, zum ersten Maschinisten zu avanciren, der hier 80 Gulden monatlich erhält. Hiermit sei er bereit, unaufhörlich die Donau auf- und abwärts zu schwimmen. Manche Dampf-Abenteuer würzten die Abendunterhaltung.

Am andern Morgen um 6 Uhr befand ich mich an der Agentie, doch verzögerte man die Abfahrt bis 7 Uhr. Man hatte mir viel Rühmliches erzählt von der unerhörten Liberalität der Dampfschifffahrts-Gesellschaft, die seit einem halben Jahre die Passagiere auf eigens dazu gebauten Wagen von Orsowa nach Turn-Severin fahren lasse, was ehedem die Reisenden mit schlechten Miethswagen hatten ausführen müssen. Die Felsenmasse des eisernen Thores verbietet nämlich größeren Dampfschiffen, hier zu fahren; nur bei dem höchsten Wasserstande darf dergleichen nahe an der serbischen Küste gewagt werden. Die Passagier-Effekten und die Güter waren auf flachen Lichterschiffen bereits vorangeschickt worden.

Unser Zug mochte sich etwa eine halbe Stunde unfern vom sandigen Ufer ostwärts bewegt haben, als wir die Czerna überschritten, den Gränzfluß zwischen dem Banate und der Walachei. Um die damalige Zeit des Spätsommers floß das ganz seichte Flüßchen geräuschlos durch den Sand, den es sichtlich selbst herabgeschwemmt hatte, der Donau zu. Eine Stunde später passirten wir die walachischen Gränzposten, deren Zollbehörde mit uns und unsern Päßen so glimpflich verfuhr, daß sie vielen Herrn ähnlichen Amtes zum Vorbilde empfohlen werden kann. Die walachischen Dörfer zeigten uns fast nur die elendesten Hütten. Mit Rohr gedeckte Dächer; diese waren allenthalben durchlöchert, so daß der Rauch bequem hindurchwirbeln konnte. Wir hielten in dem Dorfe Uravá an. Die dortige Schenke bestand aus zwei Abtheilungen,

deren vordere eine große Küche ohne Schornstein und ohne Heerd, die hintere die Wohnstube zu sein schien. Doch befand sich unter ersterer noch eine Art Keller, in welchen man aber nur von außen eintreten konnte. Aus diesem Keller wurde ein goldgelber, köstlicher Wein hervorgeholt, dessen bereits oben erwähnt worden. ist. Vor diesem Dorfe hatten wir uns auf gleicher Höhe mit dem Hauptfelsenriff des eisernen Thores befunden, so daß dasselbe jetzt schon hinter uns lag. Das Geräusch seiner mächtigen Brandung verfolgte uns aber noch weit hin, um so mehr, als der Wasserstand zur Zeit ein sehr niedriger, die Brandung an den zahlreich hervorragenden Felsen also eine um so heftigere war. Daß sie bei hohem Wasserstande eine viel geringere sein müsse, versteht sich zwar von selbst; daß dessenungeachtet daraus unrichtige Urtheile gefolgert werden können, beweist jedoch Hr. Prof. Koch*), der in einer flachen Barke längs des serbischen Ufers hinfahrend, kaum begreifen konnte, wie man von jener Brandung so viel Aufhebens machen könne. Wir fanden zugleich Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten, wie man hier zu Lande kleine beladene Schiffe den Strom aufwärts befördert. Vor einem jeden solcher Schiffe waren 26, 28 bis 30 Paar Ochsen vorgespannt, deren jedes einzelne Paar seinen Besitzer zum Treiber hatte. So fanden sich denn hier walachische Männer und Frauen, Alte und Junge, Knaben und Mädchen, bunt unter einandergemengt, zusammen. Alle zeigten sich begreiflich in ihrer leichtesten und einfachsten, leider meistens auch sehr schmutzigen Tracht; die Figuren selbst waren jedoch in der Regel untersetzt und ziemlich kräftig.

Von dem letzteren Dorfe aus weiterfahrend, langten wir um 10 Uhr vor dem unfern des Ufers liegenden, weitläuftigen Gebäude der Dampfschifffahrts-Gesellschaft an, welches seit mehreren Jahren einen so lebhaften Verkehr vermittelt hatte, daß die walachische Regierung sich veranlaßt gesehn hat, $^1/_4$ Stunde landeinwärts ein neues Städtchen anzulegen, welches den Namen Turn-Severin führt. Es zeigte damals zwei parallel mit dem Strom laufende Straßen, deren einzelne Häuser zwar nur einstöckig, aber weiß angestrichen, mit ihren rothen Ziegeldächern einen sehr freundlichen Eindruck machten. Man kann diesem Orte ein rasches Aufblühen

*) A. a. O.

prophezeien, und schon lese ich 1858, daß man das Kreisamt aus dem einige Stunden landeinwärts gelegenen Tschernetz hierher verlegt hat. Den Namen Turn-Severin legte man dem Städtchen wahrscheinlich von dem Befestigungswerke bei, welches der Kaiser Severus oberhalb des Brückenkopfes anlegen ließ, um die Trajansbrücke auf dem dacischen Ufer zu schützen. Von diesem auf einem Hügel angelegten Werke des Severus ist noch ein ansehnlicher thurmartiger Mauerrest übrig, der jedoch von üppigen Gebüschen und Gesträuchen zum Theil überzogen erscheint. Das etwas weiter aufwärts gelegene, elende Städtchen Skela-Gladowa, bei welchem ehedem die Dampfschiffe anlegten und welches deshalb auf allen Spezialkarten sich vorfindet, wird jetzt seinem Verfalle wahrscheinlich rasch entgegengehen. Das neue Turn-Severin muß auf diesen Karten jetzt nachgetragen werden. Einige Mitglieder unserer Gesellschaft, welche den Ort besuchten, fanden hier bereits eine Anzahl deutscher Handwerker angesiedelt.

Das uns hier aufnehmende Dampfschiff war von bedeutend größerer Dimension, als die beiden früheren. Der Strom, nachdem er die ihm entgegengestellten Felsen-Hindernisse übersprungen hatte, stürzte sich, gleichsam entfesselt, um so rascher vorwärts. In kaum 10 Minuten hatten wir die Stelle erreicht, wo der Kaiser Trajan um das Jahr 100 n. Chr. durch den Cassiodor seine berühmte Brücke erbauen ließ. Eine Abbildung dieser kann man noch heute an der Trajans-Säule zu Rom wahrnehmen. Ich muß deshalb Jedem, der die noch hervorragenden Reste der Pfeiler und der Widerlager auf beiden Ufern wahrzunehmen wünscht, empfehlen, sich sogleich bei der Abfahrt in die dazu geeignete Position zu versetzen. Der niedrige Wasserstand machte es uns möglich, eine Anzahl Pfeiler über dem Wasser zu erblicken; aber so rasch waren wir darüber hinausgeflogen, daß ich sie nicht zu zählen vermochte. Im Februar 1858 hat man während des beispiellos niederen Wassers 18 solcher Pfeiler gezählt. Weiter abwärts wurden die Ufer flach und langweilig. Radujewatz, wo wir anlegten, zeigte uns am Ufer nur wenige Häuser. Kalafat, welches sich in der neuern Kriegsgeschichte durch die Tapferkeit der von den Russen hier angegriffenen türkischen Truppen einen Namen erworben hat, erreichten wir leider erst, als die Dunkelheit bereits herein gebrochen

war. Von hier begab ſich das Schiff nach Widdin, wo es die Nacht liegen blieb. Unſer Anlanden rief ein gewaltiges Getümmel am Ufer hervor, das mich auf das obere Verdeck trieb. Der Himmel war mit herrlich glänzenden Sternen bedeckt, über Widdin der große Bär, direct über dem Schiff die Milchſtraße, Venus ꝛc.; die Nachtluft ungemein milde. Einige wenige Oellaternen erleuchteten die gegenüber liegenden Gebäude und den vor ihnen wogenden Menſchenknäuel nur äußerſt ſpärlich. Nur ein kleines Haus hatte ſein Oel weniger geſpart; eine einzelne Fidel kreiſchte daraus gellend hervor; man ſah deutlich tanzende und hüpfende Figuren durch die erhellten Fenſter. Ohne Zweifel rief dort eine Schifferkneipe ihre Gäſte am ſpäten Abend herbei. Nur die feucht auf die Kleider ſich niederſchlagende Atmoſphäre konnte mich nöthigen, das Verdeck mit der ſchwül drückenden Luft der Kajüte zu vertauſchen. Und dennoch war ich glücklich in Beſitz einer geſonderten Kajüte für mich dadurch gelangt, daß ich ſie dem Kapitain für die Fahrt von Turn-Severin bis Giurgewo abgemiethet hatte. Ich kam dadurch in Beſitz eines geräumigen und bequem eingerichteten Cabinets mit zwei ovalen Fenſtern und einer kleinen, zum Oeffnen eingerichteten Glasdecke. Was dabei aber wichtiger war: ich fand die ſo nöthige Ruhe zum Schreiben, um mein Tagebuch zu vervollſtändigen, um zu leſen, und wurde von der unangenehmen Geſellſchaft und dunſterfüllten Atmoſphäre im Salon während der Nacht befreit, die ſchon großentheils aus Walachen und Griechen beſtand. Unter ihnen ſtolzirte ein junger ruſſiſcher Offizier in Uniform, mit dem Georgen-Kreuze ausgeſtattet, ziemlich rückſichtslos herum; Serbe von Nation, hatte er mehrere Monate die Belagerung von Sebaſtopol mitgemacht. Er gewann auf dem Schiffe 32 Zechinen im Spiele, mit denen er zu Widdin ausſtieg, wahrſcheinlich, um im Vaterlande Furore zu machen. Einige walachiſche Offiziere, blau mit ſchwarzem Kragen gekleidet, verhielten ſich, in erfreulichem Gegenſatze hierzu, ernſt und würdig.

Am nächſten Morgen — es war eines Sonntags, — entſtand ſchon um 3 Uhr geräuſchvoller Verkehr auf dem Schiffe, dem ich ſchnell auf das Verdeck folgte. Da der Abgang deſſelben noch vor 3½ Uhr wirklich erfolgte, wo kaum der erſte Anfang der Morgendämmerung eingetreten war, ſo ſah ich von Widdin immer

noch nichts weiter, als die vorderen, ziemlich ansehnlichen Häuser, und auch diese noch unsicherer, als am Abend zuvor bei künstlicher Beleuchtung. Auch von den 25 oder 30 schlanken Minarets, die Widdin enthalten soll, trat noch keines hervor. Dagegen fand ich, daß oben eine Anzahl Türken, in Decken gewickelt, umherlag, die in Widdin als Deckpassagiere eingestiegen waren. Als ich um 6½ Uhr Morgens in den großen Salon zurückkam, sah ich doch noch zahlreiche Passagiere, auf den Bänken herumliegend, andere ihre Pantalons so eben anlegend; zu gleicher Zeit nahmen zwei Damen, in einer Ecke sitzend, ganz gemüthlich ihr Frühstück ein. Meinerseits hatte ich mich über das Mißgeschick, von Widdin so wenig gesehen zu haben, allmählig getröstet und hatte mich bis 6 Uhr der einsamen Ruhe in meiner Cajüte ergeben. Ich fand auch hernach, daß andere Reisende, z. B. Professor Koch*) von dem Innern Widdin's sehr wenig erbaut gewesen sind. Hr. Koch fand es namentlich ungemein schmutzig, vernachlässigt, ganze Haufen zerlumpter Zigeuner jedes Alters und jedes Geschlechts überfielen dort gemeinschaftlich bettelnd die Reisenden auf den Straßen. Jetzt aber vergoldete die Morgensonne den majestätischen Strom und beide Ufer ringsum. Weniger war hier Hr. v. Demidoff vom Glück begünstigt, indem er stets mit Sturm und Regen zu kämpfen hatte. Das Passagier-Dampfschiff, welches ihn und sein Gefolge zu tragen hatte, schleppte zugleich noch ein Kohlenschiff nach, wodurch es sogar in Gefahr gerieth. Dergleichen wird man jetzt einem Passagier-Dampfschiffe nicht mehr zumuthen. Die Gesellschaft unterhält Remorqueurs, die, ohne selbst zu tragen, nur andere Schiffe schleppen, und Propeller, Schraubendampfschiffe, die zum Tragen von Lasten bestimmt sind und einer angemessenen Belastung sogar nothwendig bedürfen, um ihre Schrauben tief genug in das Fahrwasser hinabzudrücken. Die Passagier-Schiffe besitzen sämmtlich Räder zu beiden Seiten.

Um 6 Uhr legten wir bei Lom-Palanka (Lomgrad) an. Der kleine, auf einer niedrigen Anhöhe des ebenen bulgarischen Ufers am Einflusse des Lom gelegene Ort gewährt einen freundlichen Anblick, indem die kleinen, niedrigen Häuser zum Theil aus grünen Bäumen hervorsehen. Von einer Aehnlichkeit mit einem Schweizerdorfe, welche andere Reisende wahrgenommen haben wollen, ist mir

*) A. a. O.

indeſſen nichts aufgefallen; ſchon die troſtlos flache Umgebung ſollte eine ſolche Vergleichung fern halten.

Gegen 7 Uhr hatten ſich unſere türkiſchen Deck-Paſſagiere im Kreiſe zuſammengekauert, um ihren Tſchibuk zu rauchen. Zum erſtenmale ſah ich eine Geſellſchaft auf den Ferſen mit untergeſchlagenen Beinen hocken. Mir ſchien dieſe Art zu ſitzen ganz geeignet, die Knie- und Fußgelenke zu verdrehen und zu verzerren, und in der That findet man ſelten einen älteren Türken, der noch im Stande wäre, leichtere Bewegungen zu Fuße auszuführen. Ihr gravitätiſches Einherſchreiten mag ebenſowohl dieſer dem Körper aufgedrungenen Ungelenkigkeit der Kniee und Füße zugeſchrieben werden können, als dem allgemeinen Volks-Charakter. Der ältere Türke macht daher nie Fußmärſche; er reitet. — Die Geſichter unſerer Türken waren ſämmtlich ausdrucksvoll; der Bart und das kurze Haupthaar ſchwarz, bei einigen grau. Auf dem geſchorenen Kopfe trugen ſie einen rothen Fes, den die meiſten jedoch mit einem Shawl umwickelt und ſo zum Turban geſtaltet hatten. Alle waren bekleidet mit einer offenen Weſte, und manche hatten darüber noch einen weiten offenen Pelz gezogen, auch wohl eine bunt genähte, weite lederne Jacke, inwendig mit Pelz gefüttert; darunter weite, blaue, kurze unter den Knieen befeſtigte, Puffen bildende Beinkleider. Die weiten Schuhe, welche die natürliche Leder-Farbe behalten hatten, ſtanden neben ihnen; es würde ſich begreiflich ſehr unbequem auf ihnen ſitzen laſſen. Einer von ihnen blies den Dampf ſeines Tabaks durch eine am Boden ſtehende, mit Waſſer gefüllte Flaſche, — ſehr verſtändig, um den Rauch abzukühlen. Der glimmende Tabak befand ſich hierbei am obern Ende einer hierzu gehörigen, cylindriſchen Röhre; der Rauch wurde durch einen langen, biegſamen Schlauch eingeſogen. Es iſt dies das ſogenannte Nargiléh. Lom-Palanka zeigte zwei Minarets, deren kegelförmige obere Spitze mit Weißblech beſchlagen war; unterhalb dieſer Spitze läuft die Gallerie herum, von welcher aus die Gläubigen durch den Muezzim zum Gebet gerufen werden. Hr. v. Demidoff vergleicht ſie nicht ganz unpaſſend mit einer Kerze, welche von einem ſilbernen Löſchhütchen bedeckt wird. In der Mitte des Ortes befand ſich jedoch auch ein maſſiverer, aber niedrigerer Thurm, deſſen aus Holzgebälk zuſammengeſetzte, durchſichtige Spitze eine kleine Glocke in ſich faßte. Wahr-

ſcheinlich diente ſie als Signal-Glocke, da dem Cultus der bulgariſchen Chriſten die Glocken zur Zeit noch verſagt ſind.

Die Donau iſt weiter hinab anſehnlich breit, die Ufer bleiben zu beiden Seiten fortwährend troſtlos flach. An der bulgariſchen Seite erhob ſich endlich hier und da das Ufer bis zu einer Höhe von etwa 40 oder 50 Fuß und wurden auch augenſcheinlich die Reben mit etwas mehr Sorgfalt cultivirt. — Kleine Häuſer erſchienen mit rothen Ziegeldächern. Rahowa (Oreava) auf der bulgariſchen Seite, am Einfluß des Scitul, dem von Krajowa herunterkommenden Skyll gegenüber, welcher mir auf der ſchnellen Vorüberfahrt entging.

Magureli diente dem Schiffe als erſter Landungsort nach Lom-Palanka. Selein, Tſchelei der Kiepert'ſchen Karte, auf dem walachiſchen Ufer, gegenüber rechts Beſchlikira, vielleicht Biſchilei der Kiepert'ſchen Karte, iſt ein großes Dorf, welches ganz auf dem Boden einer alten, römiſchen Stadt ſteht. Seinen Friedhof umgibt eine Mauer, erbaut aus Marmorfragmenten von Statuen und Steinen mit Inſchriften. Dort in der Nähe ſoll eine zweite feſte Brücke der Römer über die Donau geführt haben, wovon gleichfalls noch Ueberreſte vorhanden ſind. Man fand dort ferner griechiſche Silbermünzen, convex-concav, von ſchönem Gepräge, etwa die einzelnen einen Thaler ſchwer. Der Schiffsconducteur, der mir dieſe Nachrichten mittheilte, hatte einige Inſchriften von jenem Orte abgeſchrieben, die er mir vorzeigte. Der Ort wäre jedenfalls einer gründlichen Forſchung werth.

Weiter abwärts wurden die beiderſeitigen Ufer womöglich noch flacher. Auf der walachiſchen Seite kam einmal eine zahlreiche Heerde von Rindvieh und Schafen zum Vorſchein; doch war dies eine Seltenheit. Wohl mögen die Heeresmaſſen, welche ſich vor kurzem noch über die bedauernswerthe Walachei hingewälzt hatten, den Untergang vieler dieſer Heerden verſchuldet haben.

Am bulgariſchen Ufer nahm ich jetzt zum erſtenmale von Zeit zu Zeit mit Stroh gedeckte Wachthäuſer, die man auf kreuzweis aufgerichteten hölzernen Pfoſten ſo hoch geſtellt hatte, daß ſie theils die ebene Umgegend bequem überſchauen, theils auch den Sumpfausdünſtungen beſſer entgehen konnten. Etwa 25 Schritte weit dahinter befand ſich ein ebenſo aufgerichtetes, etwas größeres Gebäude mit Strohdach, — wahrſcheinlich dem Poſten beſtimmt, der die

Schildwachen aufstellt. Die türkischen Soldaten, die wir hier zu Gesicht bekamen, waren zweckmäßig in weiße Kittel und Pantalons gekleidet und hatten schwarzes Lederzeug. Einer derselben ergab sich dem friedlichen Geschäft des Fischens mit einem Netze. Maisfelder waren auf der walachischen Seite zahlreich.

Ein herrlicher, heiterer Himmel begünstigte übrigens die ungemein langweilige Fahrt. Die Fluthen der Donau erschienen spiegelglatt. Die zwischen dem Skyll und der Aluta befindlichen seichten Seeen, die sich dort weit hinziehen, kommen vom Verdeck des Schiffes aus nicht zu Gesicht.

Gegen 3 Uhr gelangten wir nach Turnu, Nikopoli gegenüber. Turnu liegt landeinwärts, soweit von dem Flusse entfernt, daß man es nur in einer kleinen Stunde zu Fuß erreicht. Es scheint ganz unbedeutend zu sein. Am Ufer liegen einige niedrige Häuser, die einen militärischen Wachtposten und vielleicht Waarenschuppen darstellen; dieses Ufer ist höchstens 20—25′ über dem Strom erhaben. Den Einfluß der Aluta erspähte ich deshalb auch vergebens. Von einem Fort konnte ich gleichfalls nichts wahrnehmen; das ehemalige Fort liegt nämlich in Ruinen. Nikopoli auf der bulgarischen Seite liegt dagegen an einer etwa 200 bis 300′ erhabenen, felsigen Anhöhe, deren oberste Ausbreitung von Befestigungswerken eingenommen wird, unter denen sich eine Citadelle hervorhebt, die Hr. E. v. Callot*) näher beschreibt und einen Plan davon mittheilt. Hier schlug Trajan den König der Dacier, Decebalus, welchem Siege die Stadt ihren Namen zuschreibt. Hier auch in der Nähe wurde dann 1396 das fürchterliche Blutbad zwischen den Christen und Türken geliefert, nach welchem der grausame Bajazid noch 10,000 gefangene Christen abschlachten ließ. Die Felsen bilden einen gegen den Strom hin concaven Halbkreis, in welchem der größere Theil des Städtchens recht malerisch liegt. Die einstöckigen, rothbedachten Häuser schauen anmuthig aus grünen Bäumen hervor. Ich sah drei Minarets. Auf einer mäßigen Anhöhe links stand ein kleiner, viereckiger Thurm mit hölzernem Dache. Die dem Flusse zugewandten Felsen sehen kreideartig weiß aus, dürften aber Sandsteine sein, weil sie den Wellen so kräftig zu widerstehen vermögen, daß kaum irgend eine

*) Orient und Europa.

tiefer ausgewaſchene Stelle ſichtbar wird. Etwas weiterhin wird das bulgariſche Ufer bald wieder flach; die Hügel ziehen ſich zurück.

Auf der walachiſchen Seite gewahrt man tiefer unten in blauer Ferne die Vorhügel der Karpathen.

Schistowa (Scitow) liegt ähnlich wie Nikopoli an einem weniger vertieften Halbkreiſe von Anhöhen; auch hier iſt die hervorragendſte derſelben, an welche ſich das Städtchen lehnt, mit großentheils zerfallenen Feſtungswerken gekrönt, deren Mauern noch höher hervorragen, als die von Nikopoli; aber die Höhe, auf welcher ſie ruhen, ſcheint etwas geringer. Im Hafen lag längs des Ufers, eine Menge von Segelſchiffen, — ich zählte deren am andern Morgen 16, meiſtens Zweimaſter; auch befanden ſich einige auf dem Werft, — man ſcheint alſo hier viel Schiffsbau zu treiben. — Leider war die Sonne bereits untergegangen: wir ſahen nur noch durch die Dämmerung die Häuſer des kleinen Ortes, unter denen ſich ein dem Ufer nahes Minaret und ein größeres Gebäude auszeichneten. Das Abendroth hob ſich ungemein klar von dem tiefblauen Hintergrunde ab, die Sterne hell glänzend, die Luft ungemein lau; es war ein wahrhaft ſüditalieniſcher Himmel.

Meine aufmerkſame Betrachtung von Nikopoli hatte mir dort einige neckende Bemerkungen von einer aus den Bädern von Baden-Baden zurückkehrenden Bojarendame zugezogen. Sie konnte nicht entfernt begreifen, welche Anziehungskraft die verfallenen Mauern da drüben auf irgend einen verſtändigen Menſchen auszuüben vermöchten. Dadurch war mir der Eingang zu einer fortgeſetzten Unterhaltuug gegeben, die in ſofern nicht ohne Intereſſe blieb, als ſie einen Blick in die Denkweiſe der reiſenden, vornehmen rumäniſchen Welt werfen ließ. — Sie begann meinerſeits damit, daß ich der Dame erwiederte, meine Augen ſuchten hinter jenen Mauern das Feld, auf welchem der Halbmond ſeine barbariſche Uebermacht über ihr Vaterland 1396 gegründet habe, deſſen trauriger Einfluß ſich ja heute noch verſpüren laſſe. „Ja wohl, war die Antwort, Sie werden ihn ſogleich verſpüren, wenn Sie Ihren Weg von Giurgewo aus in's Innere fortſetzen wollen. Dort wird Sie die „Karutza" empfangen". Und nun ſchilderte ſie die Leiden eines auf ſolchem Vehikel reiſenden armen Menſchenkindes mit der geläufigſten, aber zugleich heiterſten franzöſiſchen Zunge, die ich jemals gehört habe. Sodann machte ſie den Uebergang auf die grundloſen Landſtraßen,

auf die Annehmlichkeiten und Sauberkeiten der Straßen der walachischen Hauptstadt, auf die Zigeunerwirthschaft, herrenlose Hunde u. s. w. Die Ebenen seien ungenügend bebaut, indem es an arbeitskräftigen Armen mangele. Nur von dem Leben und Treiben der Bojaren schwieg die Dame; nichts verlautete von dem, was diese hätten thun sollen, um jenen trostlosen Zustand zu verbessern. Während dieser ganzen Unterhaltung und indem eine herrliche laue Atmosphäre auf das Verdeck hinaus winkte, blieb der Herr Gemahl in der Kajüte sitzen, um zu spielen und zu rauchen. So sprechend waren wir bei Ruschtschuk angelangt.

Es war 8 Uhr Morgens, als wir am rechten Ufer bei Ruschtschuk, dem Trimanium der Römer anlegten, welches bei seiner Einwohnerzahl von 50,000 Menschen gegenwärtig die zweite Stadt der europäischen Türkei sein soll. Dieser Umstand ist allein schon genügend, einen kräftigen Beweis für die außerordentlich glückliche Lage dieses Ortes zu liefern, denn Kutusof hatte die Stadt am 4. Juli 1811 total zerstört, und 45 Jahre hatten also hingereicht, sie bis zu dem gegenwärtigen Flor zu erheben. Zum erstenmal wurden meine Augen auf einen kleinen Theil der verschleierten türkischen Frauenwelt gelenkt. Unfern des Ufers lag nämlich ein mit mehreren hölzernen Balkons ausgestattetes breites Gebäude, auf welchem 8 oder 9 weibliche Individuen sich mit Kindern beschäftigten. Die meisten andern Gebäude waren einstöckig, von Holz auf steinerner Unterlage erbaut. Sie zeigten alle beschädigte Dächer; sogar fehlte einem, unfern des Ufers liegenden Minaret die Spitze. Wenig besser erhalten schienen die nahen Festungswälle, obgleich uns von ihnen eine Anzahl offener Geschützmündungen entgegenstarrte. Die westlich gelegenen Weinberge scheinen sie zu dominiren. Die Höhe dieser Wälle über dem Flusse schätzte ich auf höchstens 50 Fuß. Das gegenüberliegende walachische Ufer zeigte sich dagegen vollkommen flach. Türkisches Militär ließ sich in ziemlicher Anzahl blicken. Die Ankunft unseres Schiffes hatte ein ansehnliches Menschengetümmel am Ufer herbeigeführt, aus welchem hier und da einzelne Figuren hervortraten, die einem geübten Zeichner zu interessanten Skizzen Veranlassung gegeben haben würden. Türkische Soldaten, in der Ferne nur durch ihren Fes vor den Mitgliedern anderer europäischen Armeen ausgezeichnet, altgläubige Türken mit Turban, Bart, Kaftan und nackten Füßen in den Pantoffeln, ein-

zelne alte Türkinnen, vorsichtigst die welken Gesichtszüge im dichten Schleier verbergend, Bulgaren, Griechen, Juden, breitschultrige Lastträger, sämmtlich wild durcheinander schreiend, gewährten dem vom Verdecke Hinüberschauenden eine Unterhaltung, die interessant genug war, um die zu frühe Abfahrt des Schiffes bedauern zu lassen.

Unser abwärts fahrendes Schiff näherte sich der in der Nähe des linken Ufers liegenden ansehnlichen Insel Kondinczie, welche mit ihrem untern, östlichen Ende die Citadelle von Giurgewo deckt, die weiter abwärts, nordöstlich von der Citadelle gelegene Stadt aber vom Strom aus frei erblicken läßt. Der Donau-Arm zwischen Insel und Festland erscheint nur schmal, dergestalt, daß das Geschütz der Citadelle die Insel beherrscht. Die Oberfläche der flachen Insel zeigte nur weniges, niedriges Gebüsch; die im unlängst abgelaufenen Kriege auf ihr vorgefallenen blutigen Scenen haben die Vertilgung höhern Gebüsches mit sich geführt. Auf einigen freien Plätzen weideten Rindvieh und Pferde. — Wir hatten die Insel rasch umschifft, und bald darauf verließ ich über eine höchst einfache Landungsbrücke das Schiff, um den walachischen Boden zu betreten. Eine Anzahl von Segelschiffen lag am Ufer; die Insel scheint ihnen Schutz gegen die Strömung der Donau zu bieten, es würde keiner kostspieligen Bauten bedürfen, um den schmalen Kanal in einen trefflichen Hafen zu verwandeln, sofern man die Insel befestigen wollte. — Das Ufer, welches auch hier wieder ungleich niedriger ist, als die gegenüber liegende rechte Seite, war mit wenigen Schritten erstiegen. Ein walachisches Zollamt verlangte die Durchsuchung der Reiseeffecten in einer dazu aufgeschlagenen Bretterbude, ließ sich indessen, nach Ansicht des Passes, mit Beihülfe eines deutsch sprechenden Beamten, bald beschwichtigen. Da die Stadt eine starke Viertelstunde oberhalb des Landungsplatzes liegt, von welchem sie durch eine sandige Ebene getrennt ist, so mußte, der Effecten wegen, die Weiterbeförderung mittelst eines Wagens geschehen. Mit vieler Mühe gelang es mir, auf einem Leiterwagen noch spärlichen Raum zu finden, denn die Zahl der Ankömmlinge war keine geringe gewesen. Als einziger, für einen West-Europäer brauchbarer Gasthof war mir der eines Signor Stefano bezeichnet worden, eines Venetianers und ehemaligen Restaurateurs auf einem österreichischen Dampfschiffe. Mir wurde ein ziemlich geräumiges Zimmer mit möglichst einfachem Geräthe, wie es auch in Gasthöfen niederen

Ranges in Italien in Gebrauch zu ſein pflegt, eingeräumt. Schon der mit Maisſtroh gefüllte Bettpfühl erinnerte an Italien. — Man machte mir zuvörderſt begreiflich, daß ich meinen Paß perſönlich vom Polizei-Bureau abholen müſſe. Auf dem Wege zu dieſem hin überzeugte ich mich, daß die Stadt Giurgewo, oder, wie man hier ſpricht Dſchurdſchu, ein trauriges Anſehen darbietet, ſowie es faſt bei allen Städten der Fall iſt, die Jahrhunderte lang unter türkiſcher Botmäßigkeit geſeufzt haben. Die ſonſt ſo volkreiche, handeltreibende Stadt hatte 1856 nur 8,000 Einwohner. Die meiſten Häuſer ſind einſtöckig, ſchlecht bedacht, ſehen ſchmutzig aus, und tragen mehr oder weniger Zeichen früherer Zerſtörungen an ſich. Den Letzteren dürfte es auch zuzuſchreiben ſein, daß die Straßen breiter ſind, als wie man es in alten Städten zu finden gewohnt iſt. Der nicht fern vom ſüdlichen Eingange in die Stadt liegende Marktplatz iſt gleichfalls ziemlich geräumig und trägt in der Mitte einen mäßig hohen Thurm, welcher der Regierung gehört. An ihn ſind ringsum niedrige, kleine Gebäude angelehnt. Unfern von dieſem Platze, in einer auf ihn ſich öffnenden Straße zeigte man mir das Paßbureau. Es befand ſich in einem äußerſt unanſehnlichen Hauſe. Vom Hofe deſſelben aus führte eine ſchlechte hölzerne Treppe in das Heiligthum der Verwaltung, von welchem aus ich indeſſen höflich und ziemlich ſchnell abgefertigt wurde. Nachdem ich noch einige Straßen durchwandert hatte, die wenig oder gar nicht gepflaſtert waren, und nur wegen der trocknen Witterung leicht gangbar ſein mochten, wendete ich mich zu dem Gaſthofe zurück, ohne auch nur das Geringſte wahrgenommen zu haben, was meine Aufmerkſamkeit hätte anziehen könnne. Somit wurden denn ſogleich die Anſtalten zur Weiterreiſe nach dem zehn kleine Meilen entfernten Bukareſcht getroffen. Man zeigte mir zunächſt auf dem geräumigen Hofe des Gaſthauſes das merkwürdige moldo-walachiſche Fahrzeug, deſſen man ſich bedient, wenn man die Reiſe mit Extrapoſt unternehmen will, ohne einen eigenen Wagen zu beſitzen. Es führt den Namen „Kérutſchoar"; ich glaube das walachiſche Wort in dieſer Weiſe für Deutſche paſſend wiedergegeben zu haben und bemerke nur dazu, daß das accentuirte „é" unſerm „ö" ähnlich auszuſprechen iſt. Mit dem Namen „Kéroutza" bezeichnet man dagegen in der Walachei eine Art Omnibus, die man für größere Geſellſchaften zu Landfahrten braucht; ein ſolcher Omnibus heißt

in der Moldau „Trassure". Der Kérutschoar aber zeichnet sich besonders dadurch aus, daß keine Spur von Eisen an ihm zu finden ist. In der jüngsten Zeit soll man die unerhörte Neuerung angebracht haben, hier und da seine hölzernen Räder mit eisernen Reifen zu versehen. Er ist übrigens nur höchstens fünf Fuß lang; erwachsene Menschen, die nicht gerade aus den Polarländern gebürtig sind, können daher nur gestreckt darin liegen, wenn sie die Füße über den Vordertheil hinausragen lassen. Zugleich ist er so schmal, daß zwei Menschen nicht füglich nebeneinander darin Raum finden. Vor diesem leichtesten aller Menschen-Beförderungsmittel werden, jedem Protestiren zum Trotze, 6—8 Pferde vorgespannt; die Postillone reiten, treiben die Pferde durch lautes, ununterbrochenes Schreien fortwährend an, und so geht die Reise in sausendem Galopp über die ungebahnten Straßen vorwärts. Das Zerbrechen eines Rades hemmt die Fahrt im Geringsten nicht; auch kann es vorkommen, daß das Wägelein in der Mitte auseinanderbricht; der Hülferuf des Reisenden wird nicht wahrgenommen, da er vom Geschrei der Postillione bei weitem übertönt wird. Man besitzt eine Reihe von komischen Scenen der Art in Abbildungen, und noch 1857 kam eine solche walachische Postfahrt bei Arnz in Düsseldorf heraus. Die nähere Betrachtung des Kérutschoars, den ich anfänglich für einen Kinderwagen angesehen hatte, konnte mir keine Neigung einflößen, ihm meine Rippen Preis zu geben. Ich verband mich also mit einem anwesenden, jungen Mann aus Bukarescht, eine „Birsa" zu miethen, die uns nach Bukarescht bringen sollte. Dieses Vehikel bestand aus einem vierrädrigen Leiterwagen, über welchen man einen Plan von rothem Tuch ausgespannt hatte; in ihm war jedoch keine Spur von einem Sitze für Reisende vorhanden, so daß ich, mit meinem walachischen Reisegefährten zusammen, genöthigt war, auf dem eigenen Koffer Platz zu nehmen. An Federn im Wagen war nicht zu denken, er lag auf den Achsen. Die davor gespannten vier Pferde waren zwar klein, aber gut genährt und schienen sehr hart und dauerhaft; denn obgleich die armen Thiere stets trabten, oft aber in Galopp und in Carrière gehen mußten, geriethen sie kaum in Schweiß. Ein 15- bis 16jähriger Bursche diente zum Kutscher. Dieser hatte keine Peitsche, sondern regierte die Pferde bloß durch heftiges Schreien; auch war er im letzten Viertheil der Reise vollkommen heiser, und theils deshalb, theils

weil es dunkel geworden war, ging nun die Fahrt ſehr viel langſamer vor ſich. Ein weiter, grauer, in abgeſtumpftem Kegel auslaufender Hut deckte den Kopf des kleinen, mit anziehendem Geſichte ausgeſtatteten Fuhrmanns, der ſeine vier Pferde vollkommen in der Gewalt hatte, auch die Achſen des Wagens auf der Hälfte des Weges neu ſchmieren ließ.

Wir fuhren in unſerer Birſa um 2 Uhr 10 Minuten von Giurgewo ab und legten den Weg von 10 kleinen Poſtmeilen in 10 Stunden zurück, wobei aber unterwegs einmal anderthalb Stunden, und an vier andern Stationen jedesmal eine kleine halbe Stunde oder doch 20 Minuten, geraſtet wurde. In letzterem Falle wurden die Pferde aus einem, am Wege ſtehenden hölzernen Ziehbrunnen, deſſen Eimer an einer Kette hängt, getränkt. Daß wir unter dieſen Umſtänden nicht anders, als in geſtrecktem Trab, häufig im Galopp fahren mußten, um bis Mitternacht nach Bukareſcht zu gelangen, verſteht ſich von ſelbſt. Die Stöße und Erſchütterungen, die der Reiſende hierbei aushalten muß, dürften im Stande ſein, jede mögliche Anſchoppung, die in den Unterleibs-Organen vorhanden ſein kann, zum Weichen zu bringen. Zuletzt entſteht aber begreiflich in Folge des ewigen Hin- und Herſchüttelns ein Kopfſchmerz, der den höchſten Grad erreicht, wenn man, endlich in der ſüdlichen Vorſtadt von Bukareſcht angelangt, auf einen Damm von quergelegten Hölzern („Knüppeldamm") hingeſchleudert wird. Dieſe hölzerne Pflaſterung erſtreckte ſich ehedem durch die ganze Stadt; gegenwärtig hat ſie ſich auf einige Vorſtädte oder Eingange zur Stadt zurückgezogen. Daß ſich unter dergleichen Holzdämmen das Regenwaſſer, vermengt mit unnennbarem Schmutz zu ſtagnirenden Pfützen aufhäufen und ſtinkende Ausdünſtungen veranlaſſen müſſe, iſt unabwendbar. In ſo ſchlechtem Zuſtande ſich auch heutiges Tages noch das Pflaſter der Straßen dieſer Hauptſtadt befindet, ſo iſt es doch, jenen Holzdämmen gegenüber, immerhin als ein Fortſchritt zum Beſſeren anzuſehen. Von dem Zuſtande dieſer Steinpflaſterung bekam ich ſogleich bei dem erſten Eintritte in die innere Stadt einen Begriff. Der Kopfſchmerz hatte mich nämlich veranlaßt, abzuſteigen, wobei die Finſterniß mich nöthigte, dem Wagen unmittelbar zu folgen. Plötzlich fuhr dieſer in einen weit gedehnten Straßenſumpf hinein, der hier ſtagnirte, obgleich es doch lange nicht geregnet hatte. Mein Nothruf wurde von dem

Fuhrmann nicht vernommen, mir blieb also nichts übrig, als mich an die nächsten Häuser möglichst nahe heranzudrängen, um dem Wagen nachzutappen. Ich fand dabei bequeme Gelegenheit, die ansehnliche Tiefe des Straßenkothes von Bukarescht während der trockenen Jahreszeit zu ermessen. Von glaubwürdiger Seite wurde mir später mitgetheilt, daß, wenn der Etiquette gemäß am ersten Tage des Jahres Neujahrsbesuche abgestattet werden sollen, man außer der Equipage, in der man ausfährt, eine zweite dergleichen an gewissen gefährlichen Punkten der Stadt vorräthig halten muß, weil die erstere bis dahin in den Sumpflöchern bereits zerbrochen zu sein pflegt.

Mein der Stadt kundiger Reisegefährte führte mich nach dem Wirthshause eines gewissen Karrakas, — ein zwar ziemlich weitläuftiges, aber schmutziges Gebäude mit längst verbrauchten Thüren, Fenstern und Schlössern. Ich wurde genöthigt, mit meinem walachischen Begleiter zugleich ein geräumiges Zimmer einzunehmen; die zerstoßenen Glieder forderten peremtorisch Ruhe, und so mußte über diese Unbequemlichkeit hinweg gesehen werden; die Lagerstätte war indessen gut. Am andern Morgen fand sich Muße, die gestrige Reise im Geiste zu wiederholen. Wir hatten von Giurgewo (Dschurdschu) aus kaum eine halbe Stunde auf einer steppenartig unfruchtbar aussehenden Fläche zurückgelegt, als unser kleiner Kutscher schon bei einem Ziehbrunnen anhielt. Wir fanden dort ein Mädchen von 15—16 Jahren, Wasser schöpfend, die mit ihren Krügen eine ungemein liebliche Erscheinung darbot. Die Nationaltracht, in welche sie gekleidet war, deutete auf einige Wohlhabenheit, denn sie erschien vollkommen reinlich und das weite Hemd blendend weiß; ebenso fehlte es nicht an Schmuck um den Hals. Als mein walachischer Begleiter zu ihr herantrat, um sich Wasser von ihr zu erbitten, bedauerte ich nur, daß dieser statt der Landestracht in einen schwarzen Moderock gekleidet war; es wäre sonst die Illusion einer Erinnerung an das Zusammentreffen von Jacob und Rahel am Brunnen nicht am unrechten Orte gewesen. Leider sind reinliche Nationaltrachten hier auf dem Lande nicht gewöhnlich. Hr. Müllner hat eine Collection derselben von 13 Blättern in Folio, illuminirt, zu Paris herausgegeben. Die Physiognomien seiner Figuren sind indessen nicht national. Seine schmachtenden Gesichter mögen in Paris ihre Wirkung nicht verfehlen; hier aber sind sie

weil es dunkel geworden war, ging nun die Fahrt ſehr viel langſamer vor ſich. Ein weiter, grauer, in abgeſtumpftem Kegel auslaufender Hut deckte den Kopf des kleinen, mit anziehendem Geſichte ausgeſtatteten Fuhrmanns, der ſeine vier Pferde vollkommen in der Gewalt hatte, auch die Achſen des Wagens auf der Hälfte des Weges neu ſchmieren ließ.

Wir fuhren in unſerer Birſa um 2 Uhr 10 Minuten von Giurgewo ab und legten den Weg von 10 kleinen Poſtmeilen in 10 Stunden zurück, wobei aber unterwegs einmal anderthalb Stunden, und an vier andern Stationen jedesmal eine kleine halbe Stunde oder doch 20 Minuten, geraſtet wurde. In letzterem Falle wurden die Pferde aus einem, am Wege ſtehenden hölzernen Ziehbrunnen, deſſen Eimer an einer Kette hängt, getränkt. Daß wir unter dieſen Umſtänden nicht anders, als in geſtrecktem Trab, häufig im Galopp fahren mußten, um bis Mitternacht nach Bukareſcht zu gelangen, verſteht ſich von ſelbſt. Die Stöße und Erſchütterungen, die der Reiſende hierbei aushalten muß, dürften im Stande ſein, jede mögliche Anſchoppung, die in den Unterleibs-Organen vorhanden ſein kann, zum Weichen zu bringen. Zuletzt entſteht aber begreiflich in Folge des ewigen Hin- und Herſchüttelns ein Kopfſchmerz, der den höchſten Grad erreicht, wenn man, endlich in der ſüdlichen Vorſtadt von Bukareſcht angelangt, auf einem Damm von quergelegten Hölzern („Knüppeldamm") hingeſchleift wird. Dieſe hölzerne Pflaſterung erſtreckte ſich ehedem durch die ganze Stadt; gegenwärtig hat ſie ſich auf einige Vorſtädte oder Eingange zur Stadt zurückgezogen. Daß ſich unter dergleichen Holzdämmen das Regenwaſſer, vermengt mit unnennbarem Schmutz, zu ſtagnirenden Pfützen aufhäufen und ſtinkende Ausdünſtungen veranlaſſen müſſe, iſt unabwendbar. In ſo ſchlechtem Zuſtande ſich auch heutiges Tages noch das Pflaſter der Straßen dieſer Hauptſtadt befindet, ſo iſt es doch, jenen Holzdämmen gegenüber, immerhin als ein Fortſchritt zum Beſſeren anzuſehen. Von dem Zuſtande dieſer Steinpflaſterung bekam ich ſogleich bei dem erſten Eintritte in die innere Stadt einen Begriff. Der Kopfſchmerz hatte mich nämlich veranlaßt, abzuſteigen, wobei die Finſterniß mich nöthigte, dem Wagen unmittelbar zu folgen. Plötzlich fuhr dieſer in einen weit gedehnten Straßenſumpf hinein, der hier ſtagnirte, obgleich es doch lange nicht geregnet hatte. Mein Nothruf wurde von dem

Fuhrmann nicht vernommen, mir blieb also nichts übrig, als mich an die nächsten Häuser möglichst nahe heranzudrängen, um dem Wagen nachzutappen. Ich fand dabei bequeme Gelegenheit, die ansehnliche Tiefe des Straßenkothes von Bukarescht während der trockenen Jahreszeit zu ermessen. Von glaubwürdiger Seite wurde mir später mitgetheilt, daß, wenn der Etiquette gemäß am ersten Tage des Jahres Neujahrsbesuche abgestattet werden sollen, man außer der Equipage, in der man ausfährt, eine zweite dergleichen an gewissen gefährlichen Punkten der Stadt vorräthig halten muß, weil die erstere bis dahin in den Sumpflöchern bereits zerbrochen zu sein pflegt.

Mein der Stadt kundiger Reisegefährte führte mich nach dem Wirthshause eines gewissen Karrakas, — ein zwar ziemlich weitläuftiges, aber schmutziges Gebäude mit längst verbrauchten Thüren, Fenstern und Schlössern. Ich wurde genöthigt, mit meinem walachischen Begleiter zugleich ein geräumiges Zimmer einzunehmen; die zerstoßenen Glieder forderten peremtorisch Ruhe, und so mußte über diese Unbequemlichkeit hinweg gesehen werden; die Lagerstätte war indessen gut. Am andern Morgen fand sich Muße, die gestrige Reise im Geiste zu wiederholen. Wir hatten von Giurgewo (Dschurdschu) aus kaum eine halbe Stunde auf einer steppenartig unfruchtbar aussehenden Fläche zurückgelegt, als unser kleiner Kutscher schon bei einem Ziehbrunnen anhielt. Wir fanden dort ein Mädchen von 15—16 Jahren, Wasser schöpfend, die mit ihren Krügen eine ungemein liebliche Erscheinung darbot. Die Nationaltracht, in welche sie gekleidet war, deutete auf einige Wohlhabenheit, denn sie erschien vollkommen reinlich und das weite Hemd blendend weiß; ebenso fehlte es nicht an Schmuck um den Hals. Als mein walachischer Begleiter zu ihr herantrat, um sich Wasser von ihr zu erbitten, bedauerte ich nur, daß dieser statt der Landestracht in einen schwarzen Moderock gekleidet war; es wäre sonst die Illusion einer Erinnerung an das Zusammentreffen von Jacob und Rahel am Brunnen nicht am unrechten Orte gewesen. Leider sind reinliche Nationaltrachten hier auf dem Lande nicht gewöhnlich. Hr. Müllner hat eine Collection derselben von 13 Blättern in Folio, illuminirt, zu Paris herausgegeben. Die Physiognomien seiner Figuren sind indessen nicht national. Seine schmachtenden Gesichter mögen in Paris ihre Wirkung nicht verfehlen; hier aber sind sie

feſter, der Blick ſicherer. Die Trachten aber ſind wahr; — freilich erreichen ſie im Lande an Eleganz ihr pariſer Conterfei nicht. — Schon bis zu dem erwähnten Punkte hatte unſer kleiner Teufel von Fuhrmann eine Wettfahrt in Carrière mit einem andern zweiſpännigen Wagen gemacht, der ihm vorfahren wollte. Dieſe Wettfahrten haben hier weniger Gefahr, als in der Gegend von Neapel, wo ich einſt eine ſolche zwiſchen Caſtellamare und Sorrent auf einer ſchmalen Felsſtraße mitzumachen gezwungen worden bin, an deren einer Seite eine ſchroffe Felswand aufſtieg, an der anderen tief unten das Meer gähnte. Hier aber iſt von einer ſchmalen Straße nicht die Rede. Der Wege gehen ſo viele über die ſteppenartige Fläche fort, als es den Fuhrleuten zu bilden beliebt; ſie brauchen ſich nur einigermaßen in der allgemeinen Richtung zu erhalten und müſſen die ihnen unentbehrlichen Ziehbrunnen dabei berückſichtigen. Seit Kurzem deuten aber auch die Stangen der Telegraphenlinie, die von Dſchurdſchu nach Bukareſcht führt, die Richtung des Weges an. Letzterer iſt an manchen Stellen eine Viertelſtunde breit, wahrſcheinlich, weil nach anhaltendem Regenwetter manche Strecken grundlos werden. Man kann zugleich hieraus entnehmen, wie geringen Werth der Grund und Boden rechts und links neben den Haupt-Landſtraßen in den Donaufürſtenthümern hat. Sogar die Dörfer haben ſich von ihnen zurückgezogen; eine Erſcheinung, die ſich in allen Ländern wiederholt, die jemals unter türkiſcher Botmäßigkeit ſtanden, oder noch jetzt ſtehen. Dieſe Dörfer müſſen nämlich die Regierungsboten (Tartaren), ebenſo alle Reiſende, welche der Paſcha des Bezirks zu dieſem Zwecke willkürlich mit einem auf Verpflegung lautenden Paß verſehen hat, mit Obdach und Nahrung unentgeltlich verpflegen. Türkiſche Beamte oder Militärs bedürfen eines ſolchen Paſſes gar nicht; es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Rajah's es ſich zur Ehre ſchätzen müſſen, jene auf der Reiſe beſtens zu verpflegen. Es kommt hinzu, daß die reiſenden Türken in dieſer Hinſicht ſchwer zu befriedigen ſind. Es entſteht daraus eine Art von Plünderungs-Syſtem, welches nun in Bezug auf die Türken in den Donaufürſtenthümern zwar aufgehört hat; aber in jedem Kriege, der die ruſſiſchen Armeen an die Donau geführt hat, haben die Heereszüge die Landſtraßen in ganz ähnlicher Weiſe in Anſpruch genommen. Wer ſich eine nähere Kenntniß davon zu verſchaffen wünſcht, wie reiſende türkiſche Beamte mit ihren chriſtlichen Haus-

wirthen umzugehen pflegen, kann eine lebendige Schilderung bei Gregoire Palaeologue*) finden; der Hatti-Hümayun sollte freilich dergleichen Vexationen abgeschafft haben; aber so lange Osmanli's über Christen herrschen, werden sie niemals verschwinden. Noch im Jahre 1857 machte die Erzählung eines Vorfalls durch alle öffentlichen Blätter die Runde, bei welchem ein deutscher Colonist unfern Bukarescht ermordet worden war. Der Vorfall hatte sich eines Tages ereignet, an welchem eine Abtheilung türkischer Artillerie die Stadt verlassen und jene Colonie passirt hatte. Auf Betreiben des preußischen General-Consulats wurde jener Mord zur Untersuchung gebracht.

Nachdem wir einige Meilen von Dschurdschu zurückgelegt und keine Spur von Cultur gesehen hatten, gelangten wir zunächst an einen jungen Eichenwald zur Linken, der indessen großentheils aus jungem Aufschlage bestand, aus dem man die Stämme herausgehauen hatte. Dergleichen fanden wir weiterhin noch häufiger. Wahrscheinlich hatten die Stämme zur Unterhaltung der Bivouac-Feuer gedient. Außerdem erscheinen uns hier und da, gleich Oasen in der Wüste, langgedehnte Maisfelder.

Auf der Hälfte des Weges erreichten wir die Poststation Kalugareni am Ardschisch. In dieser wasserreichen Gegend hat der Woiwod Michael der Große im Jahre 1593 mit einer an Zahl ungleich geringeren Macht eine türkische Armee geschlagen, indem er die schmalen Dämme in der damals noch waldigen Gegend besetzt hielt, über welche die Türken allein nur zum Angriff vorschreiten konnten. — Wir fanden in Kalugareni ein geräumiges Post- und Wirthshaus und neben demselben ein nach allen Seiten hin offenes Bretterdach, unter welchem viele Postpferde ihrer Verwendung harrten. Der Straßen-Verkehr schien hier ungemein lebhaft zu sein. Wir fanden zugleich noch einen österreichischen Militärposten vor; einige Mitglieder desselben, mit denen ich ein Gespräch anknüpfte, erklärten ihren dortigen Aufenthalt als gleichbedeutend mit einer Verbannung in die Wüste. Während eines anderthalbstündigen Aufenthaltes bediente man uns mit einem frugalen Abendessen, dessen

*) Esquisses des moeurs Turques au XIX. siècle. Paris. 1827. pag. 78 u. f.

werthvollſte Beſtandtheile ein junger, feuriger Landwein und guter Schaafskäſe waren. Ein junger Walache unterhielt mich von ſeinen Erlebniſſen im ſüdlichen Deutſchland, Italien und Frankreich, indem ihm die Sprachen dieſer drei Länder ziemlich geläufig waren. Ueber ſein eigenes Vaterland und deſſen traurige Lage äußerte er ſich vorurtheilsfrei. Die Rumänen beſitzen ein hervorragendes Talent für die Erlernung fremder Sprachen; erleichtert wird ihnen dieſe durch die oben erwähnte Zuſammenſetzung ihrer Mutterſprache aus den vier Haupt-Sprachſtämmen Europa's. Die gebildeten jungen Rumänen der jetzigen Zeit ſchreiben auch nur mit lateiniſchen Charakteren und bemühen ſich, alle ſlaviſche, griechiſche und türkiſche Beimiſchungen, die ſie als Verunreinigungen anſehen, aus ihrem romaniſchen Idiome zu entfernen.

Auf der zweiten Hälfte des Weges erreichten wir zunächſt den Njuſchlou, einen in der Regenzeit mitunter ſtark anſchwellenden Fluß. Eine ſchlechte, hölzerne Brücke unterhält die Paſſage über ihn. Näher an Bukareſcht gingen wir auf einer ähnlichen mangelhaften Brücke über den bedeutenderen Ardſhiſch, den Arbeiscus der Römer. Weiterhin überſchritten wir noch ein ſeichtes Flüßchen durch eine Furth.

Die Nacht überfiel uns, als wir ungefähr den vierten Theil der Reiſe noch vor uns hatten, und wir kamen erſt gegen Mitternacht am Thore an. Nach der Paß-Reviſion ließ man uns den Weg in der Finſterniß weiter ſuchen.

Mein erſter Morgenausgang verſcheuchte die letzten Spuren der Unannehmlichkeiten der geſtrigen Reiſe. Die Leipziger Straße, die ich bald durchſchritt, iſt eine faſt ununterbrochene Reihe von Kaufmannsläden und führt ihren Namen wahrſcheinlich darum, weil hier vorzugsweiſe die von der Leipziger Meſſe herbezogenen Waaren zur Schau geſtellt werden, wobei ſich jedoch keinerlei weſteuropäiſcher Luxus kund giebt. Es fehlt dazu außerdem auch die glänzende Gasbeleuchtung. Zuvörderſt wurden Silberzwanziger eingewechſelt, mit denen und Kreuzern man hier allgemein zahlt; zehn Kreuzer bilden einen Piaſter. — In dem am meiſten nach weſteuropäiſcher Sitte eingerichteten Hotel de Londres wurde mir ein geräumiges, helles Zimmer angewieſen und von mir ſogleich eingenommen. Der Speiſeſaal und ein Kaffehaus befanden ſich im Erdgeſchoß. Beide zeigten ein buntes Gemiſch aus verſchiede-

nen Klaſſen der Bewohner von Bukareſcht zuſammengeſetzt. Das Dienſtperſonale ſprach großentheils deutſch. — Zur Beförderung durch die Stadt befinden ſich allenthalben Droſchken. Dieſe ſind dem ähnlichen, weſteuropäiſchen Fuhrweſen der Art nachgebildet. Ich wendete mich Mittags zunächſt dem preußiſchen Conſulate zu. Der General-Conſul, Hr. v. Meuſebach, war auf längere Zeit verreiſt, der Kanzler des Conſulates, Hr. Pieſchel, welcher früher in Bonn ſtudirt hatte, empfing mich indeſſen ſehr zuvorkommend und lud mich zu einer Spazierfahrt für den Abend ein. Ueberhaupt kann ich die mir hier zu Theil gewordene Aufmerkſamkeit nicht dankbar genug anerkennen.

Der zweite Beſuch galt dem Hrn. Dr. Kobitſch; ihn traf ich am Nachmittage deſſelben Tages zu Hauſe. Hr. K. hat ſeine Studien in Heidelberg abſolvirt, diente dann zuerſt im preußiſchen Feldlazareth während des Feldzugs in Schleswig-Holſtein, nahm dann öſterreichiſche Militärdienſte, wo er in Ungarn thätig war, und fand endlich von Kronſtadt aus ſeinen Weg durch die Karpathen, die er als ungemein maleriſch beſchreibt, nach Bukareſcht. Er erklärte ſich als practiſcher Arzt (mit ſeiner Stellung) ſehr zufrieden, beſonders, ſeitdem er als Chirurg am Hospital Kolza angeſtellt worden war, derjenigen Heilanſtalt, welche die meiſten Kranken, etwa 200 zählt. Hr. K. begleitete mich ſogleich zu zwei Buchhandlungen, unter denen die erſt neuerdings entſtandene des Hrn. Ulrich die bedeutendere zu ſein ſchien; ſie hatte bereits einen deutſchen, belletriſtiſchen Leſezirkel eingerichtet, etwas, was an dieſem Orte noch nicht dageweſen war. Ich ſah hier die von Hrn. Begenau, einem Deutſchen, der Ingenieur-Hauptmann in walachiſchen Dienſten iſt, gezeichneten und in Berlin herausgegebenen Anſichten von Städten, die am Donau-Ufer liegen. Sie ſind in kleinem Quer-Folio, alſo portativ. In mehreren, die ich ſo eben geſehen hatte, erkannte ich indeſſen die Orte nicht wieder. Die Veſte oberhalb Schiſtowa, welche vollkommen zerfallen iſt, erſchien z. B. wie neu; erkenntlicher fand ich Nikopoli. — Um zerbrochene, meteorologiſche Inſtrumente zu erſetzen, wurde ich zu einem Armenier, Namens Lazaro, geführt, deſſen Vorrath jedoch wenig Auswahl darbot. Mehr Befriedigung gewährte darauf ein Beſuch in dem öffentlichen Garten Tschisch-me-Dschin, welcher auf einem Boden, der ehedem Sumpf war, durch einen deutſchen Gärtner, Namens

C. L. Meyer, aus Osdorf im Großherz. Schwerin, angelegt worden ist. Er enthält einladende Spaziergänge und Blumen-Parquets, auch im Centrum eine künstlich geschaffene Anhöhe, die eine recht gute Aussicht auf die weitläufige Stadt gewährt; derselbe Meyer hat auch den Park angelegt, der sich rechts und links neben der Chaussee hinzieht. Leider ist er am Typhus verstorben. Man hat dem um die Stadt wahrhaft verdienten Manne auf dem evangelischen Friedhofe einen Grabstein mit recht sinniger Inschrift (von Pastor Neumeister) gesetzt. Dieser Friedhof liegt nahe bei der neuen evangelischen Kirche, wie man denn überhaupt hier die Verstorbenen häufig noch zwischen den Lebenden begräbt. Nach altem Herkommen dürfen übrigens eigentlich nur die der Staatsreligion, der nicht unirten griechischen Kirche, angehörigen Einwohner auf den Vorzug Anspruch machen, in und neben den Kirchen begraben zu werden; Katholiken, Evangelische und unirte Griechen haben Kirchhöfe außerhalb der Stadt-Ringmauern. Die evangelische Gemeinde zu Bukarescht bildet indessen eine in sich geschlossene kleine Colonie, die neben ihrer schönen Kirche bereits eine ganze Straße, die den Namen „Lutherana ulitza“ führt, einnimmt. Der Pastor dieser neuen Gemeinde, Hr. R. Neumeister*) hat dankenswerthe Nachrichten über das Aufblühen dieser Gemeinde veröffentlicht.

Der Tag wurde mit einer angenehmen Spazierfahrt vor das nordwestliche Thor von Bukarescht beendigt, vor welchem man in der Richtung nach Kronstadt die bereits oben erwähnte Chaussee angelegt hat, die aber leider nur eine Stunde lang ist und ihrer Fortsetzung seit Jahren vergebens harrt. Sie wird trefflich unterhalten und dient der schönen Welt der walachischen Metropole zu abendlichen Corso-Fahrten. Es fehlt nicht an Anstalten, Erfrischungen einzunehmen, so wie an Aufforderungen zu interessanten Spaziergängen. Die Chaussee könnte als Vorbild für das innerhalb der Stadt zu beschaffende Straßenpflaster dienen; bis jetzt hat sie jedoch noch keinerlei Wirkung der Art ausgeübt.

Das Hospital Kolza oder Koltzi, in welches Hr. Dr. Kobitsch mich einführte, ist auf 200 Kranke eingerichtet. Es enthält außer dem Erdgeschoß noch ein oberes Stockwerk. Beide

*) Evangelische Glockenklänge aus der Walachei. Leipzig, 1851. S. 11 u. f.

sind sich in ihrer Einrichtung einander sehr ähnlich. Die Kranken-Säle enthalten 20—24 eiserne Bettstellen, die jedoch zu nahe aneinander stehen, wodurch eine Ueberfüllung der Räume mit Kranken bewerkstelligt wird, um so leichter, als die Decken verhältnißmäßig niedrig sind, was auch auf die Salubrität der Atmosphäre nachtheilig einwirken muß. Die Lage des Gebäudes ist schon außerdem eine niedrige. Im Augenblicke meines Besuches hatte indessen die milde Temperatur das Oeffnen aller Fenster gestattet und somit bemerkte man von üblen Ausdünstungen kaum etwas. Innere und äußere Kranke lagen untereinander; nur die zahlreichen syphilitischen waren abgesondert. — Hr. Dr. Grunau hat sich durch seine ärztliche Leitung allgemeine Anerkennung erworben. — In der starkgefüllten Abtheilung der weiblichen Syphilitischen sah ich ein achtjähriges Kind mit Angina syphilitica und ein dreizehnjähriges mit Fluor albus malignus. Bukarescht ist hinsichtlich der hier vorherrschenden Geschlechts-Ausschweifungen seit alten Zeiten her berüchtigt und dürfte nur in einzelnen Vierteln andrer europäischer Großstädte seines Gleichen finden. Die Lockerheit der Sitten reicht bis in die obersten Stände der Gesellschaft und man erzählt sich aus diesen Scandalosa, die an das Unglaubliche gränzen. Auch hat sich die schon den Keim im mütterlichen Schooße vergiftende Krankheit längst über das flache Land hin ausgebreitet. Nur auf diese Weise läßt es sich erklären, wie ein deutscher Arzt in russischen Diensten Hr Dr. Witzmann*) zu der irrigen Meinnng gelangen konnte, daß die Syphilis in diesen Ländern von selbst, ohne vorangegangene Ansteckung, entstehen könne. Er leitet sogar den Ursprung der Lustseuche aus Dacien ab, wohin Trajan im 2. Jahrhundert n. Chr. liederliche Soldaten geschickt habe, die in fremdem Klima, begünstigt durch örtliche Verhältnisse, die Lues erzeugt hätten, die sich in der europäischen Türkei auch jetzt noch genuin ausbilde. — Zur Aufnahme der zahlreichen Syphilitischen hat noch ein eigenes Hospital errichtet werden müssen, welches den Namen der Menschenfreundlichkeit — Philantropie — an der Stirn trägt. Die Hospitäler Kolza, Philantropie und Pan-

*) Russische Sammlung für Naturwissenschaft und Heilkunde. Bd. I. Riga und Leipzig, 1815. S. 230.

teleimon (letzteres eine Stunde vor der Stadt) besitzen zusammen einen jährlichen Fonds von 20,000 Ducaten. Die Administration dieses Fonds läßt es indessen mitunter an den unentbehrlichsten Dingen fehlen. Aerztliche Vorschläge finden wenig Berücksichtigung. Das Hospital Brankovan, von einer Fürstin des Namens 1835 gestiftet, hat seinen eignen Fonds. Es ist innerlich mit einem gewissen Luxus ausgestattet, liegt aber leider auf ungesundem Boden und die ungenügende Lüftung wird durch Ueberfüllung mit Kranken, sowie durch schlecht angelegte Latrinen noch nachtheiliger. Das Hospital Panteleimon ist sehr verständig nur für 50 Kranke, und fern genug von der Stadt angelegt, um in ihm ansteckende Fieberkranke passend unterzubringen und sollte hierzu vorzugsweise benutzt werden, um die Ausbreitung von Epidemien möglichst zu beschränken. Es giebt außerdem noch ein Militär-Hospital, ein solches für Geisteskranke und ein Entbindungs-Haus. Das Irrenhaus stellt noch ein spätes Abbild derartiger Anstalten, wie sie in früheren Jahrhunderten allenthalben waren, aber nicht sein sollten, dar. Die hier untergebrachten Unglücklichen scheinen gleichsam aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen; man kümmert sich kaum noch um sie. Sehr erfreulich ist dagegen die Verwaltung des Entbindungshauses, durch dessen Errichtung Fürst Gregor Ghika einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen hat. Hr. Dr. Capsa leitet die Anstalt in anerkennenswerther Weise. Ein jüdisches Hospital ist neuerdings erst errichtet worden. — Arme alte Gebrechliche und Sieche hat man höchst unzweckmäßig mit den Wahnsinnigen zusammen untergebracht.

Man muß übrigens der Bevölkerung von Bukarescht einräumen, daß die Natur sie hinsichtlich ihrer körperlichen Bildung begünstigt hat. Man sieht reizende Kinder beiderlei Geschlechts, und selbst die Ausschweifungen sind kaum im Stande, diesen vortheilhaften Typus aus der Physiognomie zu vertreiben; nur die des Roths gänzlich entbehrende, etwas gelbliche Farbe und der schlaffe Habitus scheinen eine Anklage auszusprechen. Die Augen sind — wie das Haar — meist dunkelbraun oder schwarz, die Brauen hochgewölbt, die Stirn hoch und etwas schmal, der Mund häufig etwas zu groß, die Lippen aber fein und schmal. Die Frauen der mittleren und niederen Klassen tragen über dem weiten Hemde in der Regel kein Mieder, dessen vordere Spalte nicht einmal sorg-

fältig geſchloſſen zu ſein pflegt. Man nimmt an der ganzen Haltung wahr, daß an ein Verbergen weiblicher Reize wenig gedacht wird; der ganzen Erſcheinung fehlt das Bewußtſein der Schamhaftigkeit, mithin auch der weiblichen Würde. Die Glieder ſind ſchlank, Hände und Füße meiſtens klein.

Die Männer haben in der Phyſiognomie einen Typus, den ich ein vortheilhaftes Gemiſch von römiſcher und orientaliſcher Bildung nennen möchte, Erinnerung an ſlaviſchen Typus findet ſich vorzugsweiſe nur in den unterſten Klaſſen öfters. Sie tragen durchweg einen ſtarken Backen- und Kinn- ebenſo den Schnurrbart.

Das walachiſche Militär, welches den preußiſchen Waffenrock, ſogar die vollſtändig nachgeahmte Pickelhaube trägt, bei ſeinen Uebungen auch gewandt und recht beweglich erſcheint, macht den Eindruck, daß es ſich unter guten Führern höchſt wahrſcheinlich tapfer ſchlagen würde. Beide Donaufürſtenthümer würden nöthigenfalls 80,000 Mann ſtellen können. Der im Jahre 1856 interimiſtiſch regierende Hospodar, Ghika, iſt wohlwollend und war ſchon früher als ſolcher bei dem Volk beliebt. Er benahm ſich aber gegen die im Lande ſtehenden Ruſſen und deren Führer ſo ſchroff, daß dieſe in Conſtantinopel lange genug ſeine Beſeitigung betrieben, bis ſie dieſe erreicht hatten. Ihm folgte bei ſeinem damaligen Ausſcheiden als Hospodar Stirbey. Man erklärte dieſen allgemein als den talentvollſten, aber zu gleicher Zeit auch als den verſchmitzteſten und ränkevollſten unter ſeines Gleichen; ſeine Gewinnſucht ſoll oft drückend geworden ſein. Der allgemeine Haß erſchien alſo leicht erklärlich. Ein wohl unterrichteter Einwohner von Bukareſcht gab dieſem Haſſe einen eigenthümlichen Ausdruck, indem er zu mir ſagte: „Er bot mit der linken Hand ein Stück Brod und hielt in der rechten zugleich das gezückte Meſſer.“ Wenn er mit Jemand ſprach, haftete er den Blick gern an die Decke; man nahm an ihm noch deutlicher, als an vielen andern Bojaren wahr, daß er anders dachte, als ſprach. Eine um ſo unangenehmere Senſation mußte es alſo damals machen, als Oeſterreich die Rückkehr dieſes Mannes in ſeine frühere Stellung bei dem Congreſſe befürwortete.

Die Stadt hat einen ſehr anſehnlichen Umfang; man braucht ſechs Stunden, um ſie zu umreiten. Sie liegt in einer vollſtändigen Ebene, deren höchſter Punkt die Metropolie iſt, d. h. die griechiſche Hauptkirche, welche nebſt dem Palaſte des Erzbiſchofs

(der jedoch zur Zeit nicht hier wohnt) einen kleinen Hügel an der Südseite der Stadt einnimmt. Nach den Vermessungen des Majors v. Borotzin liegt die Thürschwelle dieser Kirche 251 $^{9}/_{10}$ preuß. Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Die in byzantinischem Style erbaute alte Kirche macht nur aus der Ferne angesehen, ihrer hervorragenden Lage wegen, einen großartigen Eindruck, der in der unmittelbaren Nähe sehr verliert. Ein etwas gedrückt erscheinender Portikus enthält eine Menge grotesker Fresken aus der heiligen Geschichte. Die Kuppel und die Thürme sind mit Weißblech gedeckt. Dieses giebt solchen über andern Gebäuden erhabenen Punkten ein heiteres, glänzendes, festliches Aussehn; wenn sich die Sonne aber darin spiegelt, muß sich das Auge geblendet abwenden. Auf diese Art gedeckte Kuppeln und Thürme besitzen die zahlreichen Kirchen Bukaresch't's, mit Einschluß der neu erbauten evangelischen, alle. Die jüngst aus ihrem Schutte entstandene St. Georgs Kirche, die vortheilhaft auf einem freien Platze liegt, hat z. B. eine ungewöhnlich schlanke und hohe Kuppel, zwei vordere und niedrigere und in der Mitte einen höheren spitzen Thurm. Vor dem Eingange der Metropolitan-Kirche fand ich zwei Geistliche in ihrer schwarzen Amtstracht in unbeweglicher Stellung sitzend; ein in schwarzem Moderock gekleideter Herr, der in die Kirche treten wollte, unterließ nicht, dem älteren von ihnen vorher die Hand zu küssen, was dieser geschehn ließ, ohne sichtbar irgend eine Notiz davon zu nehmen. — Die weitläuftigen Gebäulichkeiten um die Metropolitankirche herum enthalten auch den Sitzungssaal für den Senat.

Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt ragt am meisten das vor wenigen Jahren neu erbaute, große Theater hervor; leider zeigt es einen kasernenartigen Styl, wenn man von dem einfachen Portikus absieht.

In der neuern Zeit ist von reicheren Bojaren eine Anzahl geschmackvoller Wohngebäude errichtet worden, an denen man auch Ornamente nicht gespart hat. Ein noch im Bau begriffenes, ansehnliches Palais der Art, dem Fürsten Ghika gehörig, bietet auffallender Weise eine concave Fronte dar, ähnlich der, der königlichen Bibliothek in Berlin, in weniger bedeutenden Dimensionen zwar, aber geschmackvoller. Es herrscht zur Zeit eine große Baulust, man sieht allenthalben neue Gebäude entstehen. Dessenungeachtet

erſcheint Bukareſcht immer noch als ein ſeltſames Gemenge von Paläſten, mittelmäßigen Gebäuden und einer großen Mehrzahl von ſchmutzigen Hütten. Alle Handwerke werden in offenen Boutiquen betrieben, in ähnlicher Weiſe, wie man dies auch in Unter-Italien findet.

Eine Verbeſſerung des höchſt traurigen Zuſtandes des Straßenpflaſters ſtand vor dem Beginn des letzten Krieges in Ausſicht, als man einen franzöſiſchen Ingenieur, Namens Lalande, hierher berufen hatte, um die Stadt zunächſt zu nivelliren, Abzugscanäle anzulegen und der langſam durch die Stadt hinſchleichenden, ſchlammigen Dümbovitza einen raſcheren, geordneten Lauf anzuweiſen. Aber die für jenen Zweck eingeſammelten, öffentlichen Gelder fanden 1853 anderweitige Abzugscanäle, und als die ruſſiſche Armee abermals den Pruth überſchritt, wurde der Ingenieur nach Hauſe geſchickt. — Das Waſſer des erwähnten Flüßchens wird von den Einwohnern ſo hoch gehalten, daß ein altes Sprichwort von ihm ſagt: „Wer das ſüße Waſſer der Dümbovitza einmal gekoſtet habe, könne Bukareſcht nicht mehr entbehren.“ Um dieſe Vorliebe gehörig zu würdigen, muß man wiſſen, daß das an und für ſich trübe Waſſer die unreinen Zuflüſſe der ganzen Stadt, ſowie auch die Leichname der todten Thiere aufnehmen muß, ſofern die letzteren nicht durch die wild herumlaufenden Hunde verzehrt worden ſind. Von einem durch das Uebertreten der Dümbovitza genährten, großen Sumpfe iſt gegenwärtig innerhalb der Stadt nur an der Nordweſt-Seite noch ein ſchmaler Streifen übrig, deſſen Rohrdickicht und hohe Geſträuche man von dem preußiſchen Conſulate aus bequem überſehen kann. Das filtrirte Waſſer der Dümbovitza bildet noch das allgemeine Getränk, es ſieht milchigt aus und ſchmeckt fade. Zum Filtriren bedient man ſich eines poröſen Steines, der, wie man mir ſagte, aus Ruſchtſchuk kommt, und ſich an dieſem Orte ſo allgemein vorfindet, daß er zum Bauen zugleich benutzt wird.

Man ſchätzt die Zahl der Einwohner von Bukareſcht jetzt auf 120,000. Eine genaue Kenntniß der Kopfzahl fehlt, weil man nur die Familien berückſichtigt. Die große Mehrzahl beſteht aus Walachen, die den griechiſchen Cultus üben, es folgen dann die katholiſchen und evangeliſchen Chriſten, unter denen die erſteren wieder weit überwiegen; hierauf die Juden in großer Zahl, ferner

die Armenier und zuletzt die Griechen. Die letzteren beiden Kategorieen sind gering an Zahl. Wieviel Zigeuner in Bukareſcht leben, läßt ſich kaum annähernd mit Sicherheit feſtſtellen.

Die Zigeuner haben ſeit vier Jahrhunderten einen ſolchen Einfluß auf das Leben in den Donaufürſtenthümern erlangt, daß man ſich ein Bild derſelben, ohne ihrer zu gedenken, kaum ausmalen kann. Bis in die jüngſte Zeit hinein waren ſie Leibeigne; erſt im Jahre 1842 wurde ihre Leibeigenſchaft von den zahlreichen Klöſtern, unlängſt auch von Seiten der Bojaren aufgehoben. Der ehemalige Hospodar Ghika hat ſich hierum Verdienſt erworben. Betrachtet man dieſe eigenthümliche Menſchenklaſſe in Hinſicht ihrer Körperbildung näher, ſo wird man unwillkürlich zu der Annahme hingeleitet, daß hier in ihnen zwei verſchiedene Menſchenſtämme zuſammengeworfen leben. Der zahlreichere Theil der Zigeuner gehört, der Bildung des Schädels und des Geſichtes nach, augenſcheinlich einer edlen kaukaſiſchen Raçe an. Das dunkelfarbige, ſüdliche Colorit ihrer Haut, das lange ſchwarze Haar, das dunkelbraune gazellenartige, lebhafte Auge, die hochgewölbten Brauen, die flachen, wenig hervorragenden Wangenbeine, die grade Naſe, die dünnen Lippen deuten auf die Abkunft aus Vorder-Indien hin, dem ſie in der That durch ihre Sprache, einen Dialect des Sanscrit angehören, wie neuere Forſchungen dargethan haben. Ihre Wanderungen fallen mit den Eroberungskriegen des Erdeverwüſters Tamer-leng (Tamerlan) zuſammen. Aus ihren urſprünglichen Wohnſitzen vertrieben, ſcheinen ſie Syrien, Paläſtina, Weſtaſien durchzogen und endlich den Bosporus in der Nähe des ſchwarzen Meeres überſchritten zu haben, um längs der Donau hauptſächlich auf deren linkem Ufer, aufwärts zu ziehen. 1417 waren ſie ſchon in Süddeutſchland angelangt. Am zahlreichſten haben ſie ſich aber in Ungarn, den Donaufürſtenthümern, Serbien und Bulgarien erhalten. Mit dieſen Abkömmlingen der Inder lebt eng vereinigt ein weniger zahlreicher Stamm, der auf den erſten Blick das Gepräge ſlaviſcher oder urſprünglich tartariſcher Abkunft zeigt. Die Individuen dieſes übertreffen durch ſtärkeren Körper- beſonders Knochen-Bau, eine kräftiger hervortretende Muskulatur, ſtark hervorragende Wangenknochen, größere Naſe und breiteren Mund, niedrigere Stirn und ſtarke, buſchige Augenbrauen

die Mitglieder des indischen Stammes, und, da die Zigeuner sich selten mit andern Raçen dauernd vermischen, so bleibt die Erklärung jenes unter ihnen häufig vorkommenden, slavischen Typus ein schwierig zu lösendes Problem. Als ich später die Reise von Rassowa nach Braila, die Donau abwärts in einer kleinen Barke unternahm, hatte ich an ersterem Orte drei Ruderer angenommen, von denen mein durch stetes Reisen in diesen Ländern vielgeübter Dolmetscher zwei sogleich als Zigeuner erkannte. Diese gehörten der beschriebenen, unedleren Raçe an, machten durch ihre Gesichtsbildung einen unangenehmen Eindruck, zeichneten sich aber durch große Kraft im Rudern aus. Der dritte stand durch schlankeren Gliederbau und feinere, angenehme Gesichtsbildung so fern von seinen beiden Gefährten, daß wir ihn während der ganzen ersten Tagesfahrt für einen Bulgaren gehalten hatten. Erst im nächsten Nachtquartier klärte es sich auf, daß auch er ein Zigeuner war.

In den Donaufürstenthümern treiben die nomadisirenden Zigeuner mancherlei kleine Handwerke und zeigen sich in diesen sehr geschickt, und im Hauswesen der meisten Bojaren sind sie als gewandte Köche unentbehrlich. — Die Musik befindet sich, mit sehr seltenen Ausnahmen in den Hauptstädten ganz in ihren Händen, und ihr Talent für diese erscheint in der That auffallend. Ein ihnen eigenthümliches Instrument, welches sie bei ihrer ersten Ankunft schon mitbrachten, ist eine mit neun Saiten bespannte Mandoline, die den Namen „Koliha" führt. Noch viel eigenthümlicher, zugleich auch viel weniger angenehm, ist eine Art von Pan-Flöte, deren gellende Töne die gesammte Musik übertäuben; in der Walachei hört man sie an öffentlichen Vergnügungsorten unvermeidlich, in der Moldau scheint sie weniger allgemein, dagegen die Koliha häufiger zu sein. Auf mein Ohr machte jenes Blas-Instrument einen sehr widrigen Eindruck. Die übrigen Instrumente bestanden in Bukarescht aus zwei Violinen, Bratsche, Cello und einer sehr discret gehandhabten kleinen Posaune. Italienische und französische Opernmusik schien auch hier an der Tagesordnung zu sein.

So reizend die Kinder der Zigeuner häufig bis zum Alter der Mannbarkeit hin erscheinen, so widrig werden sie oft bald darauf durch Schmutz, Unreinlichkeit und lumpige Kleidung. Das Bild einer jungen, bereits hinwelkenden Zigeunermutter mit ihrem bild-

ſchönen Kinde lieferte mir einen lebendigen, aber zugleich traurige Belag hierzu.

Sollte dieſe jetzt ſo gering geſchätzte Menſchenklaſſe, die hie ſo wie in Ungarn, mitunter nur zum Zeitvertreib gehöhnt und g neckt wird, durch eine energiſche Regierung dereinſt zur feſten A ſiedelung und einer geordneten Lebensweiſe genöthigt werden könne ſo würde ſie durch ihre unbeſtreitbaren geiſtigen und körperliche Fähigkeiten dem Staate ein weſentlich nützlicher Zuwachs an Kra werden.

Der Anfang hierzu iſt durch die Aufhebung der Leibeigenſcha gemacht worden.

Es beſteht hier für die Walachen eine National-Schule unte der Direktion des Hrn. Koſtafaro, in welcher die walachiſch lateiniſche, franzöſiſche, deutſche und italieniſche Sprache, ſo wie d üblichen Elementar-Gegenſtände gelehrt werden. In Jaſſy befind ſich ein ähnliches Collegium. Sie ſtehen mit unſerm Gymnaſiu auf gleicher Stufe und dienen Denen, welche ein Univerſitäts-St dium machen wollen, zur Vorſchule. Dieſe jungen Männer gehe in der Regel nach Paris, wo ſtets 2 — 300 ſich des Studium der Jurisprudenz oder der Medicin u. ſ. w. wegen aufzuhalte pflegen. Sie ſind indeſſen meiſt mangelhaft vorbereitet, und viel von ihnen kommen bei den ſchlechten Beiſpielen unter denen ſi aufgewachſen ſind, aus Paris an Körper und Geiſt erſchlafft zurück Es gehört indeſſen zum guten Ton, in Paris geweſen zu ſein. Manche Bojaren-Familien machen die Reiſe dorthin, oder in di deutſchen Bäder am Rhein, faſt alljährlich. Junge Aerzte, denen ihr Studium wahrhaft am Herzen liegt, findet man auch in Wien und Berlin nicht ſelten. Außerdem hat der Chef-Arzt der walachi-ſchen Miliz Hr. Dr. Davila, ein Elſaſſer, ſeit 1855, eine medi-ciniſche Schule begründet, zunächſt um Militär-Wundärzte zu bilden Ihre Zöglinge tragen Uniform; doch gehen auch aus ihnen Diſtricts-Aerzte für das flache Land hervor. Die franzöſiſche Regierung hat erlaubt, daß die hier abſolvirten Zöglinge, welche ſich für di höheren Courſe geeignet zeigen, in die franzöſiſchen Univerſitäten eintreten können, ohne Behufs der Aufnahme eine Prüfung zu be ſtehen. — Als erſter Anfang ärztlicher Studien in dieſen Ländern verdient dieſe Schule Beachtung; da die Kranken-Anſtalten de Hauptſtadt reichliches Unterrichts-Material darbieten, ſo würde ſi

ſich nach und nach wiſſenſchaftlich höher ſtellen können, ſobald die allgemeine Schulbildung eine gründlichere geworden ſein wird. — Das Volks-Schulweſen iſt noch äußerſt mangelhaft. In den größeren Städten gibt es zwar Primärſchulen. Mit den Dorfſchulen hat man aber noch keinen Anfang zur Ausführung gebracht.

Das Muſeum von Bukareſcht lernte ich durch die zuvorkommende Güte des Hrn. Profeſſor Carl Wallſteiner, eines ehemaligen öſterreichiſchen Officiers, näher kennen, dem ich hierfür beſondern Dank ſchulde. Er hat ſich um die Errichtung deſſelben große Verdienſte erworben, und namentlich iſt die zoologiſche Abtheilung größtentheils ſein Werk. An fremden Thieren iſt freilich hier noch großer Mangel; von den einheimiſchen ſind die Vögel am vollſtändigſten repräſentirt. Otis Tetrax (Zwergtrappe), verſchiedene Reiher-Arten, Anas rutila, nach ihren Altersſtufen und Geſchlecht in mehreren Exemplaren aufgeſtellt. Unter den in Weingeiſt aufbewahrten Thieren fiel mir ein dem Proteus anguineus ſehr ähnliches nur kleineres beſonders auf, welches hier den Namen Aplepharus pannonicus führt. Es lebt in einer großen Höhle bei einem Kloſter in den Karpathen hinter Tergowiſchti, alſo ähnlich wie der Proteus in der Adelsberger Grotte. Ein Exemplar deſſelben wurde mir für das Muſeum zu Bonn freundlich mitgetheilt. Die mineralogiſche Sammlung iſt zwar klein, aber zweckmäßig aufgeſtellt und bezeichnet. — Der Sitzungsſaal der obern Schulbehörde enthält eine Sammlung von Oelgemälden, die von eingebornen Künſtlern gemalt ſind, meiſtens Portraits früherer Hospodare. Unter ihnen zeichnet ſich beſonders durch correcte Zeichnung ein großes Bild, von einem Walachen in Rom gemalt, aus, darſtellend ihren Michael den Großen, wie er in Siebenbürgen von ſeinen Officieren Abſchied nimmt, die er mit Truppen zum Entſatz einer Veſte abſendet, in welcher die Türken ſeine Familie belagerten. Das Bild iſt augenſcheinlich mit großer Liebe gemalt.

Beſonders lohnend war die Beſichtigung der goldenen Antiquitäten, die mittelſt der dazu gehörigen beſonderen Erlaubniß erfolgte. Sie ſollen 20,000 Dukaten Werth an maſſivem Golde haben. Sie wurden unter einem ſchweren Stein vergraben gefunden, als derſelbe in den Karpathen auf Befehl eines Architekten in die Höhe gehoben wurde, um anderweitig benutzt zu wer-

den. Die Arbeiter, geblendet durch den Glanz des Metalls, ließen den Stein wieder fallen und ſuchten ſich hernach in den Beſitz deſſelben zu ſetzen. Als die Sache entdeckt wurde, war ſchon Manches verſchwunden und eine große goldene Schüſſel in vier Stücke zerhauen worden. Mehrere ſchön geformte Opferkrüge waren platt zuſammengedrückt, und ſind jetzt mühſam wieder einigermaßen — aber kümmerlich — hergeſtellt worden. Einer dieſer Krüge fällt durch ſeine ſchlanke, äſthetiſche Form beſonders vortheilhaft auf. Am wichtigſten erſcheint aber eine flache Schale, auf deren breitem Rande in erhabener Arbeit ein Zug von Perſonen dargeſtellt iſt, die einem Bachuszuge anzugehören ſcheinen. Traubengehänge verbinden die einzelnen Abtheilungen mit einander. Hr. General-Conſul v. Meuſebach hat bereits einen davon genommenen Gypsabdruck Sr. Majeſtät dem Könige nach Berlin geſchickt. Die Zeichnung der Figuren iſt ziemlich grotesk und erinnert an die Zeit des Verfalles der Künſte in der letzten Periode vor dem Untergange Roms. Wahrſcheinlich gehörten dieſe Reichthümer einem Tempel, deſſen Prieſter ſie bei einem feindlichen Ueberfalle durch Verbergen zu retten ſuchten. Es iſt noch zu bemerken, daß ſie reich mit farbigen Edelſteinen verziert waren, von denen nur die Minderzahl noch vorhanden iſt.

Die evangeliſche Gemeinde zu Bukareſcht beſitzt ihre eigene Schulanſtalt, die von den Kindern ſehr regelmäßig benutzt wird. Bei einem Beſuche, den ich der letzteren machte, erfuhr ich, daß der Knaben etwa 200, der Mädchen 60—70 ſind. Die Knaben werden in zwei Klaſſen unterrichtet, die Mädchen in einer. Man erwartete zur Erziehung der letzteren Diakoniſſinnen aus Kaiſerswerth; das zur Wohnung derſelben und zur Schule beſtimmte Gebäude iſt bereits neu und zweckmäßig eingerichtet. Die Amtswohnung des auch in der litterariſchen Welt bekannten Geiſtlichen, Hrn. Neumeiſter, befindet ſich ganz in der Nähe, ſowie auch die evangeliſche Kirche, deren geräumiges und heiteres Innere einen ſehr wohlthuenden Eindruck macht. — Die Schulkinder erſchienen alle reinlich, zeigten meiſt intelligente Phyſiognomien.

Der letzte Abend zu Bukareſcht, der ſich durch eine beſonders milde, laue Luft auszeichnete, wurde in einem öffentlichen Garten, vor dem Südthore, deſſen etwas hohe Lage die Umgegend beherrſcht, angenehm hingebracht. Eine größere Zahl von Familien der Stadt

hatte ſich hier zum Genuſſe des ſchönen Abends vereinigt. Eine muſicirende Zigeunergeſellſchaft gab vorwiegend italieniſche Compoſitionen zum Beſten. Um dem hieſigen Nationalgeſchmack zu huldigen, kreiſchte die Pan-Flöte ſo häufig dazwiſchen, daß der Genuß meinem empfindlichen Ohre dadurch vergällt wurde. — Zur Erfriſchung dienten entweder die allgemein gebräuchlichen „Dolcezze", oder Wein; die erſteren beſtehen aus mit Zucker eingekochten Fruchtſäften verſchiedener Art, die man, mit Waſſer gemiſcht, häufig zu ſich zu nehmen liebt. Das Wort wird gewöhnlich „Dultſchatze" ausgeſprochen. Dieſer Genuß wird bei Beſuchen in anſtändigen Häuſern faſt zu jeder Tageszeit angeboten und darf nicht wohl ausgeſchlagen werden, ohne gegen die Sitte zu verſtoßen.

Weniger angenehm wurde die letzte Nacht in Bukareſcht durch die herrenlos herumlaufenden Hunde, deren verſchiedene Partheien auf einem freien Platze vor meinem Fenſter in einen hitzigen Kampf gerathen zu ſein ſchienen. Späterhin weiter im Orient gemachte Erfahrungen der Art belehrten mich indeſſen, daß Bukareſcht nur einen geringen Vorgeſchmack von dem gewährt, was ächt türkiſche Städte an hündiſchem Ueberfluß darbieten.

Die Rückfahrt nach Giurgewo führte mich noch über den großen Frucht- nnd Blumenmarkt. Die Pracht der in großen Körben ausgeſtellten Blumenwelt übertraf meine Erwartungen bei weitem. Namentlich erinnere ich mich nirgends, ſo maſſenhafte Bündel von Tuberoſen geſehen zu haben, als dort, deren orangenartiger Duft einen großen Theil des übervölkerten Marktes erfüllte. Es läßt ſich daraus mindeſtens ſchließen, daß die Nerven der Damen dieſer Stadt ungleich widerſtandskräftiger ſein müſſen, als die der Römerinnen, welche nicht einmal Veilchenduft zu ertragen im Stande ſind. Nur in Marſeille habe ich eine ähnliche Neigung für dieſe ſtark duftenden Tuberoſen gefunden, wenn auch in ungleich geringerem Maße.

Da überwiegende Gründe, namentlich die Beſchaffung eines türkiſchen Paſſes von dem Gouverneur der Provinz Siliſtria aufforderten, ſo mußte der Rückweg aus der Walachei über Giurgewo nach Ruſchtſchuk dirigirt werden, wo der letztere Beamte zur Zeit reſidirte. Bei dieſer Veranlaſſung fand ich Gelegenheit, die ſüdwärts von Bukareſcht gelegene Gegend am hellen Tage genauer zu betrachten, als dies bei der Herreiſe möglich geweſen war. Ich überzeugte mich, daß jede Baumvegetation, ſo weit das Auge rechts

und links vom Wege reichen mochte, zerstört war, und nur niedriges Gesträuch einzelne Hügel deckte. Erklärlich wird dies leicht, wenn man erwägt, wie viele Heereszüge während der letzten Jahrhunderte dieses Weges gewandert sind, — wenn man weiß, daß es in der Moldau und Walachei förmlich zum Gebrauche geworden war, das für das Zugvieh nöthige Futter am Wege zu nehmen, wo es sich eben vorfand, und daß viel versprechende Getreidefelder oft genug in einer Nacht abgeweidet wurden; doch läßt sich nicht verkennen, daß die Cultur nördlich vom Ardschisch sich, nach so vielen Drangsalen, schon etwas mehr erholt hat, als dies südwärts vom Flusse der Fall war. Der Einfluß der Hauptstadt des Landes macht sich hierbei kennbar. Am meisten verwüstet ist das Land in der Nachbarschaft von Giurgewo. Stundenweit erstrecken sich Steppen, die nicht einmal Gräser, sondern nur niedrige Disteln hervorbringen.

Etwas später besuchte ich Braila, den Haupt-Handels- und Ausfuhrplatz der Walachei an der Donau. Die Stadt erreicht das weiterabwärts und östlich gelegene Galacz an Umfang, Verkehr und Einwohnerzahl bei weitem nicht, gewährt aber doch schon das Bild eines nicht unansehnlichen Handelsplatzes. Mehr als hundert Schiffe, deren Bau sie als zum Halten des Meeres geeignet ankündigt, liegen hier am linken Donauufer, welches sich nicht mehr als 30—40′ über die Wasserfläche erhebt. Auch hier noch bewährt sich das früher mehrfach erwähnte Verhältniß der bedeutenderen Höhe des rechten Ufers, welches sich jedoch mehr und mehr von der Mitte des Fahrwassers zurückzieht, indem Hunderte von Inseln die Breite des Stromes schwer erkennen lassen. Darum wird man hier unten auch an dem walachischen Ufer keine Dörfer, sondern nur militärische Wachtposten gewahr, und selbst die auf dem rechten Ufer liegende Festung Matschin sieht man nur in der Entfernung von mehreren Stunden. Ufer und Inseln sind weithin mit hohem Weidengebüsch und Rohr bedeckt; an offenen Stellen ihres Randes zeigte die herbstliche Flora Polygonum und Artemisia-Arten, Tanacetum, Vicia. Braila hat seit 18—20 Jahren an Wohlstand wesentlich gewonnen. Man sieht eine Anzahl gerader, breiter Straßen und neuer Häuser, unter denen nicht selten zweistöckige. Ein deutscher Architekt soll ihren Bau meistens gefördert haben. An der landeinwärts gelegenen Seite der Stadt sah ich eine in den letztvergangenen Jahren neu erbaute griechische Kirche, St. Spiridion; sie trägt in der Mitte

einen höheren und zu beiden Seiten des Haupteingangs zwei niedrigere hölzerne Thürme; der Portikus war, wie es bei griechischen Kirchen so häufig der Fall ist, mit grotesken Heiligenbildern aller Art ausgemalt, welche Gott Vater, in der Mitte auf Wolken schwebend, mit der Krone auf dem Haupte, von oben herab dominirte. Die Umgegend dieser Kirche erscheint noch wenig angebaut. — Man schätzt die Einwohnerzahl von Braila heutiges Tages auf 20 bis 25000. Auffallender Weise fand ich auf einem vor dem Anbruche der Dunkelheit gemachten Spaziergange, die Straßen und selbst den Hafen fast menschenleer. Der Gasthof, der mir als der vorzüglichste bezeichnet worden war, beherbergte zahlreiche Fremde; dennoch ließ die Art des Unterkommens sehr viel zu wünschen übrig; die Verpflegung war indessen erträglich, und so durfte man ihn schon den besseren des Orients zuzählen. Die ehemaligen Festungswerke von Braila sind vollständig geschleift; daher auch die Russen während des letzten Krieges den Ort sogleich besetzten und vom Werft aus eine Schiffbrücke nach der gegenüber liegenden langen Donauinsel hinüberschlugen, um Matschin anzugreifen. — Der vornehmste Ausfuhrartikel wird hier stets walachischer Weizen bleiben, nächst dem folgen Felle. Die nette, reinliche Außenseite vieler Häuser, ihre neuen Glasfester, das erträgliche Straßenpflaster, die bessere Kleidung vieler Einwohner sprechen dafür, daß der Handel mit wesentlichem Vortheil für die Stadt betrieben wird.

Der Umstand, daß zwei Dampfschifffahrts-Gesellschaften für den Local-Dienst zwischen Braila und Galacz, eine österreichische und eine französische, vorhanden sind, deutet auf die Lebhaftigkeit des Verkehrs hin. Man wird sich von der raschen Erhebung Braila's einen Begriff machen können, wenn man mit dem Gesagten die Beschreibung des Ortes vergleicht, welche Patrick O'Brien*) vom Herbste 1853 mittheilt. Damals bestand die Stadt aus einer Anzahl zerstreut liegender Häuser, die sich einstöckig über eine Sandwüste erhoben, und nur in der Nähe des Hafens fand sich eine Reihe von Gebäuden, Magazinen und Kaufläden.

Während meiner Anwesenheit in Braila und Galacz waren

---

*) Süd-Rußland und die türkischen Donauländer, in Reiseschilderungen u. s. w. Leipzig, 1854. S. 175

beide Orte noch von österreichischen Garnisonen besetzt, die sich
jedoch ziemlich ruhig verhielten. Es ist zu bemerken, daß ihre Ko
zahl durch die der Matrosen der vor beiden Orten liegenden H
delsschiffe beträchtlich überwogen wurde. — Auffallend bleibt
daß die österreichische Regierung zur Besetzung der Donaufürst
thümer aus ihrem Heere Truppentheile gewählt hatte, die nicht
den civilisirtesten gehören und mit deren Betragen man an vie
Orten unzufrieden zu sein reelle Ursache gehabt zu haben schei
Das Ansehen des deutschen Namens hat durch diesen Umstand n
gewonnen, da die Einwohner jene Truppen mit Unrecht als Deut
betrachteten.

Das der ersten österreichischen Dampfschifffahrts-Gesellsch
gehörige Schiff „Zrinyi" führte mich in einer Stunde von Br
nach Galacz; die erst genannte Stadt gewährt aus einiger Ent
nung von Osten her betrachtet, besonders wegen der sie zahlreich bekr
zenden Masten, ein stattliches Ansehen, wozu der hier ungem
breite Strom, der auch hier seine bedeutendste Tiefe erreichen
wesentlich beiträgt. Das Terrain scheint sich auf der Ostseite
zu 50′ zu erheben und zeigt eine blühende Cultur, die
weiter abwärts allmählig wieder verliert. Erst vom Verdecke
Schiffes aus vermochte ich die kleine Festung Matschin, die
auf einem Hügel des rechten Ufers hervorhebt, deutlich zu üb
sehen; zahlreiche Inseln hatten das eigentliche rechte Ufer bis da
vollständig gedeckt.

Eine mit dem rechten Donauufer parallel laufende Hügelk
als deren westliche Vorhut gleichsam der niedrigere Kegel zu betrac
ist, welchen das feste Matschin krönt, das darum von besond
Wichtigkeit ist, weil es, richtig benutzt, den vor ihr liegenden T
der Donau beherrscht.

Der Sereth, nach der neuesten Convention als Gränz
zwischen Walachei und Moldau wieder aufrecht erhalten, ergießt
durch eine flache Ebene unter rechtem Winkel in die Donau. U
Capitain nannte ihn einen trüben, morastigen Fluß, der nach je
Regen der Donau viel Schlamm zuführe. Er erschien am A
flusse nicht so breit, als die Sieg bei Bonn, verhältnißmäßig
unbedeutend.

Galacz, die bedeutendste Handelsstadt der Moldau und
Donaufürstenthümer überhaupt, erhebt sich von der Donau

angesehen, amphitheatralisch merklich höher als Braila und bietet zugleich eine ohne Vergleich bedeutendere Häusermasse dar. Im Augenblicke unserer Ankunft erschien die Zahl der Handelsschiffe weniger bedeutend, als wir sie in Braila unlängst verlassen hatten. Ein Dampfschiff des Lloyd fuhr soeben abwärts nach dem schwarzen Meer, und ein anderes, der Metternich, war von Odessa gleichzeitig angelangt. Als unser Schiff angelandet hatte, wurde es von einer großen Anzahl zerlumpter Lastträger bestürmt, die mit Gewalt heruntergetrieben werden mußten. Ich stieg in dem Dampfschifffahrts-Hôtel ab, welches einem Paduaner gehört, den ich indessen nach seiner Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit hätte für einen Neapolitaner halten mögen. Die letztere Eigenschaft fand ich bei seiner Frau in noch erhöhtem Grade vor. Als ich dem Manne dies bemerklich machte, erwiderte er: „é vero, i Padovani son freddi.“ Späterhin zeigte sich, daß Signor Stefano im Orient sehr gut zu rechnen gelernt hatte. Die Einrichtung des Hauses kann mit der eines italienischen Gasthofes zweiten oder dritten Ranges verglichen werden; doch muß es hier zu Lande schon dankbar anerkannt werden, wenn man eine mäßig besetzte Gasttafel vorfindet. Auch schien das Haus von Ausländern vorzugsweise besucht zu sein. —

Mein erster Besuch galt dem Banquier-Hause Epaminonda Pana & Comp., auf welches ich von Wien aus angewiesen worden war. Die Einrichtung dieses, seiner Bedeutung nach ansehnlichen Hauses, fand ich ebenso, als späterhin allenthalben im Oriente, selbst Galata und Pera nicht ausgenommen, ungemein einfach. Das Erdgeschoß des weitläuftigen Gebäudes schien nur zur Aufspeicherung von Waaren eingerichtet zu sein. Eine schmucklose, hölzerne, hohe Treppe führt in ein oberes Geschoß, welches das Comptoir mit seinen Nebengemächern umfaßt, so, daß es selbst an dem gewöhnlichsten Comfort von Sopha u. dgl. gebricht. Augenscheinlich hat die Türken-Herrschaft es dergleichen Häusern zur dringenden Aufgabe gemacht, Alles zu vermeiden, was irgendwie äußerlich auf Wohlhabenheit hindeutet. Die Familie des Hausherrn wohnt freilich auch außerhalb des Geschäftshauses, und mag bequemer eingerichtet sein. Mehrere hier aus der Heimath vorgefundene Briefe, deren erfreulicher Inhalt mag mir Galacz in um so heiterer Gestalt haben erscheinen lassen. Der zweite Besuch wurde dem preußischen

Vice-Consulate zugewendet, welches ich außerhalb des belebt
Theiles der Stadt auf der Höhe des Hügels fand, an welchen
Galacz anlehnt. Der Vice-Consul Hr. Blücher, befand sich
Zeit in Sulina, um die preußische Corvette Danzig dort zu
pfangen. Ich wurde indessen auf sehr humane Weise durch sei
Stellvertreter Hrn. Glaise empfangen, der mir für die Erreich
meiner Zwecke ebenso hülfreich war, wie ich dies dankbar schon in Br
resch erfahren hatte. Hr. Glaise war früher 10 Jahre l
preußischer Consular-Agent in Krajowa gewesen. Es scheint,
wahrheitsgetreue Berichte über mancherlei Unthaten der österreichis
Besatzungstruppen, welche zu seiner Zeit die Runde durch die d
schen politischen Blätter gemacht hatten, seiner Feder zugeschri
worden waren, und dieser Umstand mochte die Veranlassung
seiner Versetzung nach Galacz gegeben haben; sollte es sich wir
so verhalten, so würde ihm diese Versetzung sicherlich zur Ehre
reichen, denn die österreichischen Truppen befanden sich nicht
einem eroberten feindlichen Lande. Hr. Glaise gibt seitdem
nützliches Tagesblatt hier heraus, welches die täglich ankommen
und abgehenden Schiffe nachweist, sowie ähnliche, für den Lo
Verkehr wichtige Nachrichten enthält.

Die Bevölkerung von Galacz steigt in einer Progress
welche an die von Californien erinnert. Im Frühling 1856
hielt es 50,000 und im Herbste desselben Jahres 70,000 E
wohner. Der Handel hat hier ein mächtiges Emporium erri
und ebendeshalb haben sich seit dem Frieden Tausende von Gew
lustigen hierhergezogen. Der geschäftige Verkehr, der sich allentha
kund giebt, die verschiedenen Sprachen, deren fremdartige Töne
Ohr treffen, Lastfuhren mit hohen knarrenden Rädern, her
rollende, kleine Droschken oder Carozze auf Federn nach russis
Art, oder auf der Achse liegend, kleine Karren, die Donauwa
in Fässern herbeiholen, welches, durch den Ruschtschuk-Stein filtr
getrunken wird, Menschen, die zum Dampfschiff eilen, oder
ihm kommen, die Kaufleute, welche um Mittag ruhig und ernst
der Börse stehen und ihren Gewinn berechnen, Ochsenfuhren, S
oder Weizen bringend, — alles das bietet ein Gewirre, wel
nur größere Handelsplätze erzeugen können. Der Hauptverkehr
Stadt nimmt die Nähe des Donauwerfts ein. Ein mäßiger T
dieses ist von Quadersteinen aufgemauert, er dient den geschäfts

ſich etwa ergehenden Einwohnern, ſo wie den gegen Abend erſcheinenden Equipagen der wohlhabenden Kaufleute und ihrer Familien zum Tummelplatze. In letzteren wird man manche ſorgfältige, weſteuropäiſche Toilette, mitunter auch anziehende Phyſiognomien ihrer Inhaberinnen gewahr. An gewiſſen Abenden der Woche läßt ſich hier das Muſikchor der Moldauiſchen Garniſon hören, und dieſer Umſtand gab mir, beſonders an einem griechiſchen Feiertage, Gelegenheit, einen Theil der hieſigen ſchönen Welt verſammelt zu ſehen. Doch muß ich geſtehn, daß die bunten Trachten der hier zuſammenſtrömenden mannigfaltigen Völker, namentlich der Griechen, Armenier, Ruſſen, Tartaren u. ſ. w. neben den Eingebornen der niedern Klaſſen, meine Aufmerkſamkeit ſo feſſelten, daß mir für die Welt der Caroſſen, deren Zahl übrigens auch wenig bedeutend ſchien, kaum einige Muße übrig blieb. Numeriſch überwiegend erſcheinen die Griechen, leicht kenntlich an ihrem hohen rothen Fes mit blauſeidnem Büſchel, an ſchwarzer Jacke, ſchwarzen, weiten Hoſen und rothem Bund. Sie ſcheinen den Handelsverkehr hauptſächlich in Händen zu haben, und es befinden ſich einige Millionäre unter ihnen. — Türken habe ich faſt gar nicht bemerkt. — Die Sucht des Spiels ſoll unter den Einwohnern in hohem Grade eingeriſſen ſein, wie dies an einem Orte, wo der Erwerb ſo bequem iſt, leichter erklärlich wird. Es ſoll vorkommen, daß man 1000 Ducaten auf eine Karte ſetzt, — gewiß nicht, um das Vertrauen in die hieſige kaufmänniſche Solidität zu erhöhen.

Der größere Theil des Quai beſitzt nur eine hölzerne Fütterung, namentlich iſt dies nach abwärts der Fall, wo die Dampfſchiffe anzulegen pflegen. Es ſteht zu hoffen, daß die Stadt, bei der muthmaßlichen ferneren Zunahme an Wohlhabenheit, nicht ſäumen wird, den Steindamm zu verlängern.

Ein großer Theil der Straßen von Galacz ſteigt bergan. Da ſie nun ſehr nachläſſig, und jedenfalls ſchlechter als die von Braila, gepflaſtert ſind, ſo bedeckt ſie bei Regenwetter und im Winter ein tiefer Koth, der den Fußgängern ſchwer zu beſiegende Hinderniſſe in den Weg wirft. In welchem Zuſtande ſich die hierher führenden Landſtraßen während der herbſtlichen Regenzeit befinden, beweiſt der Umſtand, daß man 20—24 Pferde vor einen leichten Reiſewagen zu legen genöthigt iſt. — Feſtungswerke ſind

gegenwärtig nicht vorhanden, und der ſchnell aufblühenden Stadt iſt freilich zu wünſchen, daß ſie ſtets fern von ihr bleiben mögen.

Die Zahl der hier lebenden Deutſchen betrug bei meiner Anweſenheit 1200. Ein Uhrmacher, den ich aufſuchte, war ein Deutſcher; ihm gegenüber hielt ein Deutſcher ein Magazin; der Fuhrmann in deſſen Droſchke ich ſtieg, war ebenfalls deutſchen Urſprungs. Man erwartet jetzt einen evangeliſchen Geiſtlichen in der Perſon eines Bruders des Hrn. Neumeiſter in Bukareſcht, hofft dann auch bald eine Kirche bauen zu können, in welcher er ſeine Thätigkeit entwickeln ſoll.

Die ganze männliche Bevölkerung von Galacz geht dem Handel, d. h. dem Gewinne nach. Die Cultur der Wiſſenſchaften ſteht gleichzeitig auf einer ſehr niedrigen Stufe. Die Erziehung der jungen Mädchen höherer Stände wird durch einige Penſions-Anſtalten angebahnt, deren Vorſteherinnen Fremde ſind.

Die Moralität der Bewohner ſteht im Allgemeinen mit der von Bukareſcht auf gleicher Stufe, die geiſtige Cultur aber auf einer niedrigeren. Für eine anſtändige weſteuropäiſche Frau fällt es ſchwer, eine für ſie paſſende Geſellſchaft zu finden.

Die Lebensweiſe iſt in Galacz eine ungemein koſtſpielige, obgleich die erſten Lebensbedürfniſſe in der größten Nähe ſehr wohlfeil zu haben ſind. Die Urſache hiervon mag in den großen Maſſen von Mundvorrath liegen, mit dem ſich die zahlreichen Schiffe auf lange Zeit hier verſehen müſſen; der Capitain zahlt nicht aus ſeiner Taſche und leicht etwas mehr, um gute Nahrungsmittel zu erhalten. Das übrigens gute Weiß-Brod koſtet hier ungefähr ebenſo viel als in London, welches ſeinen Weizen zum Backen von hier holt. Daſſelbe iſt der Fall mit dem Fleiſche, obgleich es in der Walachei ſo zahlreiche Heerden Vieh, wie nirgend anders in Europa, giebt. — Der Mittagstiſch in meinem Gaſthofe ließ auch viel zu wünſchen übrig. Die Früchte von Solanum Melongena genoß ich hier zuerſt in einem Ragout, fand ſie jedoch nicht ſo zart wie S. Lycopersicum. Die Trauben, ſämmtlich dickſchalig, waren noch nicht vollſtändig reif, Aprikoſen ſchlecht und Pfirſiche ſehr ſelten. — Ein rother Wein des hieſigen Landes iſt ſehr ſchmackhaft und feurig.

Der Gouverneur von Galacz, ein ſehr thätiger und energiſcher Mann, hatte bei meiner Anweſenheit eine bereits 1852 er-

gangene Verordnung endlich factisch zur Ausführung gebracht, nach welcher alle hölzernen Baracken, welche die Straßen von Galacz noch verunzieren, innerhalb einer gewissen Zeit abgebrochen und statt ihrer steinerne Häuser aufgebaut werden sollen. Er ließ, als man diesen Befehl mißachtet hatte, plötzlich hundert solcher elenden Häuser niederreißen. Wenn die Eigenthümer nicht innerhalb einer bestimmten Frist Häuser aus Stein gebaut haben, so wird der Platz verkauft und ihnen der Erlös eingehändigt. — So trefflich diese Anordnung für das Aufblühen der Stadt auf einer Seite nun auch ist, so sind auf der andern doch die Miethen ungeheuer gestiegen, — seit einem Jahre nicht blos auf das Doppelte, sondern auf das Drei- Vierfache. Bei dem enormen Zuwachs der Bevölkerung kann gar nicht rasch genug wieder aufgebaut werden. Menschen, die bisher mit bestimmten Einkünften eingeschränkt leben konnten, sehen sich jetzt dem Elende Preis gegeben. Ein gewöhnlicher Sackträger kann dagegen im Hafen täglich 2 Thaler verdienen; ein Bedienter erhält monatlich von 1½—6 Ducaten neben freier Station. — Architektonisch sehenswerthe oder auch nur geschmackvoll gebaute Häuser sind mir in Galacz nicht zu Gesicht gekommen; dies gilt auch von den Kirchen.

Der Boden, auf welchem Galacz ruht, ist thonhaltig. Das Klima ist im Allgemeinen gesund, was seiner unmittelbar am Ufer eines großen, schiffbaren Stromes ansteigenden Lage zuzuschreiben sein dürfte. Die lebendige Strömung des letzteren scheint die aus den zahlreichen Sümpfen der Moldau etwa herübergewehten Dünste zu neutralisiren. Auch reicht die aus dem schwarzen Meere von Osten herkommende starke Luftströmung bis zu der Stadt und trägt zur Erhaltung ihrer Salubrität wesentlich bei. Doch ist sie es auch, die im Winter und Anfang des Frühlings häufige Lungenentzündungen veranlaßt. — Es bestehte in Krankenhaus zur Aufnahme von kranken Seeleuten und bedürftigen Einwohnern, welches 40—48 Betten zählt; Arzt an demselben ist Hr. Dr. Serviotti, der auch in Deutschland studirt hat. Nächstdem sind an deutschen Aerzten noch die Hrn. Dr. Martin, Elbogen und Rosenthal ansässig.

Zur Weiterreise nach dem schwarzen Meere bediente ich mich des Lloyd-Dampfschiffes „Persia", welches mir seiner festen Bauart wegen gerühmt worden war. Bei seiner Abfahrt gewährte der Standpunkt vom hohen Verdecke herab einen großartigen Ueberblick

der Stadt mit ihren Umgebungen, sowie des Hafens. Da die Donau hier ungleich breiter, als bei Braila ist, so ankern die Schiffe in weiteren Entfernungen von einander, und so lassen sich die Formen der einzelnen um so bequemer durchmustern. Wenn sie an einem der zahlreichen Festtage ihre bunten Flaggen und Wimpel aufziehen, so bieten sie dadurch einen wahrhaft festlichen, imposanten Anblick dar. Eines derselben hatte sich bei solcher Veranlassung mit verschiedenartigen Flaggen vollständig überdeckt. Man wird vom Strome aus erst gewahr, daß sich die Stadt auf einer Hügelkette, die sich in der Richtung nach Nordost vom Ufer allmählig mehr entfernt, in zerstreut liegenden Häusern noch weithin ausdehnt. Diese vor der eigentlichen Stadt liegenden Gebäude erscheinen sämmtlich von grünen Bäumen umgeben und ziehen, als freundliche Ruhepunkte für das Auge, mit ihren rothen Ziegeldächern die Aufmerksamkeit des Beschauenden auf sich. Im Vordergrunde der Stadt, unfern vom Ufer, heben sich zwei griechische Kirchen hervor, deren jede zwei kuppelförmige Thürme besitzt, die mit Weißblech beschlagen sind. Die griechische Hauptkirche, welche höher oben liegt, soll ein noch unscheinbareres, altes Gebäude sein.

Zur Geschichte und Charakteristik der Rumänen. — So barbarisch die Ureinwohner Daciens von den damaligen Weltherrschern, den Römern, auch geschildert werden, so mußten sie doch bekennen, daß diese Barbaren ihnen den thatkräftigsten Widerstand zu leisten vermochten. Zwar wurden sie nach tapferem Kampfe noch unter Augusť durch Cnejus Lentulus besiegt; bald aber erhoben sie sich wieder. Tiber vermochte nichts gegen sie und unter Domitian brachten sie es sogar dahin, daß die Römer, um vor ihren ewigen Einfällen gesichert zu sein, ihnen Tribut zahlten. Erst Trajan gelang es, die Römerherrschaft durch Colonien dort dauernd zu befestigen. Doch hatte er auch zu diesem Zwecke colossale Mittel aufgewendet, wie die Spuren der großen Straße am rechten Donauufer, sowie die noch im Bette der Donau unterhalb des eisernen Thores stehenden 18 Mauerpfeiler beweisen, die den erstaunten Blicken der Dacier im Jahre 104 n. Chr. das zauberhafte Bild einer stehenden Brücke über den riesigen Strom darboten. Trajan hatte also auch vollkommen Recht, den ihm zu Rom geweihten Triumphbogen mit den Marmorbildern eines Zuges gefangener Dacier zu

zieren, welche die Römer sich hernach unter Constantin I. nicht schämten ihm zu rauben, und sie dem Triumphbogen des letzteren anzuhängen, an welchem man sie heutiges Tages noch wohl erhalten, gewahr wird. Dem Beschauer, welcher diese Bilder dem Gedächtnisse treu einverleibt hat, muß bei dem ersten Blicke auf die heutigen moldo-walachischen Bauern eine frappante Aehnlichkeit zwischen Beiden auffallen. Dieselben breitschulterigen, gedrungenen Gestalten, das vornübergeneigte Haupt, das starkbärtige Gesicht, die tiefliegenden unter buschigen Augenbrauen hervorlugenden Augen, das struppige Haupthaar, die bis über die Knöchel herabreichenden, unten zusammengebundenen ungemein weiten Beinkleider, das darüber hinabfallende, kurze Hemde, welche beide durch einen Riemen in der Nabelgegend zusammengegürtet werden, der kurze, über die Schulter geworfene Mantel, — Alles zeigen die Marmorbilder zu Rom, ebenso wie die Einwohner der rumänischen Donauebenen. Dieselbe Aehnlichkeit fand auch Paget*) zwischen den heutigen Walachen und den Bildern der Dacier auf der Trajansäule zu Rom. Trajan hat den noch größeren Triumph erlebt, seine Colonien dort so fest zu begründen, daß die Rumänen noch heute darauf stolz sind, sich Abkömmlinge derselben zu nennen, auch eine Sprache zu reden, in welcher romanische Sprachformen vorherrschen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Walachei noch heute von den Nachkömmlingen zwei ganz verschiedener Volksstämme bevölkert ist. In den Bojarenfamilien und in dem kleinen Adel kommen überwiegend häufig Physiognomien vor, wie man sie in dem heutigen Italien zerstreut allenthalben vorfindet. Nur in den niederen Klassen und dem Landvolke beherrscht der dacische Ur-Typus in der angegebenen Weise Physiognomie und Körpergestalt. Als ich in der Kajüte des Dampfschiffes zum ersten Male zwei vornehme walachische Damen ihre Nationalsprache reden hörte, vermeinte ich, aus der Ferne Italienisch wahrzunehmen. Erst nach einiger Annäherung entdeckte ich, daß die romanischen Wörter durch gehäufte slavische, auch einige neugriechische und wenige türkische Formen überdeckt wurden; doch schienen jene meistens noch zu überwiegen. Dieses

*) Travels in Hungary and Transylvania. Vol. II. London, 1831.

Sprachgemiſch wurde geraume Zeit hindurch mit Hülfe des ruſſiſch-griechiſchen Alphabets geſchrieben, welches man neuerdings, wie oben ſchon bemerkt, durch das lateiniſche Alphabet zu verdrängen beſtrebt iſt. — Seit Hr. Körnbach*) die intereſſante Parallele lateiniſcher und daco-romaniſcher Wortformen aufſtellte, und daraus die Conſequenz zog, daß die walachiſche Sprache in ihrer Wortbildung der lateiniſchen Mutter getreuer geblieben iſt, als die übrigen romaniſchen Sprachen, darf es jetzt um ſo weniger bezweifelt werden, daß unter den heutigen Walachen zwiſchen der Theiß und dem obern Dnjeſter noch viele Abkömmlinge der von Trajan hergeſandten Coloniſten erhalten ſind. Zum Theil auf dieſe Schrift hat Hr. Baſil Manin**) das Werk begründet, welches er im Sommer 1858 in walachiſcher Sprache zu Temeswar herausgab. Sein Titel drückt das Reſultat der darin niedergelegten Forſchungen genügend aus. Als Hauptſtütze für ihre Geſchichte aber betrachten die heutigen Rumänen das von dem Canonicus G. Schinkai in Siebenbürgen verfaßte hiſtoriſche Werk, welches der Hoſpodar Ghika endlich auf ſeine Koſten in guter Ausſtattung und zwar in walachiſcher Sprache drucken ließ***). Es wird behauptet, daß der Verfaſſer, deſſen hiſtoriſche Forſchungen den Abſichten der damaligen öſterreichiſchen Regierung unwillkommen waren, vielen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt geweſen ſei. Sein Manuſcript kam zuletzt unvollſtändig in die Hände Ghika's.

Schon unter der Regierung des Hadrian erlaubten ſich die Dacier von Neuem Uebergriffe und Einfälle gegen die Römer und nöthigten dieſe, die herrliche Donaubrücke abzudecken, um ſich vor ihnen zu ſichern. Indeſſen ſo anſehnlich war zur Zeit des Hadrian die Colonie, daß er ſich von ſeinem Vorſatze, ſie über die Donau zurückzuziehen, abbringen ließ, noch einmal eine mächtige Anſtrengung zu ihrer Erhaltung wagte, und darum auch auf Münzen, mit dem Titel „Restitutor Daciae“ begrüßt wurde. Doch ſtets wiederholt kehrten die herausgeſchlagenen Barbaren, namentlich die Weſt-

*) Studien über daco-romaniſche Sprache. Wien, 1855.

**) Hiſtoriſch-kritiſche und literariſche Abhandlung über den Urſprung der Rumänen aus dem daco-trajaniſchen Reiche.

***) Schinkai, Chronica Romaniloru de la 86—1793 (vom Jahr 86 n. Chr. bis zum Tode des Verfaſſers).

gothen wieder, und endlich wurde man unter Aurelian des fruchtlosen Widerstandes müde. Dieser Kaiser bot um das Jahr 274 den dacischen Colonisten Wohnsitze auf dem rechten Donauufer in Mösien an. Viele folgten dem Rufe und von da ab hieß dieser Theil Mösiens das aurelianische Dacien; Andere flüchteten in die Karpathen nach Siebenbürgen und die Marmarosch, um sich dort bis zu gelegener Zeit zu verbergen. Ein dritter Theil der Einwohner, wahrscheinlich der zahlreichere, von den dacischen Urbewohnern abstammende, suchte sich in der Ebene zu erhalten, und diesem Umstande mag es zugeschrieben werden, daß sich unter dem Landvolke der heutigen Zeit häufig noch so auffallende physiognomische Aehnlichkeiten mit den zu Rom vorhandenen Steinbildern darbieten. Noch einmal wagte Constantin I. im Vollgenusse der damaligen gesammten Weltherrschaft um das Jahr 332 eine zweite Brücke über die Donau zu schlagen und die barbarischen Völker von deren linker Seite zu vertreiben; auch gelang das Unternehmen für den Augenblick; zahlreiche Gothen wurden zum Christenthum übergeführt, behielten ihre Wohnsitze und ihr Bischof Ulfilas war der erste, der die Bibel in ein germanisches Idiom übersetzte. Nach der Theilung des großen Reiches zwischen Valens und Valentian beherrschte Athanarich, König der Westgothen, Dacien selbstständig. Von dem Jahre 376 ab, wo die Hunnen zuerst Dacien überströmten und die Westgothen über die Donau drängten, unterliegt die Geschichte Daciens so mannigfachen Wandelungen, daß diese für die Zwecke der gegenwärtigen Schrift nicht verfolgt werden können. Nur das erscheint für die Charakteristik der Rumänen von wesentlichem Interesse, daß, so oft die Barbaren, gleichviel, ob diese Ostgothen, Hunnen, Gepiden, Avaren u. s. w. waren, ihnen in der Ebene freien Raum darboten, sie stets aus den Karpathen in diese hinabstiegen, um sie von jenen zu säubern. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie sich dadurch ein bestimmtes Recht erworben haben, sich gegenwärtig die Nachkommen der alten römischen Colonisten Daciens zu nennen, womit denn zugleich auch das vorherrschende Uebergewicht des romanischen Dialekts in der Sprache erklärt wird.

Als die aufeinanderfolgenden Barbaren-Schwärme sich im Laufe der Jahrhunderte, bis auf geringere Reste, in der Ebene gegenseitig aufgerieben hatten, tritt zuerst 1241 aus dem Dunkel der Geschichte die Heldengestalt des Radunegro (Rudolph des

Schwarzen) hervor, der von Siebenbürgen herkommend, den Befreiungskampf eröffnet haben soll. Doch erscheinen ihre Züge in so zweifelhaftem Zwielicht, daß mit Sicherheit nicht einmal annähernd darauf gebaut werden kann. Erst im 15. Jahrhunderte treten zwei kühne Männer in das helle Licht der Geschichte hervor, deren einer, Michael der Tapfere oder Große die gesammte Walachei, Moldau und Siebenbürgen unter seine Herrschaft vereinigt, nachdem die schon damals eingedrungenen Türken 1593 von ihm bei Kalugareni geschlagen worden waren. Gegen diese verband er sich später mit den Oesterreichern — zu seinem Verderben. Als er sich diesen durch seine Correspondenz verdächtig gemacht hatte, wußte ihr Feldherr, der Italiener Basta, ihn listig von seinen Truppen zu trennen und ließ ihn dann 1601 feige ermorden. — Schon ein Jahrhundert früher, 1458, war Stephan der Große, Fürst der Moldau. Er spielte eine weniger edle Rolle, als Michael, denn, nachdem er die Türken unter Mahome II. geschlagen hatte, verband er sich 1498 mit ihnen und den Tartaren zu einem Einfalle in Polen Die spätere Geschichte der Moldo-Walachen zeigt leider einen wirren, oft blutigen Hader von Sonder-Interessen der Bojaren, die mit der Wohlfahrt des Landes nichts gemein hatten und dem die Strafe der Oberherrschaft der Türken zuletzt folgte, die nur durch das übermächtige Rußland zeitweise aufgehoben werden konnte. Durch die Verbindung Frankreichs und Englands mit der Türkei fiel sie endlich im März 1856 auf die letztere wieder zurück, wenngleich nur als ein Schattenbild früherer Machtvollkommenheit. Möchte das Land die traurigen Scenen fortan sich nicht mehr wiederholen sehen, die das 17., 18. und 19. Jahrhundert mit sich führten. Durch Verräthereien ihrer eigenen Eingebornen wurde ihr letzter Fürst Stephan Kantakuzeno, wie früher der edle aber unvorsichtige Fürst Brankowan, nach Constantinopel geschleppt und enthauptet. Von jener Zeit ab sendete die Pforte griechische Fanarioten aus Constantinopel zu den Moldo-Walachen. Sie hatten ihre Stellen mit Geld erkauft und machten sich bei den unglücklichen Rumänen bezahlt. Die geschmeidigen Bojaren küßten ihnen und den türkischen Beamten die Hand, die vielleicht kurz vorher noch den Bart im Serail abgenommen hatte. Das scharfe Wort des Tacitus: „Corrumpere et corrumpi seculum est“

paßt auf sie vollständigst. Dr. Andr. Wolf*) schildert die heillose Wirthschaft, welche die Fanarioten in diesen Ländern verübt haben, mit lebhaften Farben. Der Vertrag von Akjerman, welcher einheimische Fürsten bestimmte, war in dieser Hinsicht ungemein wohlthätig. Welche Drangsale im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts diese Länder durch die oft wiederholten Kriege der Russen und Türken erlitten haben, lebt allgemein zu sehr im Andenken, als daß es hier hätte näher berührt werden sollen. Man darf mit Recht sagen, daß, wenn das reiche Land nicht wahrhaft unverwüstlich wäre, heute kaum noch menschliche Wesen dort zu erwarten sein dürften.

Wenn man jene zähe Ausdauer des Elementes der römischen Colonisten unter den entmuthigendsten Umständen, welche sich aus dem Obigen ergibt, näher in's Auge faßt, so findet man sich zu der nahe liegenden Frage hingedrängt, wie es Trajan möglich gewesen sei, urplötzlich so viele Tausende freier Römer zur Uebersiedelung nach dem so fernen und damals unbekannten Dacien zu bewegen? Die Antwort liegt in den damals zu Rom vorherrschenden unnatürlichen Zuständen, welche die enorm angewachsene Bevölkerung desselben in zwei große Lager zerfällt hatte. Das eine enthielt die reichen übermüthigen, prassenden, das andere die armen, hungernden, nur noch aus den Vorrathshäusern des Staates am Leben zu erhaltenden Bewohner. Die jetzt über Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse klagenden Einwohner unserer großen Städte würden erstaunen, wenn sie durch näheres Studium der erwähnten Zustände sich davon überzeugen wollten, welche hohe und steile Leiter des Anwuchses zu unerhörten Preisen für die zum Leben am wenigsten zu entbehrenden Dinge sie zu erklimmen haben würden, wenn sie jene Römer erreichen wollten. Doch befinden wir uns ja gegenwärtig in einem nicht geringen Theil von Europa auf dem geradesten und sichersten Wege zu solchen unnatürlichen Verhältnissen. Der Geist der Association preßt die edlen Metalle in die Koffer einiger Weniger zusammen, und — — die Besitzlosen werden durch sie genöthigt werden, in noch viel colossaleren Massen auszuwandern,

*) Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstenthums Moldau. Hermannstadt, 1805. I. Th. S. 2.

als dies seit Decennien in Europa schon geschah. Die Römer nahmen wenigstens soviel Rücksicht auf die letzteren, daß sie ihnen ferne Länder eroberten, und ihnen dort, als freie Colonisten, unentgeltlich Grund und Boden sammt Geräthen zur Bearbeitung verabfolgten. England und Frankreich haben dieses Beispiel folgerichtig nachgeahmt. Nur Deutschland überläßt seine auswandernden Söhne ihrem oft sehr traurigen Schicksale; die heutigen Rumänen aber, so oft ihr Blut auch mit dem der Barbaren gemischt worden sein mag, nennen sich seit anderthalb Jahrtausenden immer noch mit Stolz: Abkömmlinge der Römer.

Bei den Bewohnern der kleinen Walachei, namentlich von Krajowa, ist mir eine romanische Gesichtsbildung besonders aufgefallen, soweit sie in meinen Beobachtungskreis kamen. Sie sind lebhafter und bauen ihr Land zweckmäßiger an, als dies in der großen Walachei geschieht. Diese würden, meines Erachtens besonders geeignet sein, einen der festen Mittelpunkte herzugeben, von welchen aus die höhere Civilisation der Fürstenthümer ausgehen muß. Die Individuen, welche, wie oben erwähnt, den dacischen Ur-Typus bewahrt haben, wie er sich zur Zeit Trajan's vorfand, gehören fast sämmtlich dem niederen Landvolke an, mit welchen die römischen Colonisten sich weniger vermischt haben dürften. Eine große Zahl der freien Colonisten, die sich vor den barbarischen Horden in die Gebirge zurückgezogen hatten, scheint hier durch den Geschmack an dem sicherern und freieren Gebirgsleben auf den Höhen zurückgehalten worden zu sein. In der That zeigen die Gebirgsrumänen einen höhern, festern Körper, eine größere Behendigkeit und Gelenkigkeit der Bewegungen und ungleich mehr Selbstbewußtsein in Physiognomie und Benehmen, als die Einwohner der Ebene. Zur Zeit der selbstständigen Blüthe der Walachei lag die befestigte Hauptstadt Tergovist gleichfalls am Abhange der Karpathen, 807, über dem schwarzen Meere; sie ist jetzt auf 5000 Einwohner herabgesunken, nachdem sie ehedem 30,000 gezählt haben soll. Freilich ist hierbei nicht zu übersehen, daß ein ähnliches Verhältniß sich von früh an in den meisten Theilen Europa's bewährt hat. Die kraftvollsten und kriegstüchtigsten Nationen stiegen häufig von den Gebirgen herab.

Bei der heute noch in den Fürstenthümern herrschenden Lage der Dinge, in welcher ein freier Bürgerstand fehlt, und das Land-

volk unfähig ist, seinerseits zur Ersteigung einer höheren Civilisations-Stufe beizutragen, bleibt die letztere von dem hohen und niederen Adel, sowie von den aus diesem entnommenen Beamten abhängig. Der große Adel, welchen die Bojaren repräsentiren, hat überwiegende Vorrechte durch Geburt und Besitzthum. Das edlere Vorrecht der Civilisation muß er mit dem kleinen Adel theilen, von dem man im Allgemeinen rühmen kann, daß er in dieser Hinsicht das Bojarenthum überflügelt hat, welches, mit einzelnen anzuerkennenden Ausnahmen, nur äußerliche Cultur und Politur zu erstreben gewohnt ist. Der kleine Adel wird schon durch den Beamtenstand erworben; auch gehören ihm die kleineren Gutsbesitzer und größeren Pächter an. Aus ihm ist großentheils die jüngere Generation hervorgegangen, der es mit Erlangung wissenschaftlicher Ausbildung und durch diese mit der dringend nothwendigen humanen Regeneration der Volksmasse wahrhaft ernst ist. Ich habe durch Talent und den redlichsten Willen ausgezeichnete junge Männer kennen gelernt, von deren Feuereifer für ihr Vaterland sich viel Gutes erwarten läßt, und denen man nur wünschen muß, daß sie sich mit ihren gutgemeinten Unternehmungen nicht überstürzen mögen. Daß sie mehr zu dem französischen als zu dem deutschen Elemente sich hinneigen, dürfen billig urtheilende Deutsche ihnen nicht verargen, wenn sie erwägen, wie wenig Antheil Deutschland, schwächlich genug, während des letzten Jahrhunderts an den dortigen Umwälzungen genommen hat, wie wenig auch die rumänischen Stammgenossen, welche von Oesterreich regiert werden, von diesem zu einer höhern Culturstufe gefördert worden sind. Hierzu kommt noch, daß Männer der verschiedensten Nationalitäten, welche die österreichische Uniform tragen, dort den Namen der Deutschen führen. Mit Rußland werden die Rumänen eben sowohl durch ihre Staats-Religion, als auch durch zahlreiche Charakterzüge verbunden. Dennoch sind überwiegende Gründe vorhanden, anzunehmen, daß, wenn man den Moldo-Walachen erlaubt hätte, einen fremden Prinzen zum Fürsten zu wählen, sie einen Franzosen auserkoren haben würden. Das Uebergewicht, welches notorisch der gegenwärtige General-Consul Frankreichs in Bukarescht ausübt, mag seinen Grund zum Theil in dieser Hinneigung finden. Die Verwaltung der Donau-Fürstenthümer durch einen Prinzen aus irgend einem europäischen Regentenhause hat schon früh der umsichtige Gagern (Vater) empfohlen,

Schwarzen) hervor, der von Siebenbürgen herkommend, den Befreiungskampf eröffnet haben soll. Doch erscheinen ihre Züge in so zweifelhaftem Zwielicht, daß mit Sicherheit nicht einmal annähernd darauf gebaut werden kann. Erst im 15. Jahrhunderte treten zwei kühne Männer in das helle Licht der Geschichte hervor, deren einer, Michael der Tapfere oder Große die gesammte Walachei, Moldau und Siebenbürgen unter seine Herrschaft vereinigt, nachdem die schon damals eingedrungenen Türken 1593 von ihm bei Kalugareni geschlagen worden waren. Gegen diese verband er sich später mit den Oesterreichern — zu seinem Verderben. Als er sich diesen durch seine Correspondenz verdächtig gemacht hatte, wußte ihr Feldherr, der Italiener Basta, ihn listig von seinen Truppen zu trennen und ließ ihn dann 1601 feige ermorden. — Schon ein Jahrhundert früher, 1458, war Stephan der Große, Fürst der Moldau. Er spielte eine weniger edle Rolle, als Michael, denn, nachdem er die Türken unter Mahome dII. geschlagen hatte, verband er sich 1498 mit ihnen und den Tartaren zu einem Einfalle in Polen Die spätere Geschichte der Moldo-Walachen zeigt leider einen wirren, oft blutigen Hader von Sonder-Interessen der Bojaren, die mit der Wohlfahrt des Landes nichts gemein hatten und dem die Strafe der Oberherrschaft der Türken zuletzt folgte, die nur durch das übermächtige Rußland zeitweise aufgehoben werden konnte. Durch die Verbindung Frankreichs und Englands mit der Türkei fiel sie endlich im März 1856 auf die letztere wieder zurück, wenngleich nur als ein Schattenbild früherer Machtvollkommenheit. Möchte das Land die traurigen Scenen fortan sich nicht mehr wiederholen sehen, die das 17., 18. und 19. Jahrhundert mit sich führten. Durch Verräthereien ihrer eigenen Eingebornen wurde ihr letzter Fürst Stephan Kantakuzeno, wie früher der edle aber unvorsichtige Fürst Brankowan, nach Constantinopel geschleppt und enthauptet. Von jener Zeit ab sendete die Pforte griechische Fanarioten aus Constantinopel zu den Moldo-Walachen. Sie hatten ihre Stellen mit Geld erkauft und machten sich bei den unglücklichen Rumänen bezahlt. Die geschmeidigen Bojaren küßten ihnen und den türkischen Beamten die Hand, die vielleicht kurz vorher noch den Bart im Serail abgenommen hatte. Das scharfe Wort des Tacitus: „Corrumpere et corrumpi seculum est“

paßt auf sie vollständigst. Dr. Andr. Wolf*) schildert die heillose Wirthschaft, welche die Fanarioten in diesen Ländern verübt haben, mit lebhaften Farben. Der Vertrag von Akjerman, welcher einheimische Fürsten bestimmte, war in dieser Hinsicht ungemein wohlthätig. Welche Drangsale im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts diese Länder durch die oft wiederholten Kriege der Russen und Türken erlitten haben, lebt allgemein zu sehr im Andenken, als daß es hier hätte näher berührt werden sollen. Man darf mit Recht sagen, daß, wenn das reiche Land nicht wahrhaft unverwüstlich wäre, heute kaum noch menschliche Wesen dort zu erwarten sein dürften.

Wenn man jene zähe Ausdauer des Elementes der römischen Colonisten unter den entmuthigendsten Umständen, welche sich aus dem Obigen ergibt, näher in's Auge faßt, so findet man sich zu der nahe liegenden Frage hingedrängt, wie es Trajan möglich gewesen sei, urplötzlich so viele Tausende freier Römer zur Uebersiedelung nach dem so fernen und damals unbekannten Dacien zu bewegen? Die Antwort liegt in den damals zu Rom vorherrschenden unnatürlichen Zuständen, welche die enorm angewachsene Bevölkerung desselben in zwei große Lager zerfällt hatte. Das eine enthielt die reichen übermüthigen, prassenden, das andere die armen, hungernden, nur noch aus den Vorrathshäusern des Staates am Leben zu erhaltenden Bewohner. Die jetzt über Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse klagenden Einwohner unserer großen Städte würden erstaunen, wenn sie durch näheres Studium der erwähnten Zustände sich davon überzeugen wollten, welche hohe und steile Leiter des Anwuchses zu unerhörten Preisen für die zum Leben am wenigsten zu entbehrenden Dinge sie zu erklimmen haben würden, wenn sie jene Römer erreichen wollten. Doch befinden wir uns ja gegenwärtig in einem nicht geringen Theil von Europa auf dem geradesten und sichersten Wege zu solchen unnatürlichen Verhältnissen. Der Geist der Association preßt die edlen Metalle in die Koffer einiger Weniger zusammen, und — — die Besitzlosen werden durch sie genöthigt werden, in noch viel colossaleren Massen auszuwandern,

*) Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstenthums Moldau. Hermannstadt, 1805. I. Th. S. 2.

als dies seit Decennien in Europa schon geschah. Die Römer nahmen wenigstens soviel Rücksicht auf die letzteren, daß sie ihnen ferne Länder eroberten, und ihnen dort, als freie Colonisten, unentgeltlich Grund und Boden sammt Geräthen zur Bearbeitung verabfolgten. England und Frankreich haben dieses Beispiel folgerichtig nachgeahmt. Nur Deutschland überläßt seine auswandernden Söhne ihrem oft sehr traurigen Schicksale; die heutigen Rumänen aber, so oft ihr Blut auch mit dem der Barbaren gemischt worden sein mag, nennen sich seit anderthalb Jahrtausenden immer noch mit Stolz: Abkömmlinge der Römer.

Bei den Bewohnern der kleinen Walachei, namentlich von Krajowa, ist mir eine romanische Gesichtsbildung besonders aufgefallen, soweit sie in meinen Beobachtungskreis kamen. Sie sind lebhafter und bauen ihr Land zweckmäßiger an, als dies in der großen Walachei geschieht. Diese würden, meines Erachtens besonders geeignet sein, einen der festen Mittelpunkte herzugeben, von welchen aus die höhere Civilisation der Fürstenthümer ausgehen muß. Die Individuen, welche, wie oben erwähnt, den dacischen Ur-Typus bewahrt haben, wie er sich zur Zeit Trajan's vorfand, gehören fast sämmtlich dem niederen Landvolke an, mit welchen die römischen Colonisten sich weniger vermischt haben dürften. Eine große Zahl der freien Colonisten, die sich vor den barbarischen Horden in die Gebirge zurückgezogen hatten, scheint hier durch den Geschmack an dem sicherern und freieren Gebirgsleben auf den Höhen zurückgehalten worden zu sein. In der That zeigen die Gebirgsrumänen einen höhern, festern Körper, eine größere Behendigkeit und Gelenkigkeit der Bewegungen und ungleich mehr Selbstbewußtsein in Physiognomie und Benehmen, als die Einwohner der Ebene. Zur Zeit der selbstständigen Blüthe der Walachei lag die befestigte Hauptstadt Tergoviſt gleichfalls am Abhange der Karpathen, 807, über dem schwarzen Meere; sie ist jetzt auf 5000 Einwohner herabgesunken, nachdem sie ehedem 30,000 gezählt haben soll. Freilich ist hierbei nicht zu übersehen, daß ein ähnliches Verhältniß sich von früh an in den meisten Theilen Europa's bewährt hat. Die kraftvollsten und kriegstüchtigsten Nationen stiegen häufig von den Gebirgen herab.

Bei der heute noch in den Fürstenthümern herrschenden Lage der Dinge, in welcher ein freier Bürgerstand fehlt, und das Land-

volk unfähig ist, seinerseits zur Ersteigung einer höheren Civilisations-Stufe beizutragen, bleibt die letztere von dem hohen und niederen Adel, sowie von den aus diesem entnommenen Beamten abhängig. Der große Adel, welchen die Bojaren repräsentiren, hat überwiegende Vorrechte durch Geburt und Besitzthum. Das edlere Vorrecht der Civilisation muß er mit dem kleinen Adel theilen, von dem man im Allgemeinen rühmen kann, daß er in dieser Hinsicht das Bojarenthum überflügelt hat, welches, mit einzelnen anzuerkennenden Ausnahmen, nur äußerliche Cultur und Politur zu erstreben gewohnt ist. Der kleine Adel wird schon durch den Beamtenstand erworben; auch gehören ihm die kleineren Gutsbesitzer und größeren Pächter an. Aus ihm ist großentheils die jüngere Generation hervorgegangen, der es mit Erlangung wissenschaftlicher Ausbildung und durch diese mit der dringend nothwendigen humanen Regeneration der Volksmasse wahrhaft ernst ist. Ich habe durch Talent und den redlichsten Willen ausgezeichnete junge Männer kennen gelernt, von deren Feuereifer für ihr Vaterland sich viel Gutes erwarten läßt, und denen man nur wünschen muß, daß sie sich mit ihren gutgemeinten Unternehmungen nicht überstürzen mögen. Daß sie mehr zu dem französischen als zu dem deutschen Elemente sich hinneigen, dürfen billig urtheilende Deutsche ihnen nicht verargen, wenn sie erwägen, wie wenig Antheil Deutschland, schwächlich genug, während des letzten Jahrhunderts an den dortigen Umwälzungen genommen hat, wie wenig auch die rumänischen Stammgenossen, welche von Oesterreich regiert werden, von diesem zu einer höhern Culturstufe gefördert worden sind. Hierzu kommt noch, daß Männer der verschiedensten Nationalitäten, welche die österreichische Uniform tragen, dort den Namen der Deutschen führen. Mit Rußland werden die Rumänen eben sowohl durch ihre Staats-Religion, als auch durch zahlreiche Charakterzüge verbunden. Dennoch sind überwiegende Gründe vorhanden, anzunehmen, daß, wenn man den Moldo-Walachen erlaubt hätte, einen fremden Prinzen zum Fürsten zu wählen, sie einen Franzosen auserkoren haben würden. Das Uebergewicht, welches notorisch der gegenwärtige General-Consul Frankreichs in Bukarescht ausübt, mag seinen Grund zum Theil in dieser Hinneigung finden. Die Verwaltung der Donau-Fürstenthümer durch einen Prinzen aus irgend einem europäischen Regentenhause hat schon früh der umsichtige Gagern (Vater) empfohlen,

indem er dem Fürſten Metternich zu jenem Zwecke den Prinzen Guſtav Waſa „pour couper court“ empfahl*). Als Künſtler, Aerzte und Handwerker ſind jedoch die Deutſchen nicht bloß zahlreich, ſondern auch geachtet. Zahlreicher noch ſind die Juden, die alle Deutſch ſprechen. Die 80,000 Einwohner von Jaſſy beſtehen zum dritten Theil aus Juden. Ebenſo kann man ſagen, daß ungefähr der dritte Theil der Geſammt-Bevölkerung der Moldau fremden Nationalitäten angehört; die letzteren ſtellen in der Walachei ungefähr den ſechsten Theil der Bevölkerung dar.

Die Geiſtlichkeit des als Staats-Religion geltenden griechiſchen Cultus würde bei der gegenwärtigen Regeneration der Moldau-Walachei ganz beſonders Gelegenheit finden, ihre hohe Miſſion zu erfüllen, wenn ſie dazu befähigt und willig wäre. Leider iſt die große Mehrzahl der Geiſtlichen nicht mit jenem Grade der Humanität und Wiſſenſchaftlichkeit ausgerüſtet, der hierzu die Grundlage bilden müßte. Faſt ohne Ausnahme dem Bauernſtande entſproſſen, haben ſie nur höchſt mäßigen Anforderungen zu entſprechen, um die Weihen zu erhalten. Die 50,000 Geiſtlichen, welche man im Lande zählt, tragen eben ſowenig zu den Staatslaſten bei, als der geſammte Adel. Schon dieſer Umſtand macht es erklärlich, weshalb viele Bauernſöhne ſich dem geiſtlichen Stande zuwenden, ohne jedoch damit zugleich geiſtliche Funktionen ausüben zu wollen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil von ihnen betrachtet ſeine Popen-Mütze nur als einen Freibrief gegen Steuer und ſchlechte Behandlung von Seiten des Gutsherrn. An jedem Biſchofsſitze befindet ſich ein Seminar, in welchem Knaben durch einen vierjährigen Curſus mit den Elementarkenntniſſen ausgeſtattet werden und das Rituale erlernen müſſen. Unter dieſen Knaben finden ſich wenige, die ſich freiwillig gemeldet hätten; ſie werden dazu von den Aeltern genöthigt. Daß die Söhne der Weltgeiſtlichen dem Stande ihrer Väter williger folgen, iſt leicht erklärlich. Hr. Neigebaur**) zählte in der Walachei 1584 gemauerte und 2587 hölzerne, zuſammen 4171 Kirchen, wonach alſo auf eine Kirche etwa 607 1/8 Perſonen kommen. In der Moldau fand derſelbe 1795, wonach 845

*) S. Pertz, das Leben des Miniſters Freiherrn vom Stein. VI. 1. Berlin, 1855, S. 614.

**) A. a. O. S. 203 u. f.

Seelen auf eine Kirche kommen. — Viel wichtiger noch für die Fürſtenthümer iſt die Kloſterfrage. Die Zahl der Klöſter hat ſich in der Walachei auf 202, in der Moldau auf 60 angehäuft, welchen letzteren jedoch noch etwa 31 Neben- und 23 Privat-Klöſter hinzugerechnet werden müſſen. Unter dieſen Klöſtern ſind die der Moldau die reicheren. Unter ihnen befindet ſich kein einziges, welches ſich dem Unterrichte widmete; auch erziehen die Nonnen-Klöſter keine barmherzigen Schweſtern. Im Gegentheil ſcheint die klöſterliche Zucht eine ſehr lockere zu ſein*). Dagegen muß von dem reichen Kloſter St. Spiridion zu Jaſſy gerühmt werden, daß es eine Krankenanſtalt zu 140 Betten in der Hauptſtadt und mehrere Filial-Krankenanſtalten im Lande unterhält. Ebenſo zeichnet ſich das Kloſter zu Riamtz durch ſeine Thätigkeit für Ausbreitung der walachiſchen Litteratur aus. In ihm werden ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts ſehr viele geiſtliche Werke, eine Bibelüberſetzung, die in der orientaliſchen Kirche geltenden Geſetze gedruckt, und es befindet ſich ſogar eine Notendruckerei hier, welche die üblichen Kirchengeſänge, in ſehr eigenthümlich geformten Noten gedruckt, herausgiebt. Die Einkünfte dieſer Klöſter werden aus liegenden Gründen bezogen. Obgleich nur der geringere Theil derſelben unter der Controle der Miniſterien ſteht, dagegen der größere Theil der ſehr nachläſſigen Kloſter-Verwaltung überlaſſen iſt, ſo verſchlingen ſie doch einen ſehr anſehnlichen Theil des Boden-Ertrages dieſer Länder. Hr. Derblich**) berechnet neuerdings die Jahres-Einkünfte der Klöſter auf 3 Millionen Guld. C.-M. Hierbei fällt es jedoch gar ſehr in's Gewicht, daß ein weſentlicher Theil dieſer Einkünfte in das Ausland geſendet wird. Als nämlich die griechiſchen Fanarioten hier zur Herrſchaft gelangt waren, ſtellten ſie viele Klöſter unter das Patronat des griechiſchen Kloſters vom heiligen Grabe zu Jeruſalem, des Berges Sinai, des Berges Athos und von Drian in Epirus u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe ſind nach und nach 45 Klöſter der Walachei und 37 der Moldau mit ihren Einkünften nach auswärts verwieſen worden. Nur ein geringer Theil dieſer letzteren iſt durch die Bemühungen des Hrn. v. Titoff, des frühern ruſſiſchen Geſandten zu Conſtantinopel, als Abgabe den Staats-Einkünften

*) Vergleiche Neigebaur, a. a. O. S. 211.

**) Land und Leute der Moldau u. Walachei. Prag, 1859. S. 30.

überwiesen worden. Es kann kaum bezweifelt werden, daß dieser heillosen Verschleuderung des Boden-Ertrages ein Ende gemacht werden wird, sobald sich die Fürstenthümer zum vollen Bewußtsein einer selbstständigen Macht-Stellung erhoben haben werden. Die ursprünglichen Gründer der Klöster haben diesen die Unterhaltung der Kirchen, der Schulen, des Armenwesens und der Krankenhäuser zur Pflicht gemacht. Diesen humanen Zwecken müssen sie zurückgegeben werden. Schon ist man im Lande gegen diese Klöster mit wohlbegründetem Rechte eingenommen; gewiß wird es endlich zu ihrer Auflösung kommen. Möge denn das schlechte Beispiel der Verschleuderung von Reichthümern in unwürdige Hände, wie es leider andere europäische Länder gegeben haben, hier nicht wiederholt werden. Für die Erreichung der wohlthätigen Zwecke, welche den ursprünglichen Stiftern dieser Anstalten vorschwebten, ist noch so unendlich viel zu thun übrig, daß sich gar nicht absehen läßt, wie sie ohne Benutzung der Kloster-Einkünfte jemals auf eine würdige und genügende Weise sollten erreicht werden können.

Hr. Emil Poujade*) hat übrigens dieser wichtigen Klosterfrage eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so daß in dieser Hinsicht auf ihn verwiesen werden kann. Er weist z. B. nach, daß die religiösen Körperschaften die Einkünfte des großen Landes-Eigenthums mit den Bojaren ungefähr theilen.

Die Cultur des Bodens und seine Erzeugnisse. — Der gebirgigte Theil der Donaufürstenthümer, von den Karpathen gebildet, deren Gesammt-Umfang 1860 □-Meilen bedeckt, kommt unserm Zwecke gemäß hier nur beiläufig in Betracht, sofern er den wesentlichsten Einfluß auf die Ebene übt. — Da er den Zusammenhang der fruchtbaren Ebene mit den nördlich, nordöstlich und nordwestlich gelegenen Nachbarländern vermitteln soll, so durfte man erwarten, daß in fahrbarem Zustande erhaltene Landstraßen diese Gebirge durchziehen würden. Alle Reisende, welche sie persönlich kennen zu lernen Gelegenheit fanden, stimmen darin überein, daß diese schwierigen Gebirgspässe der Natur vollkommen überlassen sind. Die noch im Winterschlafe ruhende rumänische Kunst des

*) Revue des deux mondes. XXVI. année. T. V. Paris, 1856. pag. 136.

Straßenbaues hat eben noch keine Veranlaſſung gehabt, ſich in den Karpathen zu verſuchen. Frachtfuhren, die aus Siebenbürgen über den rothen Thurm-Paß nach der Walachei vorzudringen ſtrebten, bringen bei ſchlechter Witterung auf 2—3 Stunden Weges mitunter einen ganzen Tag zu. Hr. E. v. Callot*) vergleicht dieſe Wege mit Wolfsgruben, die von den Oeſterreichern in früherer Zeit angelegt worden ſein möchten, um walachiſchen Ueberfällen vorzubauen. Alle 50 Schritt mußten die Pferde angehalten und gefüttert werden, um ſich von den übermäßigen Anſtrengungen zu erholen. Während der guten Jahreszeit bieten indeſſen dieſe Karpathen-Päſſe maleriſche Naturſcenen dar, wie ſie kaum irgendwo großartiger gefunden werden können. In den reichen Wäldern mangelt es noch an jeder Spur von Forſtcultur; in den höhern Gebirgsabtheilungen verfault viel Holz auf dem Stamme; dagegen iſt in den Ebenen das Holz entweder nur zu enormen Preiſen oder gar nicht zu haben. Dennoch wird in Braila, mehr noch in Galacz, einiger Schiffsbau betrieben, zu welchem man Eichen aus den Karpathen verwendet; Maſten werden den Sereth zur Donau hinabgeflößt. — So wenig kennt man in den Wäldern den Werth des Holzes, daß man Stämme fällt, um in deren Laubè den Ziegen Futter zu ſchaffen; das Holz läßt man am Boden verfaulen. Ebenſo brennt man hier und da Strecken Landes ab, um Weideplätze für Ziegen und Schaafe zu ſchaffen. An Braunkohlen fehlt es gleichfalls nicht, ſie treten in weiten Strecken zu Tage. Potaſche wird nach der Türkei ausgeführt. An Steinſalz ſind beide Fürſtenthümer ungemein reich, ſeine Lager reichen längs der Vorhügel der Karpathen von Slatina in der kleinen Walachei bis nach Okna und Piatra in der Moldau: auch werden ſie in ziemlichem Umfange ausgebeutet. Die Grube von Okna liefert allein dreißig Millionen Okka Steinſalz. Der große Reichthum an Eiſenerzen verſchiedener Art wird, ſoviel mir bekannt geworden, nirgends verwerthet; daſſelbe iſt der Fall mit den Kupferbergwerken der Alten. Die Reſte ehemaliger Goldbergwerke finden ſich an der Biſtritza in ausgedehntem Maaße vor, die zur Römerzeit bearbeitet wurden. Etwas Goldwäſcherei wird heutiges Tages in dieſem Fluſſe und in der Walachei im Bul-

*) Orient und Europa. Bd. I. S. 9.

kamerthale des Skyll ſchwach betrieben. Ein dunkel gefärbter Bernſtein wird zwar gefunden, aber wenig geſchätzt.

Der auf ein Thonlager mindeſtens vier Fuß hoch anſtehende Humus der großen Ebene der Walachei und Moldau begünſtigt den Getreidebau in ſo hohem Grade, daß dieſer Umſtand allein ſchon, auf intelligente Weiſe mit den gegenwärtig bekannten Hülfsmitteln ausgebeutet, hinreichen würde, das Land reich zu machen. Die Landleute und niederen Klaſſen leben großentheils von Mais (Kukuruz), der jedoch zuerſt im Jahre 1710 durch den Hospodar Nic. Maurocordato eingeführt worden iſt. Auf ſeinen Bau wird die ausgezeichnetſte Sorgfalt verwendet. Man bereitet aus dem Mehle des Mais mit Waſſer einen Brei, den man geröſtet „Mamaliga" nennt. In früheren Zeiten wurde hauptſächlich Buchweizen zur Nahrung der Landleute gebaut, und die Moldau iſt deshalb ſogar Comaria nigra genannt worden. Auch aus dem Buchweizenmehle bereitet man eine „Mamaliga", die aber ſchwärzer und weniger nahrhaft, als die aus dem Mais hergeſtellte iſt. Hirſe findet ſich nicht ſelten; aus ihr wird ſogar ein Brod gebacken, welches man „Malay" nennt. Aus der geröſteten Hirſe bereiten die Tartaren durch Aufguß mit kochendem Waſſer ein Getränk, unter dem Namen „Talkan" bekannt.

Anpflanzungen von Bäumen längs der Landſtraßen ſind mir nirgend zu Geſicht gekommen; ſelbſt in den Gärten der Bauern finden ſich Obſtbäume ſelten, obgleich ſie bei einiger Sorgfalt trefflich gedeihen. Holzäpfel und wilde Birnen finden ſich in den Wäldern.

Die in den Gärten der Städte cultivirten Gemüſe ſind zart und ſchmackhaft; die Landleute ſind aber gewohnt, ſich mit einigen wild wachſenden Gemüſen zu behelfen. Waſſer-Melonen, und ſelbſt Zucker-Melonen ſah ich zwiſchen den Reihen des Mais üppig gedeihen, der erſt im Oktober eingeerndtet wird. Man zieht den Mais der Moldau dem der Walachei vor. Des eßbaren Eibiſch, Hibiscus esculentus, mag hier noch gedacht werden.

Das Entgegengeſetzte gilt von der hieſigen Art, den Weinbau zu betreiben. Er ähnelt in Allem dem bei den Bädern von Mehadia beſchriebenen. Ungeachtet ihrer großen Vernachläſſigung liefern die Reben dennoch ein nicht zu verachtendes, in der That oft ein köſtliches Product. — Den Hauptgewinn bringt der

reichliche Ertrag des Weizens. Dieser, in großen Massen nach den beiden Ausfuhr-Häfen Braila und Galacz gesendet, wird dort von zahlreichen Schiffen aller Nationen Europa's aufgenommen und ausgeführt. Da er hier 4—5% wohlfeiler, als der russische Weizen zu Odessa abgegeben werden kann, so lag es für die Russen, als diese noch die Sulina-Mündung „beschützten" ungemein nahe, das Fahrwasser derselben versanden zu lassen, auch durch versenkte Schiffe möglichst gefahrvoll zu machen. — Das traurige Verhältniß der Bebauer des Landes zu den Eigenthümern desselben, den Bojaren, ist die Ursache, daß die Cultur des Bodens auf einer niedern Stufe stehen bleiben muß. Der walachische Bojar verpachtet sein Land zu den möglichst hohen Preisen, um den dadurch erzielten Betrag entweder alljährlich zu einer Reise nach Paris oder Baden-Baden, mindestens aber doch in Bukarescht zu sinnlichen Genüssen zu verschwenden. Sollte der Pachtbauer durch Verbesserung des Bodens, durch angestrengtere Arbeit u. dergl. einen Mehrertrag erlangen, so wird bei Ablauf des nächsten Termins der Pachtzins hinaufgeschraubt. Es liegt also dringend im Interesse des Arbeiters, dergleichen Verbesserungen nicht zur Schau zu tragen. In der Moldau kommt es dagegen vor, daß Bojaren das väterliche Erbe selbst bewirthschaften, oder ihre Pächter durch billige Bedingungen in den Stand setzen, an einen gesteigerten Betrieb zu denken. Es kommt nun aber noch hinzu, daß der Bauer im höchsten Grade einfach lebt, Luxus irgend einer Art nicht kennt, für Verschönerung oder Verfeinerung des Lebens auch nicht den entferntesten Sinn hat. Der griechische Cultus legt ihm 196 Fasttage im Jahre auf; dadurch wird er vom Fleischgenusse entwöhnt und vermißt ihn kaum noch. Somit kann er der Einnahmen, welche über das althergebrachte Maaß hinausgehen, ziemlich entbehren. Eine humanere Landesgesetzgebung würde im Stande sein, den Bodenertrag auf das fünf- bis sechsfache zu erhöhen. Diese Donau-Fürstenthümer tragen den Beruf in sich, dereinst die Kornkammer Europa's zu werden. Gerste wird ganz allgemein zum Pferdefutter gebaut.

Meilenweit sich an der Donau und ihren Nebenflüssen hinerstreckende Wiesen und Weideplätze begünstigen ebenso die Viehzucht in hohem Grade. Als ich eine Nachenfahrt auf der Donau von Rassowa bis nach Braila ausführte, wurde ich am walachischen Ufer gewaltige Heerden schönen Rindviehes gewahr, die ich von

meinem Standpunkte aus in der That unzählbar nennen mußte. Man ſagte mir, daß Heerden von 2000—3000 Stück im Beſitze einzelner Landwirthe nichts Seltenes ſeien. Hierbei iſt zu erwägen, daß das Jahr, in welchem ich reiſte, daſſelbe war, welches den orientaliſchen Krieg durch den Frieden von Paris geſchloſſen hatte. In einer Privatſchlächterei bei Galacz pflegten ehedem jährlich 4000 Stück Rindvieh abgeſchlachtet zu werden. Für das Schwein hegt der walachiſche Bauer eine faſt eben ſo zärtliche Vorliebe, wie der iriſche; Menſchen und Schweine leben in beiden Ländern in der gemüthlichſten Gemeinſchaft; dafür ſoll aber auch der Geſchmack des Schweinfleiſches hier ungemein zart ſein. Freilich kann man ſie hier nicht, wie in den calabreſiſchen Ausläufern der Apenninen, mit Kaſtanien und Milch füttern, wodurch eine Art Fleiſch erzielt wird, welchem an Zartheit und Wohlgeſchmack kaum ein anderes an die Seite geſtellt werden dürfte, wie ich dies in Neapel erfahren habe. Schon Blumenbach wußte, daß in den Donau-Fürſtenthümern ausnahmsweiſe einhufige Schweine vorkommen. Der Transport der auf dem Lande erkauften Schweine in die Städte, hat hier und da, z. B. in Bukareſcht, ſoviel Eigenthümliches, daß dies der Erwähnung werth ſcheint. Der kaufende Metzger hält zwei abgerichtete große Schweißhunde, welche rechts und links an das erkaufte Thier angekoppelt werden. Bekanntlich vermag das Schwein pfeilſchnell zu laufen. Sobald es ſich am Halſe gefeſſelt fühlt, ſucht es zu entrinnen. Es beginnt ein gemeinſchaftlicher Wettlauf der drei Thiere, welchem durch die Hunde die gehörige Direction mitgetheilt wird. In ungemein kurzer Zeit pflegen die drei Wettläufer vor dem Stalle des Metzgers zu ſtehen und der Zweck iſt in möglichſt kurzer Zeit und mit ſehr geringem Aufwande erreicht. Da aber die rückſichtsloſen Thiere den auf der Straße befindlichen Menſchen gefährlich werden können, ſo wird ein ſolcher Sturmlauf nur in der Nacht gewagt, der dann einen Lärm erzeugt, der ganz geeignet iſt, die Fabel vom wilden Jäger wieder gangbar zu machen. Die walachiſchen Schweine haben übrigens auch im Auslande genügende Anerkennung gefunden. Im Jahre 1854 haben wir ſie ſogar ſchon am Rheine geſehen und Sachverſtändige lobten ſie ſehr. Der Handelsweg hatte ſich für ſie über Peſth eröffnet, von wo ab ſie die Eiſenbahn beſtiegen, um nach Dresden und weiter nach Magdeburg, endlich theils nach Ber-

lin, theils nach dem Rhein zu gelangen. — Die zahlreichſten Schaafheerden bringen zwar in der Regel nur mittelmäßige oder grobe Wolle; aber ſie ſorgen dafür, daß die landesüblichen Winterpelze und groben Wollenzeuge zu niederem Preiſe zu haben ſind.

Die Boden-Cultur erhebt ſich an den Karpathen bis zu einer Höhe von 2500′ über dem ſchwarzen Meere, mit Erfolg; bei 3000′ hört ſie gänzlich auf. Die Wälder reichen bis zu 6000′ hinauf. Die oberſte Wald-Region wird von Tannen und Birken eingenommen; bei 4000′ finden ſich noch Rothbuchen, aber die Eichen ſteigen nur bis zu 3200′ nach oben; ihnen folgen Weißbuchen, Linden, Ahorn, Pappeln u. ſ. w.

Außer den im Eingange angedeuteten mineraliſchen Producten liefern die Fürſtenthümer Asphalt und Bergöl in Menge; letzteres wird faſt nur zum Schmieren der Wagenaxen benutzt. Eigenthümlich iſt eine Art Erdwachs, welches ſich in der Moldau nahe den Steinſalzlagern von Okna u. ſ. w. vorfindet. Es iſt nicht verbrennlich, nährt aber die Flamme und kann daher zur Bereitung von Kerzen benutzt werden.

Die kleinen, aber ungemein dauerhaften feurigen Pferde bildeten ehedem einen anſehnlichen Ausfuhr-Artikel; namentlich waren die der Moldau in der Türkei berühmt. Gegenwärtig hat ihre Ausfuhr ganz aufgehört, und die ehemalige Sorgſamkeit für Veredelung der Raçe iſt in gleichem Grade geſchwunden. — Die Raçe des Rindviehes, der ungariſchen nicht unähnlich, iſt ſehr ausgezeichnet. Die Büffelkühe geben mehr Milch; aber der Büffel iſt empfindlicher gegen die Kälte und man ſcheint ihn nicht ſonderlich zu achten. In den langen Zügen der Ochſen, welche die Schiffe aufwärts ziehen, ſah ich ſtets nur wenige Paare Büffel figuriren.

An wilden Thieren finden ſich in den Gebirgen Bären, Wölfe, Luchſe, Marder, Iltis, Fiſchotter, Füchſe und Dachſe. Des Bären wird man mitunter durch hingeſetzten Branntwein habhaft, den er gern ſäuft, ſich in ihm berauſcht und dann leicht erlegt werden kann. Feldhaſen ſind in der Ebene häufig. Die Landſchildkröte wird wenig geachtet. Hirſche, Rehe und wilde Schweine haben ſich in die Gebirge zurückgezogen; eine Art des wilden Schweins erhält ſich aber in den weit ausgedehnten Rohr-Dickichten an der Donau, in welchen man ihm ſchwer beikommt. — Raubvögel verſchiedenſter Art ſind ungewöhnlich häufig; ſogar Seeadler kommen vom ſchwarzen Meere

aus bis hierher. — Fiſche bieten die verſchiedenen Flüſſe in großer Zahl. Krebſe werden vom Landvolke beſonders deshalb hochgeachtet, weil ſie an den ſtrengſten Faſttagen genoſſen werden dürfen, was mit den Fiſchen nicht immer der Fall iſt. — Die ziemlich weit verbreitete Bienenzucht belohnt ſich hinreichend. — Spaniſche Fliegen bilden hier und da einen Ausfuhrartikel. Die Zucht des Seidenwurmes hat man aber in der letzten Zeit ſehr vernachläſſigt. Dagegen blüht der Handel mit Blutegeln ausnehmend, welche aus den zahlreichen Sümpfen geliefert werden. Seitdem Ungarn in dieſer Hinſicht faſt vollſtändig ausgebeutet worden iſt, haben ſich die franzöſiſchen Blutegel-Händler nach den Donau-Fürſtenthümern, nach Bosnien, Serbien, Slavonien und Bulgarien gewendet. Die Blutegel werden Okkaweiſe (die Okka zu $2^1/_4$ Pfund) angekauft und dann in eigens dazu vorgerichteten Kaſten mit feuchtem Graſe und dergleichen verpackt, unter großer Vorſicht weſtwärts transportirt. Das Gelingen eines ſolchen Transportes hängt gar ſehr von der Witterung ab; heftige Gewitter tödten die Thiere nicht ſelten, und der Kohlendampf iſt ihnen gleichfalls feindlich, ſo, daß der Dampf-Transport für ſie nicht anwendbar iſt. — Heuſchrecken verwüſten, von Oſten herkommend, leider die Felder nicht ſelten.

Klima und geographiſche Lage. — Die Begränzung der Donau-Fürſtenthümer durch hohe Gebirge auf der einen, durch die mächtige Donau auf der andern Seite, ſodann der freie Eingang für die Luftſtrömung vom ſchwarzen Meere und dem Kaukaſus her, welchen die öſtliche Gränze offen ſteht, bedingen klimatiſche Zuſtände von bedeutender Veränderlichkeit, denen ſich der Maaßſtab der geographiſchen Länge und Breite nur mit großer Vorſicht und unter ſteter Rückſicht auf locale Umſtände anlegen läßt. Dieſe Länder haben durch den letzten Pariſer Frie, den an weſtöſtlicher Längen-Ausdehnung durch die Hinzufügung eines Theiles Beſſarabiens gewonnen, welcher bis an das ſchwarze Meer reicht. Bekanntlich gehörte der Moldau bis zu dem Friedensſchluſſe von Bukareſcht, 28. Mai 1812, ganz Beſſarabien bis zum Dnjeſtr; von da ab hatte der Pruth die Gränze zwiſchen der Moldau und Rußland abgeben müſſen. Nach der gegenwärtigen Territorialbegränzung liegen die Donau-Fürſtenthümer unter 40° bis 47° 22′ öſtlicher Länge von Ferro, und zwiſchen dem 43° 40′ und 48° 50′ nördlicher Breite. Der angedeuteten Umſtände wegen

erſcheint es nicht überflüſſig, die geographiſche Lage mehrerer Hauptpunkte dieſer Länder mitzutheilen. Nach den äußerſt verdienſtlichen Vermeſſungen des ruſſiſchen Generalſtabes liegt Jaſſy 47° 8′ 30″ der Breite und 45° 9′ 45″ der Länge von Ferro; Galacz: 45° 29′ 22″ der Breite und 45° 56′ 37″ der Länge; Fokſchan: 45° 39′ 43″ der Breite und 45° 4′ 36″ der Länge; Kalafat: 40° 47′ 31″ der Länge und 44° 1′ 36″ der Breite; Krajowa: 41° 23′ 56″ der Länge und 44° 9′ 37″ der Breite; Giurgewo: 43° 48′ 2″ der Länge, 43° 50′ 9″ der Breite; Braila: 45° 51′ 17″ der Länge und 45° 15′ 55″ der Breite; Bukareſcht: 43° 54′ 13″ der Länge und 44° 25′ 33″ der Breite; der rothe Thurmpaß: 45° 24′ 51″ der Breite und 43° 27′ 39″ der Länge von Ferro. — Die hier angegebenen Breitengrade entſprechen, wenn man ſie weſtwärts durch Europa verfolgt, ungefähr denen von Modena, Genua und Bordeaux: die anſehnlich weiter vorgeſchobene öſtliche Länge bedingt indeſſen ſchon an und für ſich einen weſentlichen klimatiſchen Unterſchied. Die Temperatur der Atmoſphäre ſinkt während der Monate Januar und Februar zu Bukareſcht auf — 18° R., in Jaſſy ſogar auf — 21° R. und tiefer Schnee bleibt dann wochenlang liegen. Die Donau friert in ſolchen Wintern, da wo ſie dieſe Länder beſpült, bis zu 6 Fuß der Eisdecke zu. Im Winter 1828/9 fuhr man mit ſchweren Geſchützen bequem hinüber; auch wiſſen wir, daß ſchon in früher Zeit Schlachten auf der eisbedeckten Donau geliefert worden ſind. In den Monaten März, April und Mai ſchwankt hier die Temperatur zwiſchen + 4 und 17° R.; Schnee und Eis ſchmelzen und ziehen nicht ſelten Ueberſchwemmungen der kleinen Flüſſe, die von den Karpathen herabkommen, nach ſich. Der Frühling pflegt ſehr kurz zu ſein oder doch raſch vorüber zu gehen. In den Monaten Juni, Juli und Auguſt, namentlich in den letzteren beiden Monaten, ſteigt das Thermometer in Jaſſy leicht auf + 23° R., zu Bukareſcht auf 25—26° R.; ausnahmsweiſe hat man an letzterem Orte auch + 30° R. erlebt. Im Juni pflegt ſich jedoch das Thermometer zwiſchen + 6° und 16° R. zu erhalten. Die angenehmſte Witterung bringen die Monate September und October; ich kann dies durch perſönliche Beobachtung beſtätigen. Die Luftwärme des Septembers pflegt zwiſchen + 9 und 16° R. zu wechſeln, wobei, obgleich ſelten, wie auch im Juni, Mittags + 20—22° R. vorkommen können. Im Octo-

ber bewegt ſich der Wechſel gewöhnlich zwiſchen + 7 und 14° R.; ausnahmsweiſe kommen Morgens früh + 2° und Nachmittags + 20° R. vor. Der Anfang des Winters kündigt ſich Ende November oder Anfangs December mit einem empfindlichen Nordwinde an, welcher Crivoz heißt; er führt häufig ſchon Schnee herbei. Doch erhält ſich die Temperatur im December meiſtens noch zwiſchen 0° und + 7°. — Der Südwind wirkt, ähnlich dem Scirocco in Italien, in Bukareſcht mitunter drückend und die Bruſt beklemmend. — Der hervorſtechende Charakter des Klima's wird jedoch durch eine auffallende Variabilität gegeben. Dr. Andr. Wolf*) behauptet, daß man zu Jaſſy an einem Sommertage alle vier Jahreszeiten durchmachen könne. Ein Wechſel von 16 Grad in 24 Stunden iſt dort nicht ganz ſelten. Für die Geſundheit der hier nicht Acclimatiſirten iſt dieſer Umſtand bedenklich; nur eine ſorgfältigere Beachtung des Temperaturwechſels, durch entſprechenden Wechſel der Kleidung, Vermeiden des oft in Sommernächten ſtark fallenden Thaues, Aufſuchen einer Wohnung, die die Wahl des Aufenthaltes nach verſchiedenen Himmelsgegenden möglich macht, können vor Nachtheilen ſchützen. Es darf hierbei nicht überſehen werden, daß jene Veränderlichkeit des Klima's durch den ſteten Kampf mit ihren Nachtheilen für die Eingebornen zugleich den Vortheil herbei führt, daß ſie ihre Widerſtandskraft von früheſter Jugend an ſtets üben müſſen, und dadurch einen höheren Grad von Energie erreichen. Dieſer weſentliche Vortheil iſt ſchon von alten Schriftſtellern auf den größeren Theil von Europa ausgedehnt worden. Sie ſuchten hierin das moraliſche Uebergewicht der Europäer über die Aſiaten und Afrikaner, wie ſich jenes, wenn es richtig geleitet wird, ſchon früh herausſtellte. Wenn man zugleich erwägt, daß die Bewohner der Gebirge in dieſer Hinſicht, namentlich in Bezug auf kriegeriſchen und Freiheits-Sinn, meiſtens den Vorrang vor den Bewohnern der Ebene behaupten, ſo wird man ſich um ſo eher geneigt fühlen, die Wahrheit jener Behauptung anzuerkennen. Von den Gebirgs-Rumänen wurde Aehnliches ſchon oben angeführt. — Ich habe mich bemüht, die Iſothermen-Curven für die verſchiedenen Monate des Jahres unter Zugrundelegung der beiden

*) Beiträge zu einer ſtatiſtiſch-hiſtoriſchen Beſchreibung des Fürſtenthums Moldau. Hermannſtadt, 1805. I. Th. S. 22.

Tafeln festzustellen, welche Hr. Dove seinem trefflichen Werke*) zu ähnlichen Zwecken beigegeben hat. Indessen ist das Material, welches sich aus den bisher in den Fürstenthümern angestellten thermometrischen und barometrischen Beobachtungen entnehmen läßt, ein so wenig genügendes, auch die Unsicherheit, welche aus häufig vorkommenden Abweichungen hervorgeht, eine so bedeutende, daß ich es nicht wagen durfte, das Resultat dieser Arbeit zu veröffentlichen. Man muß wünschen, daß bei der gegenwärtigen Neugestaltung der Dinge, von Seiten der Ministerien des Cultus den Beobachtern die öffentliche Unterstützung zu Theil werden möge, welche bisher gänzlich fehlte. Die verdienstlichen Arbeiten auf diesem Felde, welche einige Privatmänner lieferten, sind von Hrn. Reigebaur**) veröffentlicht worden. Aus diesen geht u. A. hervor, daß die Abweichung der Magnetnadel zu Bukarescht am 3. Juni 1846 10° 15′ 58″ und zu Jassy 9½° westlich betrug. — Wenn man sich erinnert, daß die Wärme der Atmosphäre bei dem Ansteigen aus der Ebene gegen die Erderhöhungen im Mittel für 750 Fuß um 1° R. sinkt***), so wird man annähernd im Stande sein, über die Temperaturen ein Urtheil zu fällen, welche sich auf die in den Karpathen gelegenen Orte geltend machen. Einige Höhebestimmungen für die Spitzen der Karpathen sind oben bei Ungarn mitgetheilt worden. Der beträchtliche Theil der Karpathen, welcher die Moldau und Walachei gegen Nordosten, Nord und Nordwest umgränzt, trägt zwar nicht jene mit ewigem Schnee bedeckten Erhebungen; doch pflegt derselbe auf dem im Norden der Moldau gelegenen Tschacklo gewöhnlich bis zum Juli liegen zu bleiben, und Aehnliches findet in dem Gränzgebirge zwischen der Walachei und Siebenbürgen hier und da Statt. — Die von der Moldau aus direct über die Karpathen führenden Engpässe lassen sich nur unter noch größeren Beschwerden passiren, als dies schon von der Straße bemerkt wurde, die von der Walachei aus nach Siebenbürgen führt. Sobald der Winter die Schifffahrt auf der Donau gehemmt hat, sieht man sich deshalb in Jassy genöthigt,

*) H. W. Dove, die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde. Berlin, 1852. Charte I und II.

**) A. a. O. S. 86.

***) S. Dove, a. a. O. S. 6.

bei Reiſen, die nach Nordoſt, Nord und Nordweſt führen ſollen, die anſehnlichſten Umwege nicht zu ſcheuen, um das Gebirge zu vermeiden. — Jaſſy bietet eine Erhebung von 427′ über dem ſchwarzen Meere dar, liegt alſo etwa 200′ höher als Bukareſcht. Man ſollte hieraus vermuthen, daß es nicht ſchwer fallen dürfte, den Gewäſſern von Jaſſy einen bequemen Abfall gegen die Donau hin zu verſchaffen und ſeinen 70,000 Einwohnern dadurch eine reinere Atmoſphäre zu gewähren. Dies müßte um ſo leichter ſein, als der Pruth nur zwei Stunden öſtlich von der Stadt vorüber fließt. Schon Dr. Andr. Wolf*) empfahl, mittelſt Durchführung des Sereth durch den See Baglui, welcher ſich in jedem Sommer zu einer ſtinkenden Pfütze umwandelt, den Gewäſſern eine wohlthätige Strömung zu verſchaffen. Hierin iſt den Bewohnern von Jaſſy ſchon vor vielen Jahrhunderten Empedokles mit gutem Beiſpiele vorangegangen, indem er bei Selinunt einen Fluß durch den dortigen Sumpf leitete, um deſſen lebensgefährliche Ausdünſtungen weg zu ſchaffen; — ſelbſt von Herkules ſagt die Mythe, daß er durch Ableitung des Alpheus ſchon eine böſe Epidemie bemeiſtert habe. Aber die Sorge um das phyſiſche Wohl der Bewohner iſt zur Zeit noch nicht ſo weit gediehen, daß man ſich um dergleichen Dinge ſollte bekümmert haben. Der Baglui und das kleinere Flüßchen Cacaina, welche neben und durch die Stadt fließen, zeigen verſumpfte Ufer und erſterer Fluß bildet dicht neben der Stadt den eben erwähnten verſumpften See. So ſind die Gewäſſer beſchaffen, denen die geſammten Auswurfsſtoffe der Stadt, zugleich die Leichname von Katzen und Hunderten herrenloſer Hunde überliefert werden. Ein Straßenpflaſter welches wirklich dieſen Namen verdient hätte, beſtand vor Kurzem noch gar nicht, und gut gekleidete Menſchen vermochten deshalb nicht, die Straßen von Jaſſy zu Fuße zu paſſiren. Jüngſt ſoll nun, unter Verwaltung des Hrn. Vogorides, etwas für die Straßen und Brücken der Stadt geſchehen ſein, um die aus früherer Zeit her beſtehenden ſchwachen Anfänge der Art weiter auszudehnen. Hr. Dr. Negura**), der ſeine Studien zum Theil auf

*) A. a. O. S. 19.

**) De febri moldaviensi. Diss. inaug. Berolini, 1856. pag. 9—10.

der Akademie zu Jassy gemacht hat, schildert den winterlichen Straßenkoth Jassy's, sowie den gänzlichen Mangel an Straßenpolizei, noch aus der neueren Zeit auf eine für das dortige Regiment möglichst beschämende Weise. Verbesserungen müßten sich um so leichter ausführen lassen, als die Lage der Stadt eine amphitheatralische ist. Ungeachtet die vom linken Ufer des Baglui unter dem Namen des Kopo aufsteigende Anhöhe vollkommen baumlos ist, auch sich in der Umgegend der Stadt noch kein Bedürfniß an Gärten und Landhäusern kund gegeben hat, so soll durch jene Lage doch aus der Ferne her eine malerische Wirkung von der aufsteigenden Häusermasse bewirkt werden, der das Innere des Ortes freilich nicht entspricht. — Daß man die Sumpf-Ausdünstungen in diesen Ländern, ihrer Schädlichkeit nach, sehr wenig zu würdigen weiß, geht schon daraus hervor, daß neben den vielen von der Natur gegebenen Sümpfen auch noch künstliche neben jedem Landgute und Kloster durch die fast nie fehlenden Fischteiche hinzugefügt werden, an deren Reinigung oder Entsumpfung Niemand denkt. Neben der ungewöhnlichen Veränderlichkeit seines Klima's, sind es noch in viel höherem Grade die bösen Ausdünstungen, aus diesen Sümpfen und aus Grabesstätten, welche der Gesundheit aus fremden Ländern Ankommender Gefahr drohen. In dieser Hinsicht ist das an die Moldau abgetretene Stück Bessarabiens ein wahres Danaer-Geschenk. Der durch diesen Landtheil verlaufende Kilia-Arm der Donau hat großentheils so versumpfte Ufer, daß in ihnen kaum ein Pfahl festen Grund findet, an den man ein Schiff befestigen könnte, die meisten Dörfer aber längst von ihm verschwunden sind. Die menschenverheerenden Kriege, deren Schauplatz diese Länder ungemein häufig, so weit die Geschichte rückwärts reicht, gewesen sind, die mörderischen Epidemieen, welche mit ihnen stets Hand in Hand gingen, haben unzählige Begräbnißplätze geschaffen, leider meistens in der Nähe der menschlichen Wohnungen, auf denen viele Tausende menschlicher und thierischer Gebeine nahe unter der Oberfläche, bleichen. Man erkennt sie oft nur an dem auffallend üppigeren Graswuchs, der ihre Bodendecke ziert. Die russischen Truppen fanden, wenn sie bei strenger Jahreszeit Erdgruben anlegten, um sich gegen die Unbilden der Witterung besser zu schützen, auch wohl um Brod darin zu backen, daß nicht selten menschliche Gebeine aus den Wänden dieser Gruben hervorragten. Nun ist

es bekannt, daß das Aufwühlen von alten Begräbnißplätzen mitunter schon bösartige Krankheiten veranlaßt hat. Es kommt hinzu, daß, wenn auch heutiges Tages die Begräbnißplätze außerhalb der Städte und Dörfer angelegt werden, dies doch immer noch in viel zu unmittelbarer Nähe bei den Lebenden geschieht. Hierin ist ein abermaliger Grund für das häufige Entstehen epidemischer Krankheiten zu suchen. So lange die beiden Hauptstädte nicht aufhören, durch den ekelhaften Schmutz und Koth ihrer Gassen und Straßen böse Beispiele zu geben, wird man von den Bewohnern des flachen Landes kaum erwarten dürfen, daß sie sich in ihrer Heimath der Reinlichkeit befleißigen sollten. Sehen doch die Männer, welche des Landes Geschick regieren, dort mit Gleichmuth auf den Koth herab. — Wollte man die in den reichen Ebenen mangelnden Arbeitskräfte durch Colonisten aus andern Ländern her zu vermehren suchen, so dürfte es gerathen sein, sie aus den Ebenen Ungarns, des Banates und Slavoniens, womöglich, herbei zu ziehen, da in diesen Ländern die Bodenverhältnisse mit den hiesigen große Aehnlichkeit haben und die stets namhafte Opfer fordernde Acclimatisation somit umgangen werden könnte. Colonisten aus höher gelegenen Ländern würde man nur hoffen dürfen, auf das dem Fuße der Karpathen zunächst gelegene Hügelland mit nachhaltigem Vortheile ansiedeln zu können, was namentlich für die Deutschen Geltung haben wird.

Eigenthümliche Krankheiten. — Unter den aus den Eigenthümlichkeiten des Bodens hervorgehenden Krankheiten zeichnet sich das Sumpf-Wechselfieber besonders aus. In der Nähe der zahllosen Sümpfe verschwindet es mitunter das ganze Jahr hindurch nicht. In der Regel tritt es jedoch im Frühling schwächer auf, um im Laufe des Sommers, besonders des Spätsommers, an Macht zu gewinnen. Gegen den Herbst hin pflegt es den gallichten Charakter anzunehmen, und wird dann um so gefährlicher. Die Bewohner des gebirgigten Theiles des Landes kennen diese Plage kaum; nur in einzelnen Jahren steigt sie bis zu den Vorhügeln der Karpathen in die Höhe.

Mit dem Namen des walachischen oder moldauischen Fiebers, der walachischen Seuche, hat man seit langer Zeit ein anhaltendes Fieber bezeichnet, welches in allen seinen Erscheinungen den sogenannten ungarischen Fiebern ganz nahe steht.

Auch hier besteht ein ungemein heftiger Kopfschmerz, der schon die erste Periode, wie bei jenem bezeichnet; in der zweiten Periode folgen anhaltende Delirien. Alles deutet darauf hin, daß in diesen Stadien eine Blutüberfüllung in den Gefäßen der Hirnhäute vorhanden sein müsse, die sich schnell bis zur erethischen Entzündung steigert. Letzterer folgt gewöhnlich bald eine überhand nehmende lähmungsartige Kraftlosigkeit im Bewegungs-Apparate, die ihren Grund in Ausschwitzungen aus den Häuten des Gehirns, oft auch des Rückenmarkes, hat, indem diese Druck auf die Centra des Nervensystems ausüben. Hierin ist es auch wohl zu suchen, daß, wie in Ungarn, dabei die Frequenz des Pulses ziemlich mäßig bleibt, womit sich eine Gleichförmigkeit des Herzschlages zu verbinden pflegt. Dr. Andr. Wolf, der in seinem Werke sich als erfahrner, vorurtheilsfreier Practiker allenthalben kund giebt, versichert, daß, wo es ihm möglich gemacht worden sei, im ersten Stadium des Fiebers, also möglichst früh, Brech- und auflösende Mittel, im Stadium des Collapsus aber China und Wein zu reichen, er selten einen Kranken verloren habe. Doch habe er auch bei dieser Krankheit nie Blut entleert*).

Hr. Dr. Witt**), hat in den Jahren 1828—29 die ihm reichlich dargebotene Gelegenheit, den Charakter der Krankheiten des Landes zu studiren, trefflich benutzt. In seiner Stellung als Chef-Arzt eines russischen Armee-Corps mußte er sich freilich hierzu aufgefordert fühlen. Er erklärt die sogenannte „walachische Seuche" für einen contagiösen Typhus, der aus der epidemischen Constitution und den weit verbreiteten miasmatischen Effluvien des Landes hervorgegangen, leicht einen hohen Grad von Bösartigkeit erreicht. Die höheren Grade dieser Bösartigkeit, der rasche Verlauf und die dringende Lebensgefahr, welche das Uebel charakterisiren, treten nicht blos hier, sondern überhaupt im Südosten von Europa ungleich häufiger als im Westen und Norden hervor, — ein Umstand, der mit dem Klima und den Boden-Verhältnissen in unzertrennlichem Zusammenhange steht. — Zu den höheren Graden des walachischen Fiebers gesellen sich oft Blutunterlaufungen unter der Haut (Pe-

*) A. a. O. S. 195.

**) Ueber die Eigenthümlichkeit des Klima's der Walachei und Moldau. A. d. Russischen. Leipzig und Dorpat, 1844. S. 8 u f.

techien), und Drüſenanſchwellungen in der Leiſtengegend (Bubonen). Der letztere Umſtand hat, beſonders in früheren Zeiten, weſentlich dazu beigetragen, daß fremde, mit der Natur dieſer Krankheit nicht vertraute Aerzte ſie für die orientaliſche Peſt gehalten haben. Ob dieſe letztere in früheren Jahrhunderten nicht etwa wirklich bis zu den Fürſtenthümern aufgeſtiegen ſein ſollte, läßt ſich gegenwärtig mit Sicherheit nicht nachweiſen, iſt aber doch ſehr wahrſcheinlich. Nach Dr. Andr. Wolf*) wurde ſie ehedem ſtets nur durch Türken und Griechen von Conſtantinopel her mitgebracht. Hr. Dr. Witt hat ſich aber das weſentliche Verdienſt erworben, gründlich nachgewieſen zu haben, daß die zu ſeiner Zeit mit Recht gefürchtete orientaliſche Peſt weder hier noch in Rumelien aufgetreten ſei. Er ſtützt ſich zum Theil auf das gleichlautende Urtheil des vielerfahrenen Hrn. Dr. Grunau in Bukareſcht**), welcher verſichert, daß im Jahre 1813 an einer ſolchen peſtartigen Krankheit allein zu Bukareſcht 40,000 Menſchen ſtarben, und nach Alledem, was ich in dieſen Ländern perſönlich, theils auch durch Unterhaltung mit dortigen Aerzten erfahren habe, weiſt mich darauf hin, Hrn. Dr. Witt hierin vollkommen beizuſtimmen. Die letzterwähnte Krankheit hat Hr. Dr. R. Grohmann***) damals freilich für die orientaliſche Peſt erklärt. Nach ihm brach ſie im Monat Juni 1813 zu Bukareſcht aus und endigte ſich erſt in den Monaten Mai und Juni des darauf folgenden Jahres 1814. In der von 80,000 Einwohnern bevölkerten Stadt wurden gegen 23—25,000 Menſchen ein Opfer dieſer Seuche. — Aller Wahrſcheinlichkeit nach wurde ſie durch das zahlreiche Gefolge der Griechen, die mit dem Fürſten Karadſcha in den Monaten Januar und Februar ankamen, aus Conſtantinopel in die Walachei eingeführt und kam nur erſt dann zu einem wirklichen Ausbruch, als eine für die Verbreitung günſtige Witterung und andere begünſtigende Umſtände eingetreten waren. Die ehedem nicht ſelten aus Afrika nach Conſtantinopel u. ſ. w. eingeſchleppte orientaliſche Peſt iſt während der letzten

---

*) A. a. O. S. 207.

**) A. a. O. S. 23 u. f.

***) Beobachtungen über die im Jahre 1843 herrſchende Peſt in Bukareſcht. Wien, 1816. S. 1.

Decennien glücklicherweise in Europa so selten geworden, daß, wer sie studieren will, sich wird entschließen müssen, ihre Geburtsstätte, Afrika, zu besuchen. So oft aber der im Gefolge kämpfender Heere fast niemals ausbleibende Kriegs-Typhus ein Bündniß eingegangen ist mit dem moldo-walachischen oder ungarischen Fieber, so oft ist daraus auch eine pestartig verheerende Krankheit hervorgegangen, die an Bösartigkeit und Lebensgefährlichkeit der orientalischen Pest wenig nachgab. Hr. Dr. Witt beobachtete im Sommer 1829, als nach einem sehr strengen Winter und einem ungewöhnlich kalten Mai plötzlich große Hitze eingetreten war, in diesen Ländern einen apoplektischen Cerebral-Typhus, der die meisten von ihm Ergriffenen wegraffte. Als im Jahre 1769 der russische General v. Schtoffel Giurgewo eingenommen und der Plünderung Preis gegeben hatte, folgte den hiermit verbunden gewesenen Gräueln die Strafe auf dem Fuße. Es verbreitete sich nämlich bald unter den russischen Truppen ein pestartiges Fieber, welches sie nach Bukarescht und Jassy, späterhin selbst bis nach Moskau begleitete und auf diesem langen Zuge nicht nur vielen Soldaten mit ihrem Generale, sondern auch Tausenden friedlicher Einwohner das Leben kostete*). Es würde leicht sein, ähnliche beklagenswerthe Ereignisse, die sich hier nur zu oft ergeben haben, geschichtlich zu vervielfältigen, wenn dies dem vorschwebenden Zwecke nicht widerstrebte. Die auf uns gekommenen Mittheilungen der Art sprechen mehr oder minder deutlich, wo sie die Erscheinungen des Fiebers darstellen, von denselben charakteristischen Merkmalen des Uebels, welche oben bereits angegeben worden sind, und die keinen Zweifel darüber zulassen, daß man es hier mit der Krankheit zu thun hat, welche die Aerzte „Cerebro-Spinal-Typhus" genannt haben. Die an Local-Verhältnisse gebundene, mit diesem Typhus zugleich auftretende Hinneigung zur Entmischung des Blutes und der Lymphe fügt aber dem höher potenzirten Uebel jene Erscheinungen von Blutflecken der Haut und von Anschwellungen der Drüsen in den Leisten und Achseln hinzu, die man ehedem für genügend hielt, um dasselbe für die „orientalische" oder „Bubonen"-Pest zu erklären. Hr. Dr. Witt fand in der russischen Quarantäne zu Hirsowa damals achtundzwanzig solcher Unglücklicher, welche man auf das

*) S. Samoilowitz über die Pest. Leipzig, 1785. S. 7.

bloße Steinpflaster eines Zimmers, nur in ihrem Hemde und Mantel gehüllt, gelagert hatte, damit nicht etwa durch untergelegtes Stroh oder Bettzeug die Pest um so leichter ausgebreitet würde*).

Die aus einer leichtsinnigen Verwechselung der erwähnten typhösen Fieber mit der orientalischen Pest für ganze Völkerschaften hervorgegangenen Nachtheile waren so lebensstörend, daß man nicht genug zur möglichsten Vorsicht bei der Feststellung der Natur der jedesmaligen Krankheit auffordern kann. Wer die Angst und Noth kennen lernen will, welche noch im Jahre 1824 die Furcht vor der Pest unter die Einwohner von Pera verbreitete, der mag Hrn. [illegible]**) [illegible] lesen. Er beschreibt die ängstlichen Vorkehrungen, welche man damals gegen die Pest anwendete, die dort — der damals herrschenden Meinung zu Folge — niemals verschwand. Man verwahrte sich durch Räucherungen, Waschungen, [illegible], besonders aber durch ununterbrochene Angst vor dem unsichtbaren Feind wahrhaft das Leben. Auch 1856 soll die Pest an einigen Orten vorhanden gewesen sein, die mit [illegible] in [illegible] stehen; aber kein Mensch dachte an [illegible] irgend ein Schutzmittel dagegen anzuwenden. Und diese [illegible] schützte gewiß mehr dagegen als die früheren Räucherungen.

[illegible] in der Form von Schuppen und [illegible]. Die [illegible] Syphilis [illegible]. Unter den Zigeunern und den in [illegible] der niedrigsten Klassen [illegible] Elephantiasis [illegible] dazu un- [illegible] des Preises [illegible] Früchte, [illegible] Knoblauch, [illegible]. Hr. Dr. [illegible] Fälle [illegible] sein mag, [illegible]. — Den

---

* [illegible]

** [illegible]

[illegible] Pellagra [illegible]

Kropf will Hr. Bellanger*) in den tiefen, kalten und feuchten Thaleinschnitten der Karpathen angetroffen haben. Die Blattern wüthen unter den Kindern am meisten, die in kleinen engen Häusern aufwachsen müssen, welche in der Nähe von Sümpfen z. B. vom Baglui bei Jassy liegen. Das Volk wähnt den Pocken durch Einsalzen der Neugebornen vorbauen zu können, d. h. man bestreut den Körper der armen Kleinen von oben bis unten — nutzlos — mit Kochsalz. Doch beförderte auch schon Fürst Alex. Moriſi das Einimpfen der Kuhpocken. Masern und Scharlach sollen selten sein. Die meisten Länder haben bekanntlich Volksmittel gegen die fallende Sucht; in den Fürstenthümern die Blüthen von Anchusa officinalis oder eine Tinktur aus den frischen Blumen der Campanula rotundifolia. Die englische Krankheit (Rhachitis) ist selbst in den Bojaren-Familien so häufig, daß gewöhnlich unter fünf Kindern eines daran leidet. Dasselbe ist mit den Scrofeln der Fall. Beide hält Dr. A. Wolf für eine Folge der Säfteverderbniß der beiden Eltern, die ungemein häufig an bösartigen Schleimflüssen leiden; in dieser Meinung folgt er seinem Vorgänger Hufeland. Auch der Bandwurm fehlt nicht, und Hernien machen zahlreiche Individuen zu schweren Arbeiten untüchtig. Im Allgemeinen kann man schließlich hinzufügen, daß die Lebensweise der Moldo-Walachen sie zu krankhaften Affectionen des Venen- und Lymphgefäß-Systems geneigt macht. Hiermit mag auch die fahle Gesichtsfarbe Vieler in Zusammenhang stehen, von welcher das dunkle Auge um so auffallender absticht. Rothe Wangen sieht man selbst auf dem Lande selten; früh schon erschlaffen die Gesichtszüge, oder werden ausdruckslos, wovon indessen rühmliche Ausnahmen vorkommen.

Der Theil der Bevölkerung, der das Land bebaut, ist durchschnittlich arbeitsam, ehrlich und würde ohne Zweifel bald eine höhere Boden-Cultur erreichen, wenn man ihm Land als freies Eigenthum übergeben wollte. Seinen eigenen Standes-Genossen, dem höheren Adel, stellt aber Fürst Kantemir**), ein geborener Moldauer, kein beneidenswerthes Zeugniß aus. Er sagt von den

---

*) Le Kéroutza. Paris, 1846. pag. 85.

**) Historisch-geographisch-politische Beschreibung der Moldau. Leipzig, 1771. S. 282 u. f.

Bojaren: „sie sind übermüthig, stolz und zu Händeln geneigt; gegen Vorgesetzte kriechend, gegen höhere Fremde verbindlich, im Mißgeschick sind sie dagegen kleinmüthig, verzagt und ohne Energie; raffinirte List ist ziemlich allgemein, gegen Untergebene aber despotisch, selbst barbarisch; ihr Rachedurst kennt kaum Gränzen.“ Hoffen wir, daß eine liberale Verfassung dem National-Charakter ein edleres Gepräge verleihen werde.

VI.

Bulgarien und ſeine Bewohner. — Ruſchtſchuk und die Hochebene. — Kasgrad. — Schumla. — Der Dewnos-See. — Varna.

Da die Unterſuchung eines Theils Bulgariens, namentlich des nördlichen Abhanges des Balkans, ſoweit die letzten Kriege es berührt hatten, im Reiſeplane lag, ſo wählte ich Ruſchtſchuk, den Sitz des türkiſchen Gouverneurs, damals Said Paſcha, zum Eintritte in das türkiſche Gebiet. Am 5. September Morgens befand ich mich ſchon früh am Ufer von Giurgewo, um eine Barke zur Ueberfahrt zu miethen. Aber ein ſturmähnlicher Wind aus Nordweſt vereitelte anfänglich mein Unternehmen; es fand ſich kein Barkenführer willig. Erſt um 8 Uhr, als der Wind etwas nachgelaſſen hatte, gelang es mir, den Kapitain eines öſterreichiſchen Handelsſchiffes, welches am Ufer lag, dahin zu bringen, daß ſeine Barke, mit drei Ruderern und einem Steuermann ausgeſtattet, mir zur Dispoſition geſtellt wurde. Es war eine ziemliche Kraftanſtrengung nöthig, um die Oſt-Spitze der früher erwähnten langen Donau-Inſel zu umſchiffen, von der oben ſchon die Rede geweſen iſt. An dieſem Tage weidete ſpärliches Vieh auf ihr; ein menſchliches Weſen wurde jedoch nicht ſichtbar. Zahlreiche Erdſchwalben hatten in die oberflächlichen Schichten des Bodens der Inſel tief eindringende Gänge gebohrt; die tieferliegenden, dem Wellenſchlage ausgeſetzten Schichten waren augenſcheinlich vermieden. Bei hohem Waſſerſtande wird ſie zuweilen überfluthet, wie dies 1855 während des Krieges geſchah. Meine Ruderer benutzten die Inſel, indem ſie an deren ſüdlichem Ufer ausſtiegen und die Barke bis zum oberen Ende aufwärts zogen. Sie iſt eine halbe Stunde lang und am oberen Ende merklich breiter als am unteren. Oberhalb dieſer großen liegt noch eine ganz kleine, befeſtigte Inſel dicht am linken

Ufer. — Auch dem Hafen von Ruſchtſchuk gegenüber war bei dem gegenwärtigen, niedrigen Waſſerſtande eine Sandbank zum Vorſchein gekommen, deren Umfang nicht ganz unbedeutend iſt. — Die Ueberfahrt hatte über eine Stunde Zeit in Anſpruch genommen, was bei dem ſcharfen Nordweſtwinde eben nicht angenehm war. Die in der Nähe des Ufers liegende öſterreichiſche Dampfſchiffs-Agentie war mir hülfreich. Man ſchaffte mir einen Wagen, der mich zunächſt zu dem preußiſchen Vice-Conſul, Hrn. Dr. Kaliſch, und als ich dieſen nicht im Hauſe fand, zu dem Gaſthauſe von Manfredi brachte, welches mir als das am meiſten für Chriſten in Ruſchtſchuk brauchbare bezeichnet worden war. Das dargebotene Kämmerlein war freilich mehr als einfach; es enthielt nichts als die nackten Wände und eine Feldbettſtelle mit harter Matratze; ein Rohrſtuhl wurde nachträglich herbeigeholt. Der Schmutz im Hauſe übertraf den, über welchen in Unter-Italien ſo vielfach geklagt wird, womöglich noch. Die Gaſtwirthſchaft, in der man nach der Karte ſpeiſte, ſchien verpachtet zu ſein. Die in Ruſchtſchuk bei dem Telegraphen-Dienſte, bei der Dampfſchifffahrt u. ſ. w. angeſtellten Fremden verſammelten ſich hier regelmäßig.

Ein dienſtfertiger, exilirter Ungar führte mich in eine türkiſche Barbierſtube, deren Inhaber, außer dem Raſiren, es nicht verſchmähte dem Chriſten nach Landesſitte auch das Haupt zu waſchen. Die Figur des alten Türken mit ſeinem langen, weißen Bart war maleriſch. Ein Knabe machte den Adjutanten. Renouard de Buſſière*) beſchreibt eine ſolche türkiſche Barbierſtube in ihrer kleinſten Ausſtattung trefflich. Jedenfalls könnten die meiſten unſerer weſt-europäiſchen Barbiere hinſichtlich der ſorgſamen Behandlung der Haut hier noch Vieles lernen.

Hr. Dr. Kaliſch kam mir hernach mit ſeinem Beſuche zuvor und erwies ſich mir während meiner Anweſenheit überhaupt ſo gefällig, daß ich mich verpflichtet fühle, meinen Dank hierfür öffentlich auszuſprechen. Er führte mich zunächſt in ſein Haus ein, ſorgte für den türkiſchen Paß und außerdem für einen Ferman, durch den mir auf der Weiterreiſe eine Gensdarmerie-Escorte geſichert wurde, wo ſie mir nöthig ſcheinen ſollte. Dies ward um ſo leichter erreicht, da Hr. Dr. Kaliſch, der während des letzten

*) Lettres. I., pag. 87.

Krieges als Militärarzt in der türkischen Armee gedient hatte, sich des besondern Vertrauens des General-Gouverneurs Said Pascha erfreut.

Gegen Abend machten wir einen Spaziergang durch einen Theil der Stadt und zwar namentlich durch das vorzugsweise von Bulgaren bewohnte, nach Osten gelegene Viertel. In einer türkischen Droguerie-Handlung fand sich reichliche Gelegenheit, die hier vorherrschende, leichtsinnige Unordnung kennen zu lernen. Eine Reihe nebeneinanderstehender, geöffneter Säcke ließ ihren Inhalt von außen sogleich erkennen. Ein Sack mit weißem, gestoßenen Zucker befand sich freund-nachbarlich neben anderen, die mit weißem Arsenik, mit Bleizucker u. s. w. gefüllt waren. Die Straßen von Ruschtschuk haben in den letzten Jahren ein Pflaster erhalten, welches freilich zur Zeit noch unter jeder Kritik steht. Doch — aller Anfang ist schwer, und besonders hier zu Lande. Und das Verdienst des Hrn. Dr. Kalisch, der wesentlichen Antheil an ihnen hat, ist darum kein geringeres. Ein Durchwandern dieser Straßen hinterläßt den traurigsten Eindruck. Die große Mehrzahl der Einwohner, die man im Jahre 1856 auf 24—25,000 schätzte, besteht nämlich aus Türken. Die Häuser dieser letzteren bieten nach den Straßen hinaus nichts als eine geschlossene, nackte Wand dar, deren Lehmbewurf meistens nicht einmal übertüncht ist. Die in Constantinopel so häufigen, hölzernen Gitter, hinter welchen verborgen die weiblichen Hausbewohner auf die Straße schauen können, fehlen hier fast ganz; der Harem, in welchem der möglichste Luxus entfaltet wird, öffnet sich nur nach dem Hofe, von welchem aus häufig einige grüne Bäume über die Mauern hervorragen. Alle bürgerlichen Geschäfte werden dagegen in völlig vom Hause getrennten, offenen Boutiquen betrieben, die reihenweise, mehrere unter demselben Ziegeldache, stets einstöckig, ganze Straßen rechts und links einnehmen. In diesen sieht man den Schneider, Schuster u. s. w. arbeiten, in ihnen rasirt der Barbier seine Kunden frei öffentlich, Früchte, Materialwaaren, Kleiderstoffe ꝛc. werden feilgeboten. — Die Moscheen Ruschtschuk's sind ganz einfache, viereckige, ein- oder zweistöckige Gebäude mit rothem Ziegeldach, die Spitzen der Minarets sollen mit Blei gedeckt sein, sind es aber sehr häufig nur mit Weißblech. Die Stadt besitzt einen viereckigen Glockenthurm, der nach alter Sitte mit seiner Glocke die 24 Stunden des

Tages anzeigt. Weitläuftige türkiſche Kirchhöfe befinden ſich innerhalb der Wälle und nehmen einen anſehnlichen Theil des Bodens ein. Die ſtrenge Vorſchrift befiehlt, die Gräber heilig zu halten, und ſo werden hier nach und nach die Lebenden von den Todten verdrängt. Zahlreiche, ſchmale, aufrechtſtehende, etwa 3′ hohe Grabſteine, enthalten, wenn der Begrabene ein männliches Individuum war, auf dem oberen, etwas breiteren Ende einen roh geſchnitzten Turban, die der weiblichen Individuen entweder einen Schmuck von Federn oder Blumen, ebenſo roh, oder entbehren auch jedes Abzeichens. Auf einem ſchmalen Bande, welches etwas ſchräg läuft, findet ſich eine längere Inſchrift eingeſchnitten. In letzterer Hinſicht bemerkt man eine große Gleichmäßigkeit auf türkiſchen Kirchhöfen, bis nach Aſien hinein, ſoweit ich ſie geſehen.

Die Minderzahl der Einwohner beſteht hauptſächlich aus Bulgaren, nächſt ihnen aus Griechen, aus Armeniern und wenigen katholiſchen und evangeliſchen Chriſten. Die Geldgeſchäfte ſcheinen vorzugsweiſe Armenier zu betreiben; bei einem derſelben wechſelte ich die erforderlichen türkiſchen Silbermünzen ein, wobei ich namentlich ſcharf geprägte türkiſche Thaler empfing. Der Banquier erſchien, ſehr anſtändig, in weſteuropäiſcher Kleidung; er ſprach italieniſch und franzöſiſch.

Die Zahl der herrenloſen Hunde iſt viel anſehnlicher, als in Bukareſcht; ſie ſchlafen am Tage ungehindert mitten auf der Straße, benehmen ſich aber auch gegen ihren Freund, den Menſchen, ſehr beſcheiden. Dieſer läßt ſie deſſen ungeachtet ſo hungern, daß ſie, wie Hr. Kaliſch verſicherte, bisweilen in die Weinberge laufen und ſich an Trauben ſatt freſſen. Dieſen ſtellen hier ferner große Schwärme von Staaren und andern Vögeln viel mehr nach, als dies im Weſten der Fall iſt. Uebrigens hatten ſie am 6. September noch nicht ihre vollſtändige Reife erlangt. Man zieht rothen und weißen Wein, der bei gehöriger Sorgfalt die Mühe ohne Zweifel belohnen würde; erſterer iſt vorzuziehen, es fehlt ihm nicht an Feuer. Man färbt ihn mit dem dunklen Safte der ſchwarzen Beeren eines hier allenthalben wild wachſenden Sambucus tiefer roth und behauptet, daß er dadurch zugleich ſüßer und milder werde. Mandeln und Wallnüſſe, Pfirſiche, ſüße Melonen, Granatäpfel, Liebesäpfel, Solanum Melongena (bräunlich-violette, ziemlich anſehnliche Früchte), werden in großer Menge im Freien gezogen.

Die Melonen sind spottwohlfeil, man füttert das Vieh damit; ich fand sie jedoch unsern Zuckermelonen nicht ebenbürtig; sie sind größer und weniger gewürzig. Ebenso waren die Kartoffeln, die ich in Ruschtschuk bekam, nicht sonderlich. Wassermelonen werden vom gemeinen Volke in Menge verzehrt. Noch mehr ist dies der Fall mit Zwiebeln und Knoblauch in der ganzen Türkei; das scharfe Allium neapolitanum wird hierbei vorgezogen. Das hier gewöhnliche Brod ist dem ähnlich, welches ich in der Folge in der ganzen Türkei gefunden habe, d. h. schwarz, weich, nicht gehörig ausgebacken, auswendig mit einer etwas festeren, dünnen Rinde umgeben; die letztere war für mich allein genießbar. Man giebt diesem Brode die Form eines inwendig offenen Ringes. Es gehört eine wahrhaft türkische Sorglosigkeit dazu, aus dem vortrefflichen Weizen ein so schlechtes, ungesundes Gebäck herzustellen. Ein einziger Bäcker backt für den Pascha weißes Brod; bei ihm muß man ein solches vorher bestellen, wenn man es zu haben wünscht, — wie ich dies zum Reisevorrath that. Harter Zwieback kommt aus Wien, ist aber verhältnißmäßig theuer. Milch und Zucker sind zum Kaffee bei den Türken nicht gebräuchlich. Eine grobe Sorte des Zuckers, welche aus Aegypten kommen soll, ist jedoch in allen Kaffeehäusern zu haben. Milch muß am Abend zuvor bestellt werden, wenn man sie Morgens zu genießen wünscht; ein aus ihr bereiteter Käse ist erträglich. — Der Gastwirth Manfredi, ein Grieche, ließ sich seine kahlen Wände mit einer harten Matratze und einem Vorhängeschloß vor der aus lockeren Brettern zusammengenagelten Thür ungefähr ebenso theuer bezahlen, als ein Hôtel-Besitzer in civilisirten Ländern das eleganteste Wohnzimmer.

Ich nahm auch hier einen Armenier aus Smyrna, Pasquale, auf zwei Monate in meinen Dienst, der die Stelle eines Dolmetschers und Bedienten zugleich vertreten mußte. Er hatte eine Reise durch den ganzen Balkan und die Dobrudscha mit dem österreichischen General v. Hauer gemacht, der hier zum Zwecke topographischer Aufnahmen reiste, zur Zeit, als man einen Kanal von Rassowa nach Küstendsche zu graben beabsichtigte. Auch war er 2 Jahre lang Dragoman bei der türkischen Gesandtschaft in Berlin unter Kiamil Pascha, 1838—40 gewesen und sprach vollkommen gut türkisch, deutsch, neugriechisch, armenisch, außerdem gebrochen italienisch und französisch. Seine Familie be-

fand sich in Constantinopel, wo er auch preußischen Artillerie-Offizieren bei ihrem Unterrichte in der Militärschule als Dolmetscher gedient hatte. Ein solcher, jedem der Landessprachen unkundigen Fremden unentbehrlicher Mann, ist nicht immer so unterrichtet zu finden, als mir dies geglückt war; auch mußte ich ihm monatlich 50 Thlr. Preuß.-Cour. zahlen; die mir von ihm bis Constantinopel geleisteten Dienste kann ich nur loben; hier aber knüpfte er mit der Artillerie-Schule die früheren Verbindungen wieder an und kürzte den mit mir geschlossenen Contract einseitig ab. — Im Allgemeinen sind die Leute, welche im Oriente eine solche Bedienung zum Lebensgeschäfte gemacht haben, zuverlässig; Ausnahmen kommen indessen vor. Man wird deshalb wohlthun, den Contract mit ihnen im Beisein eines Consular-Beamten oder doch eines angesessenen, achtbaren Einwohners abzuschließen. Die über ähnliche, frühere Dienste empfangenen Zeugnisse, welche diese Männer oft in allen europäischen Sprachen besitzen, sollten vorher aufmerksam durchgesehn werden. So kurz sie zu sein pflegen, so läßt doch der Total-Eindruck, welcher aus ihrem verschiedenartigem Inhalte erwächst, ein ungefähres Bild ihres Inhabers hervorgehn.

An einem Nachmittage fand eine Spazierfahrt nach einem westlich von Ruschtschuk gelegenen, großen Garten des Hrn. Dr. Kalisch (mit voraufreitenden, bewaffneten Kawassen —), in eleganter Wiener Equipage Statt. Aus einem einfachen Pavillon dieses Gartens genießt man die volle Aussicht über Ruschtschuk in das fern gegenüberliegende Giurgewo. Hierbei wurde ich denn auch zuerst bequemer die vielen Minarets gewahr, deren ich 16 zählte. Hr. Hackländer*) sah dagegen im Jahr 1840 hier 29 Minarets, die während des Ramasan's beleuchtet waren. Ebenso fielen mir die zahlreichen Fruchtbäume auf, die aus den Höfen der einzelnen türkischen Häuser hervorragen. Leider war es sehr windig und dadurch kühl. Beim Zurückfahren passirten wir den weißen und den schwarzen Lom, zwei westlich von Ruschtschuk sich in die Donau ergießende Flüßchen, die gegenwärtig beinahe ausgetrocknet waren und sehr schlammig aussahen. Eine kleine Flotille, die im Kriege thätig war, liegt jetzt theils im Lom, theils im Donau-

*) Daguerreotypen. Aufgenommen auf einer Reise im Orient. Stuttgart, 1842. S. 50.

hafen, der dadurch entsteht, daß das Donauufer vor dem westlichen Theile der Stadt eine ziemlich geschützte Ausbuchtung bildet.

Meine Abreise nach Schumla hatte ich auf den Morgen um 5 Uhr durch mündliches Uebereinkommen mit dem Fuhrmann festgestellt. Indessen erschien der Wagen, trotz wiederholter Aufforderungen, nicht vor 8 Uhr. Ebenso kamen statt der bedungenen drei Pferde deren nur zwei, — unter nichtssagenden Ausflüchten. Auch führte mich der Besitzer des Fuhrwerks persönlich nur bis an das Thor, um mich dann seinem Knechte zu überlassen. Es bestand aus einem vierräderigen Korbwagen, der auf den hölzernen Achsen lag. Ein Strohlager vertrat die Stelle des Sitzes, und meine Effecten mußten zur Unterstützung des Kopfes dienen. Die Ursache der späten Abfahrt wurde mir Abends klar, als wir das festgesetzte Ziel, die kleine Stadt Rasgrad, nicht erreichten, vielmehr nach eingebrochener, tiefer Dunkelheit eine Stunde vorher in einem bulgarischen Dorfe die Nacht zubringen mußten. Ohne Zweifel war dem Fuhrmann bekannt, daß ich mich im Besitze eines Fermans befand, der das kostenfreie Unterbringen des Reisenden vorschrieb. Der türkische Fuhrmann suchte für sich und seine Pferde daraus den möglichsten Nutzen zu ziehen, was in einem christlichen Dorfe sehr leicht gelingt, wo man es kaum wagt, sich dem Willen eines Türken zu widersetzen. Für mich selbst ging übrigens der nicht geringe Vortheil daraus hervor, daß mir Gelegenheit geboten wurde, das ländliche Hauswesen der Bulgaren persönlich kennen zu lernen.

Von Ruschtschuk aus führte uns der Weg zunächst 40 Minuten lang eine mäßige Anhöhe hinauf, die jedoch hinreichte, um einen herrlichen Rückblick auf Ruschtschuk, Giurgewo und die dazwischen strömende Donau zu gewähren. — Die Ebene war häufig mit Weingärten und Maispflanzungen bedeckt, zwischen letzteren rangten allenthalben Melonen in die Höhe. Nach einer Fahrt von 1½ Stunden verloren sich die Spuren von Cultur und rechts und links am Wege hatten wir nur struppigen Baumausschlag, aus Eichen, Ulmen, Schwarzpappeln, Weißbuchen und Kreuzdorn zusammengesetzt. Des Menschen zerstörende Hand erlaubt ihnen nicht, zu Bäumen heranzuwachsen. Erwägt man, daß während der letzten Kriege in der Regel Heeresmassen in der Richtung auf Schumla zogen, so kann man sich leicht die weit hinreichende Verwüstung

aller Vegetation erklären. Es verhält ſich mit dieſem Wege ungefähr ſo, wie mit dem zwiſchen Giurgewo und Bukareſcht.

Gegen 12 Uhr hielten wir zu Biſanza am Ak-Lom an, 5 Stunden von Ruſchtſchuk und 7 Stunden von Rasgrad. Der Lom war zu dieſer Zeit faſt ausgetrocknet; eine an ſeinem Ufer ſtehende Waſſermühle zeigte jedoch an, daß er zuweilen dieſe zu treiben im Stande ſein müſſe. In der Nähe dieſes Ortes ſchlängelt ſich der kleine Fluß durch den Einſchnitt eines etwa 200 Fuß hohen Hügels, und in dieſer Gegend ſind ſeine Ufer mit einem Wäldchen bedeckt. — Der Weg bis hieher war vollkommen trocken. Da der Boden aber thonhaltig iſt, ſo muß er bei Regenwetter abſcheulich zu paſſiren ſein. Etwa 4 Fuß hohe, roh behauene Steine bezeichneten hier und da die Richtung. Sie ſollten zur Zeit Sultan Mahomeds geſetzt worden ſein, als dieſer 1837 Ruſchtſchuk beſuchte und man nothgedrungen die Wege durch den Balkan hatte doch etwas beſſern müſſen. Die Telegraphen-Linie verfolgt ganz dieſelbe Richtung. Ich bemerke hierbei, daß die Telegraphenſtangen gegenwärtig den Reiſenden, welche von Ruſchtſchuk nach Schumla oder von letzterem Orte nach Varna gehen wollen, während eines etwaigen Schneeſturmes oder dichten Nebels den ſicherſten Nachweis für die einzuſchlagende gerade Richtung abgeben. Denn bis zu einer eigentlichen Landſtraße hat man es hier noch nicht gebracht. Wenn der Boden von Regen durchweicht iſt, ſo ſucht jeder Fuhrmann den feſteren Boden nach Belieben rechts oder links; eine viertelſtündige Breite des Weges und Irrungen bei ſeiner Benutzung von Seiten der Gegend Unkundiger gehörten darum bisher zu den gewöhnlichen Erſcheinungen.

Gleich nachdem wir Biſanza verlaſſen und den Ak-Lom durch eine ſteinige Furth paſſirt hatten, weil die ſchlechte, hölzerne Brücke zu gefährlich ſchien, zeigte ſich rechts ein angenehmes Wieſenthal, welches den Windungen des Lom folgte, der hier eine zweite Mühle zu verſorgen hat. Weiterhin zog ſich zur Linken des Weges in einiger Entfernung eine mit Eichen bewaldete Hügelkette hin. Das vorher ſchon bezeichnete, aus den Wurzeln längſt abgehauener Bäume, rechts und links am Wege aufgeſchlagene Gebüſch, wurde allmählich dichter und würde einer vorrückenden Armee, welcher der gerade Weg verſperrt wäre, anſehnliche Hinderniſſe bereiten können. — Bis zu dem großen Dorfe Torlak, das auch am Lom liegt,

hatten wir 1¼ Stunden gebraucht und in ferneren 2¼ Stunden Issendsche, das Sussentscha der Karte, erreicht, so daß wir eben in dieses Dorf einzogen, als die Sonne unterging. Die Einwohner waren gerade beschäftigt, das von der Weide zurückkehrende Vieh zu tränken; der türkische Dorfaufseher schaffte uns Unterkommen in einem reinlichen Bulgaren-Hause, welches von einer Familie bewohnt wurde, die aus Vater, Mutter, einem verheiratheten Sohne und mehreren Kindern des letzteren bestand, die in einem erfreulichen Familien-Verhältnisse zu einander zu stehen schienen. Der junge, kräftige Mann umfaßte meinen fast centnerschweren Koffer mit beiden Armen und trug ihn mit Leichtigkeit eine ansehnliche Strecke weit. Das Haus enthielt zwei geräumige Zimmer, deren vorderes den Fremden eingeräumt wurde. Das Lager wurde auf dem Boden durch einen ausgebreiteten Teppich bereitet und genügte bescheidenen Ansprüchen. Die Kinder waren, wie die Hausbewohner überhaupt, fern von jeder Zudringlichkeit. — Es fehlte in diesem Hause nicht an Zeichen von Wohlhabenheit, die unter den hier obwaltenden Abhängigkeits-Verhältnissen nur durch die allgemein anerkannte bulgarische Arbeitsamkeit erreicht worden sein konnte, hinsichtlich welcher sie ihre türkischen Beherrscher bei Weitem übertreffen. Landbau und Gartenzucht sind ihr eigentliches Element. Wir hatten einen Theil des Getreides noch auf dem Halm stehen sehn. Der andere bereits geerntete Theil wurde so eben durch Pferde und Ochsen ausgedroschen. Von den gewonnenen Körnern sonderte man die Spreu durch in die Höhe Werfen mit der Schaufel. — Schon bei dieser ersten Tagesreise in Bulgarien hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Bodencultur hier eine ungleich fleißigere und zweckmäßigere sei, als die in der Walachei beobachtete. Dennoch findet man auf dem Lande nicht einmal stets das oben beschriebene, für einen West-Europäer kaum genießbare Brod. Man begnügt sich oft mit dem in heißer Asche gebackenem Mehle.

Der bejahrte Hauswirth ließ sich mit mir, durch die Vermittlung meines Dolmetschers, in ein längeres Gespräch ein, bei welchem er allenthalben ein verständiges und klares Urtheil kund gab. Auch an zutraulicher Offenheit fehlte es nicht, sobald er sich überzeugt hatte, daß er es wirklich mit Christen zu thun habe. Er äußerte, daß die Bulgaren während des kaum beendeten letzten Krieges der Meinung gewesen seien, die kriegführenden christlichen

Mächte würden ſich bei dem Friedensſchluſſe die Verbeſſerung ihrer traurigen Lage angelegen ſein laſſen; doch ſei bis zu dieſem Augenblicke noch keine Spur der thatſächlichen Ausführung des Hatti-Hümayun des Sultans zu bemerken. Die Türken, mit welchen ſie über dieſen Punkt ſprachen, äußerten hierüber: „Wie könnt ihr glauben, daß, ſo lange die Türken hier herrſchen ſollen, die Bulgaren ihnen jemals gleichſtehen dürften?“ — Der Gebrauch der Glocken an chriſtlichen Kirchen bleibt fortwährend verboten, und die Erlaubniß zum Neubau einer ſolchen wird nur unter den größten Schwierigkeiten erlangt.

Am folgenden Morgen brachen wir um 5 Uhr auf, um den Zeitverluſt auszugleichen, den wir durch das Zurückbleiben von Rasgrad erlitten hatten. — Wir bemerkten zur Rechten und Linken unſeres Weges mehrere kleine Dörfer, ohne ſie zu berühren. Um 7 Uhr erreichten wir das Städtchen Rasgrad; es iſt offen, hat keine Befeſtigungen und zählt höchſtens 8—9000 Einwohner. An ſeiner Nordſeite liegt eine große Kaſerne, die jedoch im Augenblick leer war; man war gerade beſchäftigt, ſie neu zu übertünchen, und ich glaube überhaupt bemerkt zu haben, daß man ſich die Unterhaltung der Militär-Gebäude in dieſem Theil des türkiſchen Reiches angelegen ſein läßt. Letzteres erſchien beſonders in Schumla augenfällig. Rasgrad beſitzt eine grade, breite Hauptſtraße, in welcher ich während des Durchfahrens bemerkte, daß die bulgariſchen Einwohner die Gebäude zur linken, die türkiſchen jene zur rechten Seite bewohnten. Die Bulgaren waren bereits in ihren Boutiquen beſchäftigt; ein Jeder in ſeiner Art, Schneider, Schuſter, Pelzarbeiter u. ſ. w. Bei den Material-Waaren-Verkäufern ſtand gewöhnlich auf dem nach der Straßenſeite zugerichteten Ladentiſche eine Reihe von hohen, geräumigen Flaſchen aus weißem Glaſe, in Form großer Karaffen, welche verſchieden gefärbte Flüſſigkeiten enthielten, daneben weite gläſerne Pokale, die trockene Subſtanzen zur Schau ſtellten. Die Art der hieſigen Einrichtung erinnerte mich lebhaft an die in den Ruinen von Pompeji in ganz ähnlicher Weiſe noch heute wahrnehmbare. Auch in manchen andern häuslichen Verhältniſſen erkennt man den ſtationären, ſeit 2000 Jahren wenig veränderten Zuſtand. Während derſelben Zeit ſaßen ihnen gegenüber die Türken unbeweglich auf ihren Ferſen, den Tſchibuk rauchend und die Dampfwolken in majeſtätiſcher Ruhe von ſich blaſend. Der Unterſchied

war höchst frappant, — er erinnerte lebhaft an das Verhältniß zwischen Herren und Dienern, wie es die Türken Jahrhunderte lang in diesem unglücklichen Lande aufrecht erhalten haben. Wären die Bulgaren nicht durch die lange Despotie entartet, sie könnten unmöglich diesem Zustande ruhig zusehen, namentlich in einem Augenblicke, wo sie sehen, daß der Ferman des Sultans, der ihnen Freiheit und Gleichstellung mit den Türken versprach, ohnmächtig bleibt. — Die Stadt enthält zwei größere oder Haupt-Moscheen, die die Form eines kleinen Doms mit Kuppel nachahmen; eine dem nördlichen Eingange nahe, die andere mitten in der Stadt, letztere außer dem Minaret noch mit zwei kleinen Thürmen verziert. Innerhalb der Stadt waren sämmtliche Häuser mit rothen Ziegeln gedeckt, außerhalb derselben fanden sich auch Strohdächer, wie sie überhaupt in den Dörfern häufig vorkommen.

Südlich von Rasgrad war der Boden an vielen Stellen auffallend gut bebaut; namentlich bemerkte ich regelmäßig angelegte und umzäunte Gemüse-Gärten. Kohl, spanischer Pfeffer, Gurken, süße und Wasser-Melonen, Mais und sehr häufig Hanf; Flachs nirgends, daher alle Hemden, Hosen, Bett- und Handtücher aus Hanf bestehen. Baumwollenzeuge werden in Salonichi fabricirt.

Dazwischen fahren wir dann wieder eine Stunde lang durch steppenartig aussehende Viehweiden. Die Zahl der Heerden fand ich zu meinem Erstaunen, so bald nach dem Kriege, reich an Zahl. — Am Wege lag ein dort gefallener Büffel, dessen Aas einer Schaar von Elstern zum leckeren Mahle diente; man hatte es nicht der Mühe werth gehalten, ihm auch nur die Haut abzuziehen; dasselbe war mit einer crepirten Ziege der Fall. Dennoch giebt es in Ruschtschuk Gerbereien, ebenso sahen wir auch in Rasgrad eine solche. Aber die türkische Straßen-Polizei verlangt es nicht anders.

Um 11 Uhr langten wir in Taschdschyköj, einem großen Dorfe, an, und hielten dort in einem Chan unser Mittagmahl; eine schmutzige Veranda, unmittelbar über dem Pferdestalle, diente dazu. Außer Eiern war nichts zu haben, und die aus Wien mitgenommene treffliche Tafelbouillon kam daher zum erstenmal gut zu Statten. Nach zweistündiger Rast setzten wir die Reise fort, wobei Arnautköj eine Stunde weit rechts zur Seite liegen blieb. Die Sonne brannte stark. Die Temperatur der Atmosphäre — es war am 8. September — betrug Morgens früh um 5 Uhr: + 12° R.,

Mittags 15° R. und zwiſchen 2 und 3 Uhr 18° R. — Der Weg gewährte allmählig, indem wir langſam bergan ſtiegen, etwas mehr Veränderung dar; Hügel wechſelten mit Thälern ab. Die Dörfer blieben uns ſtets zur Seite liegen. Zwei Stunden vor Schumla paſſirten wir einen Chan (ſprich Han), er war aber verſchloſſen und menſchenleer. Die Gegend vor Schumla iſt zwar auch, beſonders gegen die Anhöhe zu, angebaut; doch ſchien mir dies, wenigſtens hinſichtlich der Gemüſe-Gärten, nicht in dem Maaße der Fall zu ſein, als bei Rasgrad. In der Vorſtadt von Schumla, wo wir um 5 Uhr anlangten, war man fleißig mit Kornaustreten und Schaufeln beſchäftigt. Türken und Bulgaren waren hier, Männer, Frauen (die türkiſchen oberflächlich verſchleiert) und Kinder in der Arbeit begriffen; Bulgaren jedoch in der Mehrzahl.

Schumla gewährt, wenn man von Norden her kommt, einen großartigen Anblick. Schon aus einer ſtarken Stunde Entfernung bemerkt man die Feſtungswerke, welche die Höhen bekränzen, obgleich ſie ſämmtlich ſehr niedrig gehalten ſind; Thürme kommen an ihnen nirgends vor. — Die Anhöhen um Schumla bilden einen weiten Halbkreis, der ſeine Concavität nach Norden wendet. In der letztern liegt am Fuße der Berge, von ihnen gegen Oſten, Weſten und Süden geſchützt, die Stadt, welche ſich von Weſten nach Oſten eine kleine Stunde weit hindehnt. Ihre Einwohnerzahl beträgt beinahe 30,000, wie der Chef der Civil-Verwaltung perſönlich mir verſicherte. Schon vor der Stadt trafen wir auf weitgedehnte, ſich gegenſeitig unterſtützende Erdwerke, von denen die meiſten erſt zur Zeit des letzten Krieges angebaut worden ſind.

Es bedurfte mannigfacher Erkundigungen, ehe wir einen erträglichen, bulgariſchen Chan erreichten. Während des Krieges hatte hier ein Grieche einen europäiſchen Gaſthof eingerichtet, der aber nachher bald wieder einging. Der Herr vom Hauſe räumte uns ſein eigenes Zimmer ein, deſſen Boden mit Strohmatten gedeckt, die Decke mit hölzernen Brettern ausgeſtattet war. Dennoch fehlte es zwei Fenſtern an Scheiben; man verhing ſie für die Nacht mit einem groben Sack. Mann und Frau waren ungemein dienſtbefliſſen und gaben ſich Mühe, zu ſchaffen, was möglich war. Auf dem viereckigen, inneren Hofe ging es ſehr lebhaft her; es war im erſten Geſchoß mit hölzernen Gallerien umgeben, die ſich an mehreren Stellen zu größeren Abtheilungen ausdehnten, in welchen die

Besucher des Chans sich auf Matten ausstrecken konnten, um die freie Luft zu genießen. Die widerwärtigste Anstalt war, wie schon früher in Ruschtschuk, auch hier die der Körpererleichterung bestimmte.

Die Bulgaren haben sich in ihrer Lebensweise der der Türken ziemlich anbequemt. Die Speisen wurden mittelst eines breiten, runden Tellers auf niedrigen Tischen servirt, etwa wie man sie bei uns den kleinsten Kindern giebt. Der Türke kauert davor auf den Fersen. Ich bediente mich dabei zum Sitzen niedriger, viereckiger Gestelle, deren sich gewöhnlich eines in jedem Zimmer des Chans vorfindet, um einen hohen, hölzernen, buntgedrechselten Leuchter darauf zu stellen, der eine Talgkerze trägt. Oellampen sind nicht gebräuchlich. — Die gewöhnlichste Speise ist der aus Reis mit etwas Butter gekochte Pillav. Auch eine Fleisch-Suppe mit Reis, ohne irgend etwas Grünes, wird häufig angeboten und ein hölzerner Löffel dazu gereicht. Soll ein Mehreres genossen werden, so bratet man ein Huhn. An Eiern fehlt es in der Regel nicht, Milch muß aber besonders bestellt werden, obgleich es an Vieh durchaus nicht mangelt. Schaafkäse ist in guter Qualität ziemlich frisch zu haben. — Von den verschiedenen Fleischarten ißt der Türke am liebsten Hammelfleisch, dessen Zubereitung mit Hammelfett es den meisten West-Europäern jedoch zuwider macht, trotz der reichlich hinzugefügten Gewürze. — Der von dem Türken aus kleinen Tassen ohne Zucker und Milch genossene Kaffe wird in kleinen kupfernen Töpfen gekocht und mit dem Satze eingegossen, wenigstens niemals filtrirt; man schlürft ihn von dem Satze ab. Ihn findet man allenthalben, selbst in den kleinsten Dörfern; so wie die meisten Türken, trank mein armenischer Diener, Pedros Pasquale, ihn gern dreimal täglich, selbst am späten Abende.

Die etwas korpulente, dennoch aber leicht bewegliche Hausfrau schien sehr wesentlichen Einfluß auf die Wirthschaft zu üben. Ihr Alter schätzte ich auf ungefähr 40 Jahre. Die Kleidung war der west-europäischen sehr ähnlich; das blos getragene schwarze Haar schmückte sie nach Art der Italienerinnen täglich mit einer frischen Blume, einmal mit einer rothen Nelke, dann wieder mit einer rothen Granatblüthe. Das Benehmen des Mannes drückte mehr Ruhe, Ueberlegung und Bescheidenheit aus; er war auch reinlich und überhaupt vortheilhaft gekleidet.

Das Gebäude enthielt eine Anzahl Kammern, deren T
ſich auf die ſchon erwähnte hölzerne Gallerie öffneten. —
nächtliche Lager war weicher, als ich es ſeit Giurgewo ge
hatte. Ein bunt gewebter Teppich aus einer Fabrik in der
von Niſſa war untergebreitet, deſſen bunte Arbeit ſich allent
hätte ſehen laſſen dürfen. Das mitgebrachte Inſekten-Pulver
hier in Gebrauch gezogen; vielleicht hatte ich es ihm zu danken, d
ſeit Wien zum erſten Male die ganze Nacht ſchlief und M
bis gegen 6 Uhr auf meinem Lager aushielt. Meinen
heftig zerſtoßenen Gliedern war dieſe Ruhe ungemein wohl

Am 9. September Morgens war der ganze Horizont mit
ken umzogen; die hervorragenden Anhöhen trugen graue
kappen. Auch fing es um 8 Uhr an leicht zu regnen, hörte
gegen 11 Uhr wieder auf, und jetzt begab ich mich perſönlic
Kaimakam, dem Chef der Civil-Verwaltung. Das Gouverne
haus nimmt einen anſehnlichen Umfang auf einer kleinen P
der öſtlichen Stadt ein. Der hervorragendſte Theil deſſelben
der Militärverwaltung, zu der wir uns verirrt hatten. Ein
fertiger Haushofmeiſter des Civilhofes, in braunem Tuch-Ue
und dergl. Pantalons, führte uns hinüber in das benachbarte
nere Haus ſeines Gebieters. Dieſer empfing mich nach geſch
Meldung auf der Stelle; vielleicht trug die nach dem Kriege
etwas ſeltener gewordene Erſcheinung eines mit einem Dra
reiſenden Weſt-Europäers etwas dazu bei; jedenfalls mocht
auch die im Kriege ſtattgehabte Allianz chriſtlicher Heere m
Türken des bleibenden, günſtigen Eindruckes nicht verfehlt
Der Empfangsſaal bildete ein geräumiges Viereck, an deſſen A
der einfache, hölzerne Divan rings herum lief; dieſer war
mit Polſtern bedeckt. Der Kaimakam, der dieſen Poſten ſchon
mehrmals bekleidet hatte, ſchien mir ein Mann von 5
einigen Jahren. Der Ausdruck des Wohlwollens belebte ſein
ſiognomie; er kam mir freundlich einige Schritte entgegen
nachdem ich, gleichfalls ſtehend, die Urſache meines Beſuches
einandergeſetzt, namentlich den Wunſch ausgedrückt hatte, 1
Teskere nach Varna viſirt zu erhalten, lud er mich zum S
ſetzen ein. Auf ſeinen Wink wurde der unvermeidliche T
und der ſchwarze Kaffe in einer ſilbernen, äußerlich mit erh
Figuren gezierten Taſſe präſentirt. Nachdem ich mit ſo vie

kischem Anstande, als es mir möglich war, einige Züge aus der dicken Bernstein-Spitze des langen Rohres gezogen hatte, dessen kleiner Kopf am Boden auf einer blanken, kleinen, kupfernen Schüssel ruhte, schlürften wir beide unsere Tasse, deren Inhalt wirklich ein Mokka-Aroma ausduftete, und setzten die Unterhaltung durch Vermittlung meines sprachgewandten Dragomans fort. Er verlangte von mir zu wissen, auf welche Kopfzahl die preußische Armee im Kriege gebracht werden könne. Ich erläuterte diese Angelegenheit weiter und hob besonders den Umstand hervor, daß Jedermann Soldat werden müsse, sofern er körperlich brauchbar, ohne sich loslaufen zu können, — auch daß im Frieden der Offiziers-Grad nicht anders als durch Prüfungen erlangt würde; von beiden Einrichtungen schien ihm der Nutzen augenblicklich einzuleuchten. Meinerseits suchte ich von ihm Manches über die Verhältnisse von Schumla zu erfahren. Die Türken sind bei Weitem in der Mehrzahl; es folgen die Bulgaren, dann die Armenier, ferner die Juden und wenige Griechen. In den umliegenden Dörfern haben die Bulgaren das Uebergewicht. Hinsichtlich der Fortsetzung der Reise nach Varna hielt er es für zweckmäßig, einen bewaffneten Gensd'armen mitzunehmen; man habe das Möglichste für die Sicherheit der Straße gethan, — aber Vorsicht könne nicht schaden. Sodann machte er dem Dragoman, welchen er aus früherer Zeit her kannte, freundliche Vorwürfe, daß er mich nicht direkt ihm zugeführt habe, damit mir ein Privathaus angewiesen worden wäre; es solle dies jetzt noch sogleich geschehen. — Ich lehnte dies ab, indem die Kürze meines Aufenthaltes kaum einen Wechsel rechtfertigen würde. — Als ich ihm den Wunsch äußerte, einen Führer zu erhalten, der mir die wichtigsten Punkte der Umgegend zeigen solle, erwiederte er, es würde sich für mich nicht passen, zu Fuß zu gehen; er werde die nöthigen Pferde nach meinem Chan schicken. — Während der Conversation befanden sich etwa 5—6 Beamte in dem Raume in geringerer oder weiterer Entfernung, je nach ihrem Range, und hörten aufmerksam zu, ohne sich jemals einzumischen. Sie nahmen die Divans ein, welche sich an drei Seiten des viereckigen Saales herumzogen. Im Hintergrunde, rechts und links neben der Thür, bemerkte ich nur eine hölzerne, bankartige Vorrichtung. Ein alter Türke, der darauf Platz genommen hatte, wurde sogleich wieder hinausgewiesen. Ein europäisch schwarz gekleideter junger Mann,

mit rothem Fes auf dem Kopfe, blieb jedoch dort ſitzen. Von ihm erfuhr ich ſpäter, daß er ein griechiſcher Arzt, in Dienſten des Kaimakams, ſei. — Der Dragoman ſaß mir zur Linken; auch ihm wurde Tſchibuk und Kaffe ſervirt; erſterer jedoch nicht mit Bernſteinſpitze, letzterer nicht in ſilberner Taſſe. Die Pfeifenſpitze muß nämlich dem Range deſſen angepaßt werden, welchem ſie dargeboten wird. Bei Perſonen höchſten Ranges muß ſie mit Diamanten, wohl auch mit à jour gefaßten Brillanten garnirt ſein. Der allgemeine Gebrauch dieſer maſſiven Bernſteinſpitzen bewirkt, daß der bedeutendſte Handelszweig mit Preußen den Bernſtein betrifft. — Bei meiner Entfernung wurde ich mit Händedruck entlaſſen.

Die ganze Erſcheinung des Kaimakams oder Stellvertreters des Civil-Gouverneurs der Provinz, Said Paſcha's in Ruſchtſchuk, war ſehr anſtändig und freundlich. Sein volles Geſicht mit den runden Wangen ließ eher einen Süddeutſchen als einen Türken vermuthen. Er trug einen ſchwarzen polniſchen Tuchrock mit Schnüren und ſtehendem Kragen, dazu lederbraune Pantalons, eine weiße, aber geſtreifte Binde und den rothen Fes auf dem Kopf. — Mein und des Dragomans Paß wurden auf der Stelle ſignirt.

Nach jener Audienz durchſtreifte ich die Straßen der Stadt; ſie ſind zwar gepflaſtert, aber ebenſo ſchlecht, wie in Ruſchtſchuk. Mühſam mag ſich der Wanderer hier ſeinen Weg von Stein zu Stein ſuchen und zuſehen, wie er den häufigen Zuſammenfluß von Flüſſigkeiten aller Art, nur keiner ſaubern, — wie er die Schmutzhaufen umgeht. Denn koloſſalere Haufen dieſer Art habe ich kaum im ganzen Orient gefunden und die „Immondezzaji" Rom's verſchwinden dagegen. Schon als wir uns dem Sitz der höchſten Militär- und Civil-Behörde näherten, ſahen wir uns plötzlich durch eine Scheidewand von Miſt, Abfall aus den Küchen, Maisſtengeln, Melonenſchalen ꝛc. in unſerem Vorwärtsſchreiten gehemmt. Dieſe landesübliche Miſtanhäufung war mindeſtens 30′ hoch und ſchien uns etwa 50′ lang. Ihren Durchmeſſer zu ergründen verſpürten wir eben keine Neigung in uns. Oben auf dem Haufen war gerade ein Karren angelangt, den ich beſtimmt glaubte, die Maſſe zu vermindern. Bald wurde ich jedoch dadurch enttäuſcht, daß er im Gegentheil eine neue Ladung Unrath hinzufügte. Ganz in der unmittelbaren Nähe der Wohnung des Kaimakams fand ſich noch eine ähnliche Stadt-Zierde vor, und man erſieht daraus, daß dergleichen

hier für etwas vollkommen Unverfängliches gilt. Vor allen Dingen muß man ſich hüten, nicht etwa einen der vielen herrenloſe Hunde zu treten, die mitten auf der Straße liegen, um ſich zu ſonnen; ſein Geheul würde den Unwillen der Einwohner hervorlocken, die um ihn rückſichtsvoll herumgehen. Hier und da ſcheinen ſie jedoch mit einzelnen Häuſern in näherer Verbindung zu ſtehen. In meinem Chan lebte eine Hündin mit ihren jungen Sprößlingen friedlich unter der Treppe in einem Verſchlage. — Ich gerieth bald auf den Gemüſe- und Obſtmarkt, wo man ungefähr dieſelben Vegetabilien feilbietet, die ich zu Ruſchtſchuk geſehen hatte. Grüne Schoten von ſpaniſchem Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch, Ficholen (grüne Bohnen) ſchienen hier noch häufiger; Waſſer-Melonen in großen Haufen; ich ſah ſie in meinem Hauſe ſchon um 6 Uhr Morgens eſſen.

Bei dieſen Gemüſebetrachtungen ſprach mich der junge europäiſch-gekleidete Mann aus dem Salon des Kaimakams franzöſiſch an. Es fand ſich, daß er zu Montpellier Medicin ſtudirt, den Doctorgrad empfangen hatte und nun ſeit einigen Jahren hier die Praxis trieb. Ich fragte ihn, ob er hier mit ſeiner Stellung zufrieden ſein könne? Er zuckte mit den Achſeln und erwiederte, der Umſtand, daß hier ſeine Heimath ſei, mache ſie erträglich. Es gäbe doch hier Menſchen, die ſeine Ausbildung zu würdigen wüßten; aber freilich ſei es ſehr ſchwer, gegen die craſſen Vorurtheile der Bevölkerung zu kämpfen. Die Lage von Schumla ſei geſund; Epidemien entwickelten ſich hier kaum von ſelbſt, ſie würden indeſſen wohl eingeſchleppt, wie vor zwei Jahren die aſiatiſche Cholera. Außerdem kommen catarrhaliſche, gaſtriſche Fieber vor; während der Truppenanhäufungen in und rings um den Ort, habe ſich ein Typhoid entwickelt. Späterhin ſah ich den Doctor auf dem Ladentiſch eines Handwerkers an der Straße ſitzen. Seinem civiliſirten Benehmen gemäß ſchien er ein würdigeres Loos zu verdienen. Ich hielt ihn für einen Griechen. Der Umſtand, daß er freien Zutritt in den Salon des Civil-Gouverneurs hat, beweiſt aber doch wohl, daß er dort wenigſtens Anerkennung findet.

Wie wenig man auf wiſſenſchaftliche ärztliche Ausbildung hält, erweiſt ſchon jener Vorfall, daß während des Krieges Omer Paſcha einen ganz rohen Charlatan zum Regimentsarzt gemacht, der weiter kein Verdienſt, als eine ſchöne, junge Frau hatte.

Keinem Hauſe in Schumla fehlt das Ziegeldach, und ich wurde ſo über allen Begriff traurige Hütten, wie man ſie in Ruſchtſchuk ſieht, nicht gewahr. Auch hier arbeiten ſämmtliche Handwerker in offenen Boutiquen, die türkiſchen Häuſer ſelbſt aber ſind wie dort nach der Straße zu, gänzlich ohne Fenſter, mit Ausnahme jedoch einiger vergitterter Oeffnungen für die Bewohner des Harems.

Die verſprochenen Pferde trafen um 2 Uhr ein; eines derſelben, mit einem alten, engliſchen Sattel ausgeſtattet, nahm mich auf, ein anderes meinen Diener. Die Cavalcade bewegte ſich nach dem Südthore zu. Nahe vor demſelben, auf einem großen Exercierplatze, fiel mir eine ſteinerne, runde, abgeſtumpfte Säule mit türkiſcher Inſchrift in die Augen, welche die Anweſenheit des Sultans Abdul Medſchid vor acht Jahren zu verewigen beſtimmt iſt. Innerhalb des Thores hatten wir eine ſehr geräumige Infanterie-Kaſerne paſſirt, welche ein großes Viereck bildet. Vor dem Thore wendeten wir uns der anſehnlichen Berghöhe zu, welche den Halbkreis der Höhen nach Süden zu ſchließt. Wir kamen zunächſt an mehreren großen Friedhöfen vorbei, die mit tauſenden von rohen Grabſteinen nach gewöhnlicher Weiſe bedeckt waren. Zwei Drittheile der ziemlich ſteilen Anhöhe führte der Weg zwiſchen Gärten hinauf, deren Hauptreichthum in Obſtbäumen beſtand, vorzüglich in Pflaumen, aber auch Mandeln, Aprikoſen und Kirſchen; die zahlreichen Reben ſchienen durchweg ſehr dürftig und niedrig gehalten. Die Windungen des Wegs ſchafften uns wiederholt überraſchende Anſichten der Stadt und es beſtätigte ſich hierbei, daß die Stadt eine Art von Halbmond beſchreibt, deſſen convexer äußerer Rand ſich rings an die Anhöhen lehnt. Im Centrum deſſelben iſt aber die Häuſermaſſe am ſtärkſten angehäuft; die große Haupt-Moſchee liegt nahe an der äußern Circumferenz, in ihrem ſüdöſtlichen Theile. Zwei tiefe Thaleinſchnitte durchbrechen jene Anhöhen; in ihrem tiefſten Grunde verlaufen aus der Umgegend herabfließende Bäche, die indeſſen gegenwärtig nur eine geringe Waſſermenge zuführten, da es lange nicht geregnet hatte. Da, wo dieſe Bäche die Stadt erreichen, ſind ihre beiden Ufer noch höher hinauf mit Wohnungen beſetzt. Die des ſüdöſtlichen dieſer Bäche wurde von Töpfern eingenommen, deren Thongeſchirre in der Umgebung der Sonne zum Trocknen ausgeſetzt waren. Weiter nach abwärts ſchließt ſich

an dieſelben Ufer das Juden-Viertel an, durch welches zur Stadt zurückkehrend, ich nur wenig anſtändig gekleidete Perſonen, wohl aber bettelhaft ausſehende Individuen in ziemlicher Menge antraf; unter den zahlreichen Kindern dieſes Viertels fielen mir mehrere blondhaarige auf. — Das ziemlich ausgedehnte Viertel, welches die Bulgaren bewohnen, nimmt den ſüdöſtlichen Flügel des Halbkreiſes ein; ihre Kirche, an die ein geräumiger Friedhof ſtößt, iſt nur ein niedriges, viereckiges, unbedeutendes Gebäude. — Das Viertel der Armenier zieht ſich mehr nach dem Centrum der Stadt, nicht fern von der Haupt-Moſchee, hin; ihre Kirche erſcheint viel größer und höher als die der Bulgaren, iſt auch mit einem neuen Ziegeldach verſehen. Charakteriſtiſch erſchien es mir, daß in der Nähe der bulgariſchen Kirche, an der Concavität der Peripherie der Stadt, ſich ein Pulver-Magazin befand. Am nordweſtlichen Ende, gegen die Höhe angelehnt, bot ſich eine weitläufige Kaſerne dem Auge dar. Sehr zweckmäßig hat man das große Militär-Hospital, welches erſt vor 14 Jahren gebaut ſein ſoll, in den Mittelpunkt des halbmondförmigen Umkreiſes der Stadt, außerhalb derſelben, auf einer Anhöhe, mit der Fronte gegen die Stadt, angelegt, ſo daß die freie Luft von allen Seiten bequem andringen kann. Die hier gewählte Lage des Zufluchtsortes für die kranken und verwundeten Soldaten würde außerdem bei einer etwaigen Belagerung dem Feuer der Belagerer am wenigſten ausgeſetzt ſein, und iſt überhaupt eine ſolche, daß ſie vielen unſerer Feſtungen zum Vorbilde empfohlen werden darf. Ringsum hat man den Boden frei gelaſſen von Wohngebäuden anderer Art.

Bei meinem Ritte auf die bedeutendſte Höhe des bergigten Halbkreiſes angelangt, fand ich eine Schanze mit Erdwällen, aus der man jedoch die Geſchütze ſämmtlich abgefahren hatte. In der Umgegend bemerkte ich noch die zahlreichen Vertiefungen, in welchen die Pfähle für die Zelte der Truppen befeſtigt geweſen waren, in denen während des unlängſt beendeten Krieges Truppen-Abtheilungen bivouaquirt hatten. Die zu Tage kommende Gebirgsart war weiße Kreide. Die Vegetation erſchien äußerſt ſpärlich; deſſenungeachtet weidete hier oben einiges Rindvieh.

Befriedigt durch den von der Höhe herab gewonnenen Ueberblick der Situation der Stadt und ihrer Umgebungen, ſteg ich durch einen der beiden bereits erwähnten Thaleinſchnitte wieder

hinab. Eine der vielen Fontänen, mit denen der Wohlthätigkeitssinn der Türken Schumla geſchmückt hat, fand ſich hier am Wege. Sie gewährte treffliches Trinkwaſſer. Eine in Stein gegrabene, türkiſche Inſchrift war beſtimmt, den Namen des Erbauers zu verewigen. — Auf einer kleinen Anhöhe, nahe der Stadt, trafen wir auch einen mit einer weißen Mauer umfaßten, viereckigen Platz und fanden in der dem Eingange gegenüberliegenden Seite der Mauer eine vertiefte Niſche; der Führer ſagte uns, daß dieſer Ort für die Frauen beſtimmt ſei, die ihr Gebet im Freien halten wollen. In der Nähe ſtanden mehrere militäriſche Poſten, die den Befehl haben ſollten, Zudringliche fern zu halten, die ſich etwa den Frauen könnten nähern wollen.

In der Stadt angelangt, betrachtete ich die Haupt-Moſchee näher. Sie trägt in der Mitte eine mit Weißblech gedeckte, anſehnliche Kuppel; an der Außenſeite ihres Unterſatzes laufen acht erhabene Pilaſter herab. Jene größere wird von mehreren kleineren Kuppeln umgeben, nach Art der Seitenkapellen chriſtlicher Kirchen; ein ſchlankes, hohes Minaret ſteht zur Seite. Das ganze wird von einer aus Ziegeln erbauten viereckigen Umfaſſungsmauer geſchützt, deren Fugen roth angeſtrichen ſind. — Bei dem weiteren Durchreiten der Gaſſen fiel mir der Umſtand hauptſächlich auf, daß die verſchiedenen Handwerker ſämmtlich beſtimmte Quartiere nebeneinander einnahmen, wie es ehedem in den alten deutſchen Städten der Fall war. Gerber, Riemer, Sattler, Schuſter folgten aufeinander, dann Schneider, Kappenmacher ꝛc. ꝛc.

Während unſeres Rittes von 2—5 Uhr hatte ſich der Himmel mit drohend ſchwarzen Wolken bedeckt, zwiſchen denen die durchbrechende Sonne mitunter magiſch wirkende Streiflichter auf die Stadt warf. Es war jene Art düſterer, phantaſtiſcher Beleuchtung, welche man auf den Landſchaften der Engländer mit Vorliebe benutzt findet. Um ſieben Uhr kam ein ſtundenlang andauerndes, heftiges Gewitter zum Ausbruch, welches von Platzregen begleitet und den Weg nach Varna grundlos zu machen drohte. Nach 9 Uhr regnete es noch immer ſtark fort und dabei betrug die Temperatur um 6 Uhr + 16° R. und um 9 Uhr + 12° R.

Am 10. Morgens war der Horizont zwar noch trübe, aber der Regen hatte aufgehört, und das Thermometer zeigte bei Nord-

wind + 10° R. Trotz alles Treibens konnte die Abfahrt nach Varna doch erst um 7 Uhr 20 Min. beginnen. Auf Befehl des Kaimakam's waren wir heute mit einem Kawaſſen verſehen, der bewaffnet vor uns herritt. Die Figur deſſelben war maleriſch genug. Der Mann ſaß auf einem ziemlich mageren Pferde, welches er ſich jedesmal ſelbſt halten muß. Er war mit einer ledernen Pelzjacke bekleidet, deren Rücken, wie es landesüblich iſt, mit Figuren aus verſchiedenartigen Farben bedeckt war; dieſe Figuren werden durch Aufnähen von wollenen, ſeidenen und ſogar feinen goldenen Schnüren, je nach dem Range des Mannes erzeugt; unſer Kawaſſe trug ſie von Wolle. Sodann bedeckte eine weite Hoſe die Schenkel, die ebenfalls bunt beſetzt waren und unten in einem Paar weiten Stiefeln ſich verlor, an deren Ferſen lange Sporen hervorragten. Am Auffallendſten erſchien aber für mich eine Art weiter, grob wollener Kamaſchen (Kal-tschin), die unter dem bis zum Knie reichenden Lederſtiefeln angezogen werden und nach oben bis an den Leib reichen, ſo jedoch, daß ihr Schenkeltheil heruntergeklappt werden kann. Dies letztere geſchieht bei ſchönem Wetter ſtets, und ſo erſchien unſer Kawaſſe gleichſam an jedem Unterſchenkel vom Knie abwärts wie mit ſchwarzen Flügeln ausgeſtattet. Bei Regenwetter jedoch und bei Kälte müſſen dieſe eigenthümlichen Stiefelhoſen, indem ſie über die Schenkel gezogen werden, von großem Nutzen ſein. Hr. Hackländer*) bediente ſich dieſes nützlichen Reitapparates, den er in Ruſchtſchuk angekauft hatte, perſönlich. Er rühmt ihn ſehr und beſchreibt ihn näher. Den Kopf hatte der Kawaſſe über dem Fes mit einem rothen Tuch umwunden. Bewaffnet war er mit einer über den Rücken geworfenen Flinte, einem Paar Piſtolen und einem armlangen Meſſer in einer Lederſcheide. Seine Patrontaſche beſtand aus blankem Stahl, war höchſtens handgroß, hing auf dem Rücken herab und ſah von fern einem Vorhängeſchloß nicht unähnlich.

Die Straße nach Oſten, welche wir eingeſchlagen hatten, führte uns über eine 4 Stunden lange und mehrere Stunden breite Hochebene, deren Anblick wahrhaft troſtlos war, da in ihr jede Spur

*) A. a. O.

von Cultur fehlt, obgleich der Boden humusreich und zum Bebauen trefflich geeignet ist. Häufige Truppendurchzüge haben die friedlichen Einwohner in die Gebirge verscheucht. Daher sieht man auch nur am Abhange der sich in der Entfernung rechts und links hinziehenden Gebirge einige Dörfer, worunter wir rechts zwei, Kalgeffe und Kaspedschau (Kaspitschi bei Kiepert) und links eines gewahr wurden. Eine einzige, wenig zahlreiche Heerde kam uns in der Ebene zu Gesicht, an den Bergesabhängen häufiger. So wüst und leer ist diese Ebene, daß ich außer einigen Vögeln, die ihren Sitz auf dem Telegraphendraht genommen hatten, etwa Reisenden, die mir in Begleitung von Vieh begegneten, kein lebendes Wesen bemerkt habe.

Nach einem Marsche von 3 Stunden erreichten wir einen Bach, der uns Tuslu-déré (salziger Bach) genannt wurde. Sein schwaches Wasser nahm den Weg nach Jeni-Bazar, in welchen man über eine kleine steinerne Brücke eintritt. Der Erikli hat seinen Lauf auf der Nordseite des diese Ebene nach der Donau zu einschließenden Gebirgszuges.

Jeni-Bazar (Neumarkt) zeigt eine hübsche Moschee und 250 Häuser, die zur Hälfte mit Ziegeln gedeckt sein mochten. Der Chan, in welchen wir einkehrten, lag am östlichen Ende und er schien ungemein ärmlich, doch waren Eier, Wein und schwarzes Brod zu haben. Der Boden in der Nähe des Orts, der völlig in der Ebene liegt, war zum Theil cultivirt und hier hatte ich auch den noch nicht genossenen Anblick, einen Türken mit dem Spaten sein Feld umgraben zu sehen.

Von hier aus erhob sich der Boden etwas, wir stiegen eine Zeit lang mäßig bergan. Die Oberfläche blieb aber wüst und uncultivirt rechts und links von der Landstraße, welche offenbar den geradesten Weg führte, weil sie von der Telegraphenlinie begleitet wurde. Wir begegneten hier drei russischen 24pfündigen Kanonen, die wahrscheinlich von Jeni-Kaleh und Varna kamen und nach Belgrad gingen. Vor jedem Geschütz zogen 36 Ochsen oder Büffelgespanne, je zwei und zwei. Wir erfuhren hernach in unserm Nachtquartier, daß das Volk diesen Vorspann liefern muß und für einen Weg von 8 Stunden 16 Piaster für 2 Ochsen und deren Treiber erhalten soll. Unser Wirth versicherte, den Weg

während des Krieges und nachher wenigstens hundertmal gemacht zu haben; indessen nur 2mal seien ihm jedesmal 8 Piaster gezahlt worden; alles Uebrige sei wohl in die Tasche der Beamten geflossen.

Das Dorf Jassetépé (Jasytepe in K.) gewährte uns Unterkommen in einem bulgarischen Privathause, indem der Chan des Ortes mit Soldaten gefüllt war. Der Vorsteher des Dorfes, der uns dorthin führte, war ein Neger. Er hatte sich hier angesiedelt, verheirathet, und man hatte ihn zum Gemeinde-Vorsteher gemacht. Was würden die Sclavenstaaten des freien Amerika's dazu sagen, wenn sie hörten, daß es in Europa einen Staat gibt, in welchem man mit schwarzem Gesicht Vorsteher der Gemeinde werden kann wenn man den Verstand dazu besitzt. Freilich fällt hier der Umstand gar sehr in die Waage, daß der Schwarze ein Muhamedaner war. — Er war übrigens bei dem ersten Aufrufe bereit, uns ein Unterkommen zu schaffen, ermangelte aber auch nicht, sich am nächsten Morgen dafür seinen Bakschisch (Trinkgeld) zu holen.

Das uns angewiesene, kleine Haus gehörte einer bulgarischen Wittwe, die es mit einem erwachsenen Sohn, einer ebenfalls erwachsenen Tochter und einem Knaben bewohnte. Die Aufnahme war freundlich. Das uns eingeräumte Haupt-Wohnzimmer hatte, wie gewöhnlich einen Fußboden von gestampften Lehm, eine Lehmdecke und weiß mit Kreide angestrichene Wände. Die Außenseite des Häuschens war ebenso übertüncht; die Kreide liegt in der Nachbarschaft zu Tage, man erhält sie also leicht. — Zum Abendessen wurde uns, außer einem gebratenen Huhn, ein Pillav von geschältem Korn aufgetischt. Zu diesem Zwecke wird das Korn eingeweicht, dann getrocknet, um die Schalen platzen zu machen, und hierauf durch Rütteln und Schlagen in einem eisernen Mörser enthülset, worauf es mit Fleischbrühe, oder mit Butter und Wasser zu einem dicken Brei gekocht wird. Es schmeckte dem Reisbrei sehr ähnlich und ganz gut. — Unser Nachtlager erhielten wir auf dem Boden des Zimmers; mir wurde eine Strohmatte mit einer Decke darüber untergelegt und ich muß gestehn, daß ich seit 1813 nicht mehr so hart hatte die Ruhe suchen müssen. Auch fand ich sie in der That wenig; mein Insectenpulver nützte nicht viel.

Die bulgarische Familie, mit der wir hier in nähere Berührung traten, hatte nicht die einnehmende Physiognomie der Bul-

garen zwiſchen Ruſchtſchuk und Schumla. Die erwachſenen Kinder ſahen der Mutter ungemein ähnlich. Das Geſicht ſchmal gegen das Kinn hin zuſammengedrückt, die lange Naſe mit gebogenem Rücken ſpitz, die Augen ziemlich klein, die Augenbrauen hoch, die Stirn vortheilhaft, der Mund nicht groß, die Lippen fein. Zwiſchen dieſem Dorfe und Varna begegneten wir ſo vielen ähnlichen Phyſiognomien, daß man den Typus derſelben in dem untern Bulgarien, gegen das ſchwarze Meer hin, auf dieſe Weiſe ziemlich allgemein bezeichnen kann. Der Körper iſt dabei in der Regel ſchlank und ebenmäßig geformt. — Die Männer tragen entweder eine runde Pelzmütze, ganz ſo wie man ſie im nördlichen Deutſchland zu ſehen gewohnt iſt, und dieſe bezeichnet zugleich die große Mehrzahl der Bulgaren, welche ihrer Nationalität und dem Chriſtenthum treu geblieben ſind; oder ſie umhüllen den Kopf mit einem ſchwarzen Tuche in Form eines Turbans, an dem die beiden Zipfel des Tuches zur Seite herabfallen und in der Luft flattern; wozu aber auch, wenn auch viel ſeltener, ein weißes Tuch gewählt wird, und die beiden letztern Trachten deuten ſchon auf eine gewiſſe Hinneigung zu den Türken. Hierzu gehört dann ferner eine auf dem Rücken bunt ausgenähte Tuchjacke und eine in ihrem obern Theile ſehr weite Pluderhoſe mit einem wollenen Gurte oder einer Binde. — Die Frauen, welche ich im Sonntag-Anzuge nur zu Ruſchtſchuk geſehen hatte, ziehen dunkle Farben vor und zeigen in ihrer Kleidung überhaupt nichts Auffallendes.

In Jaſſetépé befindet ſich ein Telegraphen-Bureau mit zwei franzöſiſchen Beamten, die beim Volke ſehr geachtet ſind. Dies geht ſo weit, daß, als einer derſelben von Dieben angefallen und ſeiner Uhr und ſeines Geldes beraubt worden war, man ſich auf eine hier ungewöhnliche Weiſe bemühte, den Thäter ausfindig zu machen und ihm das Geſtohlene wieder zu verſchaffen. — Man zählt in dem Dorfe 24 Türken- und 30 Bulgaren-Häuſer und eine Moſchee mit Minaret. Die Zucht der Gänſe und kalikutſchen Hähne ſcheint hier ſehr cultivirt zu werden.

Um deſſelben Tages noch Varna zu erreichen, brachen wir am folgenden Morgen um 6 Uhr auf. Nahe bei Jaſſetépé war das Land bebaut, bald verlor ſich jedoch jegliche Cultur. Wir gelangten wieder in eine große, mit herrlichem ſchwarzen Humus ausgeſtattete aber wüſte Ebene. Bald fing der Weg an, ſich langſam von der

Höhe des bisherigen Plateaus ostwärts zu senken, dagegen zogen sich jetzt die Gebirgsketten, welche uns bisher Stunden weit zur Seite geblieben waren, allmählig etwas näher zusammen. In dem vom Wege rechts südwärts gerichteten Gebirgszuge fielen mir mehrere, kegelförmig emporsteigende Bergspitzen auf, deren sehr regelmäßige Form einige Reisende auf den Gedanken gebracht hat, daß sie kolossale Grabhügel darstellen, welche von einem hier in früher Zeit wohnenden, kraftvolleren Volksstamme aufgeworfen worden seien. Indessen fehlt es an jedem thatsächlichen Beweise für diese Meinung; ihre Vegetation ist ganz die der nachbarlichen Berge. — Eine Stunde weit von Jassetépé fanden wir unter einem weißen, runden, oben zugespitzten Zelte einen Militär-Posten, der die Straßen-Polizei aufrecht zu erhalten bestimmt ist. Ein größerer Posten der Art mit einem Capitän als Commandanten befand sich etwa drei Stunden weiter in Dewna, von welchem rechts an der Anhöhe liegenden, großen bulgarischen Dorfe (ohne Moschee) nur dieses eine Haus an der Straße und zugleich dicht an einer guten steinernen Brücke stand. Der Capitän fand es für zweckmäßig, nachdem er meine von Said Pascha zu Ruschtschuk ertheilte Anweisung gesehen hatte, mir eine Militär-Eskorte mitzugeben, und so ritten denn von Dewna bis Varna zwei reguläre türkische Cavalleristen vor meinem Reisewagen her. Als ich sie eine halbe Stunde von Varna mit einem guten Trinkgelde entlassen wollte, nahmen sie dies zwar an, aber begleiteten uns bis in die Stadt, um dem ihnen streng gegebenen Befehl auf das Pünktlichste Folge zu leisten. In Varna sorgte ich, da es regnete, für ihr Unterkommen und ihre Verpflegung. — Erst späterhin erfuhr ich die Veranlassung zu diesem sorgsamen Verfahren. Vor Kurzem war nämlich der französische Director des Telegraphenwesens in jener Gegend auf einer amtlichen Rundreise räuberisch angefallen und seiner Baarschaft beraubt worden. Der mit ihm im Wagen sitzende Secretär, welcher Miene zur Gegenwehr gemacht hatte, wurde erschossen, er selbst am Kopfe durch Kolbenstöße gemißhandelt. Aehnliches geschah der nach Hülfe schreienden Frau. Die beiden zur Eskorte mitgegebenen Kawassen hatten sich kurz zuvor vom Wagen entfernt, und als sie bei der Rückkunft zur Verfolgung aufgefordert wurden, schlugen sie hierzu eine Richtung ein, die der ihnen bezeichneten entgegengesetzt war. Ich vernahm späterhin die Erzählung dieser Geschichte aus dem

Munde des Gemißhandelten ſelbſt, als ich zufällig mit ihm auf dem Verdecke eines von Conſtantinopel nach Böjükdere fahrenden Dampfſchiffes zuſammentraf.

Zwei Stunden vor Varna erblickte ich von der Anhöhe herab, über welche ſich der Weg allmählig ſenkte, zuerſt das ſchwarze Meer mit einem rauchenden, ſtill liegenden Dampfer und mehreren Segelſchiffen. Der Anblick war wahrhaft großartig. Den See von Dewna (Dewnos) hatten wir bereits eine Stunde früher aus der Ferne als einen breiten Waſſerſtreifen wahrgenommen; ich vermuthete, daß dies ſeine obere Extremität war, in welche ſich der kleine Fluß Dewna ergießt, der ſchon bei dem Dorfe gleichen Namens, dicht unterhalb der erwähnten Brücke, eine ganze Reihe von Mühlen treibt. Da uns das Dorf Dewna als ein wohlhabendes bezeichnet worden war, ſo vermochten wir uns die Anzahl dieſer Mühlen leichter zu erklären. — Bei dem Wirthshauſe an dieſer Brücke holte uns ein leichter, recht hübſcher, vierräderiger Wiener Wagen mit lederner Bedeckung, auf der Achſe liegend, ein, der einem Fuhrmann aus Schumla gehörte. Wir hörten, daß es dort mehrere dergleichen Reiſewagen gäbe, die vermiethet würden. Er eilte, mit drei Pferden beſpannt, uns bald vorüber.

Je mehr wir zu dem Dewna-See hinabſtiegen, je mehr näherten ſich der Straße bewaldete Gebirgszüge, deren einer zur Linken ſpäterhin einen ziemlich ſteilen Abhang bildete, an welchem dichter Kalkſtein mehrfach zum Vorſchein kam. Ein Dornſtrauch, der auf günſtigem Standpunkt eine Höhe von 5—6 Fuß erreicht, und der oben auf dem Plateau kleine Inſeln gebildet hatte, bedeckte hier ganze Bergſeiten und dominirte ſo in der Landſchaft vollſtändig. In der äußeren Form zeigt er Aehnlichkeit mit unſerer gewöhnlichen Berberitzenſtaude. Ich habe ihn hernach weit in Weſt-Aſien verbreitet gefunden, und bei ſeiner Häufigkeit verlieh er der Gegend ein eigenthümliches Gepräge. Seine dünnen Zweige müſſen das meiſte Brennholz hergeben, wie ich ſchon in Jaſſetépé bemerkt hatte. Der Kreuzdorn bildet eine kleine Minorität, die wilde Roſe iſt noch viel ſeltener; doch trug ſie, wie der Crataegus, rothe Früchte, der Dorn dagegen ſeine Flügelſaamen. Die Herbſt-Flora ſuchte ich längs des See's zwiſchen den Dornſträuchen zu ſammeln. Der Himmel war den ganzen Vormittag zwar bewölkt geweſen und wir hatten nur eine Temperatur von 10° R.; doch gegen Mittag brach

die Sonne durch und steigerte die Wärme auf 14° R. Gegen 4 Uhr zog ein Gewitter mit Sturm herauf; letzterer vertrieb aber jenes großentheils und nur bei unserm Einzuge in Varna selbst, um 5 Uhr, fing es etwas an zu regnen, hörte jedoch nach einer Stunde wieder auf.

Der an der linken (nördlichen) Seite des See's hinlaufende Weg bot stets abwechselnde, mitunter großartige Ansichten dar. Die Gebirgszüge an seiner rechten Seite zeigen auf dem Rücken sogar Hochwald, wenigstens war ihre ganze Seite gegen den See mit Baumaufschlag bedeckt. Zur Linken sind die niedrigen Hügel dagegen nur von dem erwähnten Dorngebüsch (Paliurus) gruppenweise besetzt. — Zwischen dem See und dem Meere zieht sich ein schmaler Landstrich quer hinüber, so daß es schwer wird, den schmalen Einfluß des See's in das Meer gewahr zu werden. In dieser unteren Gegend des See's sendet das überhaupt nur träge sich bewegende Wasser desselben im Spätsommer mitunter mephitische Ausdünstungen in die Luft. Die hier in der Nähe liegenden geringen Wohnungen sind es auch allein, deren Bewohner zu solcher Zeit an kalten Fiebern zu leiden pflegen, dahingegen die ganze übrige Stadt, die sich amphitheatralisch an einem mäßigen Abhange hinaufzieht, von diesem endemischen Uebel freibleibt; auch gastrisch-nervöse Fieber, Typhoiden u. dgl. kommen höchst selten vor. Das Wasser des See's erschien zu drei Viertheilen grünlich, gleich dem des Meeres, nur am linken Ufer verblieb ein gelblicher Streifen, vielleicht das Wasser der Dewna andeutend. — Schilf- und Rohrdickicht zieht sich an vielen Stellen längs des Ufers hin. Der See ist fischreich, der Markt von Varna wird durch seine Producte reichlich versorgt. Eine Anzahl durch mich hier gesammelter Süßwasser-Fische aus dem See, sowie von Fischen aus dem schwarzen Meere aus der Gegend von Varna, ist von mir dem zoologischen Museum der Universität zu Bonn übergeben, und von Hrn. Professor Troschel*) beschrieben worden.

Viele grüne Wiesen mit Viehheerden zeigten sich in der Nähe des See's; zahlreiche Büffel hatten sich wiederkäuend in den Morast tief eingesenkt und selbst Vögel, die auf ihrem schlammbedeckten

*) Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für die Rheinlande und Westphalen. Bonn, Jahrgang 1857. S. 38.

Felle Nahrung ſuchten, ſtörten ſie nicht im Geringſten in dieſer Beſchäftigung. Die Vegetation iſt in der unmittelbaren Nähe des See's, begünſtigt von der feuchten Atmoſphäre, mannigfaltig und reich.

Indem der Weg, den See verlaſſend, ſich an die von ſeinem linken Ufer anſteigende Höhe hinaufzog, näherten wir uns den Befeſtigungslinien von Varna, die großentheils aus Erdwerken beſtanden. Eine Reihe von mit Ochſen beſpannter Bauernwagen, welche Hühner und Eier führten, hielten den Einzug mit uns. Dieſe Ladungen ſollten zur See nach Conſtantinopel geſchafft werden, deſſen Verproviantirung durch die Seeverbindung nach allen Richtungen begreiflich ungemein erleichtert wird.

Varna, ehedem Constantia, liegt am nördlichen Ufer des Dewna- (Dewnos) See's und der Bucht des Meeres, da wo beide ſich vereinigen. Noch 1444, vor der Schlacht bei Varna, lag eine halbe Stunde von der Stadt nach Südoſten der Flecken Galata, der jetzt bis auf wenige Häuſer verſchwunden iſt. Alles deutet darauf hin, daß das damalige Varna ungleich bedeutender, als das gegenwärtige geweſen ſein muß. Eine vortheilhaft gelegene, geräumige Citadelle iſt es hauptſächlich, die mit ihren ſtarken Mauern die gegenwärtige Stadt ſchützt. Indem ich von Süden kommend durch ein von Quaderſteinen aufgeführtes Thor einpaſſirte, waren mir ſchon außerhalb deſſelben zur Rechten des Weges (alſo oſtwärts) acht lange hölzerne Baracken zu Geſicht gekommen, die während des letzten Krieges den Alliirten zum Unterkommen gedient hatten. Sie liegen hoch genug, um der Luft freien Zutritt von allen Seiten zu geſtatten, und wenn anſteckende Krankheiten ſich in ihnen entwickelt haben, ſo kann das nur in Ueberfüllung oder unzweckmäßigem Regime ſeinen Grund gehabt haben. Links von demſelben Wege (alſo weſtwärts) außerhalb der Stadt, etwas weiter von dieſer entfernt, lag das franzöſiſche Hoſpital, und zwar auch hier ſo, daß in ihm herrſchende große Sterblichkeit gewiß nicht der Lage des Ortes zugeſchrieben werden konnte.

Innerhalb des erwähnten ſüdlichen Thores, unfern deſſelben, auf dem erhabenſten Punkte des Bodens der Stadt, befindet ſich an der linken Seite des Weges das von dem Gouverneur bewohnte, weitläuftige Gebäude, welches auf einem Unterſatze von Quadern zwei hölzerne Stockwerke zeigt, an denen mir beſonders eine unge-

wöhnliche Menge von zum Theil sehr hohen und schmalen Fenstern auffiel. Der Gebrauch des Holzes für dergleichen hervorragende Gebäude rechtfertigt sich durch die nicht selten hier vorgekommenen Erdbeben. Dem Gouvernements-Hause gegenüber hat man dem hier anwesend gewesenen Sultan Abdul Medschid zu Ehren ein Monument errichtet, bestehend aus einer Marmorsäule, die mit langen türkischen Inschriften bedeckt ist; ihr Piedestal bildet zugleich sehr zweckmäßig eine öffentliche Fontäne. Von hier aus senkt sich der Weg allmählich zur Stadt hinab. Die Straßen sind mit einem ebenso schlechten Pflaster versehen, wie die andern türkischen Städte, — wenn sie überhaupt ein Pflaster besitzen. Die Straßen selbst sind der großen Mehrzahl nach eng und gekrümmt, zu beiden Seiten häufig die bereits bei Ruschtschuk erwähnten, geschlossenen Lehmwandseiten der türkischen Häuser zeigend. Nur wenige, in der Nähe des Meeresufers gelegene Straßen machen hiervon eine erwähnenswerthe Ausnahme, indem sie breiter, auch zum Theil mit ansehnlicheren Gebäuden besetzt sind, entweder öffentliche, oder griechischen Einwohnern gehörige. Von architektonischer Eleganz würde man jedoch vergebens irgend eine Spur suchen. Eine bei der letzten großen Feuersbrunst, die während der Anwesenheit der alliirten Truppen stattfand, niedergebrannte Moschee sah ich auch jetzt noch, in einem Haupttheile der Stadt, vollständig in Trümmern liegen, drei entfernter liegende theilten mit ihr dasselbe Schicksal. Die öffentlichen Blätter jener Zeit sprachen hinsichtlich des Ursprungs jener Feuersbrunst fast allgemein die Meinung aus, sie sei durch böswillige Griechen veranlaßt worden. Mein französischer Gastwirth, der damals hier anwesend war, versicherte, daß sie durch einen Franzosen herbeigeführt worden, der sich mit der Fabrikation von Streichhölzern beschäftigte, ohne diese gehörig zu verstehen. Das bekannte Pflegma der Türken war auch bei dieser Gelegenheit grell hervorgetreten. Sie hatten mit untergeschlagenen Armen den Anstrengungen des fremden Militärs zugeschaut, welches sich bemühte, das Feuer der türkischen Häuser und Moscheen zu löschen.

Wir stießen endlich auf ein ziemlich ansehnliches Haus, an dessen Ende eine schwarze Tafel mit der Inschrift Hôtel d'Angleterre prangte. In dieses zogen wir ein, nachdem sich eine von einem Griechen gehaltene, gegenüberliegende Locanda als schmutzig

und ſchlecht erwieſen hatte. — Als Wirth ſtellte ſich uns ein munterer, geſprächiger Pariſer, Mr. Queudeville, vor, der uns ſogleich mittheilte, er habe das Haus für 150 Fr. monatlich gemiethet, aber ſeit dem Abzuge der Alliirten faſt gar nichts mehr zu thun; die Engländer hätten faſt ſämmtlich bei ihm geſpeiſt. — Seine Einrichtung bot nicht viel, aber mehr, als irgend eine bulgariſche oder griechiſche. Und doch war der Mann ganz allein im Hauſe, ohne Kellner und ohne irgend welche andere Dienerſchaft. Eine Viertelſtunde nach dem Einzuge ſchon erhielten wir ein erträgliches Diner mit gutem, rothen Wein des Landes. Mein kleines Zimmer ließ zwar den Wind frei ein- und ausziehen, und da auf dem Meere ein heftiger Nordoſt ſtürmte, ſo fand ich es in der Nacht ſehr kalt. — Unter den Looſen vieler Sterblichen, die der letzte orientaliſche Krieg mitunter gar wunderlich zuſammengerüttelt hatte, war auch meinem Gaſtwirth ein ganz eigenthümliches zugefallen, wie er ſelbſt erzählte. Er war dem Marſchall St. Arnaud von Paris bis nach Varna als Stallbedienter gefolgt, verſpürte jedoch keine Neigung in ſich, den Zug von hier nach der Krim zu begleiten. Er ließ ſich alſo verabſchieden und verſuchte ſich in dem Geſchäfte eines Aubergiſten, von dem er in Paris nicht die geringſte Kenntniß erlangt hatte. Der plötzlich ſchnelle Abbruch des Krieges zerſtörte ſeine Hoffnungen, noch fernere Lorbeeren auf dieſem Felde einzuernten. Jedenfalls war der kleine bewegliche Mann einer von den vielen Belegen, wie leicht Franzoſen ſich jeder Lage des Lebens anzubequemen wiſſen, da, wo die Engländer ſich bald dumpfer Verzweiflung hingeben. Die Geſchichte der Belagerung von Sebaſtopol hat hiervon Beiſpiele im Großen geliefert.

Am nächſten Morgen, den 12. September, wanderte ich zuerſt zum Seethore hinaus, um die Verbindung des Dewna-See's mit dem Meere näher zu unterſuchen. Er liegt ganz nahe an der Stadt und zwar an der dem Mittag zugewendeten, niedrigſten Seite derſelben. Eine ſteinerne Brücke auf vier Bogen führt über ihn hin in einer Länge von ungefähr 36 Fuß. Unterhalb ſtürzt ſich das ſüße Waſſer in das ſalzige mit einem Gefälle von nur einem Fuß. Der übrige Theil des See's iſt durch eine niedrige Landzunge, die aus dem ſüdlichen Ufer des Meeres hervorgeht, von dieſem getrennt. Sie wird bei hoher Springfluth öfters überfluthet. Unter-

halb dieſer ſteinernen Brücke folgen 4 oder 5 Landungsbrücken von Holz. Von einem Quai, der dieſen Namen verdiente, kann nicht die Rede ſein. Mein Spaziergang dehnte ſich am Meere nach Oſten hin bis zu einem Punkte, wo man den ſchmalen Pfad durch einen Dornenzaun verbarrikadirt hatte. Von hier aus genoß ich eine vollſtändige Ueberſicht des Hafens und der Rhede. Die Schiffe ſind genöthigt, auf letzterer liegen zu bleiben, weil es dem Hafen an der gehörigen Waſſertiefe fehlt, um auch nur einen Zweimaſter aufzunehmen. Dieſe Rhede iſt aber den Nordoſtſtürmen ausgeſetzt, alſo unſicher. Es iſt längſt anerkannt, daß ein Molo, den man vom nördlichen Meeresufer in das Meer hineinbauen möchte, dem Uebelſtande abhelfen würde, — aber man baut eben nicht. Der Hafen müßte zugleich ausgebaggert werden. Nachmittags lagen nur etwa ſechs zweimaſtige Segelſchiffe auf der Rhede, eines derſelben lief mit vollen Segeln von Nordoſten her ein.

Nachmittags machte ich einen Ritt über die ſteinerne Brücke nach dem ſüdlichen Meeresufer und dem Gebirgszuge, der dort in's Meer ausläuft. Die öſtliche Spitze dieſer Seite iſt mit einer kleinen Befeſtigung verſehen, die man Galata Burun getauft hat. Nachdem wir den höchſten Punkt erſtiegen hatten, lag die Stadt mit allen ihren Befeſtigungswerken frei vor uns da. Sie lehnt ſich vom Meere und vom Dewna-See aus gegen die Anhöhe amphitheatraliſch an. Als höchſter, gegen Weſten gelegener Punkt ſtellt ſich auch von hier aus das erwähnte Gebäude des Gouverneurs dar. Wie eng die Häuſer von Varna zuſammengebaut ſind, läßt ſich von hier aus zugleich bequem überſehen. So konnte denn auch die ſchon erwähnte Feuersbrunſt trotz aller Anſtrengungen der Garniſon der Alliirten ſo ausgedehnte Verwüſtungen anrichten. — In der Nähe der Mauern Varna's ſieht man außerhalb keine menſchliche Wohnung. Nur in etwas weiterer Entfernung erheben ſich einige kleine Dörfer; ein ſolches am See, verſchiedene andere in der Ferne an der Höhe. Auf der äußerſten Spitze des nordweſtlichen Meerufers erhebt ſich ein griechiſches Kloſter, welches allenfalls vertheidigt werden könnte. Von keinem der Stadt gegenüberliegenden Standpunkte aus erſchien dieſe maleriſch genug; man könnte hier zu Erwartungen für ſie verleitet werden, welche durch den Eintritt in die ſchmutzigen Straßen

nur zu bald getäuſcht werden müßten. Dieſe ſind auch hier, wie in allen türkiſchen Städten, von herrenloſen Hunden bevölkert.

Varna zählt zur Zeit 12—13,000 Einwohner; die Mehrzahl bilden die Bulgaren; es folgen die Türken, ungefähr 500 Griechen, die ſämmtlich Handel treiben, eine geringe Zahl von Armeniern und noch weniger weſtländiſche Chriſten. Die Stadt unterhält Heerden jenſeits des Dewna-See's und auf der Landzunge, die nicht ganz unbedeutend ſind.

Gegen Abend führte mich ein glücklicher Zufall in die Apotheke eines Griechen, der zugleich Doctor der Medicin iſt und Charalambos heißt. Er war gebürtig aus Patras, hatte ſeiner Ausſage nach in Wien, München, Berlin und zuletzt in Paris ſtudirt, ſprach ſehr gut deutſch, franzöſiſch, italieniſch außer ſeiner Mutterſprache, und war vor zwei Jahren ſeinem Vater hierhergefolgt, den kaufmänniſche Geſchäfte hier feſthalten. Seine Apotheke war freilich nur gering verſorgt, denn es fehlte ihm ſogar Chlorkalk; alle ſeine Standgläſer, Schubladen ꝛc. waren indeſſen mit richtigen lateiniſchen Namen bezeichnet. Dr. Ch. nennt Varna eine ſehr geſunde Stadt, die dem Arzte wenig zu thun gebe, weil Jedermann hier äußerſt einfach lebt. Unpaſſende Nahrung, zu viel Früchte erzeugen wohl Gaſtricismen, Diarrhöen; Dyſenterie, Pneumonien ſind ſelten. Die Türken pflegen den Arzt nur einmal zu holen, blos um von ihm zu erfahren, ob die Krankheit gefährlich oder nicht ſei, und laſſen ſich dann von Charlatans oder auch gar nicht behandeln. Gegen ihre Vorurtheile läßt ſich ſchwer ankämpfen. — Auf meine Frage, ob denn die in den meiſten Häuſern zerſchlagenen oder ganz fehlenden Fenſter nicht häufige Veranlaſſungen zu rheumatiſchen Uebeln gäben, erwiederte derſelbe, daß im Gegentheile hierdurch die Haut abgehärtet und gegen dergleichen Krankheiten geſchützt würde. Ich erinnere hierbei daran, daß allerdings die vorherrſchende Seeluft wohl weſentlich dazu beitragen möchte, die Haut abzuhärten. — Zu bedauern iſt es, daß die Lage dieſes nach weſt-europäiſchen Begriffen vollſtändigſt ausgebildeten Arztes eine durchaus nicht beneidenswerthe iſt; er bemerkte, daß ſein Umgang ganz auf den Kreis ſeiner Familie und auf einige Fremde, namentlich die Beamten der Dampfſchifffahrts-Agentur und des Telegraphen-Bureau's beſchränkt ſei, daß er auch dieſen Ort längſt wieder ver-

lassen haben würde, wenn ihn nicht Familien-Rücksichten hier festhielten.

Die Temperatur der Atmosphäre war hier am 12. September Morgens um 5 Uhr bei heiterem Himmel 7° R. und Mittags 14° R.; am 13., bei Regenwetter, um 8 Uhr Morgens 10° und Nachmittags 2 Uhr bei Sonnenschein 12° R. Den Winter sollen aber die Schneestürme des schwarzen Meeres oft sehr rauh machen können.

Verschiedene Schriftsteller haben Varna als eine vorzugsweise schmutzige Stadt bezeichnet; indessen haben diese sie zur Zeit der Ueberfüllung mit Truppen, oder der Drangsale des Krieges besucht. So sah sie z. B. Hr. v. Callot*) im Jahre 1829 bald nach der Belagerung und Einnahme durch die Russen. Wenn man sich erinnert, daß damals Türken innerhalb, und Russen außerhalb der unglücklichen Stadt wochenlang alle Kräfte aufgeboten hatten, um Verderben über sie zu verbreiten, — wenn man hinzuzählt, daß Tausende einer pestartigen Krankheit unterlegene Menschen nur oberflächlich eingescharrt worden waren, so wird man es weniger auffallend finden, daß Hr. v. Callot schon in einiger Entfernung vor der Stadt von mephitischen Dünsten getroffen wurde, und die ihm begegnenden russischen Soldaten wandelnden Skeletten ähnlich erschienen. — Ein Engländer, der sich in Varna während des letzten Orient-Krieges aufhielt, drückt sich hierüber so aus**): „Man hat gesagt, daß Varna eine ihm besonders eigenthümliche Art von Schmutz besitzt; aber ich neige zu der Meinung, daß dieser nichts anders, als ein rein türkischer ist, und daß in ihm gar nichts besonders Bemerkenswerthes gefunden werden kann." Dieser Meinung schließe ich mich, nach eigener Ansicht während der Periode des Friedens, vollkommen an. Varna würde, mit einer aufmerksamen Straßen-Polizei ausgerüstet, bei seiner gleichsam darauf berechneten Lage, eine der reinlichsten Städte Europa's sein.

---

*) A. a. O.

**) Pictures from the Battle-Fields. London, 1855, pag. 80.

VII.

Die Dobrudſcha. — Hadſchi-Oghlu-Baſardſchyk. — Die große Ebene. — Das Monument von Adam-Kelſſi. — Kaſſowa. — Bodenverhältniſſe. — Militäriſche Promenade einer franzöſiſchen Diviſion. — Tartariſche Anſiedelung. — Beabſichtigter Kanal von Tſchernawoda nach Köſtendſche. — Die neue Eiſenbahn.

Am 13. September machte ich den Anfang mit der Ausführung meines Vorhabens, die viel berüchtigte Dobrudſcha durch einen Streifzug perſönlich kennen zu lernen. Ich hatte das ſeltene Glück gehabt, in Varna einen zwar nicht auf Federn ruhenden, doch zweckmäßigen, leichten Wiener Wagen zu finden, den ein intelligenter junger Bulgare aus Schumla in Bukareſcht gekauft hatte. Er ſchloß mit mir den Contract, mich mit vier Pferden für 1000 Piaſter, d. i. etwa 11 Napoleond'or, über Baſardſchyk und Karaſſù nach Hirſowa zu bringen. Der junge Mann hatte durch eine einnehmende Phyſiognomie, lebhafte ſchwarze Augen, hoch gewölbte Stirn kaum ſeine fließende Beredſamkeit nöthig, um mein Vertrauen zu erwecken. Letzteres war um ſo wichtiger, als damals, ſo kurz nach beendetem Kriege, die Dobrudſcha noch von entlaſſenen Baſchi-Bozuks unſicher gemacht wurde. Einige Raubanfälle waren wenige Tage zuvor ausgeführt worden. Den letzteren Umſtand hielt ich für einen meinem Plane günſtigen, indem ich von Rom her aus Erfahrung wußte, daß man unmittelbar nach ſolchem Angriffe am ſicherſten reiſt. Dennoch hielt es der Paſcha von Varna für nöthig, uns zwei bewaffnete Kawaſſen mitzugeben, die auch zu rechter Zeit anlangten und uns bis zum Abend über das Dorf Abſchemler nach dem Dorfe Kumburdſcha führten, deſſen Lage auf der Kiepert'ſchen Karte ganz richtig bezeichnet iſt, ſtarke 5 Stunden von Varna.

Vom Thore dieſer Stadt, dem nämlichen, durch welches wir eingezogen waren, wandte ſich die ſteinbedeckte Straße bald rechts dem Gebirge zu. Da der lebhafte Fuhrmann ſtets im Trabe fuhr, ſo gab es unbarmherzige Stöße. Das obenerwähnte Dorngebüſch, der Paliurus australis, begleitete uns dominirend bis zu einer mäßigen Höhe, verließ uns dann aber, um dem Kreuzdorn und der Weißbuche, vereinzelten wilden Roſen, wilden Birnbäumen und hier und da Schwarzpappeln Platz zu machen. Auf dem Gebirgskamm aber ſah ich in ſolcher Menge Haſelnußſträucher, wie ich ſie früher niemals zuſammen wahrgenommen hatte. Das Gebirge heißt wie das an ihm liegende Dorf Aſchemler-Dagh (Perſer-Berg). Obſchon es über die Abkunft dieſer Benennungen an hiſtoriſchen Daten fehlt, ſo hat es doch viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß ſie ſich von der Zeit des Zuges des Darius her erhalten haben dürften, der, als er eine Brücke über die Donau ſchlagen ließ, in jener Gegend höchſt wahrſcheinlich Landquartiere für eine Abtheilung ſeiner Truppen eingerichtet hatte. Ueberhaupt iſt die Lage des Dorfes eine ſehr günſtige; jedoch konnte man vom Wege aus nur Strohdächer bemerken, die auch aus Varna erſt ſeit der Anweſenheit der Alliirten ganz verſchwunden ſein ſollen. Vor dem Dorfe fielen mir eine Menge herrlicher Wallnuß- und anderer Fruchtbäume beſonders auf. Die Früchte der Birnbäume waren indeſſen gemeine Holzbirnen; die Veredlung der Früchte ſcheint man hier nicht zu treiben. — Der Weg über den Gebirgskamm war theils durch die maſſenhaft umhergeſtreuten Steine, theils durch die überhangenden Dornen für ein Biergeſpann äußerſt beſchwerlich; unſer Bulgare wußte die Hinderniſſe indeſſen ſehr wohl zu überwinden und ſelbſt ein hinzugekommener ſtarker Regen, ſowie die damit verbundene Aufweichung des Weges konnte ſeinen Muth nicht beugen. Oben auf dem Berge fanden wir zwei Militärpoſten; man war ſo eben beſchäftigt, ihnen hölzerne Baraken zu bauen. Weiterhin blieb uns ein Dorf zur Rechten liegen. Am Wege zeigten ſich viele unbebaute Strecken, obgleich der Boden gut war. Die Nacht ſetzte der weitern Fahrt in Kumburdſcha ein Ziel. Dort fanden wir in dem Hauſe eines bulgariſchen Bauern ein Unterkommen; die beiden mohamedaniſchen Kawaſſen erhielten eine andere Wohnung. Da unſer Wirth zwei ſtrohbedachte Häuſer nebeneinander beſaß, ſo wurde uns das eine ganz eingeräumt, enthielt jedoch nur ein

geräumiges Zimmer, auf deſſen Lehmboden man uns ſogleich einen Teppich ausbreitete; auch enthielt es außer dem Strohdache keine beſondere Decke. Ofen und Fenſter fehlten gänzlich; nur ein Bewohner des Dorfes beſitzt dergleichen und wird deshalb hier zu Lande reich genannt. Ein ſolcher Luxus wird deshalb auch durch hohe Steuern beſtraft. In unſerer Behauſung fiel das Licht durch zwei Oeffnungen herein, einmal durch die geöffnete Thür, zweitens durch die in einer Ecke des Zimmers angebrachte runde Oeffnung des Rauchfanges. Dieſer trichterförmige Rauchfang, der die weitere Oeffnung nach unten, die engere nach oben richtet, beſteht aus Holzgeflecht, welches inwendig mit Lehm beworfen iſt. Oben erſtreckt ſich das Flechtwerk als Schornſtein etwa 2 Fuß hoch über das Strohdach hinaus. Im Winter fällt natürlich Schnee und Eis hinein, indeſſen muß das Feuer hier nothwendig Tag und Nacht unterhalten werden, um eine erträgliche Temperatur zu erzielen, da es, wie geſagt, an jeder Art Ofen fehlt und im Winter häufig eine ungemein heftige Kälte herrſcht. Daß das Flechtwerk im Rauchfange nicht anbrennt, hat ſeine Urſache darin, daß man nur Strauchwerk brennt, alſo Flackerfeuer unterhält, welches einen intenſiveren Hitzegrad nicht herbeiführt.

Die Familie der beiden Häuſer in Kumburdſcha beſtand aus einer Wittwe, die, tief zuſammengebeugt, dennoch rüſtig einherging, ihrem 38—40jährigem Sohne, deſſen vielleicht ca. 32jähriger Frau und drei Kindern von 12, 10 und 7 Jahren; letzteres, ein kleines Mädchen mit einnehmender Phyſiognomie, litt an Lähmung des linken Armes, ohne daß man wußte, woher. Die alte Frau trug ihr Hemd vorn offen und zeigte dabei, daß ſie an Embonpoint noch nicht verloren hatte. Die jüngere Frau war häßlich, aber thätig. Sie trug außer dem gelben Ringe am vierten Finger der rechten Hand um die Handwurzel zweierlei meſſing-gelbe Spangen, die eine aus einem platten Ringe, die andere aus platten Kettengliedern beſtehend. Ihre Kleidung war ſehr ärmlich, aber, obgleich am Sonnabend, rein. Des Mannes Geſichtsbildung war ausdrucksvoll, ſeine Züge lebhaft beweglich. Die Antworten auf die Fragen, welche ich ihm durch meinen Dragoman vorlegte, waren treffend und genügend. — Ein bulgariſcher Vorſteher, der uns dieſem Hauſe zugeführt hatte, erſchien gleichfalls wohlgebildet.

Das Dorf enthält 40 Häuſer, in welchen 28 Bulgaren- und 12 Türken-Familien wohnen. Die Bauern zahlen einen Zehnten von ihrem Getreide an die Regierung. Dieſer Zehnten wird ſchon in Conſtantinopel an einen Kaufmann verkauft, der hierdurch einen Generalpächter vorſtellt. Dieſer nimmt nun wieder Licitationen in der Provinz theils von dem Ertrage einzelner, theils einer gewiſſen Zahl von Dörfern vor. Die armen Bauern dürfen aber ihr Getreide nicht eher einernten, bis dieſe Unterpächter es geſehen und abgeſchätzt. So war in dieſem Dorfe diesmal die Ernte weit über die Gebühr verzögert worden, weshalb dann bis zum Tage meiner Anweſenheit, dem 13. September, noch nichts ausgedroſchen war und die Leute kein Brod hatten. Am Morgen ſah ich die Hausfrau ein großes Gefäß mit geröſtetem türkiſchem Weizen, wahrſcheinlich zum Frühſtück, in das Haus tragen. — Erſt zwei Jahre nach dieſer Abendunterhaltung entnehme ich aus den öffentlichen Blättern, daß die türkiſche Regierung in der Herzegowina und in Bosnien anfängt, den einzelnen Dörfern, anſtatt jener vexatoriſchen Eintreibung des Zehnten, ein Pauſchquantum von Steuern aufzulegen, welches die einzelnen Familien unter ſich nach Billigkeit vertheilen müſſen. Daß bei letzterem Modus für die Steuerpflichtigen nicht nur viele Plackereien wegfallen, ſondern auch die Regierung an Anſehen gewinnen müßte, leidet wohl keinen Zweifel. — Unſer gutmüthiger Wirth rühmte, daß ſeit einigen Monaten ſich das Verhältniß zwiſchen Türken und Bulgaren im Dorfe in ſofern verbeſſert habe, daß die letzteren von erſteren nicht mehr ſo häufig Neckereien und kleine Diebereien zu erdulden haben, — vielleicht eine Folge des bekannten Hatti-Hümayun's. — Eine Schule beſteht in dieſem überwiegend bulgariſchen Dorfe nicht, eben ſo wenig eine Kirche. Die letztere befindet ſich in dem nahen bulgariſchen Dorfe Kirdidſcha, welches 40 Häuſer mit wohlhabenden Einwohnern zählt; einer derſelben ließ die Kirche auf ſeine Koſten bauen; auch ertheilte der dortige Geiſtliche einigen Kindern Unterricht.

In der Gegend von Karaſſù wurde damals eine Stadt für die aus der Krim herübergekommenen Tartaren erbaut, zu deren Aufbau die ganze Provinz Arbeiter und Pferde oder Ochſen liefern mußte. Unſeres Wirthes Sohn war 36 Tage mit 2 Ochſen dort, um Bauhölzer zu fahren. Man ſagt, daß die Regierung einſt dafür etwas vergüten werde; in der Regel gelangt aber in die Taſchen

derer, die die Arbeit gethan haben, wenig oder gar nichts. Für das Vieh lieferte man zwar Heu, die Menſchen mußten ſich aber ſelbſt beköſtigen; dieſe hatten ſich deshalb Mehl zum Backen von Hauſe mitgenommen. Hiernach muß man geſtehen, daß die Türken wohlfeiler zu bauen wiſſen, als alle übrigen Nationen.

Vor dem Dorfe erfreute mich der lang entbehrte Anblick eines kleinen Gehölzes von hochſtämmigen Eichen; ſo fand ich auch die Umgegend ziemlich cultivirt; der bekannte bulgariſche Fleiß ließ ſich nicht verkennen. Dennoch theilte mir unſer Wirth mit, daß der fruchtbare Boden nur ein Jahr um das andere beſtellt werde, weil ſie deſſelben für ihren Gebrauch zu viel hätten. An Ausfuhr des Ueberfluſſes ſei bei den ſchlechten Wegen, ſowie aus Mangel an vortheilhaftem Abſatz nicht zu denken. Als ich mich erkundigte, warum man die allenthalben aufgehäuften Miſthaufen nicht auf die Felder fahre, ſtaunte man mich an; man düngt nämlich hier niemals. Daſſelbe iſt übrigens auch in Beſſarabien, ſowie in den übrigen ruſſiſchen Provinzen am ſchwarzen Meere der Fall. Bei der hohen Sommerhitze wirkt der thieriſche Dünger oft nachtheilig auf das Gedeihen des Getreides.

In Folge des Krieges waren zahlreiche Räubereien in der Gegend vorgekommen. Die Räuber hatten ſich die römiſche und italieniſche Sitte angeeignet, Menſchen auf dem Felde, namentlich Hirtenknaben, fortzuführen und dann in das Dorf die Botſchaft zu ſenden, daß, wenn man nicht in einer gewiſſen Zeit 10—12,000 Piaſter Löſegeld herausgeſchickt haben würde, ſie den Geraubten umbringen würden. Es ſoll aber vorgekommen ſein, daß ſie nach empfangenem Löſegelde den Kopf dennoch abſchnitten, um nicht verrathen zu werden. — Erſt in allerletzter Zeit hatte die Regierung deshalb Militärpoſten anzulegen angefangen, wie wir denn auf dem Wege dergleichen angetroffen hatten, die noch im Bau begriffen waren. Die mit niedrigem Walde und hohem Gebüſche bewachſene Gegend eignet ſich auch zu Schlupfwinkeln ganz gut.

Ich verließ am nächſten Morgen, nach einer herrlichen, vollmondshellen, lauen Nacht, die gaſtfreundliche bulgariſche Bauernhütte mit voller Anerkennung der Intelligenz und des biedern, gutmüthigen Charakters ihrer Bewohner. Es war 6 Uhr, als ich bei einer Temperatur von 12° R. trübem, bedeckten Himmel aufbrach, um in die Dobrudſcha ſelbſt einzuziehen. Zwei berittene Kawaſſen eröffneten

den Zug. In den letzten fünf Tagen hatte es hier anhaltend geregnet, daher fanden wir die Straße nach Basardschyk sehr aufgeweicht und vier Pferde waren durchaus nicht zuviel, um unsern an sich leichten Wagen fortzuschaffen. Wir passirten zunächst mäßig cultivirtes Land und angepflanzte Holzbirnbäume von bedeutendem Umfange; bald verlor sich der Weg aber in einen aus Gebüschen, kleinen Eichen und Weißbuchen bestehenden Wald. Der Boden bietet allenthalben den trefflichsten schwarzen Humus und zwar auf den wenigen bebauten, wie auf den cultivirten Strecken in gleichem Maaße. Ist doch dieser Boden seit Jahrhunderten in seiner Humusanhäufung fast nirgends gestört worden! Wenigstens war seit der Herrschaft der Türken diese Gegend stets menschenarm. Vor dem Jahre 1444, d. h. vor der für die Christen so unglücklichen Schlacht von Varna (eigentlich bei Kadi-köi in der Nähe von Varna) muß sie ungleich bevölkerter gewesen sein.

Allmählig senkte sich der Weg etwas, nachdem wir Kurdschiku, ein kleines strohbedachtes Dorf, welches 2—2½ Stunden von Kumburdscha liegt, hinter uns hatten. Weiter nördlich verlor sich nun auch der Niederwald fast ganz, nur in größerer Entfernung tauchte ein kleines Stück davon wieder auf. Fernerhin begleitete uns nur spärliches, niederes Gebüsch; Heerden waren schon selten und wenig zahlreich, bis wir uns eine Stunde vor Basardschyk in der großen Ebene der Dobrudscha befanden. Kurz vor diesem Orte, den wir um 11 Uhr erreichten, lag rechts ein weit ausgedehnter, umzäunter Fruchtgarten, gleichsam eine schmeichelnde Oase in der weiten, unbebauten Steppe. Den Ort selbst erblickten wir, wegen einer davor liegenden schwachen Bodenerhöhung erst aus einer Viertelstunde Entfernung. Er dehnt sich in der Länge von Westen nach Osten in der Ebene aus, so daß er uns seine breite südliche Seite zuwandte. Ich zählte 7 Minarets und einen viereckigen Glockenthurm. Die Dächer waren fast durchweg mit Ziegeln gedeckt.

Unsere Einfahrt hielten wir durch ausgebrannte Ruinen von ansehnlichem Umfange, unter denen auch eine Moschee. Wir erfuhren hernach, daß dieser Brand in dem Augenblicke ausgebrochen sei, wo die Einwohner vor den Russen flüchteten, die im letzten Kriege bei Tultscha und Matschin über die Donau gegangen waren. Nach den traurigen Erfahrungen, die sie 1828/29 hinsichtlich des Besuches

der Russen gemacht hatten, fanden sie es rathsam, sie diesmal nicht abzuwarten. Diesen Umstand machten sich die Baschi-Bozuks, die damals zum Schutze der Stadt hergesandt worden waren, zu Nutze und zündeten, als noch Viele mit dem Einpacken beschäftigt waren, dieselbe an, um bequemer plündern zu können. Vor dieser Katastrophe enthielt der Ort etwa tausend Häuser und Familien; man zählte zwischen 4—5000 Einwohner; jetzt ist er auf 500 Familien reducirt; doch kehren die südwärts nach allen Richtungen Zerstreuten jetzt nach und nach wieder zurück und in der That nahmen wir eine kleine Anzahl neugebauter oder kürzlich ausgebesserter Häuser wahr.

Hadschi-Oghlu-Basardschyk (Markt des Sohnes Hassan's) ist der vollständige Name des Ortes, der uns jetzt für eine Ruhe-Stunde in seinen vorzüglichsten Chan aufnahm, der zugleich das erste Kaffehaus des Ortes darzustellen schien, wie wir dies theils aus der Geräumigkeit seines Lokales, theils aus der Anwesenheit türkischer und bulgarischer Häuptlinge entnehmen durften, als welche wir sie durch ihre ausgezeichnetere Kleidung und durch das achtungsvolle Benehmen der übrigen Anwesenden gegen sie betrachten zu dürfen glaubten. Zwei von ihnen fielen uns besonders durch ihre imposanten Figuren und ihre ausdrucksvollen Physiognomieen auf. Der eine, ein Türke, trug eine violett-bräunliche seidene Hose und ein gelb-seidenes Wamms, darüber einen offenen Pelz; auf dem Kopfe einen weißen Turban. Der andere, ein Bulgare, war schwarz gekleidet und trug den rothen Fes mit einem bunten Tuche umwunden. Seine Vorderseite wendete unser Chan dem Hauptmarkte zu und war nach dieser Seite mit einem offenen Portikus geschmückt, der zum Sitzen oder Liegen auf Teppichen oder Matten eingerichtet, eine allen Chans unentbehrliche Vorrichtung darstellt. An dem erwähnten Markte lief aber ein solcher gedeckter Portikus vor allen Häusern herum. Man denke jedoch hierbei nicht an ein auf Säulen ruhendes Dach oder an die sogenannten „Lauben" der altdeutschen Städte, sondern an einen auf wenigen Stufen von der Straße zu ersteigenden Lehm-Estrich, dessen Dach von roh behauenen, dünnen Baumstämmen getragen wird. Die hintere Seite, sowie die beiden Seitenwände sind in der Regel durch Lehmwände geschlossen, die vordere Seite vollständig offen. In unserm Chan vereinigte sich nun dieser Portikus durch eine weite Thür mit einem

ansehnlichen, viereckigen Zimmer des Hauses, welches dieselbe Einrichtung, d. h. etwa 2′ über dem Boden erhabene Lehm-Estriche darbot, die durch kleine Zwischenwände in verschiedene Abtheilungen zerfällt waren. In eine solche Abtheilung wurden für uns Matten hingebreitet. Wir fanden dort 6 oder 8 Tschibuk oder Nargils rauchende Türken, die in großer Ruhe auf den stark hinabrauschenden Regen und den bereits zum Morast gewordenen Markt hinausschauten, in dem sich schon ein kleiner See gebildet hatte, auf welchem sich Gänse und Enten mit kreischendem Geschnatter herumtummelten.

Beim Hinausfahren aus dem Orte nach Norden kamen wir über einen zweiten, den Gemüse- und Frucht-Markt, der aber gleichfalls in eine Art von Morast verwandelt war. Welcher von beiden Märkten nun auch zur Benennung der Stadt beigetragen, sein Ruhm ist zur Zeit gewiß nicht fein!

Von Basardschyk aus nach Norden setzt sich die unabsehbare Ebene der Dobrudscha fort, meist völlig unbebaut, theilweise von Gestrüpp, hier und da noch mit herbstlichen, blühenden Spätlingen der Steppenflora, oder verdörrten Stengeln einer üppigeren Frühlingsvegetation ausgestattet. Nur in der Nähe der Dörfer fanden wir noch vollständig umgepflügten Acker und weidendes Vieh, welches wegen des seit mehreren Stunden andauernden Regens hineingetrieben wurde. Nicht weit von der Stadt passirten wir eine hölzerne Brücke, die über einen seit 20 Jahren versiegten Fluß führt, der den Namen Tabaghani-Déré (lederner Fluß) führt, und den Aimé Boué*) fälschlich Taban-Déré nennt, wie auch Kiepert. — Das erste Dorf, welches wir Nachmittags nach einer zweistündigen Fahrt erreichten, hieß Kara-Elles. Kurz vorher sahen wir ein zerstörtes Diminutiv-Exemplar einer verlassenen Windmühle, deren Mahlsteine jedoch, in Ermangelung sämmtlicher Seitenwände, in ihrer Lage noch sichtbar waren. Sie gehörte einem vor den Russen geflüchteten Müller. Mit ihren, zur Hälfte noch vorhandenen Flügeln diente diese kleine Ruine nur dazu, den melancholischen Eindruck der Steppenumgebung noch zu steigern. Anderthalb Stunden später erreichten wir Ilibé, eine kleine halbe Stunde weiter Kassapler, ein ganz von Türken bewohntes Dorf, wo wir

*) Tom. I, pag. 136.

wegen Ermüdung der Pferde durch den ſtark erweichten, thonhaltigen Boden liegen bleiben mußten, um zu übernachten, obgleich die Uhr erſt kaum 4 zeigte. Hier nun wurde mir die Gelegenheit, das Innere und die Einrichtung eines echt türkiſchen Fremden-Hauſes, Miſafir-Hane in edlerer, Conak in der vulgären Sprache, kennen zu lernen. Das an der Straße liegende kleine Haus enthielt nur einen geräumigen, viereckigen Raum, der nur durch eine hölzerne Decke von dem Strohdache geſchieden war. Ein kleines Fenſter, natürlich ohne Glasſcheiben, ging auf den Portikus hinaus, eine Thür fehlte ganz, wir ſchliefen alſo der freien Luft möglichſt zugänglich. Glücklicher Weiſe blieb die Luft während der Nacht milde und ich lag dem Kaminfeuer zunächſt. Dieſer wurde ſogleich nach unſerer Ankunft unter einem förmlichen Rauchfange angezündet, um daran das zu einem frugalen Mahle Erforderliche zuzubereiten. Ebenſo fehlte es auch an einigen Strohmatten und alten Teppichen nicht. Von Stühlen oder Tiſchen, Bettſtellen und dergleichen war freilich nicht die Rede. Die Unbequemlichkeiten traten erſt recht deutlich hervor, als die Nacht nahte. Bei unſerer Ankunft waren zwar die Führer von zwei Transporten Geflügel, das nach Varna beſtimmt war, durch unſere Gensd'armen vertrieben worden, aber ſtatt deren ſchliefen nun dieſe und mein Dragoman mit in denſelben Raume; es war durchaus kein anderes Unterkommen für ſie zu finden. Unſer Fuhrmann und zwei andere Männer ſchliefen unter dem Portikus, völlig in freier Luft; jedoch gegen den Regen geſchützt in wollene Decken eingehüllt. Es war hiernach leicht erklärlich, daß ſich Millionen hüpfenden Ungeziefers in dieſem Raume angeſammelt hatten, die, allem Inſektenpulver zum Trotze, uns die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen ließen. Die beiden Begleiter, mehr gegen dergleichen Kleinigkeiten abgeſtumpft, ſchliefen und ſchnarchten ruhig fort; ſchon um 12½ Uhr machten ſie indeſſen Anſtalten zum Aufſtehen und Füttern der Pferde, womit ich nur höchlichſt zufrieden ſein konnte. Um 1½ Uhr wurde Kaffee getrunken. — Der Vollmond ſchien noch, die Temperatur war milde, die Atmoſphäre aber mit feuchten Dünſten überfüllt, kein Stern ſichtbar. — Die eifrige Unterhaltung des Dragomans mit den Kawaſſen gab mir viel Gelegenheit, türkiſch reden zu hören; die Sprache klang nicht unangenehm, weich, doch wurden einzelne Silben hart hervorgeſtoßen.

Bereits um 4 Uhr Morgens brachen wir in der Dämmerung auf, in der Abſicht, heute noch das 8 Stunden entfernte Karaſſù zu erreichen und die 2 Stunden davon neu erbaute Tartarenſtadt, vor der bereits oben Erwähnung geſchehen, in Augenſchein zu nehmen. Etwa 100 neue Häuſer ſollten damals bereits ſtehen und bewohnt ſein. Die Zahl der aus der Krim, beſonders aus Kertſch und Eupatoria eingewanderten Tartaren berechnete man auf 18—20,000. Sie hatten bei der Einnahme durch die Alliirten die ruſſiſchen Häuſer von Kertſch geplündert, was General Vivian ſeinen Truppen ſtrenge unterſagt hatte. Daſſelbe geſchah zu Eupatoria. Als ſie jedoch nach Abſchluß des Friedens merkten, daß die Ruſſen wieder zurückkehrten, ſiedelten ſie aus Furcht vor deren Rache nach der Dobrudſcha über.

Karaſſù ſelbſt iſt ebenfalls eine aus früherer Zeit von Tartaren bevölkerte Stadt und iſt beſonders bekannt durch einen großen Markt, der hier auf einer großen Ebene zweimal im Jahre gehalten wird, der aber für den Herbſt erſt Anfangs Oktober, für mich alſo viel zu ſpät, beginnt. Zu dieſem Markt verſammeln ſich Menſchen aus Conſtantinopel, Smyrna, Adrianopel ꝛc., gewöhnlich mehr als 10,000 Kaufleute.

Das erſte Dorf, welches wir nach 1½ Stunden erreichten, war Muſſabey, nur von Türken bewohnt, an deſſen öſtlicher Seite hinfahrend, wir neben einer kleinen, ſteinernen Brücke durch einen ehemaligen Bach fuhren, der Muſſabey-Deré hieß und ebenſo wie der vorerwähnte Talaghani-Deré, ſchon ſeit längerer Zeit verſiegt war. Auf die von mir einem Türken vorgehaltene Urſache dieſes Verſiegens, Mangel an Cultur des Bodens und an Wäldern, wiegte er ungläubig ſein Haupt, mochte mich vielleicht ſogar für einen Läſterer Allah's halten, weil ich deſſen Werke als in ſo hohem Grade abhängig von dem Thun der Menſchen hingeſtellt hatte. — Wir verblieben fortwährend in einer durchaus baum- und ſtrauchloſen Ebene, die einen troſtloſen Anblick darbot. Nirgends ein Gegenſtand, der dem Auge einen Ruhepunkt darböte! Nur dicht bei den ſtrohbedachten Dörfern zeigen ſich Spuren von Ackerbau.

Nach einer halben Stunde folgte Bugdayly, dem gegenüber, nicht weit von ihm entfernt, Karaley liegt. Häufig ſah man hier in der Ebene Hunde herumſtreifen, die für ihre eigene Rechnung zu

jagen ſchienen. Unter ihnen zeichnete ſich eine große Raçe von Windſpielen aus, die ſich durch ſtärkeren Knochenbau, höhere Statur und etwas ſtumpfere Schnauze von unſeren Thieren derſelben Art unterſcheiden. — Das von uns zunächſt erreichte Dorf trägt den Namen Saribſchey. Wir hielten vor einem an der Landſtraße liegenden, etwas anſehnlicheren Hauſe dieſes Dorfes an; es war das Wirthshaus deſſelben. Ein bejahrter, wohlgekleideter Türke trat an den Wagen und lud mich ſo freundlich ein, abzuſteigen, daß ich nicht zu widerſtehen vermochte, obgleich die unangenehmen Erfahrungen der vorigen Nacht den Vorſatz in mir beſtärkt hatten, dergleichen Häuſer in der Dobrudſcha ſo viel wie möglich zu vermeiden. Man bot mir eine Binſenmatte, der man ſchnell einen bunten Teppich unterbreitete, zum Niederlaſſen an und brachte mir eine Taſſe guten bitteren Kaffee's. Als der Hauswirth gewahr wurde, daß ich mit meinem Dollmetſcher das mitgebrachte frugale Frühſtück verzehrte, ſo holte er ſeinerſeits weißen Honig herbei, den ich mich kaum erinnere, jemals ſo köſtlich ſchmeckend gefunden zu haben, ſelbſt in der Schweiz und in Sicilien nicht. Uebrigens mochte die ungewohnt zuvorkommende Art, mit der dieſer Türke uns Ungläubige in dieſem uncultivirten Lande behandelte, dann auch der Sitz unter dem etwa 4 Fuß über dem Boden erhabenen hölzernen Portikus, endlich die heitere milde Atmoſphäre, das Mahl um ſo mehr gewürzt haben. Bei dem Aufbruche von hier fiel mir ein nahe vor dem Hauſe ſtehender Marmorſtein auf, ſchon darum, weil er einer Gebirgsart angehörte, die in dieſer weiten Ebene nirgends gefunden wird. Ich fand ihn aus einem feinkörnigen, weißglänzenden Marmor beſtehend, und entdeckte bald nahe über dem Boden eine tief eingeſchnittene, gut erhaltene römiſche Inſchrift. Nachdem ich, zum Erſtaunen der umſtehenden Türken, die Erde etwas fortgekratzt hatte, las ich: Princeps sibi et suis. V. O. — Es konnte keinen Zweifel leiden, daß wir es hier mit einem römiſchen Grabſtein zu thun hatten, deſſen oberes Ende man in die Erde geſenkt, das untere nach oben gewendet hatte. — In dieſer Art diente der Stein einem Zwecke, von dem ſich die Errichter des Grabmals gewiß nichts hatten träumen laſſen; die türkiſchen Reiter bedienen ſich nämlich der breiter Baſis des Steines, um von hier aus ſich bequemer in den Sattel zu ſchwingen. Nicht unintereſſant dürfte es geweſen ſein, den Stein auszugraben, um die Inſchrift

vollſtändig abzuleſen; ein ſolches Unternehmen vertrug ſich indeſſen nicht mit dem Zwecke meiner heutigen Tagesreiſe. Ich hatte nämlich in Saridſchey zuerſt erfahren, daß die mich führenden Kawaſſen von der durch mich vorgezeichneten Linie bedeutend abgewichen waren und mich, anſtatt auf dem Wege nach Karaſſù, auf den nach Raſſowa, alſo auf dem geradeſten Wege der Donau entgegen, geführt hatten. Hierüber zur Rede geſetzt, entſchuldigten ſie ſich einfach damit: es ſei ihnen von ihrer Behörde ſo vorgeſchrieben worden. Immerhin iſt es möglich, daß man beabſichtigt hatte, einen reiſenden Franken die läſſig betriebenen Arbeiten an dem neu zu errichtenden Tataren-Städtchen nicht gewahr werden zu laſſen. Die Einwohner von Saridſchey empfahlen mir nur, dem einmal eingeſchlagenen Wege nach Raſſowa zu folgen, und, falls mir an Karaſſù viel gelegen, dieſen Ort von Raſſowa aus, in der Nähe des rechten Ufers der Donau, über Hirſowa, zu erreichen. Hieraus würde mir aber ein Zeitverluſt von einem ganzen Tage erwachſen ſein, ſo daß ich die Tartaren-Colonie aufgab, von der außerdem die Türken nur achſelzuckend ſprechen. Mir war freilich nicht an den neuen Häuſern, ſondern an der Kenntniß des dort ſehr zahlreich vertretenen Tartarenſtammes gelegen geweſen.

Indem wir nun den Weg in vollkommen nördlicher Richtung von Saridſchey aus fortſetzten, gelangten wir 2 Stunden ſpäter an das Dorf Gol-Purnu. Eine halbe Stunde weiter nach Norden erreichten wir einen Wald, den die in der Ebene ſtets fortlaufende Landſtraße eine halbe Stunde lang durchkreuzte. Nicht nur die luxuriöſe Vegetation dieſes kleinen Waldes, ſondern auch der größte Theil der bis hier durchzogenen Ebene ließ einen mit trefflicher Humusdecke ausgeſtatteten Boden wahrnehmen, der dem längs des linken Donauufers gegenüber ſich hindehnenden an Fruchtbarkeit gewiß nichts nachgeben würde, ſofern er nur zweckmäßig cultivirt würde. — Unſer Wäldchen enthielt einen großen Reichthum an Bäumen und Sträuchern der verſchiedenſten Art. Die Weißbuche und die Eiche herrſchten vor. Es folgte zahlreicher Weißdorn (Crataegus). Von letzterem wurde ich hier zum erſten Male alte Stämme gewahr, deren Baſis ich mit einem Arme nicht zu umfaſſen vermochte, und die 20 bis 25 Fuß Höhe zeigten. Hochſtämmige wilde Birnbäume; unter ihnen allenthalben wilde Roſen, mit Brombeerſträuchern verflochten. Licium, reichlich mit ſchwarzen

Beeren bedeckt. Unſer gewöhnlicher Hollunder (Sambucus nigra) trat hier hochſtämmig auf; ich hatte ihn bisher weder an dem Balkan, noch in der Dobrudſcha geſehen. Den niedrigen einſtämmigen Sambucus fand ich nur an dem äußeren Umkreiſe des Waldes reichlich; den Saft ſeiner ſchwarzen Beeren fand ich ſcharf und bitter, — doch waren ſie noch nicht vollkommen reif. — Jenſeits des Waldes veränderte ſich die Phyſiognomie merklich; auf dem wellenförmigen Boden traten mehr und mehr kleine Hügel hervor; die Nachbarſchaft des rechten Ufers der Donau fing an, ſich geltend zu machen.

Indem ich von hier einen Rückblick auf die durchwanderte Ebene werfe, darf ich der traurigen Folgen nicht unerwähnt laſſen, welche die häufigen Kriege zwiſchen Rußland und der Türkei für die Dobrudſcha ſtets herbei geführt haben. Im Jahre 1855 waren es aber nicht ſowohl die Ruſſen, als vielmehr die undisciplinirten Baſchi-Bozuks der Türken, welche als Verwüſter auftraten. Nachdem ſie bei Tultſcha von den Ruſſen zurückgedrängt worden waren, zerſtörten ſie, außer in dem ſchon genannten Baſardſchyk, in den unglücklichen Dörfern welche ſie auf dem Rückzuge berührten, die den chriſtlichen Bewohnern gehörigen Häuſer, indem ſie ein Einverſtändniß dieſer mit den Ruſſen vorausſetzten. Saridſchey, welches ehedem 50 Wohnhäuſer beſaß, hatte z. B. deren 20 verloren; die damals geflüchteten Einwohner waren auch jetzt noch nicht wieder zurückgekehrt. — Das oben erwähnte Dorf Gol-Purnu hat gleichfalls nur türkiſche Einwohner. Es beſitzt einen an der Landſtraße liegenden Chan.

Etwa eine halbe Stunde außerhalb des Waldes, in nördlicher Richtung von ihm, folgt das kleine Dorf Adam-Kelſſi-Köy, welches nach ſeinem umfangreichen, hart an der Straße liegenden Kirchhof zu urtheilen ehedem bedeutender geweſen ſein mag. In ſeiner unmittelbaren Nähe, in kurzer Entfernung vom öſtlichen Rande der Landſtraße liegt ein mächtig hohes, umfangreiches Monument aus alter Zeit. Die Geſchichte deſſelben iſt den Anwohnern vollſtändig entſchwunden. Sie nennen es „Adams-Kirche.“ Wahrſcheinlich ſoll dieſer Ausdruck nur andeuten, daß das Denkmal etwa eben ſo alt, als das Menſchengeſchlecht ſein könnte, oder, daß ſeine Erbauung und Beſtimmung weit hinter der Erinnerung aller Lebenden liege. Das mir ganz unerwartet hier in die Augen

fallende große Bauwerk frappirte mich um so mehr, als ich seiner in keinem der vielen Reisewerke erwähnt gefunden habe, die mir zur Hand gekommen sind, obgleich es doch nur 3 Stunden vom südlichen Ufer der Donau, und von Rassowa entfernt liegt. Daß es die Aufmerksamkeit früherer Reisender nicht irgend ein Mal erweckt habe, ist kaum denkbar. Ich würde dankbar sein, wenn ich hierüber belehrt werden könnte. In Folgendem werde ich suchen eine Idee von ihm zu geben.

Man denke sich eine etwa 60 Fuß hohe aus harten Ziegelsteinen und festem Mörtel, solide aufgemauerte Masse, welche der Form nach die Hälfte eines Ovoit's darstellt, deren Basis auf dem Boden ruhet, deren abgerundete Spitze sich in die Luft erhebt. So ahmt es die Form einer Kuppel eines Domes nach und die Türken nennen es deshalb auch wohl Kümbet d. i. eine Kuppel. Es mangelt eine jede Spur von Thür- oder Fenster-Oeffnungen. Die Masse ist im Laufe der Jahrhunderte so fest geworden, daß man sich bisher vergebens bemühet hat, in sie hinein zu dringen. Daß ein solcher Versuch gemacht worden, ergiebt die Besichtigung der Ostseite des Gebäudes. Hier findet sich nämlich eine 10—12 Fuß in das Gemäuer horizontal vordringende, geräumige Oeffnung, deren Eingang einige Fuß über dem Boden liegt. Die Anwohner versicherten, daß diese Oeffnung von einem türkischen Pascha, mit Hülfe eines groben Geschützes, angelegt worden sei. Wahrscheinlich hatte man Schätze im Innern des Gebäudes gesucht, war jedoch durch die zu große Widerstandskraft des Gemäuers an weiterer Fortsetzung des Versuches zurückgeschreckt worden. — Zahlreiche an der Ostseite im Gesträuche herum liegende Marmorplatten beweisen, daß das Gebäude einst mit ihnen äußerlich bekleidet gewesen ist. Eine etwa in der Höhe eines Drittheils der Gesammtmasse an dem Bauwerke herumlaufende erhabene Linie scheint anzudeuten, daß dort ehedem ein Fries herumlief. Leider ist an der, der Landstraße zugewendeten westlichen Seite, welche die Inschrift getragen haben dürfte, keine Spur von jenen Marmorplatten mehr bemerklich. Dagegen finden sich auf dem nachbarlichen umfangreichen Begräbnißplatze zahlreiche, theils aufrechtstehende theils umgestürzte Grabsteine, aus demselben Marmor gefertigt, der ehedem das Monument bekleidete. Da diese Steinart nun offenbar aus ferner Gegend herbeigeholt worden ist, so wird

die Vermuthung ungefähr zur Gewißheit, daß das Material zu den Grabsteinen aus der „Adams-Kirche“ entnommen ist. Auf vielen derselben fand ich zwar türkische Inschriften aus neuerer Zeit angebracht; eine sorgfältige Forschung könnte hier indessen noch auf historisch wichtige Ueberbleibsel stoßen. Sehr viel bedenklicher für diese letztere Vermuthung sind frische Spuren davon in der Umgegend des Bauwerkes, daß man den Marmor zum Kalkbrennen benutzt. Auch sagte man mir, daß Jeder von der Steinmasse holen könne, was ihm etwa beliebe. Vor mehreren Jahren sei ein Pascha aus Silistria, in Begleitung von mehreren fränkischen Ausländern herbei gekommen; die letzteren hätten eine Anzahl der Marmorplatten ausgesucht. Hierauf seien die Anwohner gezwungen worden, durch ihre Thiere die schweren Steine an die Donau zu schleppen, wo man die letzteren eingeschifft habe. — Trotz der seit Jahrhunderten fortgesetzten Beraubungen fand sich doch am Tage meines Besuches, im September 1856 noch eine Anzahl von 25—30 Marmorplatten herumgestreuet, deren Mehrzahl, glücklich genug für ihre Erhaltung, mit der bearbeiteten Außenseite in den Erdboden eingesenkt ist. Sie haben sämmtlich einen dicken Durchmesser von 3—4 Zoll; der Erbauer hatte also für ihre Erhaltung möglichst gesorgt. — Was mir an den mit der Außenseite nach oben gerichteten Platten vorzugsweise in die Augen fiel, ist ungefähr Folgendes:

1. Eine länglicht viereckige Marmorplatte zeigt zwei Reihen von paralellaufenden Arabesken, deren eine dem oberen die andere dem unteren Rande näher liegt. Diese Arabesken zeigen eine vollkommen regelmäßige Zeichnung. Sie erinnerten mich an ähnliches in Rom an antiken Bauwerken Gesehenes. Offenbar liegt hier ein Fragment der Einfassung eines Fries vor.

2. Eine andere Tafel zeigt zwei menschliche Figuren in Basrelief, von etwa 3 Fuß Höhe, deren eine, etwas größere, eine männliche, die andere, etwas kleinere, eine weibliche zu sein scheint, wie dies namentlich aus der Formation der Brust der letzteren hervorgeht. Leider sind beide durch den Zahn der Zeit fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden, dennoch ist an der kleineren Figur sehr kenntlich geblieben, daß sie weite Beinkleider trägt, die bis zu den Knöcheln herabfallen, und viele queere und schräge Falten zeigen. Auffallenderweise fällt über diese Beinkleider keine

Tunica herab. Ihre Geſichtszüge ſind verwiſcht, doch laſſen ſich am Kopfe Spuren eines breiten Haarputzes erkennen. — Die größere Figur trägt eine bis nahe zu den Knieen herabfallende Tunica. Knie und Unterſchenkel zeigen ſich unbekleidet. Die Füße beider Figuren, ſowie ihre Bekleidungen, ſind unkenntlich geworden. An der ſehr verwiſchten Bildung des Kopfes der größeren Figur läßt ſich nicht einmal erkennen, ob ein Bart vorhanden war oder nicht. Eine Kopfbekleidung beſtand entweder gar nicht, oder müßte ſehr geringfügig geweſen ſein. — An der weiblichen Figur fiel noch eine ſchräg verlaufende, gleichfalls ſtark verwiſchte Linie auf, die die rechte Seite des Halſes und des Kinnes verbunden zu haben ſcheint.

3. Auf einer von jenen entfernt liegenden Tafel tritt eine menſchliche Basrelief-Figur in ſchräger Stellung hervor, indem der linke Arm aufwärts geſtreckt, ein Bein im Knie gebogen, über das andere geſchlagen, erſcheint. Dieſe Figur zeigt eine edle Phyſiognomie, von guter Zeichnung, wohl erhalten. Sie trägt einen gegen 4 Zoll langen, unten queer abgeſchnittenen Bart, an deſſen vorderer Seite ſenkrecht herab und paralellaufende Einſchnitte wahrgenommen werden können, die darauf hinzudeuten ſcheinen, daß der Bart geflochten war, etwa, wie die alten Perſer ihn zu tragen pflegten. Uebrigens erſcheint die vordere Seite des Bartes durch die Zeit ſtark abgeſchliffen. Waffen oder kriegeriſche Bekleidung ließen ſich hier nicht erkennen.

4. Ein vierter Stein zeigt noch deutlich die Figur einer Quadriga; der Beſchauer erkennt die beiden Räder der ihn zugewendeten Seite vollkommen. Vor dem vorderen Rade ragt die Figur einer Schlange in die Höhe, deren Hals und Kopf deutlich erkennbar ſind. Zwiſchen beiden Rädern und hinter dem hinteren derſelben werden, auf gleicher Höhe mit dem Schlangenkopfe zwei andere Thierköpfe bemerklich, die dem eines Hundes, eines Wolfes, oder einer Hyäne, ähnelten. Für die Form des Hundekopfes ſpricht die lang hervorgezogene Schnauze und das herabhängende Ohr, — alſo vielleicht der Kopf eines Cerberus u. dgl. — Offenbar haben wir es hier mit einem Kriegswagen zu thun, deſſen Thiergeſtalten nicht blos als Zierrathen, ſondern auch als Schreckbilder für den Feind dienten. Die Leiber dieſer Thiere ſind unkenntlich geworden Reſte einer menſchlichen Figur werden dabei nicht ſichtbar.

5. Auf einer ſolchen Marmortafel treten ferner ein mit Pfeilen gefüllter Köcher, ſowie ein Bogen, kennbar hervor.

6. Zahlreiche herumgeſtreuete Fragmente tragen viele theils erhabene theils vertiefte gerade Linien, die entweder unter ſpitzem oder ſtumpfen Winkel zuſammenlaufen, die alſo eben ſo viele Dreiecke darſtellen, denen die Grundfläche fehlt. Sie liegen in einer ſehr verſchiedenen Richtung zu einander; ſie finden ſich in einer ſo großen Menge vor, daß ſie in einer weſentlichen Beziehung zu den Bildwerken geſtanden haben dürften. Der Gedanke liegt nahe, daß ſie irgend einer Schriftart angehört haben könnten. Eine Vergleichung mit der altperſiſchen Keilſchrift zu welcher mir mein verehrter Kollege Hr. Profeſſor Laſſen das Material gütigſt darbot, zeigt nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit dieſen Linien; auf einem römiſchen oder griechiſchen Bildwerke iſt mir Aehnliches niemals vorgekommen. An die Bedeutung der Arabesken darf wohl darum nicht gedacht werden, weil jene auf einer anderen Tafel (ſ. n. o. 1.) in der gewöhnlicheren Form verſchränkter Kranzwindungen, gleichzeitig vorhanden ſind. Ihre Deutung mag alſo anderen, auf dieſem Felde Erfahrenen überlaſſen bleiben.

Eine ſehr eigenthümliche Vorrichtung des Monumentes, die mir an Ort und Stelle nur angedeutet worden war, erhielt erſt in Raſſowa ihre nähere Aufklärung durch die Mittheilung eines bulgariſchen Greiſes, welcher Georgi Dima hieß, der ſeine Jugendjahre in Adam-Kelſſi-Köy zugebracht hatte, und welcher verſicherte, als Knabe das Monument bis zu ſeiner Spitze öfters erklettert zu haben. Jene obere Endigung des halb eiförmigen Gebäudes erſcheint nämlich noch heute abgeplattet; von dieſer kleinen Plattform aus ſoll nun, nach übereinſtimmender Verſicherung der Anwohner, noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Fontäne ihr Waſſer aus einem ſargförmigen Marmorgefäße hervor nach abwärts ergoſſen haben. Der erwähnte Greis giebt an, daß er dort oben Steinplatten unordentlich und verſchränkt liegen geſehen habe, zwiſchen denen das Waſſer damals zwar nicht mehr in die Höhe ſprang, aber doch in einer ſolchen Menge hervor ſickerte, daß es längs der Außenſeite des Bauwerkes herablief, und ſo zu deſſen Zerſtörung beitrug. Das erwähnte Marmorgefäß war damals ſchon verſchwunden. Gegenwärtig iſt keine Spur von Waſſerabfluß wahrzunehmen. Betrachtet man die Umgegend

des Monumentes, so bemerkt man in nordöstlicher Richtung, der Donau zugewendet, nicht gar fern von hier mehrere Hügel, die das Bauwerk an Höhe übertreffen. Im Falle sich auf einem derselben Wasser vorfinden sollte, würde dasselbe durch eine unterirdische Leitung dem Gebäude zu dem erwähnten Zwecke haben zugeführt werden können.

Der Zweck des Gebäudes dürfte sich wohl kaum anders, als auf ein großartiges Grabmal deuten lassen. Der gänzliche Mangel an Thür- oder Fensteröffnungen erinnert an die egyptischen Pyramiden, mit deren äußerer Form unser Bauwerk freilich nichts gemein hat. Glücklicher Weise ist das Innere derselben bisher noch nicht aufgeschlossen worden. Einem mit Sachkenntniß und den erforderlichen Hülfsmitteln genügend ausgestatteten künftigen Forscher kann es daher einst sehr wohl gelingen, die wahre Bedeutung des merkwürdigen Bauwerkes aufzuklären. Möchte dies nur nicht so lange verschoben werden, bis die letzten Reste der herumliegenden Marmor-Sculpturen durch Barbaren-Hände vertilgt sein werden.

Am wahrscheinlichsten bleibt es mir, daß das Monument mit dem Heereszuge der Perser unter Darius in irgend einem Zusammenhange steht. Daß die Perser damals am rechten Donauufer bis zu jenem Punkte wirklich vorgedrungen waren, leidet wohl kaum einen Zweifel, wenn auch die von ihnen über die Donau geschlagene Brücke weiter abwärts lag. Hierbei darf auf den bereits oben erwähnten Umstand zurückgewiesen werden, daß sich noch heute unfern Varna ein Dorf vorfindet, welches „Perser-Dorf" (Adschember), sowie der Berg an welchen es lehnt „Perser-Berg" heißt.

Etwa 50 Schritt von dem Bauwerke in östlicher Richtung sieht man einen ansehnlichen Erdhügel, der die Gestalt eines tartarischen Grabes zeigt. Eine Viertelstunde von hier zieht sich, parallel mit dem rechten Donauufer verlaufend, eine etwa 70 bis 80 Fuß hohe Anhöhe hin, auf welcher man zwei ähnliche Grabmäler, jedoch von ansehnlicheren Dimensionen gewahr wird.

Nachdem wir das interessante Bauwerk verlassen, hatten wir noch 3 Stunden Weges in nördlicher Richtung bis Rassowa zurückzulegen. Die Landstraße führt über ein allmählig sich erhebendes hügeliges Land. Rechts und links zeigten sich erfreuliche Spuren zunehmender Cultur des Bodens; namentlich scheint man

hier viel Hanf zu bauen. Etwa eine Stunde vor Raſſowa genoſſen wir von einem Höhepunkte der Straße aus plötzlich des erfreulichen Anblickes der mächtigen Donau. Man muß die Dobrudſcha durchreiſt haben, um das freudige Gefühl ganz mit zu empfinden, welches ſich bei dem Anblicke eines Verbindungsweges mit civiliſirteren Landſtrichen erhebt. Dennoch wurde ich unangenehm enttäuſcht, als ich, auf der letzten Anhöhe vor Raſſowa angelangt, von dieſer aus gewahr wurde, daß jener Ort keine Stadt, ſondern ein etwas weitläuftiges offenes Dorf darſtellt, deſſen einzelne Häuſer, faſt ohne Ausnahme, mit Stroh bedeckt ſind, nur ein einzelnes, mäßig großes, viereckiges Gebäude trug ein neu ausſehendes rothes Ziegeldach. Wir erfuhren nachher, daß dies eine jüngſt erbaute bulgariſche Kirche ſei, jedoch ohne Thurm, welcher den chriſtlichen Gotteshäuſern bekanntlich von den Türken nicht geſtattet wird.

Ich langte am 15. September Abends nach 5 Uhr in Raſſowa an und erhielt, zu meiner Freude, Unterkommen in einem freundlichen Bulgaren-Hauſe. Der Ort ſoll jetzt 90 Häuſer und eben ſo viele Familien enthalten, deren Kopfzahl jedoch, ſelbſt nicht annähernd, angegeben werden konnte. Die große Mehrzahl derſelben beſteht aus Bulgaren; auch ſind die Zigeuner hier zahlreich, die ſich jedoch durch Arbeitſamkeit hier vor vielen ihrer Stammgenoſſen auszeichnen. Es fiel mir angenehm auf, daß die bulgariſchen Häuſer faſt ohne Ausnahme reinlich weiß angeſtrichen waren. Auch in dem Hauſe war dies der Fall, welches mir auf kurze Zeit zum Aufenthalte dienen ſollte. Es war dieſem Zwecke früher ſchon öfters zugewendet worden, und das freundliche Entgegenkommen des humanen auftretenden Wirthes mag das Seinige hierzu beigetragen haben. Das Haus enthielt zwei viereckige Zimmer, von ziemlich gleichem Umfange. Das vordere, in welches die Hausthür unmittelbar hineinführt, die von innen nicht verſchloſſen werden kann, enthält an der Wand einen Kamin, durch welchen ein großer Ofen zugleich mitgeheizt wird, der ſich in dem zweiten oder hinteren Zimmer befindet; letzteres kann nur von dem vorderen aus erreicht werden. Dieſes mein Aufenthaltszimmer, worin eine 2 Fuß hohe hölzerne Eſtrade ſich befand, welche mit Matten und Teppichen bedeckt, auch mit Wolle gefüllten Kiſſen ausgeſtattet war, bot einen ziemlich bequemen Ruheplatz dar. Die Zimmerdecke war mit Balken befeſtigt

und deren Zwiſchenräume mit Holzſtäben und Lehm ausgefüllt, das Ganze aber weiß übertüncht. — Bei der durch die vorangegangene ſchlafloſe Nacht und die darauf folgende beſchwerliche Reiſe von 12 Stunden hervorgebrachten Uebermüdung widerſtand ich den einladenden Matten nicht lange. Ein zweiſtündiger tiefer Schlaf, den kein Geräuſch zu ſtören vermochte, erquickte mich ungemein, ſo daß ich nach dem Nachteſſen noch einige Stunden ſchreiben konnte. — Bei der näheren Betrachtung meines Zimmers fand ich, daß eine einzige, nach Süden gerichtete, kleine viereckige Oeffnung beſtimmt war, das Tageslicht einfallen zu laſſen. Zu letzterem Zwecke hatte man das Oelpapier, mit welchem ſie verklebt erſchien, an vielen Stellen durchlöchert, und dann dieſe Oeffnungen wieder mit ſtark riechenden Chamillenblumen verſtopft, wahrſcheinlich, um auf ſolche Weiſe das Eindringen der Inſecten von außen her abzuwenden. In der That muß ich geſtehen, daß ich in dieſem Gemache weder von Mücken noch Fliegen beläſtigt worden bin. Dagegen ſah ich mich genöthigt, jene ſchützenden Blumenbündel bei Seite zu legen, wenn ich genügendes Tageslicht zum Schreiben empfangen wollte, obgleich das Fenſter nach Süden gerichtet war.

Am darauf folgenden Morgen den 16. September erſchien der Himmel gleichmäßig mit Wolken bedeckt und der Regen ſtürzte in Strömen herab. In der vorangegangenen Nacht hatte es heftig geſtürmt, und dieſer Sturm hatte zu Varna des Morgens um 5 Uhr eine ſolche Höhe erreicht, daß er, außer mancherlei anderen Zerſtörungen, das unterſeeiſche electriſche Kabeltau zerriß, welches Varna mit dem Bosporus in Verbindung ſetzte. Der Tag wurde dadurch zu einem willkommenen Ruhetag, der Beſorgung des Journals und der geſammelten Pflanzen gewidmet.

Der erſte Blick durch mein Oelpapierfenſter lies mich die baarfuß im aufgeweichten Straßenkothe herumſpringenden Kinder meines Wirthes gewahr werden, einen 4-jährigen Knaben und ein 2-jähriges Mädchen, beide nur mit einem Hemde und einem Jäckchen aus leichteſtem Baumwollenzeuge bekleidet, wogegen aber der Kopf übermäßig warm verhüllt war. Der Hausherr ſelbſt erſchien anſtändig in Tuch gekleidet, mit Schuhen und Strümpfen ausgeſtattet. Sein alter Vater ſchritt dagegen baarfuß herum; auch waren ſeine Glieder nur ſehr ärmlich umkleidet. Auch ſchien der alte Mann überhaupt bei ſeinem Sohne in geringer Achtung zu ſtehen. Es

schien, daß der Alte dem Branntwein hold war, der bei dem Bulgaren sonst verpönt ist. Er war es, der mir die oben erwähnten Nachrichten über den ehemaligen Zustand des Bauwerkes von Adam-Kelssi mitgetheilt hat, nachdem seine Zunge durch ein Geschenk an Branntwein geschmeidig geworden war.

Es wurden damals in Rassowa mehrere neue Häuser gebaut, welche die Baschi-Bozuks eingeäschert hatten, nachdem die Einwohner vor den Russen geflohen waren. Man rühmte die Manneszucht der Russen hier, deren Befehlshaber die Orte mit Bedetten umstellt hatten, damit sie nicht durch Marodeurs geplündert werden möchten.

Auffallend war es mir, zu erfahren, daß man in Rassowa keine Fische fängt, obgleich dies früher schwunghaft geschehen war. Man wußte mir keinen andern Grund dafür anzugeben, als daß die Dampfschiffe die Fische vertrieben haben sollten und der Fang zur Zeit der Mühe nicht lohne. Dagegen befindet sich ein und eine halbe Stunde oberhalb Hirsowa am Donauufer ein tartarisches Dorf, Namens „Gidsereschti", dessen Bewohner renommirte Fischer sind. Sie sollen mit ihren kleinen Barken die Donau abwärts, durch das schwarze Meer direct bis Constantinopel fahren, um dort ihre Fische zu verkaufen.

Als ich am Morgen meiner Abreise unter dem hölzernen Portikus des ärmlichen Hauses von Rassowa, welches man mir als Kaffee-Haus bezeichnet hatte, mein frugales Frühstück einnahm, hielt ein des Weges kommender Reiter vor meinem Sitze still, der, als Ausländer, in mir den Landsmann mochte zu erkennen glauben. Nach der ersten Begrüßung ergab es sich, daß er ein Schweizer aus Zürich sei, der ehedem eine Strohhut-Fabrik besessen hatte, die zu Grunde gegangen war. Die damaligen Kriegsereignisse im Orient lockten ihn dorthin, um daselbst den Versuch seiner ökonomischen Rehabilitation zu wagen. In Folge dessen war er in Constantinopel in die Dienste eines der Israeliten gegangen, welche die Lieferung der Ochsen für die Armeen der Alliirten übernommen hatten. Bei dem unerwartet schnell abgeschlossenen Frieden, besaßen diese Lieferanten noch bedeutende Rindvieh-Heerden, die sie aus der Moldau und Walachei nach den bulgarischen Ebenen herüber geholt hatten. Nach dem Frieden war es schwierig geworden, sie passend zu verkaufen. Unser Schweizer diente zur Zeit als

Aufseher einer Heerden-Abtheilung und zugleich als Agent für den Verkauf. Er schien mit seiner Einnahme nicht unzufrieden zu sein, beklagte sich jedoch sehr über die Drangsale, denen er in dem unwirthlichen Lande allenthalben ausgesetzt sei.

Die **Dobrudscha** ist durch ganz Europa als ein für Menschen und Thiere im hohen Grade unzuträgliches Land so übel verrufen, daß über das, was mir an Ort und Stelle zu erfahren, oder auf meinem Streifzuge zu beobachten vergönnt war, in diesen dazu geeignet scheinenden Blättern eine nähere Mittheilung stattfinden mag.

Das Land ist in seinem beiweiten überwiegenden Theile mit einem trefflichen Alluvial-Boden ausgestattet, der vollkommen dazu geeignet erscheint, den Fleiß eines intelligent geförderten Landbaues tausendfach zu belohnen. Die im Innern vorhandenen Sümpfe würden durch Benutzung der heutigen Tages so weit vorgeschrittenen Technologie verschwinden, sobald die hierzu erforderlichen Arbeitskräfte und Geldmittel vorhanden wären. Der Boden scheint in keiner früheren Zeitperiode auf solche Art cultivirt gewesen zu sein, wie er dies in so hohem Grade verdiente. Die gewiß vollkommen wohlbegründeten Klagen Ovid's, die er aus seinem Verbannungsorte Tomi hervor erklingen ließ, lassen jedoch einzelne Streiflichter hindurch blicken, aus denen sich wenigstens ein vortheilhafterer Zustand zu ergeben scheint, als wie er gegenwärtig irgendwo in diesem vernachläßigten Lande zu finden ist. In der That läßt sich der trostlose Zustand kaum in Schriftzügen ausdrücken, welcher hier den Blick eines jeden civilisirten Besuchers fast mit jedem Schritte vorwärts tiefer trüben muß. Die menschenleere Ebene läßt nur in weiten Entfernungen von einander elende strohbedachte Dörfer gewahr werden. Die wenigen offenen Flecken, welche man Städte nennt, verdienen den Namen nicht. Sie tragen die niederschlagenden Merkmale oft wiederholter Zerstörungen überwiegend an sich, welche durch die wiederholten Einfälle russischer Heereshaufen, ebenso wohl auch durch die Brutalität zurückweichender undisciplinirter Türken veranlaßt worden waren. Und doch hat das culturfähige Land schon seit einer frühen Zeit starke Zuzüge von ausländischen Colonisten empfangen, welche den brachliegenden Boden in Besitz nahmen. Die ersten Muselmänner, welche aus dem nördlichen Klein-Asien über das schwarze Meer nach Europa übersetzten, wählten die menschenarme Dobrudscha zu ihrem Ansiedelungspunkte.

Sie wurden dort von den damaligen griechiſchen Kaiſern als w
kommene Coloniſten begünſtigt. Zahlreiche Horden von Tarta
haben ſich während der Kriege zwiſchen den Türken und Ruſſ
vor den letzteren ausweichend, in die Dobrudſcha geflüchtet. E
Reihe von tartariſchen Dörfern, längs des rechten Donauufers, d
Städtchen Karaſſú, u. m. A. ſind durch ihre Nachkommen
völkert. In dem Kriege von 1829 wurde ein Theil dieſer Anſiedler v
den Ruſſen, unter mancherlei Vorſpiegelungen von jenſeits zu erwart
den Vortheilen, als ehemalige Unterthanen über die Donau nach Beſ
rabien u. ſ. w. mit fortgeſchleppt. In höchſt entblößtem Zuſtande k
ten ſpäterhin einzelne dieſer Ausgewanderten wieder zurück. Der neu
Zuzug von tartariſchen Anſiedlern fand 1855 und 1856, von d
Krim her, aus Eupatoria und Kertſch ſtatt. Sie alle vermög
nicht den hundertſten Theil des culturfähigen Bodens zu bebau

Es läßt ſich nicht verkennen, daß ein guter Theil der A
ſchuldigungen von Ungeſundheit der Dobrudſcha in dieſer hö
mangelhaften Cultur begründet iſt. Es verhält ſich damit
gefähr, wie heutiges Tages mit den ungeſunden Landſtrichen M
tel- und Unter-Italiens. Nach den Zeugniſſen des Seneca u
des T. Varro ſtellten dieſe jetzt öden Landſtriche in der letz
Periode der römiſchen Republik einen fortlaufenden Garten dar.

Ein großer Theil der Dobrudſcha iſt gegen die Donau h
mittelſt der Bodenerhebungen ihres rechten Ufers gegen das A
dringen überfluthender Wogen geſchützt. Da, wo dies am n
terſten Theile der Donau nicht mehr der Fall iſt, ſo wie
mehreren Punkten des weſtlichen Ufers des ſchwarzen Meer
ſofern es die Dobrudſcha beſpült, würden freilich nur koſtſpiel
Deich-Arbeiten den Verſumpfungen entgegentreten können. A
dieſem erheben ſich denn gegenwärtig während der heißen Jahr
zeit mit bösartigen Miasmen geſchwängerte Dünſte, welche lei
ſchlimme Fieber, bei nicht acclimatiſirten Fremdlingen, erzeug
Im Innern der großen Ebene läuft ein niedriger Landſtrich
der Richtung von Raſſowa an der Donau gegen Köſtendſ
am ſchwarzen Meere. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich
einer vorgeſchichtlichen Zeit auf dieſem Wege ein Arm der Don
in das ſchwarze Meer ergoſſen hat. Eine Reihe von kleinen flach
Seeen bezeichnet ihn. Zu der Zeit als die Ruſſen noch, den Ausfluß
zwei Armen der Donau beherrſchend, dieſen alljährlich mehr verſand

lichen, entwarf man bekanntlich den Plan, hier einen Kanal zu graben, der den Donau-Schiffen einen kürzeren Weg zum schwarzen Meere gewährt haben würde, welchen verfolgend, sie nicht blos den Plackereien an der Sulina-Mündung, sondern auch dem großen Umwege entgangen sein würden, welchen ihnen der nordwärts gewendete Halbbogen der unteren Donau vorschreibt. Hr. D. Urquhart gefällt sich, bei seiner Russenfeindschaft darin, das Graben eines solchen Kanales als eine Kleinigkeit darzustellen, und allerdings sind die Terrain-Schwierigkeiten, welche sich hier darbieten, kaum nennenswerth. Gegenwärtig scheint man sich eines solchen Planes kaum mehr zu erinnern, dessen Ausführung für die Salubrität der Dobrudscha vom höchsten Nutzen gewesen sein würde. Er würde das Verschwinden der erwähnten kleinen sumpfigen Seeen zur nothwendigen Folge gehabt haben. Im Jahre 1859 scheint man endlich thatsächlich dahin gelangt zu sein, anstatt des Kanales einen Schienenweg von Tschernawoda nach Küstendsche zu bauen. Im September 1860 brachten Pariser Blätter sogar die Nachricht, daß diese Eisenbahn bereits eröffnet sei.

Ein Schrei des Entsetzens über die Ungesundheit des verworfenen Landes durchzog ganz Europa, als im Juli 1854 die ersten Nachrichten von dem großen Unglück ankamen, welches dort eine französische Heeres-Abtheilung von etwa 10,000 Mann decimirt hatte. Eine Mittheilung über dieses bejammernswerthe Ereigniß, welches mehr historische Sicherheit gewährt, als die damaligen Zeitungs-Berichte, ist die des Hrn. v. Bazancourt,*) welcher von seinem Kaiser officiell beauftragt war, die Geschichte des orientalischen Feldzuges zu schreiben. Hr. v. Bazancourt charakterisirt die Lagerungsplätze der französischen und der englischen Armee zu Varna, von wo die unglückliche Expedition ausging, als vollkommen vortheilhaft, nämlich auf einem 1000 Fuß hoch über dem Meere und dem Dewna-See erhabenen Plateau. Dies stimmt mit den von mir zu Varna eingezogenen Erkundigungen. Die Ausdünstungen des Dewna-See's erheben sich, selbst in der heißesten Jahreszeit, niemals so hoch, denn die Einwohner des an der Anhöhe liegenden Varna blieben gesund, und nur die Inhaber der armseligen Hütten, welche dicht am westlichen

*) L'expedition de Crimée. I. partie. Paris, 1856.

Ufer des See's liegen, ſind dem kalten Fieber unterworfen. Die Cholera aber herrſchte im Sommer 1854 bereits früher an verſchiedenen Küſtenpunkten des mittelländiſchen Meeres z. B. zu Marſeille, Malta, im Piräus und zu Gallipoli. An letzterem Orte waren ihr bereits zwei franzöſiſche Generale (Duc d'Elchingen und Carbuccia) erlegen. In der Dobrudſcha hatten ſich damals einige über die Donau gegangene Koſaken-Haufen gezeigt. Am 22. Juli ließ man den General Juſſuf mit ſeiner Reiterei, unterſtützt von einer durch den General Eſpinaſſe befehligten Infanterie-Diviſion, mit 35 Geſchützen, gegen ſie ausrücken. Es iſt kaum glaublich, daß dieſer anſehnliche Apparat der Verjagung jener Koſacken-Pulks beſtimmt geweſen wäre, die ſich ſchon bei dem erſten Anblicke der Spitzen der franzöſiſchen Reiterei eilig zurückzogen, nachdem ſie das am Meere gelegene Städtchen Küſtendſche eingeäſchert hatten. Ihr Zweck war augenſcheinlich erreicht, als ſie eine feindliche Heeres-Abtheilung in die unwirthbare Ebene gelockt hatten, deren Brunnen theils durch die glühende Sonne verſiegt, theils durch hineingeworfene Leichname von Menſchen und Thieren unbrauchbar gemacht worden waren. Dieſes letztere Manöver iſt ſeit den älteſten Zeiten her bei den Völkern des Orientes, namentlich den Tartaren, Arabern und Mongolen, allgemein gebräuchlich, wo ſie einen vordringenden Feind aufhalten wollen. Die Schlacht von Angora ging für Bajaſid-Yilderim zum Theil dadurch verloren, daß ſein Gegner Tamer-leng (Tamerlan) die einzige Quelle, die dort ſein Heer tränken konnte, verwüſtet und verunreinigt hatte. 5000 türkiſche Soldaten hatten ſchon vor der Schlacht auf dem Marſche verdurſtend den Geiſt ausgehaucht.*) Die Orientalen wiſſen überhaupt die Wirkung ſchlechten Waſſers und der Sumpf-Dünſte richtiger zu beurtheilen, als die Bewohner des Weſtens, und ob die Koſacken, die 1854 die Brunnen der Dobrudſcha verunreinigten, Koſacken des ſchwarzen Meeres oder vom Don waren, wird für die Thatſache ſelbſt gleichgültig ſein. Hr. Ives erzählt ein auffallendes Beiſpiel davon. Als die Araber Rache brüteten gegen die Türken von Baſſora, durchſtachen ſie

*) Vergl. v. Hammer, Geſchichte des osmaniſchen Reiches. Bd. 1. Peſth. 1827. S. 311.

das Ufer des Flusses in der Nachbarschaft. Das austretende Wasser überschwemmte die Ebene von Bassora. Die Sonne brachte es zwar zur Verdunstung, aber es blieb ein Schlamm zurück, dessen Ausdünstungen die Luft dergestalt in Verderbniß überfüllten, daß eine mörderische Fieber-Epidemie daraus entstand, welche 14,000 Einwohner wegraffte. Welche Wichtigkeit man im Orient zu jeder Zeit dem Wasser zugeschrieben hat, bezeugt ein darauf Bezug habender charakteristischer Satz des Korans,*) welcher so lautet, wo von den Strafen im jenseitigen Leben die Rede ist: „die sich durch ihre Handlungen selbst in's Verderben gestürzt, erhalten stehendes Wasser zum Trank und außerdem noch große Strafe ob ihres Unglaubens." Welche hohe Strafe man dort in dem Genusse von stehendem versumpften Wasser erkennt, geht hieraus zur Genüge hervor.

Turba (Aladin) le fonti, e i rivi, e le pure onde
Di veneni mortiferi confonde.

Torq. Tasso, la Gerusalemme liberata. Canto I. V. LXXXIX.

So geschah es also auch den Kreuzfahrern gegenüber. Die französischen Befehlshaber hätten dieses wissen und würdigen sollen, um so mehr, als sowohl der Ober-General, als viele seiner Offiziere in Algier gefochten hatten. Wenn nun Hr. v. Bazancourt ausdrücklich sagt**): außer dem militärischen Zweck sah der Marschall in der Expedition eine Gelegenheit, die Armee aus der gefährlichen Unthätigkeit zu bringen, — so ist nur zu bedauern, daß zur Erreichung dieses Zweckes ein so höchst gefährliches Mittel gewählt werden konnte. Die weichenden Kosaken hatten nach gewohnter Weise jedes trinkbare Wasser durch hineingeworfene Leichname verderblich gemacht. Am Abende und in der Nacht vom 30. Juli brach die Cholera in den Kolonnen der Generale Jussuf und Espinasse blitzartig schnell aus. Als ersterer um 6 Uhr Abends den Befehl zum Abmarsch gab, blieben 500 Mann am Boden liegen und konnten sich nicht mehr erheben. Am 31. Juli sendete man schon 800 Kranke von Küstendsche aus zurück. Am 2. August hatte die Krankheit

*) Sechste Sure. S. Uebersetzung von L. Ullmann. Crefeld, 1843. S. 99.

**) S. 121.

an Intenſität dergeſtalt zugenommen, daß die gewöhnlichen Transportmittel nicht mehr ausreichten; man mußte die Handpferde und Maulthiere der Offiziere zu Hülfe nehmen. Der General Eſpinaſſe wurde ſelbſt von der Cholera befallen.

Dem letzteren wurde hernach von dem Ober-Befehlshaber die Schuld des großen Unglücks zugeſchoben. Erſterer ſcheint ſein Verfahren dem von Napoleon I. nachgebildet zu haben, welcher ſeinen Generalen die Fehler zuſchrieb, die den Verluſt der Schlacht von Waterloo herbeiführten, welche er ſelbſt aber eingeleitet hatte. Auch iſt dem General Eſpinaſſe ſpäter in Frankreich die wohlverdiente Genugthuung für jene Anſchuldigung zu Theil geworden, und wenn er wirklich bei jener Expedition erhebliche Verſtöße gemacht haben ſollte, ſo hat er ſie ſpäter durch ſeinen rühmlichen Tod in der Schlacht von Magenta von ſich abgewaſchen. Der urſprüngliche Plan zu jener Promenade militaire war, ohne alle Rückſicht auf Klima und Boden, ſowie auf die Fechtart des gegenüberſtehenden Feindes, im höchſten Grade fehlerhaft angelegt, und konnte keine andere, als verderbliche Folgen herbeiziehen. Wenn dann auch die Cholera in den Kantonirungen zu Varna ihre Opfer forderte, ſo iſt dies dem engen Zuſammendrängen ſo vieler Tauſende von Menſchen zuzuſchreiben, die man in weitläuftige Kantonements hätte verlegen ſollen. — Der Befehlshaber der Engländer, Lord Raglan, hatte von ſeiner Regierung den Befehl, ſeine Truppen der unteren Donau nicht zu nähern; aus ſanitäts-polizeilichen Gründen kann dieſer Befehl ſehr wohl gerechtfertigt werden. — Soll man nun den Tod ſo vieler braver Soldaten mehr der Luft und dem Boden des hart verpönten Landes, oder ſoll man ihn der Sorgloſigkeit ihrer Führer zuſchreiben?

Hr. v. Moltke*), ein ausgezeichneter preußiſcher Artillerie-Offizier, lernte die Dobrudſcha während des Feldzuges von 1828/29 kennen. Er bezeichnet das Land gleichſam als eine Wüſte, wie man ſie in Europa kaum erwarten ſollte. Die Einwohnerzahl berechnet er auf etwa 300 für die Quadratmeile. Nach dem, was ich davon geſehen, halte ich jene Ziffer noch für zu hoch gegriffen.

*) Geſchichte des ruſſiſch-türkiſchen Feldzuges von 1828/29. — S. auch: der Kriegsſchauplatz im Norden und Süden. Leipzig, 1854., bei Lorck S. 12. u. f.

Der Boden besteht nach ihm aus einer feinen grauen Sandmasse, durch welche alles Wasser versiegt, was sich auch selbst durch die darunter liegende Kalksteinschicht fortsetzt. Quellen und Bäche finden sich in der weiten wellenförmigen Ebene nirgends; man ist also genöthigt, das spärliche Trinkwasser aus 80—100 Fuß tiefen Brunnen mittelst eben so langer Bastseile heraufzuziehen, und diese Brunnen finden sich nur bei den seltenen Dörfern. Hr. v. Moltke schildert den zwischen Basardschyk und dem Trajans-Walle gelegenen Theil der Ebene noch wasserärmer und öder, als den nördlich von jenem Walle gelegenen Boden. Was ich in der Umgegend von Bazardschyk persönlich, hinsichtlich des Bodens, beobachtet habe, stimmt mit jener trostlosen Beschreibung nicht überein. Die wenigen Punkte desselben, auf welche sich der Fleiß der dünnen Bevölkerung hingewendet hat, gewähren hinlänglichen Lohn. In manchen Gärten strebte die Vegetation, nachdem der erste Herbstregen gefallen war, sogar üppig empor.

Ich kann die melancholische Oede des klimatisch sogar begünstigten Landes nur dem gänzlichen Mangel an Bäumen und Sträuchern zuschreiben, welche den lechzenden Boden gegen die sengenden Sonnenstrahlen schützen sollten. Selbst in der nächsten Umgebung der Dörfer sehnt sich das Auge vergebens nach einem grünen Baume. Von der frühesten Zeit her wiederholten die nordwärts der Donau wohnenden barbarischen Völkerstämme ihre räuberischen Einfälle, brennend und sengend. Kein Baum fand vor ihnen Gnade. Schon die Römer hielten es, unter der Regierung des Trajan für nöthig, die südliche Hälfte des Landes durch einen queer hindurch gezogenen Wall, nebst einer zwei-, hier und da auch dreifachen starken Mauer gegen die stets wiederholten Einfälle der Scythen zu schützen. Ueber diese Einfälle beklagte sich lebhaft der Verfasser der Tristia, welcher dorthin, nach Tomi, vom Kaiser Augustus verbannt worden war. Die Spuren dieses Exils des Ovid wollen Engländer 1855 nahe bei Baltschik gefunden haben.

Die erwähnten Mauern sind noch gegenwärtig zum Theil erhalten. Ihr linker Flügel lehnt sich an den Karassù-Fluß, der, aus dem flachen See gleiches Namens entsprungen, rasch der Donau zueilt. Von ihm und dem See wird die Mauer zum Theil vor ihrer Fronte geschützt. Der rechte Flügel derselben stützt sich auf das damals befestigte und mit einem guten Hafen ausgestattete

Städtchen Küſtendſche, — nach Kiepert: Köſtendſche. Dieſer Ort liegt auf einem in das ſchwarze Meer vorſpringenden felſigten Vorgebirge. Sein Hafen iſt durch die Sorgloſigkeit der Regierung theilweiſe verſandet, könnte jedoch, ohne großen Koſtenaufwand wieder hergeſtellt werden. Der nördlichſte Theil des Landes zeigt die ſogenannten 5 Berge Beſchetepec, welche parallel mit dem Südufer des St. Georg-Armes der Donau neben einander liegen. Sie ſind noch bis heute, nahe bis zum Fuße herab, ziemlich gut bewaldet. Von ihnen getrennt erhebt ſich in ſüdöſtlicher Richtung der Baba-Dagh (Altwaterberg). Sie zeigen mehr oder weniger eine abgeſtumpfte Kegelform, und ſind etwa 800—1000 Fuß hoch. Sie gewähren den großen Vortheil, das Land gegen das ſtürmiſche Anfluthen jenes Hauptarmes der Donau zu befeſtigen, welcher noch bis zum Jahre 1706 ſchiffbar war, gegenwärtig aber vollkommen verſandet iſt. — Ein großer Theil der Ebene dürfte ſich kaum höher, als bis zu 100 Fuß über dem Meere erheben. Den tiefſten Einſchnitt derſelben bildet die ſchon oben erwähnte ſchräge Linie von Tſchernawoda nach Küſtendſche, die durch eine Reihe von Seeen bezeichnet wird, die an ihrer Südſeite der Trajans-Wall zum Theil krönt. Welchen Werth die Römer auf dieſe Vertheidigungs-Linie gelegt haben müſſen, geht nicht blos aus den mächtigen Mauern, ſondern auch dem Umſtande hervor, daß dieſelben durch regelmäßig angelegte Caſtra geſchützt waren, deren Umfaſſungsmauern ſich jetzt noch nachweiſen laſſen. — Dieſe Linie würde, unter Benutzung des Karaſſü-Fluſſes, auch am zweckmäßigſten zur Herſtellung eines Kanales gedient haben, der eine Viertelſtunde unterhalb Tſchernawoda ſeinen Anfang genommen, und bei Küſtendſche den Ausfluß in das Meer gefunden hätte. Jene Stelle des Donauufers iſt zugleich die, von welcher aus Conſtantin I. durch ſeinen nachherigen Mit-Kaiſer Severus eine Brücke über den Strom ſchlagen ließ, von der noch heute Ruinen am Ufer unter dem Namen „Thurm des Severus“ vorhanden ſind. Die Herſtellung des Kanals würde beſonders in dem dringenden Intereſſe Oeſterreich's und ſeiner deutſchen Hinterländer gelegen haben. Seine Ausführung iſt indeſſen wahrſcheinlich theils am Mangel von Kapitalien in Wien, theils durch diplomatiſche Manöver Rußland's von 1838, 1844 und 1850, theils wohl auch durch die Rückſicht auf den mangelhaften Schutz, den die Türkei dem Kanale

gewährt haben würde, gescheitert. Patrick O'Brien*) hat sowohl diese, als auch eine zweite, von Anderen für den Kanal vorgeschlagene Linie, die von Küstendsche nach Rassowa geht, genau untersucht. Die letztere verwirft er vollständig, weil sie auf ungleich mehr Terrainschwierigkeiten stößt. Die Reihe von, zum Theil ansehnlichen Hügeln, die ich am rechten Donauufer von Rassowa bis Hirsowa sich hinziehen sah, läßt mich dieser Ansicht beipflichten. Es ist dabei zu erwägen, daß bei ihrer Wahl der wichtige Karassù-Fluß nicht benutzt werden könnte. Aber auch die von Tschernawoda ausgehende Linie bietet bedeutende Hindernisse. Das Terrain erhebt sich von der Donau aus allmählig so, daß das ungefähr in der Mitte der Linie liegende Dorf Bulak etwa 300 Fuß über dem Meere liegen mag. Erst von dort aus senkt sich die Linie völlig in die Ebene und zum Meere hinab. Die Hügel bei und oberhalb Bulak besitzen treffliches Weideland, und widersprechen der Angabe Moltke's, von dem allenthalben vorherrschenden unfruchtbaren Sande. Ebenso sind die hohen Ufer des Karassù-Flusses stark bewaldet; Professor Koch**) reiste innerhalb acht Stunden zu Lande von Tschernawoda nach Küstendsche, und fand hierbei die Gegend des Dorfes Karassù ungemein fruchtbar, mit Heerden bedeckt. Die Richtung der Tschernawoda-Linie führt von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost.

Die Cultur der Dobrudscha würde durch Anlegung eines schiffbaren Kanales unbestreitbar im höchsten Grade gefördert worden sein, denn dieser Kanal würde die Haupt-Handelsstraße von der Donau nach dem schwarzen Meere, und umgekehrt, gebildet haben, so lange der natürliche Abfluß der Donau sich in den Händen der Russen befand. Da nun aber der einzige ostensible Vortheil, den der letzte orientalische Krieg gebracht hat, darin besteht, daß der natürliche Abfluß der Donau den russischen Händen vorläufig entzogen ist, so würde man sich gegenwärtig mit einer Eisenbahn be-

*) Süd-Rußland und die türkischen Donauländer, — in Reiseschilderungen von L. Oliphant, Shirley, Brooks, Patrick O'Brien und Warington W. Smyth. Leipzig, 1854. Bei C. Lorck. S. 180 u. f.

**) Wanderungen im Oriente. I. Th. Weimar, 1846. S. 106.

gnügen können, die von Raſſowa aus nach Küſtendſche führte, — und auch dieſe würde für die Dobrudſcha von unberechenbarem Vortheil ſein; ſie ſetzt nur voraus, daß der Hafen von Küſtendſche vorher hergeſtellt worden ſei, wozu ſich das Material in beſter Qualität, in der unmittelbaren Nähe vorfindet. Jedenfalls würde eine ſolche Eiſenbahn ungleich mehr geſichert und rentabler ſein als die von Hrn. Chesney projectirte Euphrat-Bahn, die ja auch längſt aufgegeben worden iſt.

Aber auch ohne Mithülfe eines ſolchen Handelsweges würde eine intelligente und thatkräftige Regierung, mit Hülfe des dort begünſtigenden Klima's, die Ebenen der Dobrudſcha nach und nach in ein treffliches Cultur-Land zu verwandeln wiſſen. Der Anfang dazu würde durch Neu-Beſchaffung der Vegetation gemacht werden müſſen, welche kanibaliſche Hände früherer Zeiten ausgerottet haben. Um ſie möglich zu machen, würde man vor allen Dingen eine Reihe von arteſiſchen Brunnen anzulegen haben, deren Bohrung ſchwerlich große Schwierigkeiten mit ſich führen kann, da man an vielen Orten ſchon 80 bis 100 Fuß unter der Oberfläche ein Kalklager aufgefunden hat, nach deſſen Durchſenkung ſich das geſuchte Waſſer mit großer Wahrſcheinlichkeit erwarten läßt. Mit Hülfe der auf dieſe Weiſe erleichterten Bewäſſerung würde die Anpflanzung von Bäumen, die man dem Klima und dem Boden richtig anzupaſſen hätte, ohne Zweifel gelingen und in excentriſchen Kreiſen ſich weiter und weiter ausdehnen laſſen. Ein ſolcher Culturplan würde ungefähr nach den Regeln auszuführen ſein, welche Hr. Dr. Koſchty aus Wien neuerdings für die Sicherung des Suez-Kanales vollkommen zweckmäßig entworfen hat. Wenn nämlich dieſer für den Welt-Handel ſo hochwichtige Kanal gegen die Verſandung ſicher geſtellt werden ſoll, welche der dort ſo mächtige Wüſtenſand unter den gegenwärtigen Boden-Verhältniſſen, allen menſchlichen Gegen-Vorrichtungen zum Trotz, in nicht gar zu langer Zeitfriſt herbeiführen würde, ſo müſſen zuvor die beiden Ufer der Kanal-Linie, beſonders aber das öſtliche, weithin bewaldet werden. Die an koloſſalen Bauwerken ſo reiche Pharaonen-Zeit Egyptens hatte dies bereits ſo nachhaltig beſchafft, daß der Kanal noch bis zum Jahre 800 n. Chr. ſchiffbar geweſen ſein ſoll. Uncultivirte Barbaren hatten aber inzwiſchen die Vegetation zerſtört, welche den Boden des jetzt wüſt daliegenden Landes ehedem befeſtigte.

Hr. Dr. Koſchty hat gewiß vollkommen Recht, wenn er annimmt, daß die Anlegung eines Verbindungs-Kanales zwiſchen dem mittelländiſchen und dem rothen Meere eitel und nutzlos ſein würde, wenn man nicht durch eine kräftige lebendige Vegetation dem ſonſt unwiderſtehlichen Andringen des Wüſtenſandes Gränzen geſteckt hätte, — wozu denn freilich eine Reihe von Menſchenaltern erforderlich ſein dürfte. — Die Dobrudſcha ſetzt ſo coloſſale Hinderniſſe ihrer Cultur nicht entgegen; dennoch wird eine Regierung, welche faſt ununterbrochen um ihre eigene Exiſtenz zu kämpfen hat, das öde Land ſchwerlich jemals zur Blüthe bringen.

VIII.

Das Donau-Delta. — Ausflüſſe der Donau in das Meer und ihre Schiffbarmachung. — Matſchin. — Reni und die ruſſiſche Quarantäne. — Tultſcha. — Sulina.

Um den unterſten Abſchnitt der Donau, und ihre Ufer näher kennen zu lernen, miethete ich am 17. September 1856 einen großen Nachen, der von drei Zigeunern geleitet wurde, die mir als zuverläſſig, zugleich auch als mäßig in ihren Forderungen bezeichnet worden waren. Sie verſprachen, den 22 Stunden von Raſſowa bis Braila betragenden Waſſerweg bis gegen Abend des folgenden Tages zurückzulegen, wobei von mir die Bedingung geſtellt worden war, daß nicht blos bei dem Eintreten der Dunkelheit, ſondern auch allenthalben da, wo ich es für paſſend erachten würde, angelegt werden müſſe. Jene drei Männer erfüllten ihre Pflicht pünktlich, arbeiteten unverdroſſen und verdienten ſo mein ganzes Lob. Einer von ihnen führte das Steuer, beide Andere die Ruder; hierin wechſelten ſie mit einander ab.

Wir fuhren von Raſſowa etwa um 9 Uhr Morgens ab. Nach 3 Stunden erreichten wir die auf dem bulgariſchen Ufer liegenden Dörfer Klein- nnd Groß-Simeni, beide eine halbe Stunde von einander entfernt. Eine Stunde ſpäter lag auf demſelben Ufer das einen höchſt traurigen Anblick gewährende Tartaren-Dorf vor uns, welches unſere Führer Gallakoe nannten. Es beſteht aus zwe Reihen gegen die Donau hinablaufender Erdhütten, welche aus der Entfernung großen Maulwurfs-Hügeln ganz ähnlich erſchienen. Die Bewohner lebten alſo höchſt wahrſcheinlich in Erdgruben, welche ſie dürftig mit Rohr und Stroh überdacht hatten, wie ſich dies auch in der Walachei häufig genug vorfindet. Nahe unterhalb Gallakoe folgten einige anſtändigere Häuſer, jedoch auch mit Stroh gedeckt. — Eine Stunde weiter abwärts

ſahen wir rechts das kleine Dorf Baltaſchkoe, und in gleicher Entfernung weiter das große, ſich an die Anhöhe lehnende Topal, welches ausgedehnter und häuſerreicher erſchien, als irgend ein anderes heute uns vorgekommenes. Um ſo mehr fiel es mir auf, daß daſſelbe auf der genauen Kiepert'ſchen Karte fehlt. — Uns dann mehr links wendend näherten wir uns einer großen Inſel, die mit Weiden-Gebüſchen vollſtändig überdeckt war, unter denen ſich hier und da Pappeln, ſelten eine vereinzelte Eiche hervorhoben. In raſcher Aufeinanderfolge reihen ſich ähnliche Inſeln der erſtgenannten an, welche die Donau nöthigen, ſich in eine Art von Adergeflecht zu zerfällen, deſſen einzelne Zweige jedoch immer noch höchſt anſehnlich bleiben. Die Raſſowa gegenüberliegende Inſel Borſchdſcha gewährt dem ſeewärts fahrenden Reiſenden bereits einen Vorſchmack für dieſe ſpäter folgenden Inſelgruppen, die ſämmtlich mit Gebüſchen dicht bekleidet ſind, öde, mit Sand bedeckte Inſeln, wie z. B. von der überfluthenden Donau zwiſchen Wien und Preßburg gebildet werden, ſind mir hier unten nicht zu Geſicht gekommen, dürften alſo mindeſtens ſelten ſein.

Wir befanden uns jetzt vollſtändig in dem nach Norden aufſteigenden Bogen des Stromes, in welchem die reißende Eile deſſelben ſich bedeutend mäßigt. Unſere Schiffer mußten daher anſehnliche Anſtrengungen machen, um das für den heutigen Abend angeſetzte Ziel, Hirſowa, noch am Tage zu erreichen. Dies würde jedoch ſicher der Fall geweſen ſein, wenn uns nicht um 4 Uhr Nachmittags ein heftiges Gewitter mit einem aus Nord-Weſt kommenden Sturm überfallen hätte, welcher uns zwang, unſer gebrechliches Fahrzeug an das linke Ufer anzulegen. Dies geſchah unmittelbar unterhalb eines walachiſchen Wachthauſes, welches dort auf dem etwa 25 Fuß hohen Ufer lag. Wir wurden von der dort poſtirten Wachtmannſchaft zuvorkommend und freundlich empfangen. Die Mannſchaft war ſogleich bemüht, Weidenäſte abzuhauen, um ein Dach über meinem offenen Nachen zu bauen, während andere den durch den Platzregen weich gewordenen Weg nach abwärts ausbeſſerten. Ich nenne deshalb dankbar den den Militär-Gränzpoſten Nro. 207 befehligenden Korporal Joannis. Das aus Steinen ziemlich ſolide gebaute Wachthaus zeigte zwei Abtheilungen, in deren vorderer ſich die Waffen und Geräthſchaften, in der hinteren die Schlafſtellen und ein Kamin befanden. Man ver-

ſicherte uns, daß die Donau an dieſem Punkte reich an den ſchmackhafteſten Fiſchen ſei; zum Beweiſe verſorgte man uns noch für das in Hirſowa zu haltende Abendeſſen mit trefflichem Material jener Art.

Auf der weiter fortgeſetzten Fahrt fanden wir die Donau ruhiger und glätter als zuvor; leichte Ruderſchläge trieben den leichten Nachen genügend vorwärts. Aber die Temperatur hatte ſich beträchtlich abgekühlt. Indem wir die Ruhe des hier zum breiten See gewordenen Stromes benutzten, gleiteten wir auf ſeiner Mitte hinab; dabei entging uns freilich die genauere Betrachtung ſeiner Ufer. — Ich erinnere mich kaum, jemals einen prachtvolleren Sonnenuntergang, ſelbſt auf dem Meere nicht, erblickt zu haben, als den von der Fläche des gewaltigen Stromes aus. Die noch ziemlich dicht am weſtlichen Horizonte hängenden Wolken wurden plötzlich aus einander gedrängt; eine purpurrothglühende Sonne trat mächtig hervor, und ihre auf die ſanft gekräuſelten Wellen entſendeten Strahlen ſchienen Tauſende von Funken in dieſen zu entzünden. Als ſich eine mit hohem Weidengebüſch bedeckte Inſel zwiſchen die Sonne und den Nachen ſchob, hatten wir das Schauſpiel eines ungeheuren Feuerrades, wie es unſere Feuerwerker herzuſtellen ganz außer Stande ſein würden. Mit jeder Vorwärtsbewegung des Nachens ſchuf das veränderte Lagen-Verhältniß, zu den mehr oder weniger dichten Gebüſchen, neue Formen für das dahinter vorherrſchende Gluthmeer. Selbſt auf meine an dergleichen Schauſpiele gewöhnten Nachenführer übte das großartige Schauſpiel einen ſo überwältigenden Einfluß, daß ſie faſt unwillkührlich unverwandten Blickes nach Weſten ſchauend, die Ruder ruhen ließen. Wir hatten viel Zeit verloren, und doch lag Hirſowa noch ziemlich fern. Erſt mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne bekamen wir den etwa 150 Fuß hohen Felſen zu Geſicht, der, beinahe ſenkrecht aus der Donau aufſteigend, durch die kleine Feſtung gekrönt wird. Kurz vorher bildet das felſige rechte Ufer einen anſehnlichen, mit der Concavität dem Fluſſe zugewendeten Ausſchnitt. Dort befindet ſich der durch die Citadelle geſchützte kleine Hafen des Ortes unterhalb deſſelben. Er iſt mit einer Vorſtadt umgeben, welche hauptſächlich die Wohnungen der Schiffer und Fiſcher enthält. Mit der einbrechenden Nacht legten wir hier an. An einem Wirthshauſe ſchien es hier unten ganz zu fehlen; nach anſehnlichem

Aufenthalte fanden wir jedoch Unterkommen in dem geräumigen einstöckigen Hause einer bulgarischen Familie. Der Hausherr war abwesend; aber die Frau wies uns das hinter dem Vorhause gelegene bessere Zimmer zum Aufenthalte an. Unser, mit Oelpapier verklebtes, dem Flusse zugewendetes Fenster öffnete sich auf eine Art von Portikus, der auf hölzernen Pfählen ruhte. Der feste Lehmboden desselben diente unseren drei Zigeunern, nachdem sie sich in ihre wollene Decken gehüllt hatten, zum Nachtlager. Die Kühle der Nacht, welche in der freien Luft, nach so angestrengter Arbeit mancher andern Constitution Nachtheil gebracht haben würde, schien an diesen abgehärteten Naturen spurlos vorüber gegangen zu sein. Sie arbeiteten am folgenden Tage ebenso munter, als zuvor. Wahrscheinlich hatten sie dort außerhalb weniger mit zudringlichen Thierchen zu kämpfen gehabt, als wir innerhalb des Hauses, auf unseren mit Wolle gepolsterten Kissen.

Die Lage der Citadelle von Hirsowa auf einer beherrschenden Anhöhe ist trefflich geeignet, das Hinterland vor Ueberfällen vom linken Stromufer her zu schützen. Wie wenig vortheilhaften Einfluß diese schützende Lage bisher auch nur auf die nächste Umgebung ausgeübt hat, zeigte uns ein Blick auf die armseligen Wohnungen der Hafen-Vorstadt und deren grundlose Straßen und Wege, obgleich diese dort der Lebensader, der Donau, zuführen. Daß an eine Uferbefestigung hier nicht zu denken sei, versteht sich von selbst. Der ärmliche Zustand ließ sich auch daraus erkennen, daß sich hier unten Niemand befand, der im Stande gewesen wäre, einen türkischen Thaler zu wechseln, selbst der Bäcker nicht. Mein Dragoman mußte sich bequemen, zu dem oben liegenden Städtchen aufzusteigen, um hiermit zum Ziele zu kommen. Wenn Hr. Dr. Ch. Witt*) den Ort als einen niedrig gelegenen und ungesunden schildert, so kann dies nur von dem dem Strome nahegelegenen Theile gelten. Bei seiner Anwesenheit, im Sommer 1829, hatte man hier aber, um eine ganze russische Division, die man für verpestet hielt, den strengsten Quarantänemaßregeln zu unterwerfen, namentlich auch eine „Pest-Abtheilung" geschaffen. Mitten im Orte

*) Ueber die Eigenthümlichkeit des Klima's der Walachei und Moldau. A. d. Russischen. Leipzig und Dorpat, 1844. S. 77 u. f.

angebrachte unbedeckte Latrinen, in geringer Entfernung um ihn herum, unbeerdigt zerstreut liegende Leichname Tausender von Thieren verpesteten damals die Atmosphäre. Mit der Erinnerung an jene Gräuel im Gedächtnisse mußte ich mich geneigt fühlen, dem ärmlichen Orte seine Verwahrlosung nicht zu hoch anzurechnen.

Wir verließen den Ort um 7 Uhr, und genossen nun von der Mitte des Stromes aus des Anblickes von Hirsowa merklich besser, als Abends zuvor. Die Stadt liegt hinter der Anhöhe, von ihr dergestalt gedeckt, daß man vom Flusse aus nur wenig von ihren Häusern gewahr wird. Wir bemerkten jetzt deutlicher eine halbe Stunde oberhalb Hirsowa bereits hervortretende, dann aber gegen die Stadt hin horizontal streichende, zerklüftete Felsmassen, die ich, der Form nach, für Sandstein halte. Eine dieser Massen steht aufrecht nur etwa 30′ vom Ufer entfernt; Abends zuvor hatte sie mich in der Dämmerung durch ihre Form so getäuscht, daß ich sie damals für einen Wachthurm hielt. Es scheint, daß sie sich einem solchen Zwecke vielleicht anpassen lassen würde, etwa, um in der Uferbucht ankernde Schiffe zu decken. Die treffliche Lage Hirsowa's hat sich bekanntlich auch im letzten Kriege bewährt; es wurde von den Russen nicht genommen, nachdem Matschin und Tultscha schon gefallen waren.

Der Tag des 18. September's bewies sich unserm Unternehmen im höchsten Grade geneigt. Nachdem am frühen Morgen dichte Nebel den Strom bedeckt hatten, wichen sie der aufsteigenden Sonne bald und vollständig. Eine milde Sonne, klare Atmosphäre und Windstille bildeten einen köstlichen Herbsttag. Mittags brannte die Sonne auf der glatten Oberfläche des Stromes zwar stark; Nachmittags brachte jedoch ein mäßiger, uns von der Seite fassender Wind Kühlung. Wir legten die 12 Stunden Weges nach Braila bis 5 Uhr Nachmittags, also innerhalb 10 Stunden, zurück, obgleich mehr als eine Stunde Zeit damit vergangen war, daß ich an mehreren großen Inseln anhalten ließ, um deren Vegetation näher kennen zu lernen. — Der Strom dehnt sich 1 Stunde unterhalb Hirsowa wieder so breit aus, daß es von dem Standpunkt eines niedrigen Fahrzeuges ungemein schwierig wird zu unterscheiden, ob man eine große Insel, oder das Stromufer selbst vor sich habe. Unzählige Schwärme von Wasservögeln tummelten sich auf den für sie ungemein günstig gelegenen Inseln und in der Luft

herum. Es dürfte wenige Punkte der Erde geben, die dem Ornithologen so viel Gelegenheit darböten, seine Sammlungen in kurzer Frist ausnehmend zu bereichern. Tausende von wilden Gänsen zogen südwärts über unsere Köpfe hin. Reiher, Raben, Strandläufer, Wasserschnepfen verschiedener Art bevölkerten die Ufer weithin, Schwäne tauchten hier und da auf, und graziös schwebende Seemöven zogen, Beute suchend, ihre schnellen Kreise nahe über der Wasserfläche, indem sie uns zugleich andeuteten, daß das Meer in gerader Linie nicht gar weit mehr von hier entfernt sein könne.

In der Vegetation der zahlreichen Inseln herrschten hohe Weidengebüsche allenthalben vor. Nur an ihrem Uferrande fanden noch Millionen Exemplare von Rainfarrn (Tanacetum), Syngenesisten verschiedener Art, Polygonum, Vicia u. s. w. Platz. Der Boden dieser Insel ist Fuß hoch mit Sand bedeckt, den der Strom seit Jahrhunderten hier abgelagert hat.

Auffallend bleibt es, daß der abweichende Charakter beider Ufer der Donau sich fortwährend, auch hier unten noch geltend macht. Abgesehen davon, daß sich am rechten Ufer unterhalb Hirsowa häufig noch Höhenzüge bemerklich machen, hatten wir den größeren Theil des Tages hindurch die sogenannten 5 Berge der Dobrudscha, deren bei dieser Erwähnung geschah, im Gesicht, wenngleich sie, von hier aus gesehen, noch in blauer Ferne erschienen. Einzelne Niederungen zwischen den Höhen erlauben allerdings auch hier schon nicht selten der überfluthenden Donau Verwüstungen anzurichten, oder Versumpfungen zu bilden. Das linke Ufer bleibt dagegen stets flach, oder erhebt sich doch überhaupt nur mäßig über den Strom, bildet aber eben dadurch die ausgedehntesten und trefflichsten Viehweiden. Auf ihnen sahen wir öfters wiederholt Rindvieh-Heerden, deren einzelne sich auf 2—3 tausend Stück schätzen ließen. Selbst das starken Seehandel treibende Braila liegt nur auf einer etwa 30′ ansteigenden Höhe. Die walachischen Dörfer liegen soweit landeinwärts, daß man ihre Mehrzahl vom Strome aus nicht gewahr wird. Gewiß sind sie durch die häufigen Ueberschwemmungen hierzu genöthigt. Auch auf dem rechten Ufer findet man die Stadt Matschin nicht am Hauptstrom, sondern mehrere Stunden landeinwärts an einem Nebenarme, so daß sich weit ausgedehnte niedrige Inseln vor diesem befestigten Orte hinziehen. Am walachischen Ufer sieht man Militär-Gränzposten

bis nahe an den Strom herabgerückt; auf der bulgariſchen Seite iſt dies nirgends der Fall. — Endlich erſchien das große Dorf Gorpeni, welches unſere Schiffer Gropen nannten. Zwiſchen dieſem Dorfe und dem Ufer nahmen wir die zahlreichſten Pferde und Rinder wahr, die mir überhaupt bis dahin zu Geſicht gekommen waren. Noch zahlreichere Schaf-Heerden ſahen wir in etwas weiterer Entfernung auf trocknerem Boden. Bei dieſem Anblicke erinnerte ich mich der Ausſage des jungen Schweizers in Raſſowa, daß in der Moldau und Walachei einzelne Bojaren nicht ſelten ſeien, die ſich im Beſitze von 2—3000 Stück Rindvieh befinden, und deren Wohlhabenheit durch ſie im letzten Krieg anſehnlich geſteigert worden iſt. Nach dem Aufhören des Krieges war dort auch, ungeachtet der enorm vermehrten Fleiſch-Conſumtion, eine Abnahme von Vieh kaum bemerklich geworden. Man mag hierbei zugleich erwägen, daß in dem nördlichen Beſſarabien und den angränzenden ruſſiſchen Provinzen Tauſende von Ochſen alljährlich abgeſchlachtet werden, blos um das Fell und den Talg von ihnen zu verwerthen. Den letzteren gewinnt man, indem man das abgelederte Thier einfach unter eine hölzerne Preſſe bringt. Das Fleiſch wird entweder zu einem Spottpreiſe verkauft, oder, bei Mangel an Abſatz, als Düngungsmittel benutzt. Nur die unermeßlichen Weiden, welche die dem ſchwarzen Meere zuſtrömenden Flüſſe begleiten, machen ein ſolches Verfahren erklärlich.

Braila (Ibraila) gewährte uns den Anblick einer ſeit etwa 20 Jahren erſt neu erſtandenen, durch den Handel groß gewordenen Stadt. Der lange nicht genoſſene Anblick der Ziegeldächer auf allen Häuſern, der breiten zum Theil mit Trottoirs verſehenen Straßen, das Vorkommen von zweiſtöckigen Häuſern, ein Gaſthof nach weſteuropäiſcher Sitte, — gewährte mir die Ueberzeugung, daß die im Hafen liegenden Handelsſchiffe, deren wir etwa 100 zählten, den Wohlſtand des Ortes mächtig fördern müſſen. Der geſellige Verkehr ſoll in Braila deshalb gering ſein; man fröhnt dem Handel allein. Ein junger Schiffsbaumeiſter aus Mecklenburg, der in Galacz gut beſchäftigt iſt, fuhr am anderen Morgen mit mir auf einem öſterreichiſchen Dampfſchiffe dorthin. Er freute ſich der Rückkehr nach Galacz ſehr, wo paſſende Unterhaltung uud vortheilhaftes Unterkommen leichter zu finden ſei.

Am 19. September fanden sich auf dem Dampfschiffe „Zrinyi" noch einige Schwierigkeiten hinsichtlich des Passes und der Effecten-Untersuchung, die sich jedoch bald überwinden ließen. Das Verdeck der ersten Kajüte bot eine sehr anständige Gesellschaft von mehreren walachischen Stabs-Offizieren und verschiedenen walachischen und deutschen Damen. Der Rückblick von Braila vom Strome aus ist wahrhaft malerisch, wozu die vielen Masten im Hafen und der breite glänzende Strom wesentlich beitrugen. Der Capitän, ein Italiener, gewährte mir freundlich mannigfache Auskunft über Gegenstände, die mir hier fremd waren. Indessen schon nach einer Stunde brach die Ankunft in Galacz die Unterhaltung ab.

Am 21. September befand ich mich schon um 8 Uhr auf der Persia, die mich nach Constantinopel bringen sollte. Bei dem starken Andrange von Reisenden hatte ich die nöthigen beiden Plätze schon am Nachmittage zuvor genommen. Die Lloyd-Gesellschaft läßt sich für ein Billet der ersten Klasse auf dieser Strecke 45, für ein solches der zweiten Klasse 38 Gulden C.-M. bezahlen. Die Speisung unterwegs, muß mit 3 und 2 Gulden täglich noch besonders vergütet werden. — Da unser Schiff kein Personen- sondern ein Güterschiff war, welches in Varna und Burgas anlegt, so verzögerte das Einschiffen ansehnlicher Massen von Frachtgütern die Abfahrt bis um 11 Uhr. Das dichte Getümmel von Menschen verschiedenster Nationen, das Ab- und Zufahren von Barken und Nachen, die sonntägliche Bewimpelung aller auf der Donau liegenden Schiffe, der Rückblick auf die von Menschen wimmelnde Stadt, — verscheuchten indessen jede Langeweile, die unter anderen Umständen durch eine solche Verschleppung der Abfahrt leicht hätte herbeigeführt werden können. Glücklich genug war auch die Atmosphäre eine durchsichtig klare, sonnige. — Nach der endlich erfolgten Abfahrt förderte uns der Dampf so schnell, anfänglich nordostwärts bis Reni und von da ab südostwärts, daß uns der höchst interessante Anblick der Umgebungen von Galacz nur zu schnell verschwand. Der nordwärts unfern der Donau und ostwärts bis in die Nähe des Sereth reichende ansehnliche Bartysch-See kam uns bei seiner niedrigen hier und da sumpfigen Lage nicht zu Gesicht. Schon eine kleine halbe Stunde unterhalb Galacz ist das linke Ufer vollkommen flach, und bildet nur jenseits des Pruth bei Reni noch eine mäßige Erhebung. Das rechte Ufer gewährt

aber fortwährend den Blick auf die in südlicher und südöstlicher Richtung erscheinenden, mehrmals schon genannten 5 Berge der Dobrudscha. Von da ab, wo unterhalb Tultscha sich der mächtige Strom in seine beiden Hauptarme theilt, entfernen sie sich von dem jetzt allein fahrbaren Sulina-Arme mehr und mehr, indem sie den südostwärts laufenden Georgs-Kanal an dessen rechtem Ufer begleiten.

Unser Schiffs-Capitän, Hr. Hesse, war ein Dalmatier, von deutschen Eltern geboren, eine kräftige, breitschulterige Gestalt mit entschlossenen Gesichtszügen. Er zeigte etwas Derbes in seinem Auftreten, wie man es bei Seemännern wohl gern sieht, und spricht fast nur italienisch. Seine Schiffsführung fanden wir untadelhaft. Das Wort Kilia verstand er nicht; er sprach es Kili aus, und versicherte, daß es auf seiner hydrographischen Karte auch so heiße. — Die Krümmungen, welche die Donau hier macht, sind viel ansehnlicher, als sie Kiepert's Karte bisher angeben konnte. — Der Pruth fällt unter ansehnlich spitzem Winkel, von Nordwest herkommend, in die Donau. Er erschien, bei seinem niedrigen Wasserstande, schmal und wenig bedeutend. Seine spiegelglatte Oberfläche bewies, daß er hier unten wenig Fall haben müsse. — Sogleich unterhalb des Pruth erblickten wir an dessen linkem Ufer, also auf ehemals russischem Gebiete, eine elegante kleine Dorfkirche mit kuppelartigem, blechbeschlagenem Thurme, welcher die städtischen Thürme von Galacz beschämte. Dergleichen weithin glänzende, domartige Kuppeln erhoben sich auch späterhin noch mehrfach am bessarabischen Ufer. Sie sowohl, als die in regelmäßigen Entfernungen von einander solide aufgebauten Gränz-Wachthäuser, vor denen damals noch stets eine russische Schildwache, in langem Tuchmantel gekleidet, auf- und abspazierte, verleihen dem linken Ufer einen humaneren Anstrich, als wie wir ihn bis dahin zu finden gewohnt gewesen waren. Es läßt sich darin ein gewisses Streben, vor dem zahlreich die Donau befahrenden Publikum solide und elegant zugleich zu erscheinen, nicht verkennen, und jedenfalls ist dies dankbar anzuerkennen. Wie Bessarabien innerlich gestaltet sein mag, habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu erforschen. — Die bald darauf folgende Stadt Reni bot uns zunächst die am Ufer sich weit hindehnende Quarantäne dar, welche sich damals noch in Thätigkeit befand, indem auf diesem Gebiete anlangende Reisende hier 4 Tage lang eingeschlossen wur-

den. Ein ſolcher Aufenthalt konnte damals nur politiſchen Gründen zugeſchrieben werden, inſofern weit und breit keine anſteckenden Krankheiten herrſchten. Dies wird um ſo wahrſcheinlicher, als Patrick O'Brien*) im Herbſte 1853 unter ganz ähnlichen Umſtänden in die ruſſiſche Quarantäne von Braila eingeſperrt worden war. Kurze Zeit darauf wurde die Quarantäne auch hier aufgehoben. Für mich war ſie in ſo fern von Bedeutung, als ſie weſentlich dazu beigetragen hat, meinen urſprünglichen Plan, mit dem Umwege über Odeſſa die Krim zu beſuchen, aufzugeben. Denn wenn auch die abſchreckenden Schilderungen, welche die Reiſenden faſt ohne Ausnahme von den ruſſiſchen Quarantänen machen, zum Theile dem Unmuthe entſprungen ſein mögen, der ſich wider ihren Willen Eingeſperrter ſo leicht bemächtigt, ſo ſind ſie doch jedenfalls ganz dazu angethan, ihre Bewohner eher krank als geſund zu machen. Hat doch der durch ſeine Nationalität ruſſenfreundliche Fürſt Anatol v. Demidoff**) nicht umhin gekonnt, der Quarantäne am linken Pruth-Ufer zu Skulani gar manches Unrühmliche nachzuſagen. Der ruſſiſche Fürſt hatte ſich bei der Quarantäne-Behörde vorher ankündigen laſſen und dieſe hatte für ihn und ſein Gefolge in dem „traurigſten aller Lazarethe" Wohnungen vorbereitet. Man hatte jene Anſtalt auf einem feuchten Boden angelegt, der wenig über dem Pruth erhaben iſt, der alſo, ſo oft das Waſſer dieſes Fluſſes etwas wächſt, jederzeit überſchwemmt wird, wie dies auch wenige Tage vor der Ankunft des Fürſten geſchehen war. Neun kleine von Schilf und Erde gebaute Häuſer boten auf dieſem ſumpfigen Boden ihr ungaſtliches Dach dar. — Wenn dergleichen einem ruſſiſchen Fürſten geboten wurde, was wird dann der unbekannte Fremdling dort zu gewärtigen haben? — Nach der Beſchreibung, welche dieſer Reiſende von dem Theile Beſſarabiens giebt, den er von Skulani aus durchfuhr***), wird die Erwerbung des durch den Frieden von Paris abgetretenen kleinen Theiles von Beſſarabien der Moldau einen mehr politiſchen als agrariſchen Gewinn bringen. „Soweit der Horizont zu ſehen iſt, findet ſich kein Baum, kein menſchliches Weſen, nicht die kleinſte Wohnung."

*) A. a. O. S. 175.

**) Reiſe in das ſüdliche Rußland. Bd. 1. Breslau, 1854. S. 123.

***) Ebendaſelbſt. S. 148.

Hinsichtlich der Quarantäne veröffentlicht Hr. Urquhart noch Behauptungen, die so stark sind, daß wir deren Begründu ihm ganz anheim stellen müssen. Er schreibt: „Ich besuchte Si stria, als es von den Russen besetzt war; Reisende hatten ei Quarantäne von 15 Tagen auszuhalten. Die Russen aber war für den Ansteckungsstoff nur nach einer stufenweisen Scala empfän lich; nämlich: 10 Tage für einen Privatmann; 5 Tage für ein Capitän; ein Stabsoffizier hatte 3 Tage; ein General gar kei Quarantäne zu halten. Fremde Depeschen wurden mit gro Sorgfalt geräuchert, russische gar nicht.“ — Die russischen A stalten würden demnach ausschließlich zum Besten „fremder Länd eingerichtet sein.

Somit wird das behagliche Gefühl leicht erklärlich, mit w chem ich, vom sicheren Verdecke aus, die hohen Pallisaden der Q friedigung, sowie die langen Waarenspeicher und kurzen ungeni den Menschenwohnungen ansah, die jenes Institut in sich faßt. den Waarenspeichern fielen mir die langen, schrägliegenden hölzern Rinnen auf, durch welche das Getreide eingeschüttet wird, welch der Desinfection gleichfalls unterworfen werden muß. Die drolli Art und Weise des „Pestmachens“ der russischen Quarantänearzte wie sie ehedem im Gebrauch war, mag hier eine kurze Erwähnun finden. Hr. Bodenstedt**) beschreibt sie nach der Mittheilun eines russischen Obersten. Wenn es nämlich dem Arzte gefiel, ein Krankheitsfall, der im Dorfe vorgekommen war, für Pest zu e klären, so brachten ihm die Einwohner Geschenke und Geld, dam er die ihren Ruin androhende fürchterliche Krankheit bald verschwi den lasse. Genügten die Anerbietungen, so wurden sie der Absp rungs-Maßregeln überhoben. War dies nicht der Fall, so wur der Bericht nach Petersburg gesendet; die Maßregeln kamen z Ausführung, der Arzt vertrieb das Uebel mit großer Geschicklichk bald und erhielt dafür Orden oder Rang- und Gehaltserhöhung. - Festungswerke kamen uns bei Reni nicht zu Gesicht. Die Stadt sel dehnt sich meist nahe am Ufer weit hin, umfaßt aber noch viele mit Str gedeckte Häuser. Eine nach Osten zu liegende Abtheilung von Hä

*) Rußlands Fortschritte im Norden, Süden und Westen. A. d. En Cassel, 1854. S. 161.

**) Tausend und ein Tag im Orient. Berlin, 1853. Bd. 1. S. 150.

fern ist von dem westlichen Theile durch einen freien Zwischenraum getrennt, — vielleicht eine Vorstadt oder ein nahes Dorf; eine schöne Kirche lenkt die Aufmerksamkeit dorthin. — Die Ufer werden jetzt auf beiden Seiten noch flacher; sie erscheinen in der Nähe des Stromes mit hohem Rohre, landeinwärts mit schwer durchdringlichen Weidengebüschen bedeckt.

Das am rechten Ufer liegende Isaktschi mag in strategischer Hinsicht nicht unbedeutend sein; vom Verdecke aus betrachtet, erschien es unansehnlich. Von unserem Schiffe wurde es keines Aufenthaltes gewürdigt. — Unterhalb Isaktschi soll einst Darius die beiden Theile seines gegen die Scythen ausgerüsteten ungeheuren Heeres vereinigt haben, deren einen er hatte über den Bosporus setzen, und zu Lande, längs des Ufers des schwarzen Meeres und der Donau, hierher marschiren, den andern Theil aber auf 600 Schiffen, die Donau aufwärts, bis zu diesem Punkte hatte fahren lassen.

Oberhalb Tultscha verläßt der mächtige Kilia-Arm unter ansehnlich spitzem Winkel den Hauptstrom, nimmt aber bald darauf die Richtung nach Norden an. Die gar nicht fern von hier an seinem linken Ufer liegende Festung Ismail konnte ihrer tiefen Lage wegen nicht zu Gesicht kommen. Ihre Eroberung und Vertheidigung hat bekanntlich ehedem großen Menschenmassen das Leben gekostet. Ihre Festungswerke sind von den Russen nach dem letzten Frieden von Paris gesprengt worden, obgleich letzterer hierzu keine Berechtigung ertheilte. — Der Anfangstheil des Kilia-Armes erschien vom Verdecke aus nicht so breit und bedeutend, als man es seiner Wassermasse nach erwarten sollte.

Tultscha erhebt sich am rechten Ufer als eine weit hingedehnte, ansehnliche Stadt. Ihre einstöckigen Häuser zeigen jedoch nur in der Minderzahl Ziegeldächer; ihre Mehrzahl ist mit Rohr oder Stroh bedacht. Der oberhalb der Stadt sich südöstlich hinziehende Bergrücken trägt über 30 kleine Windmühlen, meistens mit 6 Flügeln ausgestattet; man sagte mir, daß ihre Leistungen verhältnißmäßig gering seien. Wassermühlen wurde ich im Strome nicht gewahr. — Tultscha soll gegenwärtig 7—8000 Einwohner zählen. Die christliche Bevölkerung wohnt dem Ufer näher, offenbar weil sie thätiger und beweglicher ist. Die Türken nehmen den landeinwärts gelegenen Theil des Ortes ein; doch erhebt sich auch

dicht am Ufer ein Minaret. — Die Stadt treibt gegenwärtig lebhaften Handel; zwölf im Hafen liegende zweimastige Schiffe sprachen schon hierfür. Mehrere Kaufleute, unter denen zwei deutsche, verließen hier unser Dampfschiff. — Tultscha treibt auch Schiffbau. Man hatte so eben eine Brigg vom Stapel gelassen, welche die österreichische Flagge trug. Die ganze Bevölkerung schien in freudiger Aufregung zu sein; von dem Schiffe aus, sowie aus einem nahen Wirthshause erscholl rauschende Musik. Nicht allein der Ort selbst, sondern auch die gegenüberliegende bessarabische Landspitze waren in lebhafter Thätigkeit; queer über den Strom hin- und herfahrende Nachen und Barken sprachen für die nahe Verbindung der gegenseitigen Einwohner. — Von Festungswerken kam uns nur ein ziemlich verfallen aussehendes Erdwerk zu Gesichte, welches die nordöstliche Spitze des Bergrückens einnimmt, der etwa 50—80′ hoch in einem Kreisabschnitte den Ort umgiebt, um unterhalb desselben sich dem Strome zu nähern.

Eine halbe Stunde nach der Abfahrt von Tultscha erreichten wir die zweite Haupttheilung der Donau, nämlich die in den zur Rechten hinströmenden mächtigen St. Georgs-Kanal, und in den zur Linken bleibenden auffallend schmaleren Sulina-Arm. Ersterer erscheint auf den ersten Blick als die massenhafte Fortsetzung des mächtigen Stromes; letzterer steht an Breite und Wassermasse jenem so weit nach, daß den vom Verdecke Hinabschauenden ein peinliches Gefühl unwillkürlich befällt, wenn er das Schiff dem unbedeutender auftretenden Arme sich zuwenden sieht. Dieser Sulina-Arm ist zwischen 80 und 100′ breit. Es würden höchstens zwei größere Dampfschiffe in ihm neben einander fahren können, was jedoch nicht geschieht, da der äußerst lebhafte Schiffsverkehr ein stetes Auf- und Abfahren mit sich bringt, sich also die einzelnen Schiffe mit großer Vorsicht ausweichen müssen. Unser zweiter Capitän stand fortwährend am Schiffsschnabel aufrecht, um mit erhobenem Arme dem Steuermanne die einzuschlagende Richtung anzudeuten. Die vielfachen Krümmungen des Armes machen es um so dringender nöthig, daß, sobald die Dunkelheit eintritt, oder auch nur schwacher Nebel die Stromfläche deckt, das Schiff sogleich am Ufer Sicherheit suchen muß. Unser Schiff legte des Abends an das linke Ufer an; ein starker Pfahl wurde dort in den Boden geschlagen, um das

Schiff durch Taue an ihn zu befestigen. Häufiges Zurufen von den sich begegnenden Schiffen aus muß, der Sicherheit wegen, hinzukommen.

Die unausgesetzt niedrigen Ufer des Sulina-Armes erscheinen, soweit das Auge reicht, mit hohem Rohr bedeckt. Eine vor Tultscha liegende, mit ihm befrachtete Barke zeigte mir, daß die einzelnen Bündel 10—12′ lang waren. Jede andere Vegetation wird durch diese übermächtigen dichten Massen unterdrückt. Die Jagd auf die hier nistenden Wasservögel, namentlich Enten, hat des dichten Rohres wegen ihre Schwierigkeiten. Die Russen haben mehrmals während der Frostzeit auf der bessarabischen Seite das trockene Rohr niederbrennen lassen, um die Brut der Milliarden von Heuschrecken zu zerstören, die in diesem Röhricht den sichersten Schutz für ihre raubgierigen Nachkommen finden. Des Brandes Macht jagte zahllose Füchse, Wölfe, wilde Katzen u. s. w. über die gefrorene Donau auf die andere Seite hinüber.

Nach einer ruhigen Nacht fing man am 22. September, bald nach 4 Uhr Morgens, an, auf dem Verdecke zu arbeiten, und gegen 5 Uhr begann die Weiterreise. Von jetzt an mehrte sich die Zahl der uns begegnenden Schiffe nach Maßgabe unserer Annäherung an das Meer. So bedeutend war diese Schiffszahl, daß ich an die Einfahrt in die Themse erinnert wurde; freilich sieht man hier in der Sulina fast nur zweimastige, selten drei Masten tragende Segelschiffe. — Nach einer einstündigen Fahrt zwang uns ein plötzlich sich erhebender dichter Nebel, eine Stunde lang am Ufer still zu liegen. — Die Windungen des Flusses sind so ansehnlich, daß es vom Verdecke aus oft schwer fällt, zu bestimmen, ob ein in kurzer Entfernung sich bewegendes Schiff auf- oder abwärts fährt. Um 11 Uhr begrüßten wir das aufwärts gehende Lloyd-Dampfschiff „Wien" mit zwei Kanonenschüssen; ein bald darauf folgendes französisches Dampfschiff erfreute sich nicht gleicher Ehre.

Gegen 12 Uhr Mittags erreichten wir endlich den nahe an der Ausmündung liegenden Ort Súlina selbst, den man seit dem Kriege am rechten Ufer großentheils neu aufgebaut hat. Ich zählte etwa 100 hölzerne Häuser, mit Holzschindeln gedeckt, die in zwei, mitunter auch in drei dem Flusse parallel laufenden Linien liegen. Ihr frisches Ansehen deutet auf den Anbau aus jüngster Zeit her; die Bauart erinnert an Schweizer-Häuser. Nur wenige, mit Rohr

gedeckte Häuser können ihr höheres Alter nicht verleugnen. Größtentheils sind sie einstöckig; unter den wenigen zweistöckigen Gebäuden wurde mir das ansehnlichste als der erste Gasthof des Ortes bezeichnet. Alle diese Bauwerke ruhen auf eingerammten mächtigen Pfählen und Rosten über dem niedrigen Sumpfboden. — Als die Russen das linke, bessarabische Ufer besaßen, hatten sie die kleine Stadt großentheils hinübergezogen; die Häuser schaarten sich um die von ihnen angelegte Quarantäne, welche sie auch befestigten, um so den allein fahrbaren Ausfluß der Donau in das Meer sicherer zu beherrschen. Die auf dem rechten Ufer verbliebene kleine Häusermasse führte den türkischen Namen Jeni-Fanal. Gegenwärtig hat sich das Verhältniß wieder umgewendet; auf dem linken Ufer wird man nur geringe Häuserreste gewahr, und die ominöse Quarantäne ist verschwunden. — Der aus Bruchsteinen solide aufgemauerte Leuchtthurm befindet sich auf dem rechten Ufer, unmittelbar am Meere. Der Strom hat auf diesem Punkte eine Sanddüne angeschwemmt, die hinlänglich erhaben über dem Meere ist, um dem Thurme ein festes Fundament zu gewähren. Ich vermochte keine Privathäuser von meinem Standpunkte aus gewahr zu werden, die dieses trockene Ufer zur Ansiedelung benutzt hätten; man sagte mir indessen, daß einige bestehen. Wahrscheinlich fürchtet man die von Nordosten und Osten andringenden Seestürme; der rege Verkehr am Fluß-Ufer selbst und die Gewinnsucht der Ansiedler läßt auch selbst die fiebererzeugende Sumpfluft nicht scheuen.

Wir warfen hier auf kurze Zeit Anker, wodurch ich willkommene Gelegenheit erlangte, den wichtigen Punkt näher zu betrachten. Ein türkisches Baggerschiff lenkte meine Aufmerksamkeit zuerst auf sich; es war keine Spur von Thätigkeit auf dem verlassenen Apparate wahrzunehmen. Außerdem fanden sich in dem kleinen Hafen des rechten Ufers ein kleines türkisches und ein eben solches österreichisches Krieges-Dampfschiff, ferner 18 bis 20 zweimastige Handelsschiffe vor. Die Communication unseres Schiffes mit dem Lande war um so lebhafter, als der Aufenthalt sehr beschränkt werden mußte. — Ein Blick auf beide Donau-Ufer lehrte, daß sie wegen ihrer tiefen Lage, den Ueberschwemmungen bei jedem ungewöhnlich hohen Wasserstande, namentlich während des Eisganges, — so dann aber auch den Nachtheilen ausgesetzt sein müssen, welche eindringende Springfluthen aus dem nahen Meere herbeiführen

wenn dieſe durch die übel berüchtigten, vom Kaukaſus herabwehenden Nordoſt-Stürme des ſchwarzen Meeres landwärts getrieben werden. Unter ſolchen Umſtänden liegt es nahe, daß die Bewohner Súlina's im Hochſommer und im Anfange des Herbſtes epidemiſchen Sumpffiebern in hohem Grade ausgeſetzt ſein müſſen. Ueber dieſe iſt auch von jeher wohlberechtigte Klage geführt worden. In ſolchem Maaße iſt dies der Fall, daß der Ort, ungeachtet ſeiner für den Erwerb ungewöhnlich günſtigen Lage zu höherem Flor ſchwerlich jemals gedeihen wird, — es ſei denn, daß die umfaſſendſten Damm-Arbeiten an den Ufern ausgeführt würden, wozu gegenwärtig leider keine Ausſicht vorhanden iſt. Den Einwohnern wäre aber dringend zu rathen, ihre Häuſer zu zwei bis drei Stockwerken zu erhöhen und ſich, ſo viel wie möglich, in den oberſten Räumen aufzuhalten. Ob nicht unmittelbar am Meere, auf der dortigen Sanddüne noch Bauplätze vorhanden ſind, konnte ich mit Sicherheit nicht erfahren; doch würde auch ihnen durch den Weſt-Wind die Sumpfluft zugeführt werden können, wobei ſie aber mindeſtens ſich eines trockenen Fundamentes erfreuen würden.

Bald nach 12 Uhr Mittags fuhr die Perſia mit voller Dampfeskraft über die mit Recht berüchtigte Barre in das Meer hinaus. Unſer Capitän theilte mir mit, daß das Schiff einen Tiefgang von 9′ bis 9¼′ habe, dem die gegenwärtige Waſſerhöhe ſo eben entſpreche. — Gleich außerhalb der Barre bot ſich uns das betrübende Schauſpiel eines geſtern auf der Rhede uns zur linken Hand geſcheiterten griechiſchen Zweimaſters dar. Sein Verdeck befand ſich großentheils unter Waſſer; deſſen ungeachtet ſahen wir mehrere Menſchen mit Verſuchen beſchäftigt, Gegenſtände aus der Cajüte und dem Schiffsraume zu bergen. Glücklicherweiſe begünſtigte Meeresſtille das ſchwierige Unternehmen. Die beiden Maſte ſtreckten, gleichſam Hülfe flehend, ihre Arme gen Himmel. Mehrere andere ſeitwärts umgekantete Wracks, zum Theil nur noch aus geringen Ueberreſten beſtehend, lagen rechts und links, unfern vom Ufer herum. Dieſe nicht ſeltenen Unglücksfälle entſpringen meiſtens aus dem Umſtande, daß die mit Getreide ſchwer beladenen Schiffe einen ſtärkeren Tiefgang haben, und alſo genöthigt ſind, einen bedeutenden Theil ihrer Ladung flachen Lichterſchiffen anzuvertrauen, ſo erleichtert über die Barre zu fahren, um auf der vollkommen ungeſchützten Rhede jene Lichterſchiffe mit der Ladung

...drange gehen über diese k
... begleitete Operation gewor
... lockere Sand des Meeresgr
... festen Haltepunkt, und so o
..., laufen somit die Schiffe G
... getrieben und zum Scheitern ge
... eingetretenen Verluste der Ar
...gma des ruheliebenden türkischen
...sten Contraste steht. Die jetzt n
... der dadurch bedingte Aufenthalt de
...suche an gescheiterten Schiffen, mögen
...nen Ortes freilich den reichsten Gewin
...altnisse zu der Lebensgefährlichkeit ihre
... werden möchte, wenn nicht dadurch z
...teressen vieler Tausende anderer Mensch
... der gesammte Schiffsverkehr auf der
...de. Man hat hierbei zu erwägen, daß nach
... aus einer zehnjährigen Berechnung sich
...mme der alljährlich die Súlina Barre p
... einem Gehalte von 373,270 Tonnen betru
...chen Herrschaft war dieser Zustand noch
Im Herbste 1853 fand Patrick O'Brien
von 6'. Das Dampfschiff, mit welchem er a
... angelangt war, mußte außerhalb, im Mee
... Reisenden wurden mittelst einer kleinen Bar
...ahrt, um dort auf ein anderes Dampfschiff i
... Damals hatten sich über einhundert Handels
... innerhalb der Barre angehäuft, Angesichts w
...amm überzogenes russisches Baggerschiff unbarmh
O'Brien's*) Beschreibung des damaligen Anbl
... wird für immer historischen Werth behalten; sie
... zu verhindern, daß die damaligen Machthaber
...ermals in den Besitz des wichtigen Punktes gelan
... solchen Verhältnissen müssen selbst an diesem V
... Betheiligte, namentlich Deutsche, den Arbeiten der intern

*) ... S. 171.

Commission mit Aufmerksamkeit folgen, welche zur Regulirung der Mündungen der Donau in das Meer vor einigen Jahren niedergesetzt worden ist. Es ist hier nicht der Ort, die bereits veröffentlichten, in hohem Grade belehrenden Arbeiten dieser Commission wieder zu geben. Da aber selbst die schwersten Wolken am politischen Horizonte störend auf die Arbeiten jener Commission bisher nicht einwirkten, so dürfte es wenigstens passend erscheinen, einige Haupt-Resultate der Commissions-Arbeiten bei dieser Veranlassung dankend und anerkennend hier niederzulegen. Sie sind für das Menschenwohl zu wichtig, als daß sie irgendwo ignorirt werden dürfen; am wenigsten würde dies dem Schriftsteller anstehen, der das an jenen Punkten fast täglich aufsteigende Unheil mit eigenen Augen beobachtet hat. Besteht doch auch der alleinige, aus dem letzten orientalischen Kriege bisher hervorgegangene wahrhafte Vortheil nur darin, die Möglichkeit einer freien Eröffnung der Donau dem russischen Einflusse entwunden zu haben. Das ist es ja, weshalb die Gebeine von Tausenden braver Krieger gegenwärtig auf der Krim bleichen. Die Absicht Rußlands, den Donauhandel auf dem kostspieligen Landwege durch Bessarabien nach Odessa zu lenken, ist, wenigstens vorläufig, vereitelt. Jede humane Philanthropie muß nun freilich noch den Wunsch hegen, daß die wiedergewonnenen Donaumündungen kräftigeren Händen anvertraut sein möchten, als die es sind, welche dort jetzt herrschen.

Unter den Berichten der verschiedenen Commissions-Mitglieder zeichnet sich der des Hrn. Paleocapa, nachherigen Ministers in Turin, durch wichtige Notizen aus. Viele, die Donau-Arme betreffende wesentliche Punkte wurden durch die internationale Commission zum ersten Male festgestellt. — Unter diesen erscheinen folgende für uns besonders wesentlich. — Von Braila abwärts verläuft der Strom ungetheilt noch etwa 100 Kilometer. Er entsendet dann 24 Kilometer unterhalb Isaktschi den mächtigen Kilia-Arm. Theilt man die gesammte Wassermasse in hundert gleiche Theile, so nimmt der Kilia-Arm davon 63 für sich in Anspruch. Er soll noch jetzt bis an seine Mündung schiffbar sein; aber seine beiden Ufer liegen so tief und sind so sumpfig und schlammig, daß unterhalb Ismail und Tutschkow kaum eine Ansiedelung ausführbar ist, wobei denn zugleich die Atmosphäre den größten Theil des Jahres hindurch, höchst ungesund bleibt. Die den Arm befahrenden Schiffe würden unterwegs im etwa erforderlichen Falle nirgends Hülfe zu erwarten

haben, denn sie befänden sich in einer weiten öden Sumpf-Ebene. Unter diesen Umständen ist es kaum begreiflich, wie der englische Capitän Spratt diesen Arm 1856 als den der Schiffbarmachung vorzugsweise würdigen, hat bezeichnen können. Es kommt hinzu, daß der untere Theil des Kilia-Armes keinen festen Lauf mehr hat, wie dies aus einer Vergleichung der im Jahre 1830 von russischen Offizieren aufgenommenen Karte mit seinem gegenwärtigen Bette darthut. Der Strom, welcher der Richtung nach die Fortsetzung der Donau nach abwärts bildet, wird von der Commission der Arm von Tultscha genannt. Er durchläuft von der Abzweigung des Kilia-Kanales bis Tultscha 8, und von hier bis zur abermaligen Spaltung 10 Kilometer. 10 Kilometer unterhalb Tultscha spaltet er sich nämlich, in der oben schon angegebenen Weise. Der kleinere Súlina-Arm empfängt von den 37 Hunderttheilen, die der Tultscha-Arm noch besaß, nur sieben; dreißig nimmt dagegen der mächtige St. Georgs-Arm zu sich, der seinen Namen von dem an seinem Ausflusse liegenden Dorfe St. Georg führt. Doch führt auch die ganze Insel des Delta's, welches zwischen den letzteren beiden Kanälen die feste Bodenmasse darstellt, denselben Namen. Für die gleichzeitige Schiffbarmachung dieses Kanales hat sich nun die Commission aus technischen Gründen mit Recht entschieden. Ob sein Ausgang in das Meer vermöge eines Erddurchstiches abgekürzt, und dadurch zugleich die durch Sorglosigkeit aufgehäufte gewaltige Sandbarre umgangen werden sollte, scheint von den Technikern verneint worden zu sein. Das darf aber nicht unberührt bleiben, daß dieser Arm an Salubrität alle übrigen genügend überwiegt, um kühn behaupten zu dürfen, daß durch seine Benutzung eine nicht unansehnliche Anzahl von Menschenleben erhalten bleiben wird, die durch die Sumpf-Miasmen der anderen zu Grunde gerichtet werden dürften. Seine beiden Ufer, besonders aber das rechte, welches an den nahen Fuß der 5 Berge hinanreicht, liegen so hoch über dem Meere, daß sich eine Reihe von Dörfern mit gewerbfleißigen Einwohnern und Heerden hier angesiedelt hat, die der Schifffahrt zur Unterstützung dienen könnten. Diese Menschen leiden wenig oder gar nicht von Sumpffiebern, obgleich ihnen der Nord- und Nordost-Wind die Sumpfdünste aus den Niederungen zuführen können. Aber gerade die Frische und zeitweise Heftigkeit dieser Luftströmungen verjagt die schweren Nebeldünste

leicht, oder verhindert doch ihre Anſammlung. Sollte irgend ein Zweifel über die vorherrſchende Brauchbarkeit des St. Georgs-Kanals noch übrig bleiben können, ſo müßte er durch die hiſtoriſche Thatſache verdrängt werden, daß bis zum Jahre 1706 dieſer Arm für die Schifffahrt vorzugsweiſe benutzt worden iſt. Erſt von da ab lies eine ſchlaffe und unaufmerkſame Regierung die Sandmaſſe, welche der Strom dem Meere zuführt, dergeſtalt anwachſen, daß dieſelbe dort unterbrochen wurde. — Der St. Georgs-Arm hat übrigens von ſeiner Abzweigung aus dem Tultſcha-Arme ab, noch eine Länge von 123 Kilometern, die des Sulina-Armes 101, und die des Kilia-Armes 98 Kilometer. — Die internationale Commiſſion hat durch ihre Berechnungen die intereſſante Thatſache gefunden, daß ſich die zum feſten Niederſchlage geeigneten Stoffe, welche die Donau alltäglich dem Meere zuwälzt, im Sommer und bei gewöhnlichem Waſſerſtande auf 331,200, bei Ueberſchwemmungen aber auf 864,000 Cubik-Meter beläuft. Der Kilia-Arm empfängt den größten Theil dieſes Niederſchlages. Dieſe Maſſe erſcheint weniger enorm, wenn man ſich des Flächeninhaltes des Bettes der Donau, von ihrem Urſprunge an bis zum Meere, erinnert, wie er oben, S. 4, mitgetheilt wurde. Dergleichen Zahlen ſind geeignet, dem Urtheile über die bisherigen machtloſen Verſuche zur Wegräumung der Sandbarren an den Mündungen eine mildere Färbung zu verleihen. Eine ſo rieſenhafte Arbeit kann kaum von einer einzelnen Nation verlangt werden, wäre ſie auch machtvoller, als es die Türkei jetzt iſt. Aber wird die erfreuliche Einigkeit, welche die internationale Commiſſion aus ſo vielen Nationen Europa's zuſammenſetzen ließ, von hinlänglicher Dauer ſein, um das große Werk vollſtändigſt zu krönen? Die politiſche Stellung, welche die europäiſchen Nationen im Jahre 1860 gegeneinander einnehmen, läßt einigen Zweifel daran zu. Schon baden ſich von Neuem die Genien des Neides und der Zwietracht in den Waſſern der unteren Donau; die der Freiheit und des Friedens ſtehen trauernd am Ufer. — An topographiſchen Unterſuchungen ſeiner Ausflüſſe hat es dem Hauptſtrome Europa's übrigens zu keiner Zeit gefehlt, deſto mehr aber an thatſächlichen Verbeſſerungen und Befeſtigungen; man ſcheint von der Rieſenartigkeit der vorzunehmenden Arbeit ſtets zurück geſchreckt worden zu ſein. — Ammianus Marcellinus und Solinus nahmen ſieben Mündungen an; die Türken zählen in ihrem Gebiete

ſechs derſelben, was mit Hinzurechnung der beſſarabiſchen Kilia-Mündung ebenfalls ſieben ergibt. Plinius und Tacitus kannten nur ſechs derſelben. Herodot, Strabo, Dionyſius und unter den Neueren Kleemann (1764) führen nur fünf Ausflüſſe auf. Die Veränderlichkeit dieſer Angaben mag zum Theil mit der der beſſarabiſchen Bodenfläche am Meere in Zuſammenhang ſtehen. Die Macht des Stromes bewältigt ſogar weithin das Meer, denn 40,000 Schritte oſtwärts von ſeinem Delta entfernt, ſoll das ſüße Waſſer immer noch die Oberhand über das ſalzige behalten. — Allen Hinderniſſen zum Trotze hatten übrigens die Arbeiten an der Súlina-Mündung bis zur Mitte des Jahres 1860 ſehr bedeutende Vortheile errungen. Einer Nachricht zufolge, die der pariſer Moniteur am 23. Juni 1860 mittheilte, hatten im Jahre 1859 bereits 127 Schiffe wagen können, ihre Getreideladungen auf der Súlina-Rhede einzunehmen. In den erſten fünf Monaten des Jahres 1860 war ihre Zahl ſchon bis auf 112 angewachſen. Die Zeitung von Odeſſa meldete darauf im Juli, daß man vor der Súlina-Mündung zwei ſteinerne Molen vollendet habe, die ſich 300 Klafter weit in das Meer hinaus erſtrecken, ſo, daß die Einfahrt in den Strom durch ſie gefahrlos gemacht worden iſt. Hierauf wollte man nun mit dem Baue eines ähnlichen Molo vor der St. Georgs-Mündung beginnen.

Mögen denn die Verbeſſerungen, welche jene höchſt erfreulichen Reſultate bisher hervorgebracht hatten, fortan durch Hemmniſſe nicht mehr geſtört werden.

IX.

Endemiſche, epidemiſche und contagiöſe Krankheiten in den Donauländern. — Geſchichtliche Rückblicke auf ihr Herrſchen in früherer Zeit. — Vergleich mit ähnlichen Ereigniſſen in anderen europäiſchen Ländern.

Hic quondam morbo coeli miseranda coorta est,
Tempestas, totoque autumno incanduit aestus,
Et genus omne neci pecudum dedit, omne ferarum,
Corrupitque lacus, infecit pabula tabo.

Virg.

Die Ufer der Donau ſtehen von da ab, wo der Strom Ungarn erreicht, dem Geſagten zufolge, mit unzähligen Sümpfen und Moräſten in der unmittelbarſten Verbindung, die großentheils durch die ihnen von der Natur urſprünglich angewieſene Lage bedingt ſind. Anderntheils wurden ſie durch die Sorgloſigkeit ihrer Anwohner, leider auch durch die Jahrhunderte lang fortgeſetzte Unthätigkeit der einander folgenden Regierungen begünſtigt. Ihnen entſtrömen, namentlich in der heißen Jahreszeit, alljährlich jene oben geſchilderten, die Atmoſphäre verpeſtenden Dünſte, die auf Fremde, an ihren Einfluß nicht Gewöhnte, doppelt verderblich einwirken, ja ſelbſt mitunter des Viehes nicht ſchonen.

Von je an haben mörderiſche Epidemieen unter den an der Donau lagernden Truppen geherrſcht. Die hierüber aus früheren Zeiten aufbewahrten Nachrichten überſteigen Alles, was die neuere Epoche der Art aufzuweiſen hat, ſo hart Letzteres auch klingen mag. — Die erſte Schrecken erregende Kunde von der großen Gefahr, die mit Truppen-Lagerungen an den Donauufern verbunden iſt, ſcheint ſich 1566 über Europa verbreitet zu haben, als man unter Kaiſer Maximilian II. eine Armee bei Comorn lange Zeit in demſelben Lager ſtehen ließ, „parum profecto Medicorum castrensium prudenti consilio, nisi barbaries militaris

salubre monentibus fidem derogaverit," — wie Tob. Cober*) hierzu bemerkt. Diese Armee wurde nämlich nicht blos von einem äußerst bösartigen Fieber aufgerieben, sondern verbreitete es auch bei ihrem Auseinandergehen nach allen Richtungen hin. Von jener Zeit her datirt sich der Ausdruck „ungarisches Fieber, Morbus hungaricus, Febris pannonica." Cober**) versichert ferner, daß von 48,000 italienischen Fußtruppen, die 1597 nach Ungarn und an die Donau gegen die Türken geführt worden waren, kaum 500 über die Alpen wieder zurückgekehrt seien, „Marte paucis, plurimis vero morbo foede confectis." Außerdem behauptet er, daß aus dem damals errichteten Hauptfeldlazarethe kaum irgend Jemand wieder lebend herausgekommen sei, der einmal hineingebracht worden, selbst kein Arzt oder Chirurg. Er bezeichnet die Italiener als am wenigsten geeignet, den Nachtheilen der Luft, des Wassers und der Lebensweise an der Donau Widerstand zu leisten. Die Deutschen entwickelten hierbei eine stärkere Widerstandskraft, blieben jedoch ihrerseits hinter den eingebornen Ungarn darin zurück.

Daß die Brandenburger im 17. Jahrhundert nicht selten auf ungarischem Boden und in Oesterreich ihr Blut gegen türkische Barbarei vergossen, jenem auch zahlreiche Opfer durch pestartige Fieber gebracht haben, scheint gegenwärtig an manchen Orten vergessen zu sein. Der General v. Barfus führte die Brandenburger 1663, 1683, 1686, 1693 gegen die Türken. Sie trugen am 12. September 1683 in der Schlacht vor Wien unter v. Barfus und Graf Truchseß zum Siege tapfer bei, folgten dann auch von dort aus dem König Sobieski. Zu dem Siege bei Slankamen (fälschlich Stalankament), 19. August 1691, wirkte ihre schwere Reiterei wesentlich mit. Ebenso theilten sie 1695 das Unglück von Deutsch-Lugoß, wo der Feldmarschall Veterani der türkischen

*) Observationum medicarum castrensium hungaricarum Decades tres. Editio Meibomii. Helmstad. 1685. Dec. I. Observ. VII. pag. 38. — (T. Cober hatte, von 1596 an, 7 Jahre lang als Feldarzt, während des damaligen Krieges gegen die Türken, in der österreichischen Armee gedient. Seine lehrreichen Beobachtungen tragen sämmtlich das Gepräge eines vorurtheilsfreien und wohlunterrichteten Praktikers.)

**) Eod. loco, pag. 35.

Uebermacht unterlag. Ihre Tapferkeit deckte hier unter v. Brandt den Rückzug. Nur eine geringe Zahl von diesen thatkräftigen Brandenburgern sah die Heimath wieder; nicht sowohl das türkische Schwert, als vielmehr das bösartige ungarische Fieber hatte ihre Reihen arg gelichtet.

Leider tragen dergleichen Zurückkehrende in der Regel die Krankheit auch auf die Heimath, oder auf die Länder über, welche sie durchziehen. Noch leben Mehrere, die das Verderben erlebt haben, welches 1812 und -13 die aus Rußland entronnenen französischen Truppen mit sich brachten, indem sie den Typhus bis an den Rhein schleppten. So war es jedoch von jeher. Als 1715 gegen den Winter, der König von Schweden aus der Türkei zurückkehrte, verkehrten Einige aus seinem Gefolge mit der preußischen Garde und theilten dieser sogleich das von ihnen mitgebrachte Petechialfieber mit, welches nun bis gegen das Sommer-Solstitium 1716 andauerte. Eine damals nach Pommern unternommene Expedition verschleppte das böse Fieber auch dort hin*).

In der Armee des Prinzen Eugen wüthete 1717 die Seuche auf erschreckende Weise, und selbst der Prinz, obgleich er sich wöchentlich sein Trinkwasser aus Oesterreich nach Ungarn schicken ließ und außerdem seine Lebensweise vorsichtig einrichtete, wurde von ihr nicht verschont. — Im Jahre 1704, als sich die Ungarn gegen die Regierung des schwachen Rudolph II. erhoben hatten, belagerten sie mehrmals Oedenburg (Sopronium, Soprony). Andreas Löw**) beschreibt die dadurch in der Stadt ausgebrochenen Krankheiten, in der nach ihm außerdem schon alljährlich Wechselfieber mit 30stündiger Hitze und sehr kurzer Apyrexie, ebenso anhaltende Petechialfieber, Diarrhöen und Ruhren geherrscht hatten, wie dies in sumpfigen Gegenden stets der Fall zu sein pflegt. Am Schlusse fügt er hinzu: „Es läßt sich nicht läugnen, daß diese epidemischen Fieber durch Beihülfe eines in der Luft entwickelten Miasma's erzeugt worden sind; contagiös waren sie nicht. Aber in manchen Orten Ungarn's haben sie durch Vernachlässigung eine pestartige

*) Acta medicorum Berolinensium. Vol. I. Berol., 1717. pag. 959.

**) Historia epidemica Hungariae, conscr. ab Andr. Löw. sine l. et a. pag. 68.

Bösartigkeit angenommen." — Bald darauf, im Jahre 1720, entwickelte ſich dort ferner in der kaiſerlichen Armee ein ſcorbutiſches Leiden, beſonders bei Solchen, die vom Fieber verſchont geblieben waren. Kramer, der dieſe Epidemie beobachtete und beſchrieb*), fügt hinzu, daß bei den Fieberkranken, die nicht ſcorbutiſch wurden, in der Regel ein Fieberkuchen, d. h. Verhärtung der Milz, der Leber, oder der Gekrösdrüſen, übrig blieb. Er ſelbſt brachte ihn aus dem Banat mit nach Dresden, litt zehn Jahre lang daran und verlor ihn endlich, wie er glaubt, mehr durch den Aufenthalt in der reinen Luft von Meißen, als durch Arzneien; die Quartanfieber laſſen übrigens in den Donauniederungen ſehr häufig dergleichen Fieberkuchen zurück. Kramer vergleicht dieſe ſumpfigen Niederungen in ihrer Wirkung auf die Menſchen mit Guinea, Sumatra und den Antillen. — In dem Kriege, welchen Oeſterreich 1788 mit der Türkei führte, fielen Tauſende von Deutſchen dem ungeſunden Klima Nieder-Ungarn's zum Opfer. Die Armee ſtand faſt den ganzen Sommer hindurch ſtill, in ziemlich enge Cantonnirungen zuſammen gedrängt. Der Soldat wurde unmuthig; es fehlte ihm an aufmunternden Beſchäftigungen. Das Waſſer war außerdem ungenießbar; der Wein für den Gemeinen zu theuer; die Luft durch mephitiſche Ausdünſtungen verpeſtet. Das Reſultat hiervon war: vom Junius 1788 bis Mai 1789 wurden 172,386 Mann in die Hoſpitäler geſendet, deren man 45 größere, ohne die Filialſpitäler zu rechnen, errichtet hatte. Dieſe Anzahl betrug ungefähr zwei Drittheile der ganzen Armee. Es befanden ſich 825 Chirurgen bei dieſer; ihre Anſtrengungen vermochten jedoch wenig gegen das coloſſale Gewicht der auf den Soldaten maſſenhaft einſtürmenden Nachtheile. Von der erwähnten Anzahl der Kranken ſtarben 33,543. Drei deutſche Grenadier-Bataillone, aus den kraftvollſten Leuten, 3500 an der Zahl, zuſammengeſetzt, wurden im Frühjahre auf eine inſelartige, ſumpfige Niederung gelagert; gegen Ende Septembers ſahen ſie ſich auf ein Bataillon reducirt, — die übrigen waren entweder todt, oder lagen in den Hoſpitälern**). — Im Jahre

*) Medicina castrensis. — Vide: Commercium litterarium Norimbergense. 1740.

**) Vergl. Bibliothek der neueſten mediciniſch-chirurgiſchen Litteratur, für die Kaiſerl. Königl. Feldchirurgen. 1. Bd. Wien, 1789.

1789 stellte Preußen eine Beobachtungs-Armee von 90000 Mann an der böhmischen Gränze, in Schlesien auf, um die Thätigkeit der österreichischen Armee gegen die Türkei zu lähmen. Auch jenes Corps stand ziemlich eng zusammengezogen. Aus der mündlichen Ueberlieferung meines Vaters, der in demselben als Oberchirurg diente, erinnere ich mich des charakteristischen Umstandes, daß, als die preußischen Truppen noch nicht lange in diesen Cantonnements gelagert hatten, ein bösartiges Faul-Fieber unter ihnen in so erschreckendem Umfange ausbrach, daß der commandirende General v. Usedom, ein anerkannt tapferer Husarenoffizier, sich veranlaßt sah in einem Tagesbefehl anzuordnen, „daß das Faulfieber aufhören solle." In der That figurirte von diesem Tage ab kein Faulfieber mehr in den durch dasselbe mißliebig gewordenen Rapporten; es waren andere Krankheits-Namen an die Stelle getreten. — Jedenfalls sprechen dergleichen Thatsachen laut genug dafür, daß man zusammengehäufte Truppenmassen nicht zu lange sollte unkriegerisch stilliegen lassen; selbst auf gesundem Boden, wie z. B. in Schlesien, werden ihre Reihen bald durch ausbrechende Krankheiten mehr, sicherer und mit geringerem Ruhme gelichtet werden, als durch kriegerisches Auftreten in Gefechten. Man sollte glauben, daß die durch einiges Studium der Kriegsgeschichte leicht zu constatirende Wahrheit dieses Satzes bei den Heerführern der heutigen Zeit hinlänglichen Eingang gefunden haben dürfte. „Fortem posse animum et mortis timore carentem" — das wußte schon Juvenal. Doch vergebens warnt die Geschichte!

Aus den bis hierher mitgetheilten Thatsachen, die von einem fleißigen Sammler leicht massenhaft vermehrt werden könnten, ergiebt sich, daß die Ebenen Ungarns wegen der an ihren niedrigen Flußufern ungewöhnlich weit ausgedehnten Moräste die Erzeugung von Sumpffiebern mit ihrem bösen Gefolge in so hohem Grade ausgesetzt sind, als kaum irgend eine andere Gegend Europa's. Selbst die Maremmen Toscana's, die pontinischen Sümpfe u. s. w. können dieser Behauptung nicht gegenüber gestellt werden, denn theils sind sie geringeren Umfanges, theis berühren sie das Meer unmittelbar, für dessen Bewohner sie gleichgültig sind, und endlich werden sie von nahen Gebirgszügen umgränzt, welche die nachtheiligen Dünste auffangen und ihre Uebertragung auf Nachbargegenden erschweren. Wenn Tschudi versichert, daß in Peru Malaria-Fieber noch in einer Höhe von 9000′ über dem Meere auftreten,

so muß man erwägen, daß in der heißen Zone allerdings Verhältnisse obwalten, von denen bei den Karpathen nicht die Rede sein kann, die näher zu untersuchen auch hier der Ort nicht ist. Auf die Bemerkung, daß das Wechselfieber ja auch in den Sandebenen Ungarn's vorkomme, muß man erwidern, daß, außer den genügend erörterten Luftströmungen von den Sümpfen her, die unter der Oberfläche mehr oder weniger tief stagnirenden Wasser auch hier in Betracht gezogen werden müssen, die, durch Erdspalten eingesunken, von Thonlagern aufgehalten werden können, die in Ungarn an vielen Orten weitverbreitet vorkommen. In der Nähe des Vesuv's hat man die Beobachtung gemacht, daß nach Erdbeben nicht selten Wechselfieber-Epidemieen auftreten, und hat hier vulkanische oder electrische Verhältnisse anschuldigen wollen, die man mit einiger Sicherheit durchaus nicht nachzuweisen im Stande ist. Der Wahrheit näher dürfte die Annahme liegen, daß durch die wellenförmigen Boden-Erschütterungen solche Verschiebungen der verschiedenen Erdschichten bewirkt worden, welche eingesunkene und versumpfte Wasser entblößten, oder doch deren Verbindung mit der Atmosphäre vermittelten.

F. J. Fuker*), der eifrige Vertheidiger der Salubrität Ungarn's, gibt zwar die Thatsache zu, daß Heere von Fremden hier den Fiebern erlegen seien; letztere müsse man jedoch als Lager-Fieber betrachten, die in Armeen an allen Orten auftreten können. Hierbei ist nicht erwogen worden, daß Menschen, die genöthigt sind, in einer mit Sumpfdünsten beladenen Atmosphäre zu athmen, dadurch schon an und für sich eine Disposition zur leichteren Aufnahme von Krankheitsstoffen verschiedenster Art erwerben. Jene Lagerfieber traten aber mitunter zuerst in der Form der Sumpf-Wechselfieber auf, zu denen durch Einmischung jener Nachtheile, die von zusammengedrängten Heeresmassen nie zu trennen sind, bösartige Typhusformen hinzukamen, welche nun einen Ansteckungsstoff entwickelten, der das Verderben weithin trug.

Fuker sucht den Umstand zur Geltung zu bringen, daß selbst in den ungesundesten Gegenden Ungarn's sehr alte Menschen gefunden werden. In der That versichert G. H. Kramer**), in Karansebes einen Walachen, der 190 Jahre (?), und einen andern Mann

*) De salubritate et morbis Hungariae. Lipsiae, 1777.
**) l. c.

gefunden zu haben, der 130 Jahre zählte. Hierdurch würde sich aber doch immer nur die altbekannte Wahrheit abermals bewähren, daß einzelne besonders bevorzugte Menschen durch Gewohnheit und fortgesetzte Acclimatisation solchen Nachtheilen der Luft, des Bodens und des Wassers zu trotzen vermögen, denen die Mehrzahl anderer Menschen unterliegen muß. Kann man sich doch bis zu einem gewissen Grade an den Genuß von Arsenik gewöhnen. Thomas Jordanus*), der Feldarzt war, theilt die auffallende Thatsache mit, daß, als das Heer des Kaisers Maximilian II. 1566 bei Comorn durch die ungarische Pest aufgerieben wurde, von den ungarischen Soldaten selbst nur zwei dem fürchterlichen Uebel erlegen seien. T. Cober**) spendet indessen auch den Ungarn das Lob, daß sie damals ihr Lager reinlicher hielten, auch mit dem Trinkwasser vorsichtiger umgingen, namentlich sich nicht auf jede Pfütze gestürzt hätten, um daraus zu trinken, wie die Deutschen thaten, „ad potandum nixi“ welche, ohne sich um den Koth zu kümmern, nicht eher aus dem stygischen Pfuhl zu trinken aufgehört hätten, bis sie durch die Frösche daran gehindert worden seien.

Viel gegründetere Ursache, Ungarn Glück zu wünschen, würde sich ergeben, wenn, wie Fuker behauptet, das Land frei sein sollte von Kropf, Scorbut, Auszehrung, Wassersucht, Hysterie und Milzsucht. Hinsichtlich der letzteren vier Formen würde Fuker heutigen Tages vielleicht ein anderes Urtheil fällen, zumal hinsichtlich der Bewohner größerer Städte.

Was den Scorbut betrifft, so hat der bereits genannte K. K. Feldarzt C. H. Kramer***), eine lehrreiche Dissertation über ihn geschrieben. Er wurde von ihm bei den „in Dacia ripensi“ stationirten österreichischen Truppen im Jahre 1720 heftig grassirend beobachtet. K. beschreibt die Erscheinungen der Krankheit vom niedrigsten bis zum höchsten Grade vollkommen so, wie sie noch heute in unsern Lehrbüchern aufgezählt werden. Auch war Kramer dort zu der Ansicht gelangt, daß Menschen, die

*) De part. phenom. Cap. 19.

**) l. c. pag. 39.

***) De Scorbuto Diss. Norimbergae, 1737. Vide: A. Haller, Dis putat. ad morborum historiam. T. VI. Lausannae, 1758. Pag. 129 sq.

längere Zeit hindurch Sumpfluft geathmet haben, eine Dispoſition zum Scorbut bereits in ſich tragen. Doch ſah er kaum irgend einen Fall deſſelben, in dem nicht bösartige Wechſelfieber vorangegangen waren und öftere Rückfälle gemacht hatten. Im Sommer vorher waren in jeder Compagnie mindeſtens 24 am Quartanfieber Leidende vorhanden geweſen, die außerdem hernach noch eine ungenügende, ſchwache Nahrung erhielten. Unter ähnlichen Umſtänden iſt der Scorbut ſchon bei den im heutigen Oſtfriesland und Holland in der Nähe der dortigen Moräſte ſtationirt geweſenen römiſchen Legionen ausgebrochen. Plinius*) erwähnt dieſes ſo verderblich gewordenen Uebels unter dem Namen Stomacace und Scelotyrbe. Er ſchreibt es dem Trinken des dortigen Waſſers zu.

Seit jener Zeit ſind nicht blos Schiffe und belagerte Feſtungen, ſondern auch Landheere da, wo ſich die Bedingungen dazu vereinigten, ſo oft vom „Scharbock" befallen worden, daß ſich kein genügender Grund zu dem Verſuche finden möchte, die Nachbarländer der Donau eine Ausnahme hiervon machen zu laſſen. In ſo grauenvoller Geſtalt iſt die Krankheit ſeit 1250 freilich wohl nicht mehr aufgetreten, wie ſie das Heer Ludwig's IX. in Paläſtina aufrieb; die Beſchreibung eines Augenzeugen hiervon, Joinville's**), erregt wahrhaft Haarſträuben. Uebrigens hat ſie ſelbſt das Innere von Deutſchland nicht immer verſchont, und über den Einfluß einer verdorbenen, feuchten, kalten Luft, ſowie eines ſchlechten Trinkwaſſers auf ihre Hervorbringung, ſind weitläuftige Abhandlungen geſchrieben worden.

Ungleich mehr an den Boden Ungarns geknüpft als der Scorbut, iſt der Hagymaz der Magyaren, die „hirntobende Krankheit", das „giftanſteckende Fieber Ungarns" der ältern Autoren. Nach eigenen im Vaterlande angeſtellten Beobachtungen hat die Erſcheinungen der Krankheit früher ſchon J. G. Schuller***) mit Hülfe ſeines Lehrers Alberti gut beſchrieben. Indeſſen hatten die durch das Uebel angerichteten ungeheuren Verwüſtungen ſchon im 17. Jahr-

*) Histor. mundi. Libr. XXV. Cap. III.

**) Histoire de St. Lovys. pag. 57 sq.

***) De morbo Hungariae Hagymaz, ejusque cura praecipue per specificum, Diss. Halae, 1726. Haller, Disputationes ad morbor. hist. facientes. T. V. pag. 363 sq.

hunderte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und 1662 beschrieb es Sennert*) bereits. Es muß aber um so genauer in's Auge gefaßt werden, als es nicht blos in Ungarn, sondern längs des Ufers der Donau, durch die Walachei, die Moldau, Bessarabien, bis zum schwarzen Meere hin, auftritt, nur geringe Varianten, je nach der Verschiedenheit des Bodens, des Klima's u. s. w. zeigend.

Schuller räumt ein, daß dieses Fieber seinem Vaterlande endemisch anklebe, zu gewissen Zeiten aber sich zur Epidemie erhebe und zuletzt contagiös werde. Es beginnt mit Hinfälligkeit und Uebelkeiten; in diesem frühen Stadium kann es jedoch noch mit dem ähnlich auftretenden „Tsemer" verwechselt werden, der gefahrlos, oft sogar fieberlos, zu verlaufen pflegt. Es folgt Schaudern, bald darauf wirklicher Frost; nach diesem brennende Hitze, unauslöschlicher Durst, ganz besonders aber ein so ungemein heftiger Kopfschmerz, daß über ihn die Leidenden alle andere Uebel vergessen, bis sie endlich unbesinnlich von activen Delirien befallen werden. Ekel und Widerwillen gegen Speisen besteht von Anfang an, geht aber bald in Magenschmerz über. Dabei wird die Zunge trocken, rissig, schwärzlich belegt, die Lippen sind rauh und heiß, die Gesichtsfarbe bleich oder livide. Eine ängstende Beweglichkeit befällt entweder den ganzen Körper, oder nur einzelne Glieder wechselweise. Das Athemholen wird schnell, beschwerlich, der Athem übelriechend und kühl. Der Puls variirt ungemein; bald scheint er dem normalen ähnlich, bald schlägt er sehr schnell, klein, aussetzend, im ersten Stadium mitunter voll und tumultuarisch. Abends folgt fast stets Verschlimmerung aller Erscheinungen. Der Ausgang in Genesung kündigt sich in der Regel durch vermehrte Thätigkeit der bis dahin trocken gewesenen Haut an; bedenklicher ist das Hervorbrechen von Drüsengeschwülsten in der Gegend des Ohres, der Achselhöhle und der Leisten, — welches jedoch hier und da eine wohlthätige Krise eingeleitet haben soll. Am schlimmsten sind Blutflüsse aus der Nase, dem Zahnfleische, verbunden mit Blutflecken in der Haut (Petechien). Der Typhus, welcher sich während des Revolutionskrieges von 1848—49 entwickelte, war ein solcher Typhus exanthematicus.

*) De morbo hungarico siwe castrensi. Diss. Viteberg. 1662.

Wenn ſich hiermit Erlöſchen des Glanzes der Augen, Verfall der Geſichtszüge, paſſives Delirium und Flockenleſen mit den Händen verbindet, ſo iſt der Ausgang faſt immer unglücklich. Gegen dieſen ſchützen jugendliche Kraft und Vollblütigkeit nicht; Individuen, in denen dieſe obwalten, werden vielmehr am heftigſten ergriffen und laufen die meiſte Gefahr.

Die Krankheit iſt jedenfalls in bedeutendem Grade lebensgefährlich; doch treten ihre Epidemieen in verſchiedenen Jahren milder oder bösartiger auf, je nach der gleichzeitig einhergehenden Constitutio annua, der höheren oder niederen Lufttemperatur, den Lebensverhältniſſen der Ergriffenen u. ſ. w. Für dieſe iſt geringe Ausſicht zur Geneſung vorhanden, ſofern ſie in ein mit Kranken bereits beladenes Hoſpital verſetzt werden, deren Ausdünſtungsſtoffe die Luft noch mehr verpeſtet hatten, als die Atmoſphäre es war, durch deren Einathmen das Leiden urſprünglich in der Regel hervorgerufen wurde. Die Unterſuchungen, welche Moscati mit der Luft der Krankenſäle des großen Hoſpitals zu Mailand ungefähr zu gleicher Zeit mit den in ſumpfigen Reisfeldern angeſtellten vornahm, ergaben in ihren Reſultaten eine große Aehnlichkeit.

Jener Typhus kann aber auch im erſten Stadium ein remittirendes Fieber ſein, deſſen einzelne Anfälle, mit ſchwachem Nachlaſſe, mehr und mehr in einander übergehend (Febris subintrans), in kurzer Friſt ein anhaltendes Fieber darſtellen. Das Auftreten des letzteren ſchließt übrigens keineswegs das gleichzeitige Beſtehen der Wechſelfieber in demſelben Landſtriche aus, wie man dies in anderen Klimaten beobachtet haben will; man findet alſo zu gleicher Zeit an demſelben Orte die durch Sumpfluft veranlaßten Fieber mit verſchiedenem Typus, dem Grade und der Bösartigkeit nach weit von einander liegend, vor. Es ſind aber beſonders die bösartigeren Formen des Wechſelfiebers, von denen namentlich Fremdlinge in jenen Donauländern ergriffen zu werden pflegen. Neuere Schriftſteller haben ſie unter dem Namen des Hemitritaeus Daciae ſpecieller beſchrieben. Sie haben in den ungariſchen, walachiſchen und beſſarabiſchen Ebenen eine ſo große Aehnlichkeit des Auftretens, daß ſie ſich in ihren allgemeinen Zügen allenthalben leicht wieder erkennen laſſen. Wohl aber können abweichende Bodenverhältniſſe, Eigenthümlichkeit der Lebensweiſe, ſowie die periodiſch und jährlich wechſelnde Conſtitution der Atmoſphäre Verſchiedenheiten

bedingen, deren Beurtheilung mitunter auf nicht geringe Schwierigkeiten ſtößt. Am lebensgefährlichſten ſind die Formen, zu welchen ſich Schlagflußanfälle oder Hirnbetäubung leicht hinzugeſellen. Der durch ſchlechte Nahrung und Strapazen erſchöpfte fremde Soldat, den man nöthigt, nach einem heißen Tage die Nacht hindurch auf einem kalten, feuchten Boden im Freien zu ſchlafen, wird dort wahrſcheinlich den bösartigen Typhus in derſelben Zeit davontragen, wo der wohlhabende, ein höher gelegenes Stockwerk bewohnende, gutgenährte Eingeborene höchſtens das Wechſelfieber bekommt. Wahrſcheinlich kann aber letzteres an den Donauſümpfen durch Unvorſichtigkeiten zum remittirenden, ſpäter endlich zum anhaltenden Fieber geſteigert werden, wie dies auch ſchon in der Nähe meines Wohnortes, an den Ufern der unteren Sieg, mitunter geſchieht. Wo nun eine Anzahl von Menſchen zugleich von dem ungariſchen Typhus epidemiſch heimgeſucht wird, entwickelt ſich in ihnen aus dem Conflux zwiſchen dem in den Organism eingedrungenen Miasma und der Reaction jenes, welcher ſich beſtrebt, das eingedrungene Fremdartige auszuſtoßen, ein Anſteckungsſtoff. Dieſer, in die den Kranken umgebende Atmoſphäre übergegangen, kann auf die, welche die letztere einathmen, übertragen werden. Von dieſem Augenblicke an, deſſen Herannahen durch das Zuſammenleben mehrerer Kranken in dem nämlichen geſchloſſenen Raume, z. B. in Krankenhäuſern, ſehr befördert wird, iſt die Krankheit alſo eine contagiöſe, zugleich ſomit ihre Weiterverbreitung in hohem Grade begünſtigt.

Es kam hier nur darauf an, dieſes ſo oft furchtbar zerſtörend gewordene Fieber in ſeinen allgemeinſten Zügen zu ſkizziren, nicht aber ſyſtematiſch zu beſchreiben. Uebergangen durfte es um ſo weniger werden, als man es wohl mit größerem Recht ein „Donau-Fieber", als ein ungariſches, walachiſches oder beſſarabiſches nennen könnte, — wenn dergleichen den Ländern entnommene Krankheitsbenennungen überhaupt einen wiſſenſchaftlichen Werth hätten.

Das aber darf nicht übergangen werden, daß eine genauere Kenntnißnahme von dem ungariſchen oder moldo-walachiſchen Typhus ſeine nahe Verwandtſchaft mit dem ſogenannten Lager-, Gefängniß-, Schiffs-Fieber, dem Hoſpital-Typhus, nicht verkennen läßt. Die Schriftſteller ſind mithin vollkommen im Rechte, welche, von Sei-

nert her, dieſe Krankheitsformen in die nämliche Klaſſe zuſammenſtellen.

Der Kriegstyphus, das Hoſpitalfieber, wie es im September und Oktober 1813 in Böhmen und an anderen Orten auftrat, findet ſich in den exacteren Beſchreibungen des Hagymaz deutlich abgeſpiegelt. Die Krankheit wurde damals mehr wie zwei Drittheilen der davon Befallenen tödtlich. Da ich ſie aber in der erwähnten Zeit zu Jung-Bunzlau in Böhmen perſönlich überſtanden habe, ſo ſteht mir das Urtheil zu, daß die oben hervorgehobene Gruppe von Krankheits-Erſcheinungen ſich damals auch in Böhmen wiederfand. Nur die in Ungarn häufig beobachtete Cardialgie fehlte, oder beſchränkte ſich auf Uebelkeiten und Widerwillen gegen jede Nahrung. Das Symptom, welches in Ungarn als das am meiſten charakteriſtiſche angeſehen wird, der wahrhaft furchtbare Kopfſchmerz, quälte die Kranken ebenſo in Böhmen. Ich erinnere mich vollkommen deutlich, daß ich damals meinen Kopfſchmerz mit der Empfindung verglich, die ein Menſch haben müſſe, dem die häutigen Decken des Schädels unaufhörlich von neuem abgezogen oder ſcalpirt würden. Sie dauerte bis zu dem glücklichen Augenblicke fort, welcher jede Empfindung und Beſinnung aufhob. Mir blieb damals kein Zweifel übrig, daß ich mit meinen Leidensgefährten an einer Entzündung der weichen Hirnhäute, einer Meningitis litt, daß wir es alſo mit einem Cerebraltyphus zu thun hatten. Die Anſteckung war aus einem Transport von 80 typhuskranken Ruſſen hervorgegangen, unter denen ſich fünf befanden, deren vom Brande ergriffene Füße ich zu unterſuchen beauftragt worden war. Ihre Krankheit verbreitete ſich in kurzer Zeit auf faſt ſämmtliche Bewohner des geräumigen Hoſpitals, jedoch ſo, daß die Verwundeten in derſelben Periode vom Hoſpitalbrande befallen wurden, die den an innueren Krankheiten Leidenden den Typhus brachte. Jene befanden ſich aber darum keineswegs in geringerer Lebensgefahr. — Ganz ähnliche Scenen hat man auch in Ungarn während des letzten traurigen Revolutionskrieges erlebt; ähnliche Verhältniſſe werden jedoch allenthalben ſtets ähnliche Folgen herbeiziehen.

Das Specificum gegen das ungariſche Fieber, deſſen Schull auf dem Titel ſeiner Diſſertation erwähnt, iſt nichts anderes als der Hauhechel (Ononis spinosa). Die Pflanze ſoll in Ungarn bei dem Volke den Namen „Hagymaz-Kraut“ führen. Sie wird, un-

Hinzufügung von Gewürznelken und einer Zwiebel, mit edlem Wein täglich frisch gekocht, das Decoct aber zum Waschen des Kopfes, auch zu Umschlägen um die Gelenke und zum Reiben der Glieder benutzt. Man sieht leicht, daß das Wirksame in diesem Volksmittel wohl nur der Ungar-Wein sein kann, der im Stadium des Torpor's sich soweit belebend äußern mag, als dies von einem äußerlich benutzten Mittel überhaupt erwartet werden darf.

Ein anderes, gewiß ungleich wirksameres Volksmittel, bildet der karpathische Balsam. Man destillirt, um ihn zu erhalten, die jungen Spitzen der Tannenzweige in den Gebirgen und erhält also eine Flüssigkeit, die großentheils aus Terpenthinöl besteht. Man braucht sie nach Milleter u. A. innerlich besonders gegen Stockungen in der Leber, der Milz und den Nieren, zu 7—9 Tropfen in Branntwein oder Weingeist. Wir haben hier also ein den mit Recht gerühmten Tropfen von Durande ähnliches auflösendes Mittel, welche da, wo diese angezeigt sein würden, ihren Nutzen bringen können. Die Ungarn benutzen den Balsam auch gegen Schleimflüsse oft mit Vortheil, richten aber durch seine zu weit getriebene Anwendung nicht selten Schaden an. Das Einreiben desselben gegen Rheumatismen und bei kalten Geschwülsten läßt sich mehr rechtfertigen. Der weitausgedehnte verschiedenartige Gebrauch, den man gegenwärtig in Deutschland von den Kiefernadeln macht, findet also sein Vorbild zum Theil in den Karpathen.

Da das Wechselfieber in manchen sumpfigen Ebenen fast nie verschwindet, obgleich es im Spätsommer und Herbst am heftigsten, im Winter am mildesten auftritt, so finden sich auch Anschwellungen der Milz und der Leber, besonders der ersteren, in Folge dessen, besonders nach Quartanfiebern, häufig. — In Kaschau (Kassa, Cassovia), der ansehnlichsten Stadt Oberungarn's, kommen jene sogenannten Fieberkuchen von ungewöhnlicher Ausdehnung vor. Man hat sie deshalb den Porcellus cassoviensis genannt.

Die Ruhr, welche um dieselbe Jahreszeit nicht selten epidemisch herrscht, dürfte dem ungemein raschen Temperaturwechsel der Ebenen, mit den daraus entspringenden Erkältungen, am meisten zuzuschreiben sein. Der Bauer geht deshalb, selbst im heißen Sommer, ohne seine Binde nicht gern aus. Wer aber auf dem feuchten Boden

einſchläft, oder gar die Nacht hindurch bivouacquirt, wird entweder Wechſelfieber oder Ruhr zu erwarten haben.

Tſómór iſt der richtigere Name für die oben unter dem Ausdruck Tſemer kurz erwähnte Krankheit. J. Milleter*) hat ihrer Beſchreibung eine eigene Diſſertation gewidmet. Sie beſteht aus einem fieberloſen gaſtriſchen Leiden, Magendrücken, Neigung zum Erbrechen, Durchfall u. dergl., in der Regel durch Uebermaß im Genuſſe ſchwer verdaulicher Speiſen hervorgebracht. Charakteriſtiſch treten jedoch Geſchwülſte an vielen Stellen des Körpers, beſonders an den Handgelenken, hervor, die mit Ueberbeinen Aehnlichkeit haben ſollen. Hieraus iſt der Name des Uebels, von dem magyariſchen „tsómó“ ein Knoten, hervorgegangen. Das an vielen Orten, z. B. in Szegedin, gebräuchliche Volksmittel beſteht im Reiben und Kneten des Rückens mit zerlaſſener Butter, in welcher der unvermeidliche Knoblauch zugleich ſeine Rolle ſpielt, oder auch mit dem Saft des letzteren und Eſſig. Gewöhnlich wird die Arbeit an dem auf dem Bauche hingeſtreckten Leidenden durch eine alte Frau vorgenommen; ſie muß Schmerz veranlaſſen. Iſt dies nicht genügend, ſo tritt man den entblößten Rücken ſogar mit Füßen. — Auffallend erſcheint es, daß man in China zu ähnlichen Gebräuchen die Zuflucht nimmt. Wenn der Sohn des Himmels ſeinen Leib zu ſehr mit irdiſchen Speiſen angefüllt hat, ſo läßt er ſich auf dem Boden herumrollen und wälzen, auch den Rücken mit Inſtrumenten verſchiedener Form bearbeiten. Charakteriſtiſch iſt es ferner, daß der Chineſe ſich während einer Trauerzeit nicht rollen laſſen darf; er muß die Strafe ſeiner Völlerei dann in Geduld tragen. — Man könnte hierbei vielleicht an die urſprüngliche mongoliſche Abkunft der Magyaren denken.

Der ungariſche Bauer liebt ſchwer verdauliche, fette Mehlſpeiſen, er genießt außerdem fettes Schweinfleiſch und ebenſo fette Fiſche in Menge; auch trinkt er dazu den wohlfeilen, herben jungen Wein häufig, der in dieſer geringen Qualität dort immer noch feurig iſt. Waſſer-Melonen, Gurken und ähnliche kühlende Früchte werden während der warmen Jahreszeit in unglaublicher Quantität conſumirt. Man kann ſich hiervon bequem überzeugen,

*) De morbo Tsómór Hungariae endemico. Leidae, 1717. — In Haller's Beiträgen. IV. 585.

wenn man auf dem Quai zu Pesth beobachtet, wie schnell die dort zum Verkaufe aufgespeicherten Melonen verschwinden. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß der Stamm der ungarischen Raizen, welcher nach dem griechischen Ritus einen ansehnlichen Theil des Jahres hindurch fasten muß, im Allgemeinen kräftiger und gesunder ist, als der der Magyaren, der sich zudem durch Reinlichkeit nicht immer auszeichnet. Bei diesen mögen also die gastrischen Beschwerden ganz naturgemäß vorwalten, welche sie Tsómór nennen; eben deshalb bezeichnen sie vielleicht auch die Körperleiden, welche weder kalte noch hitzige Fieber sind, durchschnittlich mit geringer Ausnahme durch den nämlichen Ausdruck. — Daß der Weichselzopf nach den Zeugnissen von Vicat und Cartheuser hier und da noch vorkommt, kann nur den aufgezählten diätetischen Uebelständen seinen Grund verdanken. Die ungewöhnlich ausgedehnten Verwüstungen, welche die asiatische Cholera bei ihrem Auftreten in den Donauländern veranlaßte, dürften ähnlichen Ursachen zum Theil zugeschrieben werden müssen.

Die die Vorhügel der Karpathen von einer mäßigen Höhe aufwärts Bewohnenden sind von den bösen Fiebern frei. Die das Land nach verschiedenen Richtungen durchziehenden Gebirge bringen die große Wohlthat, daß sie bestimmte Luftströmungen, mit ihnen auch die Sumpfausdünstungen auffangen und dadurch ganze Landschaften zu gesunden Wohnsitzen machen. Die Gebirgsbewohner können sich bei dem Kropfe, mit dem sie gleichsam im Austausche gegen die Fieber der Ebene nicht selten behaftet sind, allenfalls beruhigen.

So ist es denn erklärlich, daß der habituelle Gesundheitszustand der Donauländer ein sehr verschiedenartiger sein müsse, je nach der Lage des Ortes. Man hat sehr unrecht gehabt, das Land in allgemeinen Ausdrücken entweder als nachtheilig, oder als wohlthätig für die Gesundheit charakterisiren zu wollen. Daß aber Fremde, auch wenn sie nicht zu militärischen Zwecken anwesend sind, den Nachtheilen eher unterliegen werden, als die an sie gewöhnten Eingeborenen, wiederholt sich auch in andern Ländern allenthalben. Der Grundsatz, nach welchem Reisende sich in fremden Ländern mit ihrer Lebensweise im Allgemeinen möglichst nach der der Einwohner des Landes richten sollen, verlangt für diese Länder eine Ausnahme, namentlich in

Hinſicht der unteren Klaſſen derſelben. Ueberhaupt findet jener Satz ſeine wahre Geltung erſt in weiter ſüdlich gelegenen Theilen Europa's, deren Mäßigkeit in Genüſſen aller Art der Fremde ſich dort anzueignen ſuchen ſollte. Für ihn gehört in den Ebenen Ungarn's die Wahl einer hochgelegenen, nach Oſten oder Weſten gerichteten Wohnung, Vorſicht im Genuſſe des feurigen Weines und der ſtark kühlenden Früchte, Vermeiden der ſchwer verdaulichen zu fetten Speiſen, zu den Lebensfragen.

X.

Vorschläge zur Vermeidung von Krankheiten auf Reisen oder Märschen durch die Ebenen der Donauländer.

Schon die klare Erkenntniß der Natur eines Zustandes, mag er ein nachtheiliger oder ein erfreulicher sein, ist als ein wesentliches Mittel zu betrachten, sich vor dem Schaden zu hüten, der aus jenem erwachsen kann. Deshalb sind die Eigenschaften der Sumpfluft oben ausführlicher behandelt worden, als es sonst in Reisewerken zu geschehen pflegt. Reisende, welche sich an der mittlern und untern Donau, an einem großen Theile der Ufer des schwarzen Meeres und der Krim, in wüst liegenden Gegenden des östlichen Europa's oder des westlichen Asien's aufzuhalten beabsichtigen, werden aber außerdem wohl thun, die folgenden Vorschläge, soviel es die Natur der Local-Verhältnisse irgend gestattet, möglichst zur Ausführung zu bringen. Oft genug werden sich der letzteren unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen; eben so oft sind indessen auch Geringschätzung der Gefahr, Unkenntniß derselben, Vorurtheil oder Leichtsinn, die Ursache von klimatischen Krankheiten geworden, deren Verhütung sehr wohl möglich gewesen wäre.

1. Wem es vergönnt ist, gewisse Reise-Vorbereitungen vorausschicken zu können, sollte diese in keiner Weise vernachlässigen. Kränkelnde werden z. B. wohl thun, ihre Gesundheit vorher möglichst herzustellen. Auch durch Vermeiden von Excessen muß dem Körper sein normales Kraftmaaß erhalten werden. Man hat zwar behauptet, daß der Aufenthalt in feuchtwarmen Sumpfländern Brustkranken wohlthätig sei; neuere Untersuchungen haben indessen gelehrt, daß man hierin viel zu weit gegangen war. Der heilsame Einfluß einer feuchtwarmen, möglichst geringen Temperatur-Schwankungen ausgesetzten Atmosphäre darf nicht durch Sumpf-Miasmen herabgesetzt oder gar vernichtet werden.

Auf Bequemlichkeiten des Lebens muß der, welcher seine Reise nicht etwa blos auf einige Hauptstädte des Orient's beschränken will, in hohem Grade verzichten. Man hat deshalb scherzweise empfohlen, in dem Reise-Apparate einen „Schmachtriemen" nicht zu vergessen. Die türkischen Chans bieten freilich selten genießbare Gegenstände dar; schon ein Kamin, auf dem ein Feuer angezündet werden kann, findet sich nicht immer. Hinsichtlich der Lebensmittel rathe ich, sich mit Bouillon-Tafeln (die ich in Wien vollkommener als irgend anderswo angetroffen habe), mit Chocolate, Zucker, Thee, Salep-Pulver, echtem Sago u. dgl. zu versorgen. Selbst Salz und Pfeffer sind nicht zu vergessen. Wer die Speisen nicht mit den Fingern zum Munde führen will, muß ein Tafel-Besteck und einen Becher bei sich führen. Kaffe und Tabak finden sich allenthalben; Thee jedoch nirgends. Wem spirituöse Getränke unentbehrlich sind, wird Cognac oder Rum mit sich führen müssen, um mit warmem Wasser und Zucker daraus Grog zu bereiten, dessen mäßiger Genuß in feucht-kalter Atmosphäre hier und da nützlich werden kann. In der Auswahl des Trinkwassers sei man äußerst vorsichtig. Wenn das Vorgefundene auch nicht immer die acht Qualitäten in sich vereinigt, welche der Orientale von ihm fordert, um es für preiswürdig zu erklären, so darf es doch nie ein stagnirendes sein.

Ein unschädliches brauchbares Trinkwasser muß klar und durchsichtig, frei von unangenehmem Geruch und Geschmack, — letzterer muß vielmehr erfrischend und kühlend sein. Wenn man es ruhig stehen läßt, so müssen sich kleine Bläschen an den Rand des Gefäßes ansetzen; ein hierbei gebildeter schleimiger, schlammiger Niederschlag deutet auf Verunreinigung mit organischen Substanzen. — Die sicherste Gewähr gegen nachtheilige Beimischung gewährt freilich die chemische Untersuchung. Auf einer Reise oder einem Marsche kann wohl nur in der Regel höchstens von einer solchen die Rede sein, die sich ohne Zeitverlust und ohne weitläuftige Apparate ausführen läßt. Wenn die Farbe von hineingeworfenem Lakmus- und Curcuma-Papier nicht verändert wird, so ist dies schon als ein beruhigendes Resultat anzusehen. Organische Beimischungen pflanzlicher oder thierischer Art, die sich nicht durch Geschmack oder Geruch zu erkennen geben, kann man leicht nachweisen durch Hinzutröpfeln einiger Tropfen einer Auflösung von salpetersaurem Sil-

beroxyd oder chlorſaurem Gold; bei erſterem Verſuche entſteht eine violette Trübung und es fallen ſpäter ſchwarze Flocken nieder, — bei dem Verſuche mit der Goldlöſung wird das Waſſer bräunlich, dann bläulich-violet.

Sehr kaltes Brunnenwaſſer darf während noch beſtehender Körpererhitzung nur in den Magen gebracht werden, nachdem es in dem Munde wiederholt hin und her bewegt worden iſt. Will man lagernde Truppen mit dem fehlenden Brunnenwaſſer verſorgen, ſo muß man vor ihrer Ankunft in der Nähe Brunnen graben laſſen, deren Tiefe jedoch, nach der Verſchiedenartigkeit des Bodens, mehr oder weniger anſehnlich ſein ſoll, — wo möglich bis zu einem etwa unten liegenden Thonboden.

Befindet man ſich in der unangenehmen Nothwendigkeit, verunreinigtes Waſſer benutzen zu müſſen, ſo darf dies nur geſchehen, nachdem man wirkſame Reinigungs-Mittel in Anwendung gebracht hat. — Als ein ſolches wird das Filtriren durch gut ausgeglühte, friſche, gepulverte Holzkohle benutzt, indem man es hernach noch durch reinen Kiesſand laufen läßt, welcher die vom Waſſer aufgenommenen Kohlentheilchen wieder ausſcheidet. Leider iſt eine ſolche Procedur zeitraubend, auch ſind Kohle und Sand nicht immer zur Stelle. Heeres-Abtheilungen, die im Voraus wiſſen, daß ſie durch Sumpfgegenden marſchiren müſſen, ſollten indeſſen wenigſtens die leichten Holzkohlen mit ſich führen, oder ſie an ſolchen Lagerſtellen, wo Holz zu haben iſt, ſchnell und friſch bereiten. — Durch Kochen des Waſſers darf man hoffen, organiſche Beimiſchungen aus ihm niederzufällen, beſonders wenn man vorher ein geringes Quantum von Schwefelſäure hinzugemiſcht hatte. Das gekochte Waſſer muß freilich vor dem Gebrauche noch filtrirt werden. — Manganoxyd ſoll nach Perinet das Waſſer reinigen, oder es auch vor dem Verderben bewahren. Zu letzterem Zwecke werden die Waſſerfäſſer der Seeſchiffe inwendig verkohlt. — Muß man Waſſer der Flüſſe oder Seeen benutzen, ſo ſoll man es fern von den Ufern ſchöpfen laſſen. — Fades Trinkwaſſer aus Ciſternen verbeſſert man durch Hinzuſetzen von etwas Branntwein (gewöhnlich Aniſette) oder Citronenſaft.

An Arzneien kann man vor allen Dingen Chinin-Pulver, dann einige Vomitive, etwas Opium-Tinctur, Rhabarber-Pulver, Chamillen- oder Pfeffermünz-Thee mitnehmen.

Warme wollene Kleidungsstücke und eine gute wollene Decke sind sehr nöthig, wenn man es nicht vermeiden kann, während der Nacht, oder in der frühen Morgenkühle unterwegs zu sein, oder wenn man den Schlaf im Freien, etwa unter einer Veranda, an den Stamm einer dicht belaubten Platane gelehnt u. dgl., dem im Innern eines von Ungeziefer oft wimmelnden Chans vorzuziehen gedenkt.

Da man häufig nur zu Pferde fortkommen kann, so ist ein eigner Sattel höchst wünschenswerth, den man am vortheilhaftesten in Pesth erhandelt. Die Sättel der türkischen Pferde-Verleiher haben für den an sie nicht Gewöhnten hautschindende Wirkung.

2. Das Uebernachten unter freiem Himmel ist in warmen Klimaten, wegen des auffallenderen Temperaturwechsels und des starken nächtlichen Thaues, noch gefährlicher, als in der gemäßigten und kalten Zone. Der abgehärtete Russe, welcher, in seinen Pelz gehüllt, in seinem Vaterlande ungefährdet auf dem Schnee schlafen konnte, entgeht bösartigen Fiebern nicht leicht, wenn er an den Ufern der untern Donau die Nacht unter freiem Himmel zubringt. Hier ist es mithin sehr empfehlenswerth, ein Zelt aus wasserdichtem Segeltuche mit sich zu führen. Doch dürfen in einem solchen Zelte nicht zu viele Menschen neben einander übernachten. Die Augenblicke des Niedersinkens und des Aufgehens der Sonne sind mit Bezug auf Sumpfausdünstungen die gefährlichsten.

Die Lagerstelle selbst muß unter solchen Umständen möglichst trocken und über die Bodenfläche erhaben sein. Man hat schon viel gewonnen, wenn man Strohbündel, trockenes Gesträuch oder Holz unterbreiten kann. Ist es thunlich, ein höheres Gestell von Holz aufzuschlagen, um auf ihm das Lagergeräth anzubringen, so würde dies vorzuziehen sein. Nach der Seite zu, von woher die Luftströmung Sumpfdünste herantreibt, sollte man Matten, Decken, Mäntel oder Gesträuche aufhangen, durch welche jene möglichst aufgefangen werden können. Es ist zugleich rathsam, den Kopf und das Gesicht mit einem Tuche zu umhüllen, durch welches die Sumpfluft gleichsam filtrirt wird, ehe sie in die Mundspalte oder in die Nasenöffnungen einzudringen vermag. Sollte der Körper noch von der Tageshitze her mit Schweiß bedeckt sein, so sollte man ihn bei einer langsamen Körperbewegung erst trocken werden lassen, ehe man sich während der nächtlichen Kühle zur Ruhe niederlegt. Das Ab-

reiben der durchfeuchteten Haut mit einem erwärmten wollenen oder baumwollenen Tuche iſt, ebenſo wie das Wechſeln der Wäſche, empfehlenswerth. — Am Morgen muß man vor dem Aufbruche ein warmes Frühſtück zu ſich genommen haben; der Körper unterliegt bei nüchternem Magen den Nachtheilen der Sumpfluft oder der Miasmen überhaupt notoriſch viel leichter.

3. Das Anzünden von Feuern zur Zerſtörung von miasmatiſchen und contagiöſen Stoffen iſt ſchon in den älteſten Zeiten, nicht ohne Nutzen ausgeführt worden. Die Lagerſtätte ſollte freilich ſoviel wie möglich nach dem Zuge der Luftſtrömung eingerichtet werden, welche an dem Orte vorzuherrſchen pflegt, dergeſtalt, daß die böſen Dünſte von dem Lager abgehalten oder fortgetrieben werden, — und ebenſo muß das letztere nicht auf gleicher Höhe mit der Sumpfgegend, oder gar in einer Vertiefung des Bodens, angebracht werden; die Seitenwand einer Erhebung des Terrain's, eines Hügels, wenn ſie vorhanden, iſt dazu gerathener. Die ruſſiſchen Offiziere haben hier und da Gräben auswerfen laſſen, um in dieſen gegen die nächtliche Kälte beſſer geſchützt zu ſein; da ſich aber die Feuchtigkeit der Umgegend in dieſen Vertiefuugen anſammelt, auch in dem aufgegrabenen Boden häufig organiſche Reſte vorhanden ſind, die ſich in der Zerſetzung befinden, ſo entſtehen daraus nicht ſelten Krankheiten. Aehnliches erfährt man auch in den Laufgräben vor belagerten Feſtungen. Das Schlafen in den Erdhöhlen, welche ſich unter den Hütten der Moldo-Walachen, der Tartaren und der Bulgaren vorzufinden pflegen, ſind von Solchen, die an einen dergleichen Aufenthalt nicht gewöhnt ſind, durchaus zu meiden. — Wo aber während des Schlafes unter freiem Himmel, oder auch bei der Lagerung am Tage, das Andringen böſer Bodenausdünſtungen ſich durchaus nicht vermeiden läßt, da empfehlen ſich die Feuer der Alten auch heute noch in hohem Grade, wenn ſie, unter Berückſichtigung des obwaltenden Luftzuges, richtig zwiſchen dem ausdünſtenden Boden und den lagernden Menſchen angebracht werden. Hr. Ramel*) benutzte dazu die Conſtruction von Erdöfen, die indeſſen nur bei längerem Aufenthalte an demſelben Orte, die auf ſie verwendete Mühe belohnen werden. Müſſen daher die Feuer auf dem bloßen Boden angezündet werden, ſo kann der von ihnen auf-

*) A. a. O. S. 306.

ſteigende Rauch den gelagerten Menſchen läſtig werden. Aber eine ſolche Unannehmlichkeit wird zehnfach durch den Vortheil aufgewogen, das Einathmen der Sumpfluft vermieden zu haben. Vieles wird hierbei freilich von der Wahl des Feuerungs-Materials abhängig bleiben. Steinkohlen, Braunkohlen und Torf ſind verwerflich; niedrige Sträucher und das trockene hohe Gras der Steppe bilden widrige Schmauchfeuer. Holzſcheite von irgend einem Nadelholz empfehlen ſich, wo ſie zu haben, am meiſten. Die Alten zogen den Wachholder hierzu vor, wahrſcheinlich wegen ſeiner aromatiſchen Ausdünſtung. — Wenn lagernde Heeres-Abtheilungen in ſolchen Gegenden abkochen ſollen, werden die Feuer mit Rückſicht auf jene Umſtände angelegt werden müſſen.

4. Im Falle der Aufenthalt in einer Sumpfgegend längere Zeit hindurch andauern ſoll, muß man die Lagerſtelle ſo wählen, daß, wo möglich, ein Wald, Gebüſch, oder mindeſtens einige Reihen von Bäumen zwiſchen jener und der ausdünſtenden Gegend ſich befinden. Iſt dies unmöglich, und würde ſich der Aufenthalt vorausſichtlich auf eine Anzahl von Wochen oder mehrere Monate ausdehnen, auch die Jahreszeit dazu günſtig ſein, ſo ſollte man nicht verſäumen, am Rande des Sumpfes ſchnell in die Höhe wachſende Pflanzen anzuſäen. Hierzu hat ſich die gewöhnliche Sonnenblume (Helianthus annuus) bereits als tauglich bewährt. Für eine kurze Aufenthaltszeit würde man auch belaubte Zweige von Bäumen abhauen, herbeiführen, und zwiſchen dem Lager und dem Sumpfe mit Nutzen aufthürmen laſſen können. So lange das Laub grün bleibt, wirkt es erfahrungsgemäß luftverbeſſernd.

5. Bei längerem Aufenthalte in einer ſolchen verdächtigen Gegend und überhaupt während des Einfluſſes von Unbilden der Witterung, muß für eine leicht verdauliche, kräftige Nahrung ſtets Sorge getragen werden. Die engliſchen Aerzte behaupteten, während des Krim-Krieges die bösartigen Krankheiten verſchwinden geſehen zu haben, ſeitdem man den Soldaten nahrhaftes Fleiſch und gutes Bier täglich verabreichen konnte. Unter ähnlichen Umſtänden haben ſich ſtets dieſelben Erfahrungen wiederholt. Iſt guter Wein zu beſchaffen, ſo würde ſein mäßiger Genuß hier ganz beſonders am rechten Orte ſein. Auch iſt es dann empfehlenswerth, den Speiſen etwas mehr Gewürz als gewöhnlich hinzuzuſetzen. Da bei längerem Aufenthalte in Sumpfgegenden ſich Scorbut und ihm verwandte

Uebel bekanntlich nicht selten entwickeln, so sollte man, um dem entgegenzutreten, täglich frisches Fleisch und grüne Gemüse herbeischaffen. Den letzteren kann man Sauerampher, Fenchel, Kümmel, Anis mit Vortheil zusetzen, auch frischen Citronensaft, Wein oder Branntwein und Zucker unter das Getränk mischen. Die hier überhaupt so nützlichen vegetabilischen und mineralischen Säuren müssen jedoch, wenn Neigung zu Diarrhöen vorwaltet, gemieden werden. Dem gesalzenen Fleische ist das geräucherte vorzuziehen und wo keine grünen Gemüse zu haben sind, empfehlen sich die jetzt gebräuchlichen comprimirten. Wassermelonen, Gurken und ähnliche saftreiche Früchte, welche während der heißen Jahreszeit zum übermäßigen Genusse leicht anlocken, dürfen nur mit besonderer Vorsicht und in geringen Quantitäten genossen werden. Namentlich sind die Wassermelonen den Ausländern häufig schon verderblich geworden.

6. Stets unterhaltene Reinlichkeit des Körpers und der Kleider ist zwar als wesentliches Hülfsmittel, den Ausbruch von Krankheiten zu verhüten, hinreichend anerkannt. Dennoch wird sie bei manchen Völkern, nicht bloß in ihren unteren Schichten, gar sehr vernachlässigt; sie durfte deshalb nicht unerwähnt bleiben. Bei den Armeen kann man hierauf nicht genug aufmerksam sein. Der Neapolitaner L. A. Portius*), welcher als Feldarzt in der österreichischen Armee diente, behauptet, daß die Türken in Ungarn weniger von bösen Krankheiten gelitten hätten, weil sie täglich wiederholt Waschungen des Körpers vornahmen. Er empfiehlt außerdem das Abreiben des Körpers und des Kopfes mit trockenen Tüchern, so oft nach Märschen und starken Körperanstrengungen die Haut mit Schweiß bedeckt ist.

Bäder sollten auf dergleichen Märschen und Reisen häufig in Anwendung gebracht werden, sofern sich das dazu passende Wasser vorfindet. Fließt ein Strom in der Nähe, so wird in der warmen Jahreszeit seine Benutzung hierzu am nächsten liegen. Das kalte Bad mahnt aber zur steten Vorsicht hinsichtlich des Vermeidens eines zu jähen Wechsels der Temperatur. Der schnelle Tod des

*) De militis in castris sanitate tuenda. Lugdani Batav. 1741. pag. 21 et 108.

Kaiſers Friedrich Barbaroſſa im Cydnus und hundert ähnliche abſchreckende Beiſpiele ſollten ſtets in der Erinnerung leben. Man ſoll ſich alſo nie beeilen, den erhitzten, vielleicht noch von Schweiß triefenden Körper zu früh in den kalten Fluß zu tauchen. Selbſt ſchon das Waſchen des ſtaubbedeckten, erhitzten Geſichtes mit kaltem Waſſer erzeugt häufig Augenentzündungen. In der kälteren Jahreszeit ſind lauwarme Bäder da zu benutzen, wo ſich Anſtalten der Art vorfinden oder einrichten laſſen. Das Frottiren des Körpers im Bade mit Hülfe von groben Tüchern, Bürſten, Seife, iſt den zur Erkältung Geneigten dringend anzurathen. In Sumpfgegenden, oder wo epidemiſche Krankheiten herrſchen, iſt das tägliche Abreiben des Körpers mit warmem Eſſig empfehlenswerth.

7. Befindet man ſich in der Nothwendigkeit, Luft einathmen zu müſſen, welche ſchädliche Beimiſchungen enthält, ſo kann man mit Nutzen evaporirende Dinge im Munde halten, durch deren Ausdünſtungen Miasmen möglicherweiſe neutraliſirt werden. Bekannt genug ſind zu dieſem Zwecke mancherlei Subſtanzen, welche ätheriſche Oele enthalten, z. B. überzuckerte Calmuswurzel, Pomeranzen-Schalen, Pfeffermünzkuchen, Kamferplätzchen u. dergl. Unter dem Namen „Cachou aromatisé“ brachte ein Apotheker William Johns zu London eine ſolche Subſtanz in den Handel, die ſich viel Anerkennung erworben hat; ſie wird zu Tübingen noch preiswürdiger bereitet. — Die Eingeborenen Oſtindien's kauen an vielen Orten häufig die ſcharfen Blätter des Betel-Pfeffers, in welche die aromatiſche Areca-Nuß, mit etwas Auſternſchalen-Kalk verſetzt, eingewickelt worden war. Dieſer weit verbreitete Gebrauch hat ſich in jenen heißen Ländern vielleicht nur dadurch einbürgern können, daß auf dieſem Wege die Nachtheile des Einathmens von Zerſetzungsſtoffen vermindert werden. In der That ſchreibt Peron*) die Erhaltung ſeiner guten Geſundheit während einer langen und mühſeligen Reiſe dem Umſtande zu, daß er ſich jenem Gebrauche anbequemte, indem faſt alle ſeine Begleiter, die dieſem Beiſpiele nicht folgten, an Dyſenterie ſtarben. Statt deſſen empfehle ich, eine Paſte bereiten zu laſſen aus arabiſchem Gummi und Zucker, der man etwas gepulverten feinen Zimmet, Muscatblüthe und Ingwer, ebenſo ein geringes Quantum von Chlorkalk hat zuſetzen

*) Voyage aux terres australes.

laſſen. Von einer ſolchen getrockneten Paſte kann man leicht etwas bei ſich tragen, um ſie zu rechter Zeit zu benutzen. Ebenſo iſt das häufige Riechen an aromatiſirte Eſſigſäure nicht zu verwerfen; kann man ſich zu dieſem Zwecke eine kleine Doſe von Platina verſchaffen, deren Deckel fein durchlöchert iſt, ſo würde man ein Stückchen Schwamm hineinlegen, welches vorher mit jener Säure durchfeuchtet war. Eine ſolche kleine Doſe kann man allenfalls in der Weſtentaſche mit ſich führen. — Tabaksraucher können ſich in einer verdächtigen Atmoſphäre kamforirter Cigarren, oder eines mit Gewürzen verſetzten Tabaks bedienen.

8. Unpäßlichkeiten, die unter den gewöhnlichen ruhigen Verhältniſſen des Lebens kaum eine Berückſichtigung verdienen, ſollten von einem in jenen Gegenden Reiſenden niemals gering geſchätzt werden. Eine ſcheinbar milde Diarrhö vermag ſich dort unerwartet ſchnell zur Ruhr oder Cholera zu ſteigern. Die Wiederholung eines in Sumpfgegenden entſtandenen Wechſelfieber-Anfalles wird man ſchwerlich vermeiden, ohne ſich in eine höher gelegene, reine Atmoſphäre geflüchtet zu haben. Sollte man gezwungen ſein, in einer notoriſch ungeſunden Gegend auszuharren, ſo empfehle ich, den zu erwartenden Nachtheilen durch den täglichen Gebrauch von drei bis vier Gaben Chinin oder Cinchonin vorzubauen. Anhaltender Druck im Kopfe, Schwindel und Widerwillen gegen Speiſen mit Brechneigung, ſind die gewöhnlichen Vorläufer einer herannahenden Malaria-Krankheit.

Reiſe in den Orient Europa's

und einen Theil Weſtaſiens.

Inhalt.

Zweiter Band.

Seite

XI.

Reiſe auf dem ſchwarzen Meere. — Einfahrt in den Bospo-rus. — Blick auf die Küſten des Pontus und die Krim. — Klima und Bodenerzeugniſſe. — Bewohner. — Verhältniſſe des ſchwarzen Meeres 1

XII.

Conſtantinopel. Erſter Eintritt. — Ueberblick der Stadt im Allgemeinen. — Bevölkerung. — Türkiſche Bäder und Waſſerleitungen. — Der At-Meidan. — Moſcheen und chriſtliche Kirchen. — Tanzende Derwiſche. — Freitags-Andacht des Sultans. — Die Mauern und Thore von Conſtantinopel. — Juden-Viertel. — Fanar. — Der Thurm zu Galata und der des Seraskiers. — Das alte und das neue Serail. — Die Bazar's und Beſeſtan's. — Pera und Galata. — Die Medicinal-Schule. — Die Barken und ihre Führer. — Die Hunde. — Der Bos-porus, ſeine Ufer und Dörfer. — Böjükdere. — Der Rieſenberg. — Das Genueſer-Schloß. — Belgrad und die Waſſerleitungen. — Kadi-Köi. — Scutari. — Der Bulgurlu. — Der Cypreſſenhain. — Geogra-phiſche Lage und Klima 17

XIII.

Das Marmara-Meer und die Prinzen-Inſeln. — Nicomedien und ſein Golf. — Der Göl-dagh. — Nicäa. — Jeniſchehr. — Bruſſa und ſeine Ebene. — Ruinen des alten Schloſſes. — Seidenfabrikation. — Das Erdbeben von 1855 und ſeine Folgen. — Die Stadt und ihre Bewohner. — Volkszahl. — Grabmäler der Gründer der osmaniſchen Dynaſtie. — Waſſerleitung. — Weinerzeugung. — Moſcheen. — Be-ſchneidungs-Feierlichkeit. — Warme Bäder von Bruſſa und Tſchekirghe. — Analyſe der Mineralwaſſer. — Klima und geographiſche Lage. — Asklepiades von Bithynien. — Der bithyniſche Olymp. — Einwohner-zahl der in Weſtaſien durchreiſten Provinzen. — Der Boden der Ebene und ſeine Cultur. — Die Vegetation. — Ein in der Ebene durch Erd-beben zerſtörtes Dorf. — Ritt nach Gemlik. — Das Katerlü-Gebirge. — Die durch Feuersbrunſt in Aſche gelegte Stadt. — Rückkehr nach Con-ſtantinopel 112

XIV.

Gewächſe, welche entweder hervorragenden Einfluß auf die Vegetationsanſichten üben, oder die von den Einwohnern vorzugsweiſe cultivirt werden. — Beiträge zur herbſtlichen Flora 205

XV.

Rückreiſe von Conſtantinopel nach Marſeille, und über Paris in die Heimath. — Gallipoli. — Die Dardanellen. — Piräus. — Coron. — Modon und Navarin. — Meſſina. — Die liparischen Inſeln. — Corſica. — Der Hafen von Marſeille 222

XVI.

Zur Geſchichte und Charakteriſtik der Osmanen. — Ehedem und jetzt. — Urväter der Osmanen. — Turkomanen. — Seldſchuken. — Kara Osman und Orchan, die Stifter der jetzt regierenden Dynaſtie. — Eroberungen in Aſien. — Eindringen in Europa. — Interregnum durch die Gefangennehmung Bajazid's. — Einnahme von Conſtantinopel. — Charakterzüge der heutigen Osmanen. — Toleranz. — Religiöſer Cultus. — Familien-Leben. — Race und ihre Veredlung. — Abnahme der türkiſchen Bevölkerung und ihre Urſachen. — Türkiſche Frauen. — Aberglaube. — Fanatismus. — Indolenz. — Ausdauernde Tapferkeit bei richtiger Führung. — Schickſals-Glaube. — Heerweſen. — Marine. — Nationale Sorgloſigkeit. — Pulver-Exploſion. — Häufige Feuersbrünſte. — Volks-Medicin. — Literatur. — Regierungs-Formen. — Hatti-Hümayun. — Municipalweſen 238

XVII.

Zur Geſchichte und Charakteriſtik der Griechen. — Vermiſchung der Racen. — Urſachen des Steigens und Sinkens der Völker. — Blick auf die Geſchichte des oſtrömiſchen Reiches von Conſtantin I. bis zu ſeinem Sturze. — Politiſche Wichtigkeit der Lage von Byzanz. — Urſachen der Verlegung des römiſchen Herrſcherſitzes nach Oſten. — Erhebung des Chriſtenthums. — Angriffe der Barbaren ſeit 378 n. Chr. — Weſtgothen in Attika und Illyrien. — Gräuel in den Kaiſer-Familien von Byzanz. — Erſchlaffung und Entſittlichung des griechiſchen Volkes. — Kreuzzüge. — Kampf der Lateiner mit den Griechen. — Einnahme von Conſtantinopel durch die Franken, 1204. — Religions-Streitigkeiten. — Verſuche zur Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche. — Conſtantin XII., der Paläologe. — Einnahme von Conſtantinopel, 1453. — Charakteriſtik der osmaniſchen Griechen. — Ihre phyſiſchen Eigenſchaften in der gegenwärtigen Zeit. — Moraliſche Seite. — Ihre Beſchäftigungen. — Unduldſamkeit. — Bilderverehrung in den Kirchen . 299

XVIII.

Zur Geſchichte und Charakteriſtik der Armenier. — Blick auf die früheſte Geſchichte. — Baghaſchabad. — Edſchmiadzin. — König

Tiridates. — Sein Uebergang zum Chriſtenthum während der Verfolgung dieſes unter Diocletian. — Ruinen von Ani. — Unterjochung durch Perſer, Römer, Türken und Ruſſen. — Arianiſcher Religions-Cultus. — Intellectuelle Erhebung des Volkes. — Mechithariſten. — Buchdruckereien. — Ueberwiegender Handelsgeiſt. — Reichthümer. — Dichtkunſt und Muſik. — Talent für Baukunſt. — Gaſtmähler. — Volksmedicin. — Bäder. — Armeniſche Sprache. — Phyſiſche Eigenſchaften. — Kleidung. — Frauen. — Patriarchaliſche Zuſtände der Landleute. — Volkszahl. — Urtheil über die politiſche Befähigung der Armenier . . 333

XIX.

Zur Geſchichte und Charakteriſtik der Bulgaren. — Umfang und Bevölkerung Bulgariens. — Bodencultur. — Geſchichte. — Kriegeriſche Züge. — Unterjochung. — Körperliche Eigenſchaften. — Moraliſche Stellung. — Sittenreinheit. — Kirchliche Unbilden. — Unterdrückung bulgariſcher Literatur. — Vergleichung mit den Nachbarvölkern zum Vortheile der Bulgaren 346

XX.

Zur Charakteriſtik der Tartaren. — Körperliche Eigenſchaften. Fortgeſetztes Hirtenleben. — Widerwille gegen Schulunterricht und jede Neuerung. — Frauen. — Kleidung. — Wohnungen. — Handelsbetrieb. — Moraliſches Leben. — Hunde. — Karaitiſche Juden 355

XXI.

Politiſche Schluß-Betrachtungen 359

XI.

Reiſe auf dem ſchwarzen Meere. — Einfahrt in den Bosporus. — Blick auf die Küſten des Pontus und die Krim. — Klima und Bodenerzeugniſſe. — Bewohner. — Verhältniſſe des ſchwarzen Meeres.

„Und in dies Grab ſo weltengroß,
In dieſe Fremde ſo hoffnungslos,
In dieſe verderbenſchwere,
Erbarmenleere,
In dieſe Alles bezwingende,
Alles verſchlingende,"

„Endloſe Waſſerwüſte
Wagt ſich von blumiger, nährenden Küſte,
Verlaſſend das ſichere Haus,
Voll Zuverſicht, ohne Wanken,
Das kleine Weſen hinaus
Mit ſeinem Gedanken!"

A. Glasbrenner, der neue Reinecke Fuchs. 89. Kapitel.

Die traurigen Bilder der Sulina-Barre lagen hinter uns; ein friſcher Nordwind trieb uns dem Ziele raſcher entgegen, die Ufer der Dobrudſcha und Bulgariens erſchienen uns bald als graue Nebelſtreifen am weſtlichen Horizonte. Eine kräftige Sonne beleuchtete die klare Atmoſphäre noch mehrere Nachmittagsſtunden hindurch; dann aber ſetzte ſich der Wind nach Nordweſt um, die See ging hohl und rollte mächtige Wellen; es wurde früh dunkel. In der Nacht wandelte ſich der Wind in einen Nordweſt-Sturm mit maſſenhaftem Regen um; es gelang mir ſchwer, das kleine runde Fenſter meiner Kajüte in der Dunkelheit feſt zu verſchließen, das ſtrömende Naß benutzte meine Unbehülflichkeit und verſetzte mich bald in eine unangenehme feuchte Lage. Nächſtdem führte das heftige Werfen des Schiffes die Seekrankheit herbei und als die Perſia auf der Rhede von Varna die Anker fallen ließ, vermochte ich mich noch ſchwer zu entſchließen, die ſchon bekannte Stadt vom Verdecke aus nochmals zu begrüßen. Weniger noch war dies vor Burgas thunlich, wo das Schiff zum zweiten Male anhielt; die finſtere Nacht würde außerdem den gewünſchten Anblick von Burgas unmöglich gemacht haben. Der von Alters her übel berüchtigte Pontus hatte alſo nicht ermangelt, auch mich ſeine Tücke

empfinden zu laſſen; der ſolide Bau der Perſia hatte inde
teren Nachtheilen genügend vorgebeugt. — Erſt am Morgen
ſich die See und zeigte ſich nach und nach auch von ihrer
den Seite, denn ſie wurde ſpiegelglatt. Zwiſchen 8 und
am Morgen des 23. September erfreute ich mich ſchon
vom Verdecke aus, des Genuſſes einer anziehenden Ueber
im Weſten verlaufenden bulgariſchen Uferſtriches. Mehr
Meere herabtretende weiße Wellenlinien, von Kalk-Gebirgen he
erinnerten an das engliſche Ufer zwiſchen Dover und H
Den Gebirgszug krönte bald der einem abgeſtumpften K
rundlicher Spitze darſtellende Monte Babbia. For
wechſelnde maleriſche Küſtenſtriche, hier und da hervortretend
Haufen, verſcheuchten bald die unangenehmen Rückerinner
die ſo eben durchwachte Nacht. Die Strahlen einer fr
Sonne glänzten von der Spitze Tauſender kleiner hüpfend
zurück, und ſpiegelten den Pontus in der ganzen Liebens
ab, deren er überhaupt fähig iſt, — gleichſam um uns
der Unbilden zu verſöhnen, die er uns in der Nacht hatte
laſſen. So auch fand Hr. v. Grimm*) das ſchwarze
einer Fahrt von Sebaſtopol nach Conſtantinopel vollkomm
und ſpiegelglatt; während zweier Nächte hintereinander
ſich des Anblickes glänzender Sternbilder am orientaliſche
erfreuen; — aber Grimm reiſte im Juni. — Die w
Leiden und Freuden, wie ſie das ſchwarze Meer zu geb
empfand dagegen Hr. Biernatzki**) in ganz ähnlicher Wei
beſchrieb ſie jedoch ungleich ausführlicher. — Der viele
hier erwähnen zu wollen, welche das ſchwarze Meer
veranlaßt, erſcheint unnöthig; halten es doch ſelbſt d
lichen Blätter für kaum der Mühe werth, die häufige
brüche im Pontus noch anzuzeigen. Mit den jedem Bi
mehr oder weniger eigenen Gefahren verbinden ſich hier
gewiſſen Jahreszeiten die vom Kaukaſus herabwehenden
Nordoſt-Stürme. Man darf indeſſen nicht verſchweigen,
Gebrechlichkeit der meiſten Schiffe der Uferbewohner, name
die unerhörte Sorgloſigkeit der türkiſchen Schiffsleute, di

*) Wanderungen nach Südoſten. II. Theil. Berlin, 1856. S.
**) Die Länder und Völker der Erde. Stuttgart, 1856. S. 719

Sturme allein auf Allah vertrauen, hieran bedeutenden Theil haben. Hr. v. Callot beschreibt die Seefahrt, welche er auf einem kleinen türkischen Handelsschiffe von Varna nach Constantinopel machte, in sehr ergötzlicher Weise; als man sich in der Noth des Sturmes nicht mehr zu helfen wußte, erhob man ihn sogar zum Befehlshaber des Schiffes. — Die höchst mangelhaften nautischen Kenntnisse mußten die Fahrt im Alterthume noch viel bedenklicher machen, daher die Schiffer, welche beabsichtigten, aus dem Bosporus hinaus zu laufen, dies nicht wagten, ohne vorher in den an den Ufern desselben hierzu vorhandenen Tempeln, zahlreiche Opfer dargebracht zu haben, um den Zeus und den Poseidon milder zu stimmen. Die häufigen Felsen-Klippen, welche sowohl die europäische als die asiatische Seite der Ufer in der Nähe der Mündung des Bosporus, ebenso die Ufer der Krim an vielen Orten umstarren, fordern auch noch heutigen Tages von dem erfahrenern Schiffer bei unruhigem Meere besondere Vorsicht. Die bisweilen urplötzlich hervortretenden überwältigenden Stürme haben bekanntlich noch während des jüngsten Orient-Krieges bei Eupatoria ein französisches Linienschiff scheitern gemacht. — Die gewaltigen Wasser, welche der Dujester, der Bug, der Dniepr, der Don u. s. w. dem Meere zuwälzen, nehmen ihre Richtung nach Süden gegen die nördliche Mündung des Bosporus hin. Hier dringen sie mit solcher Hast ein, daß die von Norden her kommenden Schiffe dorthin gleichsam mit Gewalt fortgerissen werden. So heftig ist der Strom, daß die Schiffe, die bei scharfem Nordwinde aus dem Bosporus in das Meer vordringen wollten, oft genug zur Umkehr gezwungen wurden. So war es schon zur Zeit des Argonautenzuges. — Am heftigsten machen sich die Strömungen längs der Westküste nach Süden zu geltend, wenn die von Norden herkommenden großen Flüsse im Frühlinge das Schneewasser herbeiführen. Selbst die flüchtig schwebende Seemöve wagt es während eines Nordsturmes nicht, sich dem Meere zuzuwenden. Nur des Dampfes Macht vermochte, diese Lage der Dinge vortheilhafter zu gestalten, doch keineswegs die Gefahr völlig abzuwenden.

Als die in raschem Laufe südwärts steuernde Persia sich dem Festlande genügend genähert hatte, glänzte dem begierig suchenden Auge zuerst der befestigte Leuchtthurm auf der asiatischen Seite, Anatoli-Fanaraki oder abgekürzt Anatoli-Fener entgegen;

er liegt jedoch an einer dem Meere concav zugewendeten Bucht, nach links etwas weiter vom Einfahrtspunkte entfernt, als dies nach rechts mit dem auf der europäiſchen Seite liegenden Leuchtthurme, Rumili-Fanaraki oder Fener, der Fall iſt. Beide liegen hoch genug über dem Meeresrande, um ihr Signal-Licht bei der Dunkelheit dem Schiffer weithin entgegen' ſenden zu können. Beide ſind durch Geſchütze vertheidigungsfähig gemacht. Unfern des europäiſchen Leuchtthurmes ſahen wir das kleine Dorf Fenerköi liegen. — Schon näherten wir uns den an der europäiſchen Seite aufſteigenden, bei den Alten übel berüchtigten ſchwarzen Baſaltfelſen, welche von ihnen die cyanäiſchen Felſen oder die Symplejaden genannt wurden. Von einer bläulichen Färbung, auf welche die Benennung der Cyanäen hindeutet, war heute wenigſtens nichts ſichtbar. Aus der Ferne geſehen, ſchienen ſie mit dem europäiſchen Feſtlande vereinigt zu ſein; nach Maßgabe unſerer Annäherung löſten ſie ſich jedoch immer mehr und mehr von dieſem ab. An ihnen vorüberfahrend, konnten wir ſogar zwiſchen den einzelnen hindurch ſchauen. Selbſt bei ſtillem Meere brachen ſich die Wellen an ihren Füßen in heftigſter Brandung. Es wurde uns klar, daß ſchwache Barken von unſicheren Händen gelenkt, wohl durch den Wirbel des Waſſers gegen die Felſen angezogen werden konnten, von welchen man fabelte, daß ſie über den in ihren Bereich gerathenen Schiffer zuſammenſchlügen, um ihn zu erdroſſeln. So wurde ihre Tücke von den Argonauten gefürchtet. Wir konnten ſie nicht, wie einſt Großfürſt Conſtantin und v. Grimm, durch heitere Muſik begrüßen; deſto mehr wurde der ernſte Blick ſtets wieder von Neuem den ſtarren Maſſen zugewendet, die hier ſeit Jahrtauſenden einer im Sturme ſo übermächtigen Brandung trotzen. Heitere Bilder in großer Zahl verdrängten indeſſen die hieran ſich knüpfenden Betrachtungen, ſobald wir den Eingang um das europäiſche Vorgebirge herum, welches die Griechen Panium nannten, in den Bosporus, hinter uns hatten.

Das Klima des ſchwarzen Meeres und der an daſſelbe gränzenden Länder iſt es aber, von dem hier noch einige nähere Notizen gegeben werden ſollen. — Der häufige Wechſel dieſes Klima's ſteht aus alten Zeiten her hiſtoriſch feſt, und hat ſich auch neuerdings wieder, während des Orientkrieges, genugſam fühlbar gemacht. Ein junger franzöſiſcher Marine-Offizier*) ſagt gleichfalls: „En Crimée

*) Gazette des hôpitaux de Paris. Feuilleton. 1856. Nro. 45.

les changements de temperature sont d'une brusquerie sans égale.“ Am 27. März 1856 trat in der Bai von Kamiesch Schnee und Frost ein, nachdem Tages zuvor Frühlingswetter gewesen war. Am 7. April schrieb Marschall Pelissier, daß der Frühling nun anzulangen scheine. Die Alles einhüllenden Staubwolken, welche während des trockenen Sommers zu Odessa und in den russischen Steppen durch die Luftströmungen aufgewirbelt werden, beschreibt Fürst v. Demidoff*) als für die Einwohner höchst qualvoll. Alle Gegenstände werden mit einer dichten Staubdecke überzogen, die ganze Vegetation verdorrt, und die wohlhabenderen Einwohner flüchten sich dann in den Schatten hundertjähriger Bäume auf die Südseite der Krim. Die Umgebungen aller an und in der Steppe gelegener Städte sind nackt und kahl; die zur Verbesserung ihres Klima's höchst nöthigen Baumpflanzungen würden, wie in der Dobrudscha, nur dann ausführbar werden, wenn man vorher artesische Brunnen in genügender Zahl angelegt hätte. Gegenwärtig wird der ausgedörrte Boden dieser Steppen alljährlich durch den anhaltenden Regen des Herbstes für diesen und einen Theil des Winters in einen tiefen Schlammkoth verwandelt, für Menschen und Thiere, die das Unglück haben, ihn passiren zu müssen, gleich verderblich. Während des Krim-Krieges sind schon durch diesen Umstand allein von Rußland unzählige Opfer an Menschen und Zugvieh gefordert worden. Hier grade ist es, wo Eisenbahnen den segensreichsten Einfluß üben würden. — Lord Raglan's Klagen darüber, die er aus dem Lager vor Sebastopol wiederholt ertönen ließ, schweben wohl noch im Gedächtniß der meisten Zeitungsleser. Man hat schon früh den Pontus „das ungastliche Meer“ genannt, und es scheint in der That, daß diese wechselvollen Nachtheile ihm in höherem Grade, als anderen Binnen-Meeren, eigen sind. — Die Schiffer bleiben dabei, daß ihnen der Kaukasus die meisten Stürme aus Osten und Nordosten zusende. Andere betrachten dieses Gebirge grade als eine wohlthätige Schutzmauer, und haben bedauert, daß nicht auch die ganze Nordküste von ihm eingenommen werde. Wahr ist es, daß vorzugsweise die an die Nordküste gränzenden Steppenländer den fortdauernden Wechsel der

*) Reise nach dem südlichen Rußland. Deutsche Uebersetzung. Breslau, 1854. I. Theil. S. 156.

Temperatur am meisten empfinden lassen. Nun ist es bekannt, daß, wo eisige Kälte und südliche Wärme feindlich auf einander stoßen, aus dem Streben, sich gegenseitig auszugleichen, Stürme entspringen. Aus dem hohen Norden Sibiriens und den angränzenden Ländern, streicht die Luftströmung über unabsehbare Schnee-Gefilde, durch keine Bodenerhebung behindert, unaufhaltsam gegen den Pontus hin. Dort tritt sie in Conflict mit einer südlicheren Atmosphäre; denn an der Südküste der Krim, z. B. in Nikita, gedeihet bereits die Weinrebe, sowie bei Trapezunt der Oelbaum treffliche Früchte bringt. Dennoch beträgt die mittlere Jahres-Temperatur auf der Südseite des Gebirgszuges, welcher die Krim von Nordost nach Südwest durchsetzt, + 10° R., indem sie sich auf der Nordseite in Simpheropol, nur bis auf + 8 1/3° R. erhebt. Die mittlere Jahres-Temperatur von Sebastopol ist nach W. Heinrich + 9° R., die des Januar + 1° R. sowie des Juli + 17° R. Im Allgemeinen ist der Winter auf der Hochebene bei Sebastopol kalt, regnerisch und stürmisch, der Sommer heiß und trocken, ganz so, wie es auch in den Steppen-Ebenen der Nordseite des schwarzen Meeres der Fall ist. Indessen erlebten die Belagerer vor Sebastopol noch am 29. März 1856 eine Kälte von — 12° R. und am 5. April erfolgte ein dichter Schneefall. Um den Einfluß der Steppenländer Rußlands auf die Atmosphäre des schwarzen Meeres richtiger zu würdigen, mag hier erwähnt werden, daß ihre Bodenfläche nach Brinken 21,445 □Meilen umfaßt, die jedoch neuerdings von Bode*) etwa auf die Hälfte beschränkt wird. Bode, der diese Steppen in Bezug auf ihre Culturfähigkeit untersuchte, theilt sie in drei große Abtheilungen, nämlich: 1) in solche Flächen, in denen kein Nadelholz fortkommt; 2) wo Erziehung von Laubholz auf keine große Schwierigkeit stößt; 3) wo Holzanpflanzungen überhaupt schwer zu besiegende Hindernisse finden. Dergleichen Cultur-Projekte fordern übrigens in Steppenländern so colossale Anstrengungen, daß sie wohl Jahrhunderte noch fromme Wünsche bleiben dürften. Sollten sie jedoch jemals thatsächlich zur Wahrheit werden, so würde aus einer solchen Cultur nothwendig die wohlthätigste Veränderung im Klima des schwarzen Meeres hervor-

*) Petermann, geographische Mittheilungen. Heft 8. 1858. S. 324.

gehen müſſen. Möchte die ruſſiſche Regierung es vorläufig dahin bringen, daß Eiſenwege dieſe Steppenländer nach verſchiedenen Richtungen durchſchnitten, ſo dürften ſich dieſen zur Seite Anſiedelungen gleichſam von ſelbſt erheben. Zunächſt würden wahrſcheinlich die feſten Eisdecken des Meeres, welche im Winter oft viele Wochen, ja ſogar vom December bis zum März feſt genug bleiben, um die Häfen von Odeſſa und Taganrog, ſowie den Eingang zu dem jetzt ſo hoch wichtig gewordenen Nikolajew zu verſperren, entweder ſchwinden oder doch geringfügiger werden.

Der Begriff einer Steppe iſt ſo wenig allgemein bekannt, daß er hier etwas näher feſtgeſtellt zu werden verdient, inſofern die Steppen Süd-Rußlands und der nördlichen Krim einen höchſt weſentlichen Einfluß auf das Klima der Länder des ſchwarzen Meeres ausüben. Unter Steppe verſteht man „eine offene, weite, waldloſe, mit hohen Kräutern bedeckte, wellenförmige Bodenfläche". — Die Steppen tragen 6, 8 bis 12′ hohe Kräuter, die ſich während des feuchten Frühlings und im Vorſommer raſch bis zu jener Höhe entwickeln, um unter der brennenden Sonne des hohen Sommers, und — indem während deſſelben Regen und ſogar der nächtliche Thau, faſt gänzlich fehlen — ebenſo ſchnell verdorren. In letzterem Zuſtande gewähren ſie den Einwohnern das einzige Feuerungsmaterial für den ſtrengen Winter. Die Veräſtelung der größeren Kräuter beginnt gewöhnlich oberhalb des erſten Dritttheils der Stengel. Den dadurch frei bleibenden Bodenraum nimmt eine niedrige Vegetation, meiſtens aus Gräſern beſtehend, ein. Die letzteren vereinigen ſich jedoch nie zu einem wirklichen Raſen, wie ihn die Wieſen Mittel-Europa's weithin zeigen; noch viel weniger finden ſich dort jemals die Matten unſerer höheren Gebirgsthäler. — Der Boden dieſer Steppen erhebt ſich meiſtens kaum einige Fuß über das Meer. Einige ſeltene Hügel können nur eine Höhe bis zu 200′ erreichen. — Die Grundlage dieſes Steppenbodens bewirken Flötzgebilde, und zwar nirgends einer älteren Zeit angehörig. Der hier vorkommende Kalk ſchließt ſich entweder an die Kreideformation, oder an den Steppenkalk an. Ueber dieſem erhebt ſich ein thoniges Alluvium, welches ſodann nach außen durch eine ſtarke Schicht fruchtbarer, ſchwarzer Dammerde bedeckt wird. Ein ſchmaler Granitſtreifen hebt ſich an den Rändern dieſes gewaltigen Beckens hier und da empor. Von der Meeresküſte aus dringen bisweilen breite

Sandſtreifen nach innen vor, wo ſie früher oder ſpäter gleichfalls von Dammerde überzogen werden. Der ſo geſtaltete Boden zeigt ſich im Innern wenig zerklüftet, iſt daher auch wenig geeignet, die atmoſphäriſchen Niederſchläge aufzunehmen und zu erhalten. Der daraus hervorgehende Nachtheil ſchadet um ſo empfindlicher, als es von Ende Mai's bis Mitte September's gar nicht zu regnen pflegt. In manchen Jahren ſoll ſogar kein Tropfen Regen fallen. In dieſer Hinſicht iſt es auffallend, daß ſich während des Sommers über dem nachbarlichen ſchwarzen Meere nicht ſelten Gewitter bilden, die mit ſtarken Regenſtrömen endigen, von denen jedoch dem ausgedörrten Feſtlande nichts zukommt. — Die Pflanzen, welche, jener Nachtheile ungeachtet, die Vegetation der Steppen darſtellen, kommen in der Mehrzahl auch in Mittel-Europa vor. Hr. Prof. C. Koch*) hat dieſe Pflanzen näher bezeichnet, und ſich um die Charakteriſirung der Steppen ein hervorragendes Verdienſt erworben. — An der Nord- und Nordoſtgränze dieſer weiten Ebenen erhebt ſich eine Waldregion, die man erſt in der neueſten Zeit angefangen hat, zu lichten.

Außer jenen Steppen enthält nun Süd-Rußland auch Pampa's und Salz-Wüſten. Dieſe Pampa's ſind jenen am unteren La Plata und in den Ebenen Guiana's vorhandenen ſehr ähnlich. Sie unterſcheiden ſich von den Steppen weſentlich dadurch, daß ſie nur ein Viertheil des Jahres hindurch von einer Vegetation eingenommen werden, die für die übrigen drei Viertheile des Jahres ſo ſpurlos verſchwindet, daß die geſammte Bodenfläche dann nichts, als eine traurige öde Wüſte darſtellt. Sie liegen in der nogaiſchen Tartarei und im tauriſchen Gouvernement.

Von den Wüſten finden ſich die mit Steingerölle bedeckten eben ſo wenig, als die Sandflächen in Süd-Rußland vor. Dagegen erſcheinen Salz-Wüſten am Terek, an der untern Kuma, an der Manytſch und am Elton-See.

Das Klima der waldloſen Steppen Süd-Rußlands führt die höchſten Extreme herbei, die ſich irgend wo geltend machen können. Das Thermometer ſteigt im Sommer mitunter bis zu + 32° R., kann aber im Winter bis zu — 26° R. ſinken, alſo eine Differenz

*) Die Krim und Odeſſa. Leipzig, 1854. S. 201 u. f.

von 58° ergeben. Im Januar ist die Isotherme des Küstenstriches am Meere gleich der von Stockholm, d. h. — 4° R.; im Juli steht sie der von Madeira nahe + 18° R. Die Klimate aller 27 Breitengrade, welche zwischen jenen beiden Punkten liegen, können sich also hier im Laufe eines einzelnen Jahres aufeinander drängen. — Der atmosphärische Niederschlag bringt im ersten Frühling, Spätherbst und Winter, gegen 350—400 Millimeter, im Sommer kaum 100—150 Millimeter. Daher sind auch die fruchtbarsten Landstriche in der Nähe der großen Ströme zu finden, welche im Frühlinge, indem sie enorme Massen von Schnee- und Eiswasser fortwälzen, selbst bis in die kleinen Steppenflüsse eindringen und Ueberschwemmungen weithin veranlassen. Je ausgedehnter diese waren, je kräftiger erhebt sich die Vegetation, nachdem die Flüsse in das gewohnte Bett zurückgetreten sind. Dieser kann jedoch im Sommer noch ein heißer Wind Verderben bringen, der dem der afrikanischen Wüste nicht unähnlich, jedoch nur strichweise und weniger heftig, im Sommer bisweilen plötzlich einbricht. Wie im Sommer der Staub, so kann im Winter der Schnee durch Nordost- und Nord-Winde zu hohen Säulen aufgewirbelt werden. Da die Tartaren die üble Gewohnheit haben, ihre Heerden im Winter unter freiem Himmel zu lassen, so werden bisweilen Heerden und Hirten vom Schnee bedeckt, wenn sie sich nicht schnell zu bergen wissen. — Die aus einer vorhistorischen Zeit her erhaltenen Steinbilder und Tumuli Süd-Rußlands und der nördlichen Krim haben jenem Umstande vielleicht ihren Ursprung zu verdanken. Man pflegt sie, eine und dieselbe Richtung innehaltend, so zu finden, daß sie wohl zur Bezeichnung der Wege dienen konnten, welche die weit auseinander liegenden Dörfer mit einander verbinden. Der um Süd-Rußland verdiente Fürst Woronzow hat noch in der neueren Zeit Pyramiden von Steinen aufschichten lassen, durch welche gleichfalls die Wege bezeichnet werden. Auffallend erscheint es, daß die alten Steinbilder aus Steinen zusammengesetzt sind, die sich weit und breit heute nicht vorfinden, also aus weiter Ferne herbeigeführt sein müssen. Sie lassen sich vielleicht durch die große Anhänglichkeit erklären, welche die wandernden Hirtenvölker an ihr Geburtsland zu ketten pflegt. Die Don'schen Kosaken tragen noch heute ein kleines Säckchen mit heimischer Erde auf der Brust, wenn sie in den entfernten Krieg ziehen, damit, wenn sie dort ihr Grab finden,

sie dieser Erde nicht völlig entbehren möchten. So will man die erwähnten Tumuli selbst aus einer Erde zusammengesetzt gefunden haben, die in der Nachbarschaft nicht vorliegt.

Außer den bisher erwähnten Richtungen der Stürme sind aber auch die von der armenischen Hochebene, von Südosten her, andringenden Stürme mitunter von den bedeutendsten Gefahren begleitet, und die meisten Unglücksfälle ereignen sich notorisch an der West- und Südwest-Küste, die wenigsten an der Nord- und Süd-Küste. Man muß sich hierbei stets erinnern, daß das im Südosten des schwarzen Meeres sich erhebende Ararat-Gebirge bis zu 16,950′, im Osten desselben der Elbrus, Elburs- oder Elborus sogar bis zu 18,493′ die von ewigem Eise bedeckten Scheitel erheben*).

Die geographische Lage des schwarzen Meeres, von 40° bis zum 46° 37′ nördlicher Breite, bei 45° bis 59° 15′ östlicher Länge von Ferro, sollte ein wärmeres Klima erwarten lassen, als es thatsächlich sich vorfindet; doch müssen eben die bedeutende östliche Länge, sowie die schon angegebenen Eis- und Schnee-Gefilde der Nachbarschaft zur Erklärung der oft so niedrigen Temperatur herbeigezogen werden. Bei einer von West nach Osten gerichteten Länge von 140, einer Breite von 60 Meilen, beträgt die Ausdehnung der dasselbe umgebenden Ufer etwa 400 Meilen, die von seinen Wassern bedeckte Oberfläche aber zwischen 8 — 9000 □Meilen. Die Tiefe dieses Beckens läßt bei 140 Faden oft noch keinen Grund finden; dies ist schon $^1/_8$ Meile außerhalb der Donau der Fall. Dennoch kann man aus der Heftigkeit des Stromes nach Süden zu entnehmen, daß der Pontus höher als das mittelländische Meer liegen müsse; man hat berechnet, daß es mit dem atlantischen Ocean ungefähr auf gleicher Höhe liegt, wohingegen das mittelländische Meer, bei der in ihm vorwaltenden Verdunstung, eine etwas tiefere Lage zeigt, die sich in dem caspischen Meere sogar bis zu 101′ erstreckt. — Der Gehalt an festen Bestandtheilen ist im schwarzen Meere 17,7 in 1000 Theilen Wasser bei 1,0141 spec. Gewicht. — Der Salzgehalt des schwarzen Meeres bleibt ungeachtet des fortwährenden Zuströmens so gewaltiger süßer Wasse-

*) S. Uebersichts-Profile von J. Emslie, nach den Planen von Humboldt und Ritter. Stuttgart und Leipzig.

durchschnittlich stets derselbe, ist aber nicht so ansehnlich als der des mittelländischen Meeres, der wahrscheinlich durch überwiegende Verdunstung des Wassers bis zu 4,0730 pCt. gesteigert wird. Dennoch bereitet man in der Gegend von Perekop, und einiger Orte an der faulen See, durch Verdunstung in der Sommerhitze Seesalz in solcher Menge, daß es durch lange Karawanenzüge versendet wird.

Der Reichthum des schwarzen Meeres an Fischen ist ein höchst ansehnlicher. Die von mir besuchten Fischmärkte von Varna und Constantinopel zeigen Reihen von Arten, die bei uns noch wenig bekannt sind. Fürst v. Demidoff hat sich durch bildliche Darstellung von Fischen des schwarzen Meeres in dem Atlas zu seinem Reisewerke um die Ichthyologie des schwarzen Meeres verdient gemacht. Durch die zahlreichen Seeprodukte wird den Anwohnern jener Meere eine wahrhaft unversiegliche Nahrungsquelle dargeboten. Die Türken genießen indessen verhältnißmäßig weniger Fische als die Christen. Außer den Fischen sah ich auf den Märkten noch Muscheln, Hummern, Seespinnen, Sepien in Menge feil bieten. Ansehnlich große Schwertfische werden, in viele Stücke zertheilt, besonders von den ärmeren Klassen consumirt.

Das wechselvolle Klima der Länder, welche in der Nachbarschaft des schwarzen Meeres liegen, ist besonders für Ausländer, die nicht von Jugend auf an dasselbe gewöhnt sind, stets mehr oder minder gefahrvoll, besonders, wenn sie sich nicht entschließen können, die aus ihrem Vaterlande mitgebrachten Lebens-Gewohnheiten abzulegen. Die Eingebornen erreichen nicht selten ein höheres Alter, leiden jedoch auch in manchen Jahren unter der Heftigkeit epidemischer Krankheiten. — In den niedrig gelegenen Küsten-Gegenden, welche ausgedehnte Sümpfe beherbergen, sind hartnäckige, mitunter typhöse und comatöse Wechselfieber an der Tagesordnung; bei kleinen Kindern entwickeln sie sich nicht selten mit Convulsionen und Starrkrampf. Wassersucht und Schwindsucht folgen mitunter; Scrofeln sind aber selten. Zu jenen endemischen Krankheiten gesellen sich im Winter und Frühling leicht Entzündungen der Lunge und der Leber; die Grippe oder Influenza geht in manchen Jahren epidemisch mit ihnen Hand in Hand. — Die typhösen Fieber der Nord- und Nordwest-Küsten sind von Alters her übel berüchtigt, und wurden es noch mehr, als Kaiser Alexander 1825 einem solchen Fieber in Taganrog schnell erlag, welches man Gallenfieber nannte,

ein Umstand, der bei Solchen, welche die Gefahr dergleichen klimatischer Fieber nicht kennen, zu unbegründeten gehässigen Versionen Veranlassung gegeben hat. Taganrog liegt eben in der unmittelbaren Nähe der sogenannten Faulen-See. Hr. L. Oliphant*) theilt uns mit, daß sein Hafen alljährlich mehr versumpfe, und daß da, wo 1793 noch eine Fregatte vom Stapel laufen konnte, jetzt höchstens nur Lichterschiffe noch hinlängliche Wassertiefe finden. Die Schiffe müssen soweit außerhalb des Hafens auf der Rhede liegen bleiben, daß es von der Stadt aus einer dreistündigen Fahrt bedarf, um sie zu erreichen. Unter solchen Umständen wird es der Atmosphäre von Taganrog an faulen Dünsten und Miasmen, besonders wenn Südwind vorherrscht, gewiß nicht fehlen; schnell und gefahrvoll auftretende Erkrankungen lassen sich dort also, ohne alle geheimnißvolle Beimischung sehr wohl erklären. Selbst die enge Straße, welche das asowsche mit dem schwarzen Meer verbindet, ist noch von Jeni-Kale bis nach Kertsch für Schiffe von einigem Tiefgange unfahrbar, und die seichte aber geräumige Bai von Kertsch kann bisweilen im Winter, ebenso wie Taganrog, drei Monate lang vom Eise verschlossen bleiben. — Kertsch, die alte Hauptstadt des Mithridates, Pantikapäum, liegt dagegen hinsichtlich der Salubrität sehr vortheilhaft, indem es sich amphitheatralisch an eine Berghöhe lehnt. Erst das südlicher gelegene Kaffa oder Feodosia (Theodosia) besitzt bei seiner südlichern Lage am schwarzen Meere einen Hafen, der stets frei vom Eise bleibt. — Die oben erwähnten typhösen Fieber des schwarzen Meeres, welche sich nach dem Süden hin nur selten auszubreiten scheinen, stehen ihrem Charakter nach dem ungarischen und dem dacischen nahe; an Bösartigkeit sollen sie jene mitunter noch überwiegen. — Von jenen klimatischen Fiebern ist der Kriegstyphus sehr wohl zu unterscheiden, der der französischen, der englischen und russischen Armee jüngst in so hohem Grade verderblich wurde. In Constantinopel war das Sterblichkeits-Verhältniß der typhuskranken Franzosen ein wahrhaft enormes, obgleich ein unpartheiischer Engländer**), der die französischen Hospitäler dort im September 1854, gleichzeitig auch das große englische Hospital zu Scutari besuchte, sich sehr zum Vortheile

*) Süd-Rußland und die türkischen Donauländer. Leipzig, 1854. S. 7.
**) Pictures from the Battle-Fields. London, 1855. pag. 70.

jener ausspricht. Dies stimmt ungefähr mit der Angabe, welche die Times um die Mitte des März 1856 brachte, nämlich daß 18,000 Franzosen dort in den Hospitälern lagen. Im letzten Krim-Kriege sollen von den Gefallenen 3 Prozent dem Pulver und Blei, 23 Prozent inneren Krankheiten erlegen sein. Dr. Baudens*) erwähnt unter dem 29. März 1856, daß bis dahin schon 25 französische Aerzte dem Typhus erlegen waren, noch andere durch ihn in Lebensgefahr schwebten**). Dr. J. Althaus***) theilt die merkwürdige Thatsache mit, daß dieser mörderische Typhus sich bei den englischen Belagerungs-Truppen vor Sebastopol nur so lange erhalten habe, als sie in den Baracken eng zusammengedrängt lagen, daß aber, sobald sie in einzelne Hütten von einander gesondert wurden, ihre Sterblichkeit sogar geringer wurde, als es die der englischen Fuß-Garden war, die man in den Kasernen Englands zurückgelassen hatte. Hiermit stimmt es überein, daß die geringste Sterblichkeit in der über die ganze Erde ausgebreiteten englischen Armee unter den Seapoy's vorkam, denen man, anstatt einer festen Wohnung, Geld gab, wofür sich jeder Einzelne eine Hütte aus Matten baute. Ein englischer Militär-Arzt versichert, daß sich vor Sebastopol Rindfleisch und Porter als die besten Vorbauungsmittel gegen den Ausbruch des Typhus bewährten. — Alle diese Dinge habe ich schon in den Kriegen von 1813/14 vollkommen ähnlich gefunden. — Es versteht sich von selbst, daß dieser Kriegstyphus nicht dem Klima der Länder des schwarzen Meeres aufgebürdet werden darf; er bleibt in den Kriegen, durch welche große Menschenmassen zusammengedrängt, zugleich auch Entbehrungen und Anstrengungen aller Art ausgesetzt werden, niemals aus. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß der ewige Wechsel der Temperatur, sowie die von den unabsehbaren Steppen herüberwehenden Nordwinde, in den Truppen nicht sollten eine Disposition zur Entstehung von Fiebern erzeugt haben, die unter den obwaltenden Umständen leicht den Charakter des Typhus annehmen konnten. Dr. Baudens führt in seinem Schreiben an die Akademie der Wissenschaften in Paris ausdrücklich an, daß der Typhus unter den

*) Gazette des hôpitaux. Paris, 1856. Nro. 43, pag. 172.

**) Ausführlichere Angaben lieferte der hochverdiente Dr. Baudens in: La guerre de Crimée. 2me édit. Paris, 1858. pag. 375 sq.

***) S. Deutsche Klinik. Berlin, 1858. Nr. 31. Feuilleton.

französischen Truppen sich auf der Krim, nach dem Anfange Januars 1856, hauptsächlich deshalb entwickelt habe, weil die damals herrschende heftige Kälte sie nöthigte, sich in ihre Zelte einzuschließen, deren Boden feucht und mit unreinen Stoffen aller Art bedeckt war. Im Vergleiche mit dem Typhoid Frankreichs, dessen Contagiosität selten nachweisbar ist, war die Contagion jenes Typhus bald außer allen Zweifel gesetzt. Die Sterblichkeit unter den Krankenwärtern, barmherzigen Schwestern, Aerzten, und überhaupt Allen, welche die Typhus-Hospitäler besuchten, wurde bald enorm. — In ähnlicher Weise entwickeln sich während des Winters in den ärmlichen Hütten der Bewohner der Steppenländer an der Nordküste des schwarzen Meeres mancherlei andere Krankheiten, die der Unreinlichkeit und dem Schmutz, welche in jenen vorwalten, zugeschrieben werden müssen. Dr. H. v. Martius*) beschreibt eine solche russische Wohnung in folgender charakteristischer Weise: „In dem engen Raume einer einzigen Rauchstube, von sehr mittelmäßigem Umfange, leben in der Regel zwei bis drei Familien, in häuslicher Eintracht beisammen, oft zufällig alle drei mit Säuglingen gesegnet, deren nächste Umgebungen nichts weniger als lieblich duften. Hierzu gesellen sich bei strenger Winterkälte die sämmtlichen Hausthiere der kleinen Wirthschaft: Katzen, Hunde, Ferkel, Schaafe, Lämmer, Ziegen und Kälber, welche als der Haupt-Reichthum des Landmanns unausgesetzt Tag und Nacht unter dem Schutze der häuslichen Laren mit ihren Gönnern in einer Stube hausen, von Zeit zu Zeit von den säugenden Muttersäuen und Stillkühen besucht. Ferner leben daselbst Truthühner, Gänse, Enten und Hühner gegen das Frühjahr hin mit Schaaren von Brütlingen gesegnet. Diese Alle umschließt des engen Gemaches wirthlicher Raum, so daß ein und dasselbe Behältniß zugleich Wohnstube, Gastzimmer, Schlafgemach, Küche, Keller und Viehstall, kurz Alles in Allem vorstellt." Ein solches Gemach wird gewöhnlich durch einen Backofen ohne Rauchfang, meistens mit trockenem Schilf und Rohr geheizt. Der Rauch hiervon kann nur durch enge Fensteröffnungen entweichen, die man in diesem Augenblicke öffnet, wobei jedoch der obere Abschnitt des Raumes stets mit Rauch erfüllt bleiben muß; seine Wände sind daher mit lockerem Ruß überzogen, der bei größerer Hitze, mit der

*) Abhandlung über die Krim'sche Krankheit. Freiberg, 1819. S. 72 u. f.

Feuchtigkeit der Wände verbunden, auf die Einwohner herabfällt. Die Wasserdämpfe, welche sich, während die Weiber waschen, erheben, kommen hinzu. Da nun die menschlichen Bewohner einer solchen Arche stets in Pelz oder Wolle gekleidet sind, mithin fast unaufhörlich schwitzen, so muß ihre Haut nothwendig mit einer dichten Schmutzkruste bedeckt werden. Langwierige Haut- und Augenkrankheiten sind daher ihre häufigen Begleiter auf dem dunstreichen Lebenswege, auf dem sie sich übrigens glücklich und zufrieden fühlen, auch fremde Reisende mit der größten Höflichkeit und Gastlichkeit einladen, an ihrem häuslichen Glücke Theil zu nehmen. — Dr. v. Martius beschreibt ausführlich eine sich unter diesen Menschen bisweilen entwickelnde Aussatz-Krankheit, die man dort die Krim'sche Krankheit, Lepra taurica s. chersonesa, auch wohl die schwarze Krankheit nennt, weil bei ihrem Beginne die Haut mit dunkelblauen violetten Flecken gezeichnet wird, die sich allmählig zu dicken, harten Knollen erheben. Diese abschreckende Form des Aussatzes kann nach und nach steigend sechs bis sieben Jahre andauern, ehe sie durch ihre Folgeleiden tödtlich wird. Die Einwohner der Umgegend von Cherson, am Don, an der Wolga, in der Gegend von Astrachan und am Ural sollen ihr endemisch besonders unterworfen sein. Diese nennen sie die Krim'sche Krankheit, weil sie behaupten, daß sie ihnen ursprünglich durch Kosaken, die aus der Krim zurückkehrten, zugeführt worden sei*). Doch sind die tartarischen Wohnungen auf der Krim ungleich vortheilhafter, als die eben geschilderten russischen, nämlich aus Backsteinen und Lehm erbaut. In den größeren Städten der Krim sieht man auch ganz nach westeuropäischem Zuschnitte aufgeführte steinerne Gebäude, meistens weiß übertüncht. Dieser helle Anstrich mag im Sommer zu den häufigen Augenleiden beitragen.

Die orientalische oder Bubonen-Pest, welche in früheren Jahrhunderten unter den Anwohnern des schwarzen Meeres mitunter große Verwüstungen anrichtete, ist im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts dort fast verschwunden. Russische Aerzte haben zwar behauptet, daß es diese Krankheit gewesen sei, welche im Jahre 1829 ihrer Armee zu Adrianopel und Varna so empfindliche Verluste

*) Vergl. Krebel über Lepra taurica. — In der medizinischen Zeitung Rußlands. 1858. S. 38.

zugefügt hat. Man scheint unter ihrer Aegide die damals vorherrschende große Sterblichkeit in mehr beruhigender Weise erklärt zu haben. Das naturgetreue Bild, welches Dr. Witt*) von den zu Adrianopel vorgekommenen Krankheiten entwirft, läßt nur Kriegs-Typhus mit Petechien, erschöpfenden Diarrhoeen, Geschwülsten der Ohrspeicheldrüsen und Anthrax erkennen. Bubonen und Carbunkel wurden bis Ende October's in den Hospitälern zu Adrianopel nicht gesehen. Ganz ähnlich verhielt es sich in demselben Jahre zu Varna. Nach mündlichen Mittheilungen, die mir der leider früh verstorbene Regiments-Arzt Dr. Großheim machte, der im Kriege von 1828 bis 1829 als freiwilliger Arzt im russischen Heere diente, bestand die dort so verheerend auftretende Seuche gleichfalls aus einem bösartigen ansteckenden Typhus ohne Bubonen. Der in Varna ebenso anwesend gewesene C. Petersen**) spricht gleichlautend von einem Typhus contagiosus epidemicus, erwähnt aber doch auch Brandflecke, Drüsen-Geschwülste und Beulen.

Unter den endemischen Krankheiten jener Gegenden darf endlich der Scorbut nicht unerwähnt bleiben. Die Russen und Tartaren leben in ihren zerstreut liegenden Wohnungen während des Winters meistens von gesalzenem Fleische und Fischen. Gemüse bauen sie nicht, sie werden durch Haidegrütze ersetzt. Dr. v. Martius spricht von der scorbutischen Mundfäule als von einem in jenen Gegenden nicht ungewöhnlichen Leiden; er vermuthet sogar, daß der Scorbut mit dem erwähnten Knollen-Ausſatze in ursachlicher Verbindung stehe. Ein französischer Marine-Offizier theilte 1856 mit, daß die gesammte Mannschaft des Linienschiffes „Wagram" am Scorbut leidend, hatte auf die Insel Kalchi, einer der Prinzen-Inseln, ausgesetzt werden müssen.

---

*) Ueber die Eigenthümlichkeit der Walachei und Moldau. Leipzig und Dorpat, 1844. S. 101 u. f.

**) S. Medizinische Geschichte des russisch-türkischen Feldzugs in den Jahren 1828/29, von Dr. Al. Simon. Hamburg, 1854. S. 151.

XII.

Conſtantinopel. Erſter Eintritt. — Ueberblick der Stadt im Allgemeinen. — Bevölkerung. — Türkiſche Bäder und Waſſerleitungen. — Der At-Meidan. — Moſcheen und chriſtliche Kirchen. — Tanzende Derwiſche. — Freitags-Andacht des Sultans. — Die Mauern und Thore von Conſtantinopel. — Juden-Viertel. — Fanar. — Der Thurm zu Galata und der des Seraskiers. — Das alte und das neue Serail. — Die Bazar's und Beſeſtan's. — Pera und Galata. — Die Medicinal-Schule. — Die Barken und ihre Führer. — Die Hunde. — Der Bosporus, ſeine Ufer und Dörfer. — Böjükdere. — Der Rieſenberg. — Das Genueſer-Schloß. — Belgrad und die Waſſerleitungen. — Kadi-Köi. — Scutari. — Der Bulgurlu. — Der Cypreſſenhain. — Geographiſche Lage und Klima.

Der 23. September 1856 brachte mir den lange erſehnten Anblick des Bosporus. Schon lagen die beiden Landſpitzen Uſundſcha-Burun auf der europäiſchen, das Panium der Griechen, und Jum-Burnu auf der aſiatiſchen Seite, das Promion der Griechen, hinter uns, bald darauf tauchte das freundliche Böjükdere uns zur Rechten aus den Wellen auf. Nur zu ſchnell entſchwanden die maleriſchen Landhäuſer des Städtchens, mit den den Hintergrund bildenden grünen Gärten, ihren mächtigen Cypreſſen und Platanen u. ſ. w. den Blicken. Weiterhin in ſtets wechſelnden Geſtalten Therapia, Jeni-Köi und Arnaut-Köi. Auf der aſiatiſchen Seite der jetzt dem Sultan gehörige, von Mehemet-Ali erbaute egyptiſche Marmor-Pallaſt; ſodann Begler-Beg. Aber des Dampfes Kraft, verbunden mit der vom ſchwarzen Meere her wirkenden Strömung, führte uns faſt pfeilſchnell dem ſüdlichen Ende des Bosporus entgegen. Scutari bot ſich uns zur Linken, an

eine bedeutende Anhöhe lehnend, und endlich rechts die Palläſte Tſchiragan, durch Sultan Mahmud gebaut, und der von Dolmabagdſche, durch den jetzt regierenden Sultan Abdul-Medſchid in der jüngſten Zeit errichtet. Den Pallaſt der Schweſtern des Sultans zu Balta-Liman, vor Arnaut-Köi, der freilich von jenem in hohem Grade verdunkelt wird, hatten wir kaum Muße gehabt zu betrachten. Die faſt ununterbrochene Reihe der Landhäuſer auf der europäiſchen, die mit einer anziehenden grünen Vegetation bedeckten Hügel und Thäler der aſiatiſchen Seite beſchäftigten den Seh-Sinn ſo ununterbrochen, daß vorläufig eine geſicherte Auffaſſung einzelner Gegenſtände faſt unmöglich wurde, und die überraſchend ſchnell einander folgenden fremdartigen Bilder nur einen mehr überwältigenden und verwirrenden als geordneten Eindruck zurückließen.

Ueberblick der Stadt im Allgemeinen. — Um 4 Uhr Nachmittags ankerte die „Perſia" im Hafen von Conſtantinopel. Zahlloſe Kaiks (kleine Barken), der Mehrzahl nach mit türkiſchen, der Minderzahl nach griechiſchen oder armeniſchen Führern bemannt, umſchwärmten das Schiff ſogleich. Wildes Geſchrei übertönte die Stimmen unſerer Schiffer, und auch meinem hier bewanderten Dolmetſcher gelang es ſchwer, ſich verſtändlich zu machen, um endlich ein Kaik für mich zu miethen, das uns ſchließlich dem Lande und zugleich dem türkiſchen Zollamte zuführte. Durch richtige Anwendung bekannter Beſchwichtigungs-Mittel wußte mein Dolmetſcher das Oeffnen unſerer Effecten zu hintertreiben, und nichts hinderte uns fortan, durch Galata, ſodann aber die ſteilen Straßen von Pera hinan zu ſteigen, um eines der dortigen Gaſthäuſer aufzuſuchen.

Die erſte Anſicht auf Conſtantinopel und Pera, vom Bosporus aus, iſt wohl die glänzendſte, die einem menſchlichen Auge Seitens irgend einer Metropole geboten werden kann. Eine faſt unzählige Geſellſchaft von Moſcheen, Minarets, Palläſten, von Domen überragten öffentlichen Bädern, von Grabmälern, denen ſchlanke, düſtere Cypreſſen, ſeltener Terebinthen den Hintergrund verleihen, im Innern aus vielen Höfen der türkiſchen Wohnhäuſer aufſteigende grüne Bäume, überraſchen den Beſchauer, der ſich vergebens bemüht, genügende Vergleichungspunkte mit ähnlichen am Meere gelegenen Städten aufzufinden. Schon Andere, z. B. De Vere, haben Neapel, Genua, Venedig und Edinburg

hierzu gewählt. Nach meiner persönlichen Anschauung kann nur von beiden ersteren die Rede sein; das vielleicht gleichfalls zu beachtende Stockholm sah ich nicht. Unter den letztgenannten Städten steht meines Erachtens Neapel oben an; aber Constantinopel gibt zwei Welttheilen die Hand. Die eigentliche Stadt wird von den Vorstädten Pera und Galata einerseits, von Scutari andererseits, durch das Meer so geschieden und vereinigt zugleich, daß aus einiger Entfernung das getäuschte Auge eine unabsehbare, zusammenhängende Häusermasse vor sich zu haben wähnt; dennoch aber erscheint das Meer von vielen Punkten aus wie ein vollkommen in sich geschlossener See. Man rechne den fremdartigen Anstrich hinzu, der für den aus dem Westen kommenden Europäer alle Gegenstände umkleidet, — man betrachte dies Alles durch die klare, durchsichtige Atmosphäre des Orient's, und man wird sich eine annähernde Idee von dem hier zu erwartenden Eindrucke machen können. Mit Worten dem gewaltigen Bilde jedoch die Farben des Lebens genügend zu geben, halte ich geradezu für unthunlich. Auch der begabteste Dichter würde immer nur malerische Phantasie-Gebilde entwerfen. Als schon das Gebäude des oströmischen Reiches aus seinen Fugen zu weichen begann, trug die unvergleichliche Lage von Byzanz noch für geraume Zeit zum Zusammenhalten des gelockerten Verbandes mit den Provinzen wesentlich bei, indem die Seemacht den Weg durch den Bosporus und die Propontis zu säubern wußte. Thessalonika, Patras, Korinth hielten lange noch zur Metropole, als bereits die Barbaren an ihre Mauern klopften.

Die Aufmerksamkeit des von Norden her aus dem Bosporus Anlangenden zieht gewöhnlich der Constantinopel überragende Hügel von Pera speciell auf sich. Die diesen Hügel krönenden hohen, steinernen Häuser der langen Hauptstraße erinnern durch ihre Bauart an das, was man in West-Europa zu sehen gewohnt war. Die Erinnerung wird um so lebhafter, als jene Reihe von keiner Moschee, von keinem Minaret unterbrochen wird. Moscheen mit ihrem Zubehör finden sich nur am Fuße jenes zur rechten Hand liegenden Hügels, der durch das sogenannte „Goldne Horn", den trefflichen inneren Hafen von Constantinopel selbst geschieden bleibt. Dieses dehnt sich dem Beschauer gegenüber, von rechts nach links, amphitheatralisch und über sieben Hügel so aus, daß es durch die ostwärts gerichtete vordere Landspitze an den schmalen Meeres-

arm stößt, der den Bosporus von dem Marmara-Meer trennt, und zugleich die Westküste von Asien bespült, auf der sich, dem Betrachtenden zur Linken, die Häusermasse von Scutari erhebt. Fremde, denen die gütige Natur Phantasie und Gefühl nicht ganz versagt hat, könnten sich Tage lang hintereinander von Norden her dem zauberischen Bilde nähern, und immer noch würden sie nicht gesättigt sein, — immer noch würden neue Gegenstände hervortauchen, um sie mit ungeschwächter Anziehungskraft zu fesseln. Möchte darum jeder Ankömmling so spät wie möglich in das Innere der Stadt eindringen, welches nur dazu gemacht scheint, den Zauber-Schleier fortzuziehen, den eine verschwenderische Naturschöpfung über ihre Außenseite ausgebreitet hat. Hr. v. Prokesch, der langjährige Kenner von Constantinopel, sagt ganz richtig: „Constantinopel ist die schönste Stadt auf Erden, so lange man sie nicht betritt."

Sobald der Blick sich zurückwendet auf den oberen Abschnitt von Pera, wird er unwiderstehlich gefesselt durch einen mächtig hervorragenden Pallast, der Alles, was sich neben und unter ihm befindet, beherrscht. Es ist das Gesandtschafts-Hôtel Rußlands. Vor seinem mittleren Stockwerke dehnt sich ein von hohen Säulen getragener Portikus hin, um die Wucht der ansehnlichen oberen Steinmasse zu stützen. Gewiß nicht ohne Absicht ist die Stellung und Lage des Gebäudes eine solche, daß der von Norden, von Westen und Osten den Hügel Betrachtende stets wieder auf den Punkt zurückkommen muß, auf welchem Rußland zuerst festen Fuß am goldnen Horn faßte. Das dominirende Schloß erinnert gleichsam daran, daß es den Beruf habe, seine Herrschaft von hier aus weiter auszudehnen. Und doch war man, als ich bald darauf in ihn eintrat, noch damit beschäftigt, das prachtvolle Gebäude neuerdings zur Aufnahme einer russischen Gesandtschaft einzurichten, indem man sich zugleich bemühte, alle Spuren des französischen Kriegs-Lazareths wegzuräumen, welchem es unlängst noch hatte dienen müssen. Wunderbarer Wechsel des Schicksals! Dasselbe Frankreich, welches 1854 Rußland dadurch zu demüthigen gesucht hatte, daß es das nämliche Gebäude durch seine kranken Krieger einnehmen ließ, aus dem kurz zuvor der stolze Mentschikoff seine Besuche bei den Pforten-Ministern im Paletot abgestattet hatte, bemüht sich seit 1856 wieder, Rußland den Weg dorthin zu bahnen. Man dürfte sich nicht täuschen, wenn

man hierin eine Vorbedeutung für das Wiedererſtehen des ruſſiſchen Uebergewichtes in der Türkei erkennt, welches ſich, allen Zeichen zufolge, in kürzerer Zeit von neuem geltend machen dürfte, als dies von manchen Politikern erwartet wird, die ſich, fern vom Schauplatz dieſer Begebenheiten, hierüber ſo gern, gleichſam gefliſſentlich, Täuſchungen hingeben.

Mein Verſuch, für die Zeit des Aufenthalts in Pera eine Wohnung zu erlangeu, die, der Lage nach, ſich an das ruſſiſche Gebäude möglichſt anſchließen möchte, blieb nicht ohne Erfolg. Von der zwiſchen Top-Chané und der vorderen Brücke des goldnen Horn's gelegenen Douane aus führte mein Dolmetſcher mich durch die engen und ſchlecht gepflaſterten Straßen von Galata, ſowie durch das buntſcheckige Gewirr von unzähligen Hunden, Laſtthieren und Menſchen aller Art, zu der ziemlich ſteil nach Pera in die Höhe ſteigenden Straße hin, die zwar etwas breiter, aber wo möglich noch ſchlechter gepflaſtert iſt, als die von Galata. Ein eigenes Thor trennt die beiden Vorſtädte von einander. Man hatte mir das Hôtel de l'Europe empfohlen. In ſeinem oberen Stockwerke miethete ich ein nach Südoſt gewendetes Zimmer, aus deſſen Fenſtern mir ſogleich die gegenüber zur Rechten liegende Siebenhügelſtadt mit ihrer Aja-Sophia, den Moſcheen von Sultan Ahmed, Suleiman und Osman, das alte Serail und ſeinen von dunkeln, ſchlanken Cypreſſen überragten Garten, der Maſtenwald des Hafens und des goldnen Horn's, das aſiatiſche Feſtland mit Scutari, der Bosporus u. ſ. w. in die Augen fiel, — genug der Gegenſtände, um Monate lang in ihrem Anblicke zu ſchwelgen. Sie Alle erkannte der erſte Blick ſogleich nach den genauen Beſchreibungen früherer Reiſender; andere konnten nur nach und nach, mit Hülfe der von meinem Dolmetſcher ertheilten Fingerzeige und eines vorliegenden Planes der Stadt und Umgegend erkannt werden. Nur der mittlere und hintere Theil des goldnen Horn's, die hinter dem Gaſthofe gelegene lange Straße von Pera, blieben verborgen. Hinſichtlich dieſer ungemein glücklichen Lage kann ſich mit dem erwähnten Hôtel nur das etwas höher gelegene nahe Hôtel d'Angleterre meſſen. Bei der um 6 Uhr ſtattfindenden Mittagstafel meines Hôtels hatte ich das Vergnügen, mit drei im Hauſe wohnenden deutſchen Landsleuten zuſammen zu treffen, deren einer aus dem meinem Wohnorte nicht fernen Aachen, ein anderer ein bejahrter

deutſcher Arzt aus New-York herbeigekommen war. Leider bemühten ſich Tauſende von Ratten, die den Boden des Salons unterwühlt hatten, theils durch den von ihnen verbreiteten widerlichen Geruch, theils durch ihr Pfeifen, das Mahl durch ihre ekelhafte Gegenwart zu verbittern. — Die beiden hier aufgelegten, in franzöſiſcher Sprache zu Pera gedruckten Zeitungen erhielten uns in einer ſchwachen Verbindung mit der übrigen Welt.

Der Morgen des 24. September fand mich früh am Fenſter um die von ihm aus ſichtbaren Gegenſtände zu durchmuſtern, zugleich für die nachfolgenden Wanderungen eine beſtimmtere Grundlage zu gewinnen. Auf den erſten Blick erkannte ich ſogleich, daß die vor mir ausgedehnte Stadt mit ihren Vorſtädten längs der europäiſchen und des aſiatiſchen Ufers des Bosporus eine ungleich größere Anzahl von Einwohnern zu beherbergen und zu ernähren im Stande ſein würde, als die, welche nach der damals bekannten Zählung von 1846, wirklich vorhanden ſein mochte. Damals enthielt nämlich Conſtantinopel im Ganzen 813,460 Einwohner, von welchen, der Nationalität nach, 400,000 Türken, 250,000 Armenier, 130,000 Griechen, 20,000 Iſraeliten, 7460 Franken verſchiedenſter Nationen, endlich 6000 Hellenen aus dem Königreiche zugegen geweſen ſein ſollen. Die Beſatzung beſtand damals aus 20,000 Mann; ſie war in Kaſernen untergebracht. (Drei Jahre nach meiner Anweſenheit, September 1859, manövrirten dort 25,000 Mann vor dem Sultan.) Die Nachrichten aus der Blüthezeit des oſtrömiſchen Reiches laſſen auf eine ungleich größere Bevölkerung ſchließen. — Nach dieſer Betrachtung fiel mir zunächſt auf der aſiatiſchen Seite das ſich an der Südſpitze Scutari's weithin dehnende, großartige türkiſche Krankenhaus auf, welches vor Kurzem noch den Engländern eingeräumt geweſen war. Es umfaßt 2000 Lagerſtellen. Indem es die lange Fronte dem Meere zuwendet, lehnt es ſich mit der Hinterſeite gegen die Anhöhe an. Genugſam über dem Ufer erhaben, kann die Atmoſphäre von allen Seiten frei andringen; es läßt ſich nicht leugnen, daß in ihm den Engländern die glücklichſte Localität für ihre Kranken zugekommen war, welche man hier zu bieten gewußt hatte. Nur die viel zu anſehnliche Menſchenmenge, welche hier untergebracht werden ſoll, läßt ſich von dem Sachkundigen tadeln; ſie öffnet der weiteren Ausbreitung anſteckender Krank-

heiten Thür und Thor. Den hellweißen Anstrich hat das Hospital mit allen öffentlichen Gebäuden der Türken gemein.

Nicht fern von dem östlichen Ende der vorderen Brücke des goldnen Horn's, nahe dem Meeresufer, fesselt die Moschee von Jeni-Dschami den Blick; jenseits derselben macht sich der ansehnliche Ueberrest eines aufrecht stehen gebliebenen Säulenganges aus griechischer Zeit bemerklich, welcher parallel mit dem Ufer verläuft. — Einen grellen Gegensatz mit den Ueberresten aus alter Zeit bildet die am Fuße des Pera-Hügels, nahe am Ufer von Sultan Mahmud elegant erbaute Moschee von Top-Chané, mit einem daneben liegenden zierlichen Glocken- und Signal-Thurme in maurischem Style. Die dazu gehörigen beiden Minarets zeichnen sich durch zwei Gallerien aus, da fast alle übrigen deren nur eine tragen, von welcher aus der Priester zum Gebet ruft. An diesen Gebäuden ist der weiße Marmor nicht gespart, den die Inseln und Ufer des nahen Marmara-Meeres im Ueberflusse liefern. — Doch unter der fesselnden Betrachtung dieser Gegenstände war die Sonne über den asiatischen Bergen in die Höhe gestiegen; sie mahnte, zu den Excursionen die kühlere Luft des Morgens zu benutzen. Die erstere dieser Ausflüchte sollte einem öffentlichen Bade gelten.

Türkische Bäder und Wasserleitungen. — Zwei Dinge sind es, die dem in der Türkei Reisenden zahlreiche Widerwärtigkeiten zu erleichtern vermögen. Erstens, die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Türken, auf welche die listigen Griechen gleichsam wie auf eine Thorheit herabschauen, die sie dadurch zu entschuldigen suchen, daß es der Koran so verschreibe, uneingedenk, daß die Christusreligion dieselbe Vorschrift gibt. Zweitens, die sorgfältige Unterhaltung der öffentlichen Brunnen und Bäder. „Das Wasser — sagt der Koran — gibt allen Dingen Leben" — oder, wie es v. Hammer übersetzt: „von dem Wasser ist alles Ding lebendig." Ein anderer Koranvers lautet: „und wenn ihr befleckt seid, so reinigt Euch!" Darum gilt es als ein besonders verdienstliches, frommes Werk, auf eigne Kosten an öffentlichem Wege einen Brunnen oder ein Bad anzulegen, deren an der Außenseite angebrachte Inschriften außer dem Namen des Erbauers, gewöhnlich noch einen passenden Ausspruch des Korans enthält. Auf dem Hof einer jeden Moschee findet sich ein Springbrunnen, an welchem vor dem Ein-

deutſcher Arzt aus New-York herbeigekommen war. Leider bemühten ſich Tauſende von Ratten, die den Boden des Salons unterwühlt hatten, theils durch den von ihnen verbreiteten widerlichen Geruch, theils durch ihr Pfeifen, das Mahl durch ihre ekelhafte Gegenwart zu verbittern. — Die beiden hier aufgelegten, in franzöſiſcher Sprache zu Pera gedruckten Zeitungen erhielten uns in einer ſchwachen Verbindung mit der übrigen Welt.

Der Morgen des 24. September fand mich früh am Fenſter, um die von ihm aus ſichtbaren Gegenſtände zu durchmuſtern, zugleich für die nachfolgenden Wanderungen eine beſtimmtere Grundlage zu gewinnen. Auf den erſten Blick erkannte ich ſogleich, daß die vor mir ausgedehnte Stadt mit ihren Vorſtädten längs des europäiſchen und des aſiatiſchen Ufers des Bosporus eine ungleich größere Anzahl von Einwohnern zu beherbergen und zu ernähren im Stande ſein würde, als die, welche nach der damals bekannten Zählung von 1846, wirklich vorhanden ſein mochte. Damals enthielt nämlich Conſtantinopel im Ganzen 813,460 Einwohner, von welchen, der Nationalität nach, 400,000 Türken, 250,000 Armenier, 130,000 Griechen, 20,000 Iſraeliten, 7460 Franken verſchiedenſter Nationen, endlich 6000 Hellenen aus dem Königreiche zugegen geweſen ſein ſollen. Die Beſatzung beſtand damals aus 20,000 Mann; ſie war in Kaſernen untergebracht. (Drei Jahre nach meiner Anweſenheit, September 1859, manövrirten dort 25,000 Mann vor dem Sultan.) Die Nachrichten aus der Blüthezeit des oſtrömiſchen Reiches laſſen auf eine ungleich größere Bevölkerung ſchließen. — Nach dieſer Betrachtung fiel mir zunächſt auf der aſiatiſchen Seite das ſich an der Südſpitze Scutari's weithin dehnende, großartige türkiſche Krankenhaus auf, welches vor Kurzem noch den Engländern eingeräumt geweſen war. Es umfaßt 2000 Lagerſtellen. Indem es die lange Fronte dem Meere zuwendet, lehnt es ſich mit der Hinterſeite gegen die Anhöhe an. Genugſam über dem Ufer erhaben, kann die Atmoſphäre von allen Seiten frei andringen; es läßt ſich nicht leugnen, daß in ihm den Engländern die glücklichſte Localität für ihre Kranken zugekommen war, welche man hier zu bieten gewußt hatte. Nur die viel zu anſehnliche Menſchenmenge, welche hier untergebracht werden ſoll, läßt ſich von dem Sachkundigen tadeln; ſie öffnet der weiteren Ausbreitung anſteckender Krank-

heiten Thür und Thor. Den hellweißen Anstrich hat das Hospital mit allen öffentlichen Gebäuden der Türken gemein.

Nicht fern von dem östlichen Ende der vorderen Brücke des goldnen Horn's, nahe dem Meeresufer, fesselt die Moschee von Jeni-Dschami den Blick; jenseits derselben macht sich der ansehnliche Ueberrest eines aufrecht stehen gebliebenen Säulenganges aus griechischer Zeit bemerklich, welcher parallel mit dem Ufer verläuft. — Einen grellen Gegensatz mit den Ueberresten aus alter Zeit bildet die am Fuße des Pera-Hügels, nahe am Ufer von Sultan Mahmud elegant erbaute Moschee von Top-Chané, mit einem daneben liegenden zierlichen Glocken- und Signal-Thurme in maurischem Style. Die dazu gehörigen beiden Minarets zeichnen sich durch zwei Gallerien aus, da fast alle übrigen deren nur eine tragen, von welcher aus der Priester zum Gebet ruft. An diesen Gebäuden ist der weiße Marmor nicht gespart, den die Inseln und Ufer des nahen Marmara-Meeres im Ueberflusse liefern. — Doch unter der fesselnden Betrachtung dieser Gegenstände war die Sonne über den asiatischen Bergen in die Höhe gestiegen; sie mahnte, zu den Excursionen die kühlere Luft des Morgens zu benutzen. Die erstere dieser Ausflüchte sollte einem öffentlichen Bade gelten.

Türkische Bäder und Wasserleitungen. — Zwei Dinge sind es, die dem in der Türkei Reisenden zahlreiche Widerwärtigkeiten zu erleichtern vermögen. Erstens, die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Türken, auf welche die listigen Griechen gleichsam wie auf eine Thorheit herabschauen, die sie dadurch zu entschuldigen suchen, daß es der Koran so verschreibe, uneingedenk, daß die Christusreligion dieselbe Vorschrift gibt. Zweitens, die sorgfältige Unterhaltung der öffentlichen Brunnen und Bäder. „Das Wasser — sagt der Koran — gibt allen Dingen Leben" — oder, wie es v. Hammer übersetzt: „von dem Wasser ist alles Ding lebendig." Ein anderer Koranvers lautet: „und wenn ihr befleckt seid, so reinigt Euch!" Darum gilt es als ein besonders verdienstliches, frommes Werk, auf eigne Kosten an öffentlichem Wege einen Brunnen oder ein Bad anzulegen, deren an der Außenseite angebrachte Inschriften außer dem Namen des Erbauers, gewöhnlich noch einen passenden Ausspruch des Korans enthält. Auf dem Hof einer jeden Moschee findet sich ein Springbrunnen, an welchem vor dem Ein-

tritte zum Gebet die vorgeſchriebenen Waſchungen vorgenomm werden müſſen. In den volkreichſten Straßen von Conſtantinop haben die Sultane oder ihre Veziere ſich Denkmäler in Fontäne Tſcheſchme, theils auch in großartigen Brunnen-Häuſern, S bilchane, errichtet, aus denen jeder Vorübergehende mittelſt ein an einer dünnen Kette liegenden metallenen Trinkgefäßes den Du löſchen kann. Eigene Aufſeher, meiſtens Derwiſche, haben für Or nung in ihnen zu ſorgen, reichen auch wohl im Sommer dur Schnee abgekühltes Waſſer den Vorübergehenden heraus. — E bieten ſich Religion und Klima die Hand, zur Beſchaffung v Ueberfluß an Waſſer aufzufordern. — Auch war es nach der E oberung von Conſtantinopel eine der erſten Unternehmungen d Türken, für die Reſtauration der großen Waſſerleitungen zu ſorge welche die Griechen von Belgrad am Bosporus nach der Stad ſieben Stunden weit, geführt hatten, auch ihnen ausgedehnte ne Werke hinzuzufügen, die jetzt noch ſorgfältig unterhalten werde Sogar von den heißen Quellen zu Mehadia führten ſie ei Leitung fünf Stunden weit bis nach Alt-Orſowa an der Dona die coloſſalſte Waſſerleitung, die je bei einem Mineralbade gebo worden ſein mag, die aber die Chriſten, nachdem ſie jenen d Banat wieder abgenommen hatten, bald verfallen ließen. — D übrigens die von den atmoſphäriſchen Niederſchlägen geſpeiſ Cyſternen Conſtantinopels als Bauwerke weit hinter den der Gri chen zurückſtehen, beweiſt ſchon ein einfacher Beſuch der alten Cyſter des Philoxenus, oder der tauſend und einer Säule, welche un Conſtantin I. gebaut, jetzt trocken liegt. Sie enthält wirkli unter der Erde 672 Säulen in drei Stockwerken. Die Cyſtern Baſilica iſt noch heute im Gebrauch, empfängt aber auch Waſſ aus einer Leitung. Das Brunnenwaſſer, welches eine mittle Temperatur von 10½ ° R. nachweiſt, iſt zum Trinken unbrauchba wegen des zu ſtarken Gehaltes an Salzen. Die Einwohner d Stadt ſind daher darauf angewieſen, weiches Waſſer zu trink und ſelbſt an dieſem fehlt es bisweilen in heißen Sommern, na dem der Inhalt der Cyſternen verbraucht iſt, die außerdem von d Regierung verpachtet ſind; ein Trunk friſchen Waſſers kann da koſtſpielig werden. Das weiche Waſſer wirkt hier auf neu ankom mende Fremde in ähnlicher Weiſe, wie das filtrirte Waſſer d Seine zu Paris, d. h. es erzeugt Abweichen. Da die Türken ſel

Feinschmecker des Wassers sind, von ihm acht verschiedene Eigenschaften fordern, und deshalb auf einen frischen Quell außerordentlichen Werth legen, so leiden sie durch die mangelhafte Qualität des Trinkwassers oft bedeutend. Doch war dies im Orient schon von frühester Zeit her der Fall. Als ein reisender Grieche einst zu Amasia in Cilicien einen öffentlichen Brunnen besuchte, fragte er die Umstehenden, ob das Wasser trinkbar sei? Allerdings, war die Antwort, denn wir trinken es ja! Ebendarum ist es nicht trinkbar, erwiederte er, denn ihr Alle zeigt eine blasse Gesichtsfarbe. — Bis zum Bohren von artesischen Brunnen ist man in Constantinopel noch nicht vorgeschritten. Die osmanischen Leitungen gewähren dagegen den reellen Vortheil, daß ihnen nur Quellwasser zufließt, dagegen die griechischen auch Regenwasser aufnahmen. Die allenthalben hervortretende Großartigkeit der Sorge für den Wasserbedarf, noch mehr die hohe Wichtigkeit der den letzteren sichernden Einrichtungen rechtfertigen es gewiß, wenn diesen hier eine ausführlichere Rücksicht gewidmet wird, als dies bereits an einem anderen Orte*), nach einem früher von mir gehaltenen mündlichen Vortrage geschehen ist.

Die türkischen Bäder zeigen ganz die Einrichtungen, welche uns aus der klassischen Zeit der Griechen und Römer her von den Bädern dieser bekannt sind. Sie gleichen also den Anstalten der Art, welche sich in den eroberten großen Städten Kleinasiens, später in Adrianopel und in Constantinopel von Alters her vorfanden. Denn seit ihrem Auszuge aus der arabischen Heimath haben die Türken nichts Neues erfunden. Selbst der Aneignung des fremden Brauchbaren stehen religiöse Vorurtheile und alte Gebräuche in hohem Grade entgegen und nur das, was ihrer beschränkten Anschauungsweise vorzugsweise zusagte, entging der Zerstörung. Dahin gehörten dann besonders Bäder und die domartig gebauten christlichen Kirchen. Die ersteren ließen sich leicht nach türkischem Brauch ummodeln, indem man alle etwa vorhandenen Kunstwerke fortschaffte und Koransprüche außerhalb und innerhalb anbrachte. Ebenso brauchte man aus den christlichen Domen nur jedes Bildwerk sorgfältig zu entfernen, farbigen Marmor, Granit,

*) Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens. Vierzehnter Jahrgang. Bonn, 1857. S. 55 u. f.

Porphyr oder vergoldete Moſaik und Kapitäle mit Kalk weiß zu übertünchen, Marmor-Inſchriften und Kreuze wegzumeißeln, inwendig dem Gewölbe nach den vier Weltgegenden vier coloſſale runde Tafeln mit eben ſo vielen Sprüchen aus dem Koran anzuheften, um die Kirche in eine Moſchee umzuwandeln.

Unter den gegenwärtigen Bädern Conſtantinopels iſt das größte und ſchönſte das von Mohammed II. nach Eroberung der Stadt gebaute, welches den Namen „Tſchukur Hamam“ d. h. das Bad des vertiefſten Grundes, führt, weil es in der Vertiefung liegt, die bis dahin die Cyſterne des Arkadius eingenommen hatte. Dieſem lenkte ich die erſten Schritte auf dem Boden der Stadt Conſtantins zu. — Ich fand, daß es aus zwei geräumigen hintereinander liegenden Sälen, deren jeder mit einer eigenen hohen Kuppel domartig überwölbt iſt, beſteht. In dieſen Kuppeln befindet ſich eine große Anzahl runder Oeffnungen, welche mit dickem Glaſe gedeckt ſind. Durch ſie allein fällt das Tageslicht ein, denn Fenſter ſind nirgends vorhanden. Zur Seite des hinteren Saales findet ſich ein kleinerer Anbau, der das heiße- oder Dampfbad in ſich ſchließt. Man hatte mir dieſes als das beſteingerichtete unter den öffentlichen Bädern Conſtantinopels bezeichnet.

Was mir nach dem Eintritte zunächſt auffiel, war die vollkommene Gleichmäßigkeit, mit welcher hier Türken und Chriſten behandelt wurden. Die letzteren ſchienen zu der gewählten Stunde ſogar die Mehrzahl der Anweſenden zu bilden. Alle gingen, in den dazu verabreichten Bademantel gehüllt, auf Pantoffeln mit hölzerner Sohle, ſchweigend an einander vorüber, ohne ſich eines Blickes zu würdigen, oder ſonſt eine Notiz von ſich zu nehmen. Nicht immer wurde eine ſolche Liberalität beobachtet. Die große Zahl der während des letzten Krieges hier anweſend geweſenen bewaffneten Chriſten ſcheint, in der That, einen bedeutenden Umſchwung in den Ideen der türkiſchen Bewohner der Hauptſtadt geſchaffen zu haben. Nirgends iſt mir bei meinen zahlreichen Beſuchen der engen und mit Menſchen überfüllten Straßen irgend eine Beleidigung oder auch nur Rückſichtsloſigkeit zugewendet worden; oft ſchien es mir, daß man mir ſogar mehr Rückſicht, als den neben mir ſchreitenden Türken zollte. Jedenfalls iſt der ehemalige fanatiſche Haß gegen die Chriſten zur Zeit gebrochen, und von dem eigenen Benehmen dieſer wird es abhängig ſein, ob ſie in

dieſer Hinſicht Fortſchritte machen, und zu der ihnen gebührenden achtunggebietenden Stellung gelangen ſollen, ſelbſt ohne die Gewalt der Waffen hierzu anzuwenden. — Der erſte große Saal des Gebäudes ſtellt das Aus- und Ankleide-Zimmer, Veſtiarium, dar. In ihm läuft, mit Ausnahme der Wand des Einganges, an drei Seiten, eine etwa 2½ Fuß hohe, breite hölzerne Bank herum, auf welcher Matten und Teppiche ausgebreitet liegen. Auf dieſen entkleidet ſich die Mehrzahl der Beſuchenden, und wird mit dem nöthigen Badeanzug verſehen, wenn dieſer nicht, wie gewöhnlich, mitgebracht wurde. An der dem Eingange gegenüber liegenden Wand erhebt ſich jedoch in der Mitte noch ein hoher, hölzerner Vorbau, eine Art von Eſtrade, zu deren oberen geräumigen Abſchnitt man auf zwei mit Geländer verſehenen Treppen, von zwei entgegengeſetzten Seiten her, hinaufſteigt. Dieſer erhöhete Standpunkt ſcheint vielen Perſonen vorbehalten zu werden, die man bevorzugen will. Auf ihm nimmt auch der Aufſeher des Wärter-Perſonales ſeinen Sitz ein; er bedient die dorthin Geführten perſönlich, bietet auch den Tſchibuk und ſchwarzen Kaffe denen an, die ein ſolches Bedürfniß empfinden. Dorthin führte man mich und meinen Dollmetſcher. Oben angelangt, befand ich mich in der Geſellſchaft eines alten Türken mit langem weißen Barte und eines elegant gekleideten jungen Griechen. Nach geſchehener Entkleidung wurde mir ein Tuch um die Hüften und ein zweites um den Kopf geſchlagen, mir Holzpantoffeln mit zwei Querleiſten unter der Sohle, an die Füße gegeben, und ich ſodann in den zweiten Raum geführt, den man ſeiner Temperatur nach, die ich auf etwa 16 — 18 ° R. ſchätzte, als Tepidarium nennen kann. Hier laufen Bänke von weißem Marmor rings herum, die mit Matratzen bedeckt ſind, welche Wolle zu enthalten ſchienen. Ein 14jähriger Knabe, der mich am Eingange empfangen hatte, führte mich zu einem ſolchen Sitze, auf den er für mich einen groben Teppich ausbreitete. Man hält ſich hier ſo lange auf, bis man ſich an die Temperatur der hier vorhandenen Luft gewöhnt hat. Dieſer und der folgende Abſchnitt beſitzen mit weißen Marmor getäfelte Fußböden, unter denen Röhren verlaufen, welche heißes Waſſer führen, ſo, daß der Boden erwärmt, zugleich aber auch vermöge der Waſſerdämpfe ſehr ſchlüpfrig gemacht wird. Man muß daher im Gebrauche der hohen Pantoffeln ſehr geübt ſein, um hier nicht auszugleiten; Ungeſchicklichkeit der

Ankömmlinge hierin erregt ſtarke Heiterkeit bei den aufwartenden Knaben. Bei 20—22 ° R. wird hier die Vorbereitung zu dem Calidarium bewerkſtelligt, in welchem die Temperatur von 24 bis 28 und 30° R. anſteigt. Hier wird ein jeder Badender zu einem Sitze geführt, der ſich dicht bei einem großen Marmorbecken befindet, in welches unaufhörlich warmes Waſſer hineinſtrömt. Der Kopf und der Körper wird wiederholt mit Seife beſtrichen, um ebenſo oft aus dem nahen Becken wieder abgewaſchen zu werden. Hierauf folgt ein mäßiges Kneten der Glieder; die Procedur iſt damit beendigt, und das Zurückführen geſchieht mit demſelben Aufenthalte und derſelben gemeſſenen Vorſicht, wie der Eingang. — Die hier herrſchende Stille, in auffallendem Gegenſatze zu dem unaufhörlich rollenden Geräuſche der nächſten volkreichen äußeren Umgebung, das ſanfte Plätſchern des Waſſers der Springbrunnen, das durch die ſpärliche Erleuchtung von der Kuppel aus hervorgebrachte Dämmerlicht bedingen einen eigenthümlich anziehenden Reiz, der durch das einem ſolchen Bade in der Regel nachfolgende behagliche Gefühl erhöht wird. Somit muß man Hrn. Urquhart vollkommen Recht geben, wenn er ſeinen Landsleuten die Errichtung ähnlicher Bäder in der jüngſten Zeit energiſch empfiehlt; die widerwärtige und verabſcheuungswürdige Sitte, die Bedienung durch halbnackte Knaben verrichten zu laſſen, wird er freilich in England nicht einführen wollen.

Der großen Waſſerbehälter Belgrad's, welche die Leitungen nach Conſtantinopel ſpeiſen, wird in einem folgenden Abſchnitte Erwähnung geſchehen.

Der At Meidan, der Hippodrom der Griechen, wurde urſprünglich vom Kaiſer Severus, nachdem das alte Byzanz damals zerſtört worden, angelegt. Von ſeiner Begründung an bis auf den heutigen Tag haben ſich auf ihm die Wechſelfälle des Schickſals der Herrſcher Conſtantinopels abgeſpiegelt. Conſtantin hatte die berühmteſten Kunſtwerke ſeiner Zeit aus allen ihm zugänglichen Städten Europa's und Aſien's wegnehmen und zu ſeiner Ausſchmückung herbeiführen laſſen. Dieſen Kunſt-Denkmälern wurden hernach von dem Aberglauben des Volkes und ſeiner Kaiſer talismaniſche Kräfte zur Schirmung des Reiches beigelegt. Faſt alle Volks-Aufſtände, Revolutionen, Staatsſtreiche, wurden auf ihm entweder begonnen oder durchgeführt. Sie nahmen ſchon unter dem

Kaiser Arkadius, 406 n. Chr., den Anfang, und haben mit der blutigen Aufreibung der Janitscharen vom Jahre 1827, die auf und an diesem Platze Tausenden das Leben kostete, ihren Abschluß wahrscheinlich noch nicht erreicht. Ehedem gaben die auf ihm abgehaltenen Rennspiele der hier repräsentirten vier Volksparteien, durch gegenseitige Eifersucht, häufig das Signal zu Streitigkeiten. Bei einer solchen Veranlassung brannte unter Justinian, 532, ein bedeutender Theil der Stadt ab, es kamen 40,000 Menschen dabei um, und nur mühsam gelang es dem Belisar, den damaligen Volks-Aufstand zu unterdrücken. Mit Empörungen wechselten hier Kaiser-Krönungen, mit Triumph-Aufzügen oder Freudenfeuern Scheiterhaufen und Hinrichtungen. — Von der ehemaligen Pracht des Platzes zeugen heute als letzte Reste drei Monumente, und zwar in der Richtung von West nach Ost. Sie sind: 1) die aufrecht stehenden drei zusammengewundenen Schlangen von Bronze. Den ersten ihrer Köpfe hat Mohammed II. nach Eroberung der Stadt abgeschlagen; man weiß nicht, wer die andern entwendete. Es geht die Sage, daß dieses Schlangengewinde einst den Dreifuß im Tempel zu Delphi getragen habe. 2) Der egyptische Obelisk, der aus Athen nach Constantinopel versetzt, hier durch ein Erdbeben umgestürzt, unter Theodosius wieder aufgerichtet wurde. Die Spitze der Pyramide dieses colossalen Monolithen war schon zu Athen abgebrochen; daher erscheint sie gegenwärtig unverhältnißmäßig abgestumpft. Aus der egyptischen Geburtsstätte her sind ihre Seitenflächen mit Hieroglyphen bedeckt; eine derselben, nach Süden gerichtet, zeigt diese Schriftzeichen indessen geschwärzt und stark verwischt. v. Hammer*) glaubt annehmen zu dürfen, daß der über das nahe Meer streichende Süd-Wind diese Wetterseite im Laufe der Jahrhunderte angenagt habe. Der Natur der Sache und der Localität angemessener erscheint es mir, mit Castellan**) anzunehmen, daß jene Verwitterung durch langes Liegen der rothen Granitmasse am Boden begünstigt worden sei, wobei der Umstand namhaft sprechend ist, daß die zwei Längenseiten der verdorbenen Fläche ihre Politur erhalten haben, weil sie,

*) Constantinopolis und der Bosporos. I. Pesth, 1822. S. 146.

**) Lettres sur la Morée. II. Paris, 1820. pag. 98.

vom Regen unterwaſchen, etwas getrennt vom Boden gelegen hatten. Die geſchichtlich, obgleich nicht künſtleriſch intereſſanten Basreliefs hat v. Hammer*) ſehr gut gedeutet. 3) Der das öſtliche Ende des Platzes einnehmende viereckige, aufgemauerte Pfeiler, welcher 80′ hoch ſein ſoll, ſo, daß er den ſeiner Spitze beraubten Obelisk um etwa 20′ überragt. Der Kaiſer Conſtantinus Porphyrogenitus ſtellte dieſen Pfeiler her und bekleidete ſeine Außenſeite mit Tafeln von vergoldeter Bronze, welche mit Basreliefs verziert waren; dieſe Tafeln wurden ſpäter von den habgierigen Lateinern, nach ihrem Eindringen in die Stadt, des Metallwerthes wegen, heruntergeriſſen, ſo daß das geſchwärzte Mauerwerk des hohen Pfeilers einen immer noch grandioſen, und zugleich durch ſeine theilweiſe Zerſtörung bedeutungsvollen Hintergrund für den Platz gewährt, welcher bis zum Jahre 1004 der an Kunſtwerken reichſte in der Welt war. Sein Piedeſtal ſtand Jahrhunderte lang unter dem Schutt vergraben; während des letzten Orient-Krieges wurde dieſer, wie man mir ſagte, mit engliſchem Gelde, fortgeräumt, ſo daß die vollkommen gut erhaltene griechiſche Inſchrift wieder an das Tageslicht hervorgetreten iſt. Sie erzählt pomphaft die Geſchichte des Baues und ſingt das Lob des im Purpur geborenen Erbauers. Man hat die jetzt im Boden entſtandene Vertiefung mit einem eiſernen Gitter umgeben, an welchem ich auch eine türkiſche Schildwache aufgeſtellt fand, die fernerem Andringen kunſtſchänderiſcher Hände vorläufig wehren ſoll.

Die Lage des alten Hippodrom's iſt eine ſo ausgezeichnete, daß es ſchwierig ſein möchte, eine ſeinem Zwecke noch mehr zuſagende auf der bekannten Erde aufzufinden. Es bedarf nur einer mäßigen Erhebung über ſeinen Boden, um von ihm aus die nach Nordweſt und Weſt gelagerte volkreiche, orientaliſche Metropole, nach Südoſt und Oſt über das Meer, einen andern Welttheil — einen Abſchnitt des vegetationsreichen weſtlichen Aſiens, bis zum Gebirgszuge des ſtolz ragenden bithyniſchen Olymp's hin, nach Norden die Windungen des Bosporus und ſeiner mit Landhäuſern und Palläſten bedeckten Ufer bis zum ſchwarzen Meere, mit den ſchwelgenden Augen zu verfolgen. Das Marmara-Meer breitet ſich mit den Prinzeninſeln nach Südoſt und Süd in größter Nähe aus.

*) A. a. O. S. 147.

Scutari erſcheint mit dem majeſtätiſchen Cypreſſen-Walde und dem dahinter aufſteigenden hohen Bulgurlù nordöſtlich. Zahlreiche Segel- und Dampfſchiffe kommen und gehen unaufhörlich vorüber, um dem zauberiſchen Bilde eine nicht endende Mannigfaltigkeit zu verleihen. Da der unter 3 erwähnte Pfeiler heutigen Tages nicht ohne Gefahr zu erſteigen ſein dürfte, ſo wählen die den Genuß der Fernſicht von hier aus Suchenden dazu jetzt gewöhnlich den nachbarlich nach Süden zu gelegenen Thurm des Seriaskier's, deſſen oberſter, von einer Feuerwache ſtets eingenommene Abſchnitt bequem erreicht werden kann und die Ueberſicht bis in eine weite Ferne unbeſchränkt, nach allen Richtungen hin erlaubt. Den Hochgenuß von dieſem erhabenen Standpunkte aus vermag für den der Geſchichte nicht Unkundigen nur der kaum abzuwehrende Gedanke zu trüben, daß gerade dieſen Orten, über welche die ſchaffende Natur ihr reiches Füllhorn mit ſo großer Vorliebe ergoſſen hat, längſt ausgeſtorbene Menſchen-Geſchlechter die gebührende Anerkennung zu Theil werden ließen, ebenſowohl durch ausgezeichnete Cultur des Bodens als durch ſeine Ausſchmückung mit Werken der klaſſiſchen Kunſt. In bejammernswerthem Gegenſatze gehen dagegen die Menſchen der gegenwärtigen Zeit mit kaltem Achſelzucken an dieſen Natur-Reichthümern vorüber, unbekümmert um die bei jedem Schritt auftauchenden trauernden Ueberreſte ehemaliger Größe, ſo laut dieſe auch die Wiedergeburt zu neuem Leben zu erflehen ſcheinen.

Die Griechen beſaßen noch einen zweiten Hippodrom außerhalb der Ringmauern in der Nachbarſchaft der Kirche des heil. Namias, da, wo jetzt die Moſchee des Sultan Ejub ſteht. Die Ausſicht von dieſem Punkte iſt zwar weniger großartig und umfaſſend, dennoch, von beſchränkterem Rahmen umgeben, ein zauberiſch-liebliches Bild des darunter ſich hindehnenden goldenen Horns und der jenſeits anſteigenden Vorſtädte Galata und Pera darbietend.

Faßt man die Tendenz der alten Griechen in's Auge, die Lage ihrer Rennbahnen und Amphitheater ſo zu ordnen, daß die Zuſchauer jeden Augenblick der nicht durch die Kunſtdarſtellungen oder Kämpfe in Anſpruch genommen worden, zur Fernſicht in ausgezeichnete Natur-Umgebungen benutzen konnten, ſo wird ſich nicht läugnen laſſen, daß dieſe Verbindung ihrem Weſen nach ſo verſchiedener Genüſſe ſchon durch die Abwechſelung mehr geeignet war,

dauernd zu unterhalten und der Abspannung vorzubeugen. In der That liegt schon hierin eine Gewähr dafür, daß ihr Sinn für das naturgemäße Schöne und wahrhaft Ideale eine Höhe erreicht hatte, die mit ihrem Sturze vielleicht für immer untergegangen ist. Nur am Busen der Natur mochte dort die Kunst ihre Triumphe feiern. Wie kleinlich müssen dem unbefangen Vergleichenden dagegen unsere heutigen Schauspielhäuser und Festsäle erscheinen, in denen sich Menschenmassen eng zusammendrängen, um mit gepreßter Brust eine verderbliche heiße Luft einzuathmen, und zugleich durch den Dampf oder den fallenden Reflex künstlicher Flammen hindurch Darstellungen zu sehen, die freilich mitunter alle Ursache haben, das Sonnenlicht zu scheuen. Der von den Unbilden einer rauheren Witterung und eines kalten Klima's gewöhnlich hergenommene Gegengrund ist nur theilweise haltbar. Wir wissen, daß die Griechen und Römer allenthalben, wo sich ihre Colonien ansiedelten, Amphitheater bauten; auch habe ich mich überzeugt, daß die Winter-Monate in Rom, selbst für Deutsche, empfindliche Kälte bringen können; — sah doch schon Horaz von dort aus das Haupt des Soracte mit Schnee bedeckt. Aber freilich unser Luxusleben ist bis zur Unnatur in die Höhe geschraubt; unsere nervösen Damen und Herren würden sich auch im heiteren Oriente auf einer offenen Schaubühne dem verderblichen Luftzuge, Erkältungen, Krämpfen u. s. w. auszusetzen fürchten. Ebenso muß man zugeben, daß zarte musikalische Töne in freier Atmosphäre zum Theil ungehört verklingen möchten, obgleich doch auf der anderen Seite unsere colossalen Orchester ganz dazu gemacht scheinen, Sänger wie Publikum nach frischer Luft seufzen zu lassen. Vergebens, wohl für immer rief der Dichter:

„Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!"

Doch nicht Naturschönheiten und Geschichte allein, sondern auch die gesunde, trockene Lage dieses höchsten Punktes des eigentlichen Constantinopel möchten Diejenigen hier zur Ansiedelung auffordern, die in der Stadt selbst wohnen müssen. Den frischen Seewinden vollständig ausgesetzt, bleiben die Anwohner des heute nicht ansehnlichen Platzes von den unangenehmen Dünsten und dem Getümmel der engen, gekrümmten Gassen verschont. Auch die nicht fern von ihm, nach Süden zu gelegene „Hohepforte", der Pall

des Groß-Veziers, hat eine für die Salubrität vortheilhafte Lage, die dadurch noch verbessert wird, daß sich hinter diesem Complex von weitläuftigen Gebäuden, am Abhange des Hügels, ein ansehnlicher Garten des Sultans hindehnt, dessen grüne Vegetation zur Reinerhaltung der Luft jener Gegend gewiß beiträgt.

Außerhalb des At Meidan ist in der Stadt noch der Ueberrest eines merkwürdigen Monumentes aus alter Zeit in der sogenannten verbrannten Säule übrig. Diese hohe Porphyr-Säule besteht aus mehreren Stücken, die ehedem durch Kränze von vergoldeter Bronze verbunden waren, gegenwärtig aber durch eiserne Ringe zusammengehalten werden. Constantin I. setzte sie auf das Forum, zu welchem er den ehemaligen Waffenübungsplatz umwandelte, dem er auch seinen Namen beilegte. Von ihm wurde die Säule benutzt, um eine Apollo-Statue aus dem phrygischen Heliopolis darauf zu stellen, der der heilige Mann an die Stelle ihres eigenen Kopfes den seinigen aufsetzte, auch ihn, anstatt der apollinischen Sonnenstrahlen, mit einem Kranze von Kreuzesnägeln umgab. Nimbus und Statue mußten unter dem Kaiser Julian der Bildsäule dieses weichen, den eine darunter angebrachte Inschrift den „großen und religiösen Julianus“ nannte. Bald aber vertrieb ihn von dort die Statue des „großen“ Theodosius, der seinerseits endlich durch ein Erdbeben herunter geworfen wurde. Da erst scheint man den Finger einer waltenden höheren Gerechtigkeit erkannt zu haben, die sich einander drängenden Bilder menschlicher Eitelkeit wichen zuletzt, — freilich sehr spät, dem Kreuze, welches nun von dem hohen Standpunkte aus die große Stadt überragte, ohne sie jedoch, die auch die ernstesten Warnungen überhörte, jemals in Wahrheit zu beherrschen. — Der heutige Wanderer, der die Geschichte predigende Porphyr-Säule aufsucht, findet den immer noch hoch anstrebenden Schaft von zahlreichen Feuersbrünsten angefressen und geschwärzt, des ehemaligen Glanzes vollständig beraubt, — ein tief melancholisches Symbol der Vergeblichkeit des Widerstandes von Menschenwerken gegen die Zerstörung. Verschwunden sind von ihrem Haupte das hohe Kreuz, wie die eitlichen Menschenbilder, verschwunden auch von ihrem Fuße die ust dort von Theodosius an den Boden hingelagerten Statuen es Arius und drei berühmter arianischer Lehrer, die der große Kaiser alltäglich von den Auswurfsstoffen Vorübergehender besudelt

wiſſen wollte. Kaum findet ſich auf dem ehemaligen Forum Co
ſtantini, dem umfangreichſten Platze der alten Stadt, jetzt noch
Standpunkt, von dem aus der Ueberreſt des geſchichtlichen Mo
mentes ruhig betrachtet werden könnte, denn vier Straßen mün
unfern der Baſis der Säule aus. Dort, wo ehedem marmo
Säulengänge den Platz und ſeine zahlreichen Kunſtwerke umgab
bedecken geſchmackloſe, hölzerne Kaufbuden den ſchmutzigen Bod
ſchreiende Verkäufer und heulende Hunde ſtreiten mit Laſtthier
und Packträgern um die karg zugemeſſene Spanne Raum. U
doch dürfte es kaum einen zweiten Raum der Art geben, der e
Bild des weiten Abſtandes zwiſchen Vergangenheit und Gegenwa
frappanter zu verſinnlichen im Stande wäre.

Die Moſcheen und chriſtlichen Kirchen Conſtantinopel
Wenn man erwägt, daß der ſtrenggläubige Türke ſein Gebet tä
lich fünf Mal verrichten ſoll, ſo iſt der Ort, wo dies g
ſchieht, für ſeine Geſunderhaltung um ſo weniger gleichgülti
Nun ſind die Moſcheen, welche den Namen „kaiſerliche“ führe
Dſchami, ſo geräumige Verſammlungsörter, daß ſie von Gläub
gen gewiß nur ſelten gefüllt werden. Daher fand ich auch ih
Atmoſphäre ſtets rein, und die wahrhaft coloſſalen Verhältniſſe d
inneren Raumes vieler derſelben, mögen die geiſtige Sammlung zu
Gebete begünſtigen, indem der Betende hier um ſo ſicherer von je
uer Geringfügigkeit durchdrungen wird. Es kommt hinzu, daß, d
ſtrengen Vorſchrift gemäß, jede irgend zu entbehrende bauliche od
künſtleriſche Ausſchmückung aus dem Innern fortbleiben muß.

Des fremden Wanderers Schritte finden in Conſtantinopel kei
würdigeres Ziel, als den wundervollen, großartigen Bau d
Aja Sophia; hier werden ſie auch deshalb in der Reg
zunächſt hingelenkt. Sie liegt außerdem von dem alten Hippodro
ſo wenig entfernt, daß, als der Aufruhr der Rennparteien im Jah
532 hier einen Brand veranlaßte, die von Conſtantin I. erbau
Sophien-Kirche mit verzehrt wurde. Der Beſuch beider hochwic
tigen Punkte läßt ſich alſo verbinden. — Die vom Kaiſer Juſt
nian neu und ungleich prachtvoller aufgebaute Cathedral-Kirc
„der ewigen Weisheit,“ deren Vollendung ſeiner energiſchen Thäti
keit bis 538, alſo innerhalb ſieben Jahre gelang, hat allen Wechſe
fällen, Plünderungen, Beraubungen und Erdbeben bis auf d
heutigen Tag widerſtanden. Freilich war der Griechen wohlbegrü

dete Verehrung für dieſen Tempel eine ſolche, daß, als im Jahre 1315 die öſtliche Halbkugel der Sophien-Kirche eingeſtürzt war, Menſchen jedes Standes und Alters freiwillig daran arbeiteten, um das Unheil wieder auszugleichen. Andronikus der Aeltere ließ hierauf 1317 das Gebäude durch zwei Pfeiler ſtützen, die, als daſſelbe bereits dem Islam diente, noch vermehrt worden ſind. Die ungewöhnlich flach gewölbte domartige Kuppel, ſoll in dem urſprünglichen Baue des Juſtinian um 15 Ellen höher geweſen ſein. Als nämlich 20 Jahre nach der erſten Einweihung ein heftiges Erdbeben die Mauern der Stadt, und zugleich den öſtlichen Theil des Domes eingeſtürzt hatte, wagte man nicht mehr, ihm die frühere Höhe wieder zu geben. Weder die ſeit der Eroberung von Conſtantinopel von den Türken erbauten Moſcheen, noch irgend ein mir in anderen Städten zu Geſicht gekommener Dom bietet eine ſolche Abflachung der oberſten Wölbung dar. Dem Architekten Foſſati war der Ruhm beſchieden, dieſe hoch in der Luft ſchwebende zierliche Kuppel von dem Untergange zu retten, der ihr einen Theil des gegenwärtigen Jahrhunderts hindurch drohte. Ihr Bau war durch den Zahn der Zeit gelockert und hatte eine ſchiefe Stellung angenommen. Das von Hrn. Foſſati zu London über den Bau herausgegebene Werk ſichert die Pläne und Riſſe deſſelben den kommenden Zeiten auf würdige Weiſe. Dieſem trefflichen Manne hat man es auch zu danken, daß die Kalk-Uebertünchung, durch welche die Türken die Pracht der Gold-Moſaik des inneren Gewölbes und die der Säulen bedeckt hatten, wieder fortgeräumt worden iſt. Auf dieſe Weiſe iſt auch zugleich das coloſſale Moſaik-Bild Conſtantins I. an der innern Seite des hohen Gewölbes wieder zum Vorſchein gekommen, welches dort auf mattem Goldgrunde dieſer glänzend ausgedrückt iſt; man gewahrt es jedoch nur von gewiſſen Punkten der Gallerie aus deutlich. Das reine Gold, welches man zu dieſer das ganze Gewölbe auskleidenden Moſaik benutzt hat, widerſtand dem beinahe 400 Jahre auf ihm laſtenden Kalk trefflich; einen ähnlichen Glanz, jedoch nicht in ſo mächtigen Dimenſionen, habe ich nur in San Marco zu Venedig geſehen. Aber nicht leicht wird ein fremder Beſucher die Sophien-Kirche betreten, ohne daß ihm von dem herumführenden türkiſchen Aufſeher nicht eine Anzahl vergoldeter Glaspaſten zum Kaufe angeboten würden. Mir iſt dies wiederholt geſchehen, und wenn eine ſolche

Delapidation noch Jahrelang fortdauern sollte, so würde der dortige goldene Constantin I. zum zweiten Male, und dann für immer, vor den Augen der Menschen verschwinden. — Von der Pracht der zahlreichen Säulen der Kirche wird man eine Ahnung bekommen, wenn man weiß, daß Justinian zu ihrer Beschaffung alle ihm damals zugänglichen Tempel der alten Welt in Contribution setzte. Die Porphyr-Säulen des Sonnentempels zu Baalbek, die Säulen des Dianentempels aus Ephesus von Verde antico, andere Säulen von Rosso antico u. s. w. aus Cyzikus, Athen und den Cykladen, mußten hier gleichzeitig dem großen Zwecke dienen, und noch gegenwärtig bezaubern sie den Blick eines kunstgeübten Auges. Man muß Mohammed II. Dank wissen, daß er den ersten Türken mit eigener Hand niederhieb, der, nachdem die Stadt erobert, und alle Gräuel der Plünderung und der Schändung in dem vornehmsten Tempel der damaligen Christenheit vollendet waren, nun auch das Zerstörungswerk mit Aufreißen des Marmorbodens begann. Bis zu jenem traurigen Zeitpunkte hatten die Griechen die Sophien-Kirche einen irdischen Himmel, einen Wohnort der Engel und Gottes selbst genannt. Wenn er jetzt vor ihren Augen zu einem Pfuhl von barbarischen Gräueln umgewandelt wurde, so empfingen sie dafür die gerechte Strafe, die ihnen für ihre Zwietracht und moralische Versunkenheit gebührte. Ihr während der letzten Belagerung von 1453 in der Stadt lebender Geschichtsschreiber Chalkokondylas versichert uns, daß, wenn während dieser dringenden Gefahr ein Engel vom Himmel zu dem Volke mit der Botschaft herabgestiegen wäre, daß die Türken sogleich weichen würden, wenn man an der Stelle verderblicher Religions-Zwistigkeiten christliche Einigkeit setzen würde, so wäre er der Antwort gewiß gewesen, daß man lieber die Türken, als eine Vereinigung von Griechen und Lateinern haben wolle. Diese hatte nämlich der letzte Constantin, welcher, heldenmüthig fechtend auf der Mauer fiel, angestrebt.

Ehedem bedurften Christen, welche die Sophien-Kirche besuchen wollten, dazu eines besonderen Fermans der hohen Pforte, und die große Mehrzahl der christlichen Bewohner Constantinopels hatte ihr Inneres nie gesehen. Daher erklärt sich der große Andrang, als man 1837 hörte, daß der Großfürst Constantin von Rußland die Kirche besuchen werde; man hatte sich in die Hoffnung gewiegt,

unter seinem Schutze den Eintritt zu finden, und selbst Damen der höheren Stände hatten sich in dieser Hinsicht eingefunden. Doch vergebens; türkische Wachen verwehrten Jedem, der nicht zu dem engeren Gefolge des Großfürsten gehörte, den Eintritt, — Männer und Frauen wurden unter die Füße getreten *). Noch heute erzählt man in Pera diesen grauenvollen Vorgang in herber Mißstimmung. Hentigen Tages bedarf es eines solchen Fermans nicht mehr. Fremde erlangen den Eingang durch Belohnung eines der hier stets gegenwärtigen Aufseher; nur die Zeit des öffentlichen Gebetes wird man passend vermeiden. Staunend wird jeder Besucher den Ausspruch Winkelmann's unterschreiben müssen, daß aus dem klassischen Zeitalter der Griechen her, die Baukunst lange noch geblühet habe, als Malerei und Bildhauerei ihrem Untergange bereits entgegen eilten. Gelang es doch sogar den Osmanen noch im 15. Jahrhunderte, zu dem Baue ihrer großartigen Moscheen ausgezeichnete griechische Baumeister zu finden. So überwältigend bleibt der Eindruck, den die seit 538 stehende Sophien-Kirche auf jedes empfängliche Gemüth macht, daß die dadurch hervorgebrachte kurze Abschweifung von dem Hauptzwecke dieser Schrift gerechtfertigt erscheinen mag.

Die von den türkischen Sultanen neu erbauten Moscheen tragen sämmtlich den saracenischen Typus, in welchem auch die Moscheen der ersten Hauptstadt der Osmanen zu Brussa in Kleinasien errichtet worden sind. Man findet deshalb in Allen eine vorherrschende Aehnlichkeit des Baustyls, der augenscheinlich nach möglichster Einfachheit strebt. Eine hochgewölbte domartige Kuppel erhebt sich stets auf vier mächtigen Säulen mehr oder weniger in die Luft. Letztere wird bei größeren Gebäuden der Art gewöhnlich von mehreren kleineren Kuppeln umgeben. Die Ausschmückung durch Säulen von Granit, Porphyr, Marmor u. dgl. findet man nur da, wo sie sich bereits aus früherer christlicher Zeit vorfanden, so, daß nur ihre Uebertragung an den passenden Ort erforderlich wurde. Der den Hochaltar vertretende Ort muß stets nach Mekka also nach Süden, gewendet sein; dorthin hat der Gläubige

*) Vergl. v. Grimm, Wanderungen nach Südosten. III. Theil. Berlin, 1856. S. 48.

während des Gebetes sein Gesicht zu wenden, indem er zugleich mit der Stirn den Boden berührt. Zwei, vier oder sechs Minarets umgeben den Bau, deren jedes auf seiner Höhe mit einer, zwei oder drei Gallerien umgeben ist, von denen der dazu bestimmte Priester, Muezim, die Gläubigen zum Gebet ruft. Der Besitz von vier Minarets gilt als Beweis großer Auszeichnung, ärmere Moscheen begnügen sich mit einem solchen. Der Vorzug von sechs Minarets war bis auf Sultan Ahmed I. nur der Moschee zu Mekka zugestanden worden; als nun letzterer die von ihm zu Constantinopel erbaute Moschee in ähnlicher Weise ausgeschmückt hatte, so machte man ihm den Vorwurf, daß er dem Propheten gleich zu sein strebe. Um diesem zu entgehen, ließ er der Moschee zu Mekka ein siebentes Minaret hinzufügen. Diese ungewöhnlich schlanken und verhältmäßig hohen Thürme bewirken, zur Seite der Halbkugel der Kuppel, in der Fernsicht eine eigenthümliche Eleganz, die der herabdrückende Vergleich mit dem Löschhute auf einer Kerze auch nicht zu mindern vermag. Die dem christlichen Cultus eigenthümlichen Glocken würde ein solcher Thurm freilich nicht zu tragen vermögen; auch läßt sich gegen ihre Zweckmäßigkeit in einem Lande, welches so häufig von Erdbeben heimgesucht wird, Wichtiges einwenden. Das letzte große Erdbeben zu Brussa warf sämmtliche Minarets herunter, so daß sie die Moscheen selbst, oder andere nachbarliche Gebäude, zugleich mit hinabrissen. — Gewöhnlich befindet sich an der Seite des Haupteinganges ein Vorhof, Harem, welcher zugleich die Fontäne enthält, die das Wasser zu den erforderlichen Waschungen hergiebt. Der entgegengesetzten Seite ist mitunter noch ein Garten oder Begräbnißplatz hinzugefügt, welcher die Bestimmung hat, den Stifter der Moschee mit seiner Familie, nach deren Tode, aufzunehmen. Von diesem Platze aus dienen dann gewöhnlich einige hohe Cypressen dem Ganzen zur Zierde. — In der nächsten Umgebung der von den Sultanen selbst gestifteten Moscheen sieht man gewöhnlich eine Anzahl niedriger Gebäude, sämmtlich mit flachen Kuppeln ausgestattet. Sie dienen Wohlthätigkeits-Stiftungen, z. B. der Aufnahme von reisenden Mohammedanern, einer Armenküche, einem kleinen Krankenhause, oft auch Schulen, Seminarien zur Erziehung von Priestern, und Bibliotheken. Alle diese Anstalten pflegen aber nach dem Tode ihrer Stifter, durch ungeregelte Verwaltung bald herunter zu kommen

und erfüllen dann ihren Zweck entweder gar nicht mehr, oder doch nur dürftig.

Unter dieſen Moſcheen war es die von Suleiman dem Großen von 1550—1555 erbaute, die mich zuerſt anzog, weil ſie das großartigſte und prachtvollſte von türkiſchen Händen errichtete Gebäude überhaupt darſtellt. Der über alle übrigen osmaniſchen Sultane hervorragende Geiſt Suleiman's ſcheint ſich gleichſam in ſeiner Moſchee verkörpert zu haben; außerdem ſehen wir hier das Werk eines türkiſchen Baumeiſters, des Sinan. Ihre Kuppel erhebt ſich um ſieben Ellen höher als die der Sophienkirche; deſſen ungeachtet ragt ſie, nicht ſo vortheilhaft geſtellt als jene, aus der Ferne geſehen, weniger hervor. Dagegen iſt der Eindruck des mächtigen Domes vom Boden ſeines Innern aus betrachtet ein überwältigender. Vier coloſſale Säulen von rothem Granit tragen zur Unterſtützung des mächtigen Domes bei, deren Schaft am Boden im Umfange 13 Fuß mißt, bei richtigem Verhältniſſe zur Höhe. Ich erinnere mich nur, zwei ähnliche Monolithe von Granit rechts und links neben dem Haupteingange innerhalb des Domes zu Mailand geſehen zu haben. Der Baumeiſter der Suleimanije ließ ſie mit Kapitälen aus weißem Marmor verſehen; ſie tragen nicht wenig dazu bei, das Gefühl des Uebermächtigen, welches den Beſchauer in einem ſo gewaltigen Raume zu befallen pflegt, zu vermehren. In der That ſcheinen in der Sophienkirche die rings herum laufenden Gallerien, Chöre, Säulen, Gold-Moſaik, ſowie die Form des griechiſchen Kreuzes ſelbſt, gleichſam darauf berechnet, den Eindruck der coloſſalen Dimenſionen herabzuſtimmen; es finden ſich hier der Gegenſtände zu viele, welche würdig ſind, das Auge zu gleicher Zeit anzuziehen. Wenn die einfache hohe Würde des gewaltigen Baues für das Urtheil vorzugsweiſe maßgebend ſein ſoll, ſo würde man der Suleimanije vor der Aja Sophia den Vorrang einräumen müſſen. Ich übergehe die große Zahl der Marmorſäulen und bemerke nur noch, daß die erwähnten vier Granitſäulen zu griechiſcher Zeit Standbilder auf öffentlichen Plätzen trugen. Hiernach ſchreite ich zu einem anderen Gegenſtande vor, der weſentlicher zur Charakteriſirung türkiſcher Sitten beiträgt. — In der äußeren Umfaſſungsmauer ſind nämlich Mauerzellen angebracht, in welchen die Negerſclavinnen großentheils aufbewahrt werden, die zum Verkaufe hergeſendet wurden. Mehrere dieſer armen Geſchöpfe

lauerten vor diesen Gemächern eines barbarischen Gebrauches, um die freie Luft und Sonne zu genießen; türkische Frauen pflegen sich hierher zu begeben, wenn sie das Bedürfniß empfinden, eine schwarze Dienerin zu besitzen. Diese Sclavinnen werden in der Regel milde und freundlich behandelt; auf den Verdecken der Schiffe sah ich sie öfters das Wort ungleich lauter führen, als die bescheidene Herrin; ebenso rauchte die Sclavin den Tschibuk neben dieser, welche ihn vermied. Jedenfalls ist das Loos eines türkischen Sclaven sehr viel glücklicher, als das eines amerikanischen. Jener wird sogar als ein Mitglied der Familie angesehen und behandelt. — Man führte mich später zu einem anderen ziemlich weitläuftigen Gebäude, in welchem gleichfalls schwarze Sclavinnen zum Verkaufe aufbewahrt werden; es liegt der Umfassungsmauer Constantinopels, nach der Landseite zu, näher. Ich wurde hier zuerst in ein Kaffehaus des Erdgeschosses geführt, in welchem ein alter bärtiger Türke sich mit Schachspiel und Tschibuk unterhielt; ihn bezeichnete man mir als den Aufseher der unglücklichen Geschöpfe. Mein Dolmetscher hatte es inzwischen vermittelt, daß mir die Erlaubniß zu Theil wurde, die Sclavengemächer zu besuchen. Wir stiegen eine hohe hölzerne Treppe hinauf, um zu einer Gallerie von schmalen Zimmern zu gelangen, welche drei Seiten eines geräumigen Vierecks umgab; in der Regel wird einer Sclavin ein solches Zimmer überwiesen. Es wurden mehrere Thüren derselben für mich geöffnet, und ich gewahrte dann in der Regel eine dumpf hinbrütende, schwarze, weibliche Figur, in eine Decke gehüllt. Die Inhaberinnen dieser Zellen gehörten wahrscheinlich den niedrigsten Klassen an; sie schienen zu abgespannt, um noch einen lebhaften Blick erheben zu können; sie spielten in jeder Hinsicht eine wahrhaft bemitleidenswerthe Figur. Ein ekelhafter Geruch war über die ganze Gallerie ausgebreitet, dessen Quelle sich in einer Anstalt vorfand, die hier den Namen einer „heimlichen" gewiß nicht verdiente. — Der Verkauf weißer Sclaven und Sclavinnen darf seit Kurzem öffentlich nicht mehr stattfinden; man weiß aber sehr wohl, daß er versteckt geduldet wird. — Bezeichnend bleibt es jedenfalls, daß man noch heute in der nahen Umgebung einer Hauptmoschee, der Suleimanije, einen Sclavenmarkt duldet.

Die Moschee des Sultans Mohammed II., des Eroberers von Constantinopel, wurde von diesem auf dem Platze der ehemaligen

Kirche der h. Apostel errichtet, welche die Begräbnisse der Kaiser enthielt. Letztere waren jedoch schon von den Lateinern 1204 n. Chr. erbrochen und geplündert worden. Die Moschee soll von dem griechischen Architekten Christodulos erbaut worden sein, ihr Dom erhebt sich vom Grunde bis zum Giebel 87 Ellen hoch. Der Vorhof ist von drei Seiten mit Säulenhallen umgeben; die hiezu verwendeten prachtvollen Säulen zierten ohne Zweifel ehedem die Apostelkirche. Die in der Mitte des Hofes angebrachte Fontäne ist von mächtigen Cypressen umgeben, durch deren eng anschließende Zweige der Luftstrom fast beständig ein Flüstern unterhält, welches geeignet ist, den Besucher dieses Platzes, der außer der Zeit des Gebetes stets einsam und still ist, an den wichtigen Theil der Geschichte zu erinnern, von welcher dieser eng umgränzte Punkt dieser Erde Zeuge war. Die Moschee zeichnet sich vor anderen von mir gesehenen darin aus, daß sie auf drei Seiten fünf Reihen Fenster übereinander besitzt, wobei noch außerdem jede einzelne Kuppel in ihrem Kranze eine besondere Reihe kleinerer Fenster zeigt. Dadurch wird das Innere des mächtigen Gebäudes in hohem Grade hell beleuchtet, wie es mir bei keinem anderen dem Gottesdienste gewidmeten Gebäude vorgekommen ist. So erhält der großartige Anblick des mächtigen inneren Raumes zugleich einen überwiegend freundlichen Charakter.

Die Moschee des Sultan Ahmed I. erregt die Aufmerksamkeit der fremden Besucher gewöhnlich, theils durch ihre ausgezeichnete hohe, dem Meere zugewendete Lage, theils durch die Schätze, die sie enthält, endlich durch den Umstand, daß sie bei großen religiösen Festen vom Sultan und seinem Hofe vielfach benutzt zu werden pflegt. Sie nimmt den nördlichen Theil des alten Hippodrom's ein. Den Mißmuth darüber, daß sie den historisch so merkwürdigen Platz verkümmert, vermindert jedoch der Umstand, daß schon früher zwei Paläste türkischer Großen hier gestanden hatten, die man fortriß, um Raum für die Moschee zu gewinnen. Da der hervortretende Theil dieses Hügels der Wirkung der Erdbeben besonders ausgesetzt ist, so hat man die mächtige Kuppel etwas niedriger, als gewöhnlich gehalten, unterstützte sie auch durch vier colossale steinerne Säulen an der Außenseite des Gebäudes, die an der Basis 36 Ellen Umfang haben, jedoch aus drei Stücken bestehen. Das Innere des großartigen, 1608 n. Chr. errichteten Bauwerkes macht

durch ſeine Einfachheit und richtigen Verhältniſſe einen wohlthuenden Eindruck.

Die Moſchee des Sultan Ejub zieht Fremde gewöhnlich nur durch ihre ausgezeichnete Lage an, durch welche man eine vollſtändige Ueberſicht des goldnen Horn's, ſowie der gegenüberliegenden ſüdöſtlichen und ſüdlichen Seite von Pera, mit dem Hôtel der engliſchen Geſandtſchaft u. ſ. w. gewinnt. Sie iſt auf den Ruinen der ehemaligen Kirche des heil. Mamias erbaut, die nahe an der äußern Seite der Umfaſſungsmauer lag. Sie iſt die einzige Moſchee, welche Chriſten auch heute noch nicht betreten dürfen, weil ſie in ihrem Centrum den Stein enthält, von welchem aus, der türkiſchen Sage nach, der Prophet ſeine Himmelfahrt unternommen und auf ihm den Eindruck ſeines Fußes zurückgelaſſen haben ſoll. Hr. v. Grimm genoß, im Gefolge des Großfürſten, das Vorrecht, ſie zu beſuchen. Er fand auf dem berühmten Steine eine Vertiefung, die an den Huf eines Pferdes erinnerte; das Innere dieſer Moſchee iſt übrigens ſehr einfach gehalten. Sie krönt zugleich den Hügel, welchen amphitheatraliſch die mit orientaliſcher Pracht ausgeſtatteten Gräber der hervorragendſten türkiſchen Staatsbeamten, Muftis, heiliger Derwiſche, ſowie der Frauen aus hohen Familien einnehmen. Die an dieſen zahlreich angebrachten Vergoldungen, die dazwiſchen angelegten Grab-Kapellen, die das Ganze überragenden zahlreichen hundertjährigen Cypreſſen, gewähren einen ſo höchſt ungewöhnlichen, zugleich reichen und eleganten Anblick, daß mit ihm irgend etwas Aehnliches an einem andern Orte der Erde, ſchwerlich verglichen werden kann. Die myſtiſche Stille, die hier allenthalben herrſchte, als ich, kurz vor Sonnenuntergang den Hügel hinanſtieg, mag dazu beigetragen haben, ein zauberhaftes Licht über die Scene auszubreiten. Da der Fahnenträger des Propheten, Ejub, während der dritten Belagerung Conſtantinopels durch die Osmanen hier an der Mauer gefallen ſein ſoll, und ſein Grabmal auf dem Vorplatze der Moſchee errichtet worden iſt, ſo wurde der heilige Ort ehedem von Janitſcharen ſtets eiferſüchtig bewacht, welche auf jeden Ungläubigen, der ſich ihm zu nähern wagte, ſchoſſen. Dieſe Strenge iſt geſchwunden; ich ſtieg, von meinem Dolmetſcher allein begleitet, den Hügel, vom Ufer des goldnen Hornes aus, ungehindert hinan, trat ebenſo in die einzelnen Abtheilungen der auffallenderen Monumente ein, um ſie genauer zu betrachten, mein Fußtritt wiederhallte

in der abendlichen Stille des abgelegenen Ortes, aber kein menſchliches Weſen, welches meinen ernſten Gedankengang hätte ſtören können, ließ ſich blicken.

Da vorſchriftgemäß alle osmaniſche Grabſtätten unantaſtbar ſein ſollen, ſo folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß die Todten zuletzt die Lebenden, vorzugsweiſe auch bei dieſer volkreichen Stadt, werden verdrängen müſſen, wenn dieſen nicht eine wohlthätige Auflockerung jener ſtrengen Sitte zu Hülfe kommen ſollte, wie ſie hernach im Oktober 1859 thatſächlich eingetreten iſt. Bei einem Ritte um die Landſeite der alten Umfangsmauer überzeugte ich mich, daß der Boden, ſoweit das Auge reicht, mit Grabhügeln und Denkſteinen bedeckt iſt. Die letzteren ſind im Laufe der Zeit großentheils ſchon umgefallen, Spaziergänger und ſpielende Kinder ſchweifen darüber hin, — aber von einer weitern Störung dieſer Ruheſtätten darf bis jetzt keine Rede ſein. Der einzige Vortheil, den ſie den nachfolgenden Generationen geben, kann wohl nur in der lebendigen Vegetation der Tauſende von Cypreſſen liegen, die ohne Zweifel mit jener heiligen Scheu zugleich dahin ſinken würden, um die wüſte Oede noch zu vermehren, die ſich außerhalb der Landthore allenthalben darbietet. So abſchreckend erſcheint ſie, daß ſich kein Einwohner verſucht fühlt, jenſeits dieſer Grabſtätten Erholung in freier Luft zu ſuchen; man fährt zu dieſem Zwecke gern nach den ſogenannten „ſüßen Waſſern“ Aſien's und Europa's, — erfriſchenden Grasplätzen, erſtere an der aſiatiſchen Seite des Bosporus, letztere an der Nordweſt-Seite des inneren Endes des goldnen Horns.

Die Boden-Verhältniſſe der vor den Landthoren der Stadt ſich ausbreitenden großen Ebene zeigen an der Oberfläche verwitterten Thonſchiefer, hier und da von Quarzadern durchſetzt, in denen ſich Spuren von Kupfer und Blei vorfinden. Süßwaſſer-Kalk und Sandſteine kommen hier und da zu Tage. Die Dammerde iſt zum Theil mit Sand und Lehm gemengt; unter ihr liegt an manchen Stellen ein Kalktuff, der, friſch gebrochen, ſo weich iſt, daß er ſich in Tafeln ſchneiden läßt, die erſt an der Luft erhärten. — Auf jenem Boden fand ich im Herbſte zwei weit verbreitete Pflanzen blühend, die ſich gleichſam die Herrſchaft ſtreitig machen. Das am Boden hinkriechende ſtachelige Poterium spinosum überwiegt; nächſtdem bringt Erica verticillata wenigſtens den Nutzen, in großer Menge zum Kalfatern der Schiffe zu dienen, auch wohl der Haupt-

ſtadt Beſen zu liefern. Echium violaceum und plantagineum blühten dazwiſchen noch dürftig. Die Schaafe, welche ich dort weiden ſah, bewieſen durch ihr kümmerliches Anſehen, wie ſehr ſie unter der ſpärlichen Nahrung litten. — Die Orientalen beſitzen ein zoologiſches Wörterbuch, deſſen Verfaſſer der 1403 verſtorbene Domairi iſt, welchen man auch den arabiſchen Büffon genannt hat.

Die griechiſchen Kirchen des heutigen Conſtantinopels ſind des alten Glanzes in ſo hohem Grade entkleidet, daß ſie nur die fremden Beſucher anziehen, welche den verſchiedenen Formen des chriſtlichen Cultus ſpecielles Intereſſe zuwenden. Bleibt ihnen doch das feierliche Geläute der Glocken bis heute unterſagt, obgleich dieſem rechtlich nichts mehr entgegen ſteht, ſobald der Hatti-Hümayum in volle Kraft treten würde. Ich begnügte mich deßhalb damit, eine dieſer Kirchen zu beſuchen, die ſowohl durch ihre Geſchichte, als durch ihre vortheilhafte Lage Aufmerkſamkeit erheiſcht. Dies iſt die Kirche „unſerer lieben Frau vom Quelle", die zur Kaiſerzeit, dem Range nach, als die Dritte betrachtet wurde. Sie liegt außerhalb der Mauern der Stadt, nahe vor dem jetzt vermauerten goldnen Thore, unfern des Meeres. In ihrer Umgebung erheben ſich Bäume über griechiſchen Grabſtätten, und der Raum zwiſchen ihr und der nahen Stadtmauer iſt mit Gemüſegärten gefüllt. Dieſe Lage macht ſie an Sonn- und Feſttagen noch gegenwärtig, beſonders Nachmittags, zum Zielpunkte der Wanderungen griechiſcher Familien. Schon als Kaiſer Juſtinian an dieſem Orte die erſte Kirche, bald nach der Sophienkirche, erbaut hatte, hieß ſie die Kirche zum Spaziergange. Die letztere Bedeutung hat ſich bis heute, ungeachtet aller Wechſelfälle der Jahrhunderte, erhalten, — ein abermaliger Beweis für die hohe Wichtigkeit der Wahl des Ortes für öffentliche Gebäude, die in unſerer Zeit oft genug nicht genügend gewürdigt wird. So iſt es geſchehen, daß, als der Bulgaren-Fürſt Simeon i. J. 929 bis Conſtantinopel vorgedrungen war und dieſe Kirche verbrannt hatte, ſie ſo ſchnell aus der Aſche wieder erſtand, daß, nach erfolgtem Friedensſchluſſe die Verbindung des Bulgaren-Fürſten mit der Tochter des Kaiſers in ihr gefeiert werden konnte. Der jüngſten Zerſtörung unterlag ſie durch die Volkswuth der Türken, als das gegenwärtige Königreich Griechenland ſich von der Türkei losriß. — Bald nach ihrer erſten Errichtung gerieth ein innerhalb ihrer Umfaſſungsmauer liegender Quell, in welchem man damals Goldfiſche

aufbewahrte, in den Geruch der Heiligkeit, den er bis jetzt bewahrt hat. Kein gläubiger Grieche verläßt den Ort, ohne an ihm sein Gebet verrichtet, und auf der bereit stehenden Schüssel eine Opfergabe dargebracht zu haben. Eine schmale steinerne Treppe führt zu der etwas tief liegenden Quelle hinab; doch nur die Priester haben den Zutritt bis zu diesem selbst. Ich gewahrte von dem Geländer der Treppe aus eine Anzahl munter umherschwimmender, dunkler Fische, wahrscheinlich gewöhnliche Forellen. Die dunkele Farbe derselben leitet indessen die Mythe von einem Wunder ab. Sie sagt, daß, als Mohammed II. durch die Bresche in die Stadt drang, ein Priester hier beschäftigt gewesen sei, Fische zu braten. Als ihm hierbei verkündigt wurde, daß die Türken in diesem Augenblicke in die Stadt eindrängen, erwiederte er ungläubig: so wenig, als seine halbgebratenen Fische in den Quell springen möchten, eben so wenig würden die Türken die Stadt einnehmen. Aber die halbgebratenen Fische sprangen urplötzlich aus der Pfanne in den Quell. Seit diesem Tage sei das rothe Gold von der Rückenseite der Fische verschwunden. — Bei dem Eintritte in die Kirche selbst überzeugt man sich bald, daß es mit dem Verschwinden des Goldes aus ihr allerdings seine Richtigkeit habe; doch fand ich das Gewölbe der Kirche durch Marmorsäulen gestützt, die in zwei Reihen aufgestellt sind, so daß neben dem mittleren Hauptschiffe zwei schmale Nebenschiffe vorhanden sind. Das nach Westen gelegene Allerheiligste erscheint durch eine Scheidewand von den Schiffen getrennt, die mit einer langen Reihe bunter Heiligenbilder beklebt ist, welche an künstlerischem Werth nicht viel über denen stehen, die man auf unseren Jahrmärkten dem Volke feil bietet. Ein Priester machte mich jedoch auf zwei von dem Kaiser Nikolaus hierher geschenkte Bilder aufmerksam, die an der südlichen Seitenwand aufgehängt sind. Das Eine derselben ist ein guter Kupferstich der Madonna, das andere aber ein werthloses Oelbild. — Nahe an der Südseite der Kirche findet sich ein kleiner mit Mauern umfaßter Begräbnißplatz vor, auf welchem marmorne Leichensteine liegen, die, mit griechischen Inschriften versehen, die Gebeine von Mitgliedern der moldo-walachischen Fürsten-Familie, oder der russischen Gesandtschaft decken. Eine nach derselben Seite hin gerichtete Vorhalle der Kirche beherbergt eine Anzahl Heiligen-Bilder des niedrigsten Geschmackes. Heiterer und anmuthiger erschien mir die bunte Volksmenge, welche

(es war Sonntags), auf den Leichensteinen der nahen Umgebung lagernd, Erfrischungen zu sich nahm. Einige Türken in Uniform schienen die Stelle von Polizei-Dienern zu vertreten.

Die armenische Kirche, welche auf Kosten der Gemeinde im Anfange dieses Jahrhunderts neu aufgeführt wurde, verdient wegen der Eigenthümlichkeit ihrer innern Einrichtung, die dem darin zu feiernden Cultus entspricht, nähere Aufmerksamkeit. Die Altäre, an welchen das Meßopfer durch die hin- und herwandelnden Priester verrichtet wird, befinden sich auf einer Art Emporkirche oder Tribüne, so daß die andächtige Gemeinde das Antlitz zu ihnen in die Höhe richten muß. Männer und Frauen bleiben hier getrennt. Der Gottesdienst findet mit Anbruch des Tages statt.

Tanzende Derwische. — Der bis zu den ältesten Zeiten hinaufsteigende Gebrauch, die Gottheit tanzend, oder unter eigenthümlichen Drehungen und Wendungen des Körpers zu verehren, findet bei den Osmanen durch die tanzenden, oder Mewlewie-Derwische ihren Ausdruck. Diese letzteren sind wohl kaum der Aufmerksamkeit irgend eines Reisenden entgangen; immer aber ist der Eindruck, welchen ihre Ceremonieen veranlassen, von der Individualität des Besuchenden in hohem Grade abhängig; daher ich mir nicht versagen kann, über das zu berichten, was mir bei diesem höchst eigenthümlichen Ritus aufgefallen ist. Man hatte mir am 25. September mitgetheilt, daß Nachmittags um 2 Uhr die Derwische eines Klosters zu Scutari tanzen würden. Demnach befand ich mich schon vor dieser Zeit an Ort und Stelle. Das Kloster liegt auf einer etwas erhabenen Stelle der amphitheatralisch ansteigenden Stadt. Durch das Thor einer hohen Umfassungsmauer gelangte ich mit meinem Dolmetscher zunächst in einen schmalen Hof und wurde sogleich ohne irgend eine Weiterung in das Kloster selbst eingeführt. Am Fuße der hölzernen Treppe mußten die Stiefeln abgelegt werden, worauf sodann der Eintritt in den oberhalb der Treppe gelegenen Saal der Ceremonie gestattet war. Dieser viereckige Raum erschien nur von mäßigem Umfange und erhielt sein Tageslicht durch einige Fenster der dem Hofe und der Straße zugewendeten Wand. In der Mitte dieser Wand, zwischen den Fenstern, erhob sich eine niedrige hölzerne Estrade, auf welcher zwei ältere Derwische standen, die sich vor den übrigen durch schwarze Talare, die bis in die Nähe der Knöchel hinab-

reichten und durch einen kreisförmigen Bund um die ſpitze Pelzmütze auszeichneten, alſo augenſcheinlich die Oberprieſter darſtellten. Einer derſelben ſchien 70 Jahre alt zu ſein, und ihm wurde beſonders ausgezeichnete Verehrung erwieſen. An die beiden Seiten dieſer Eſtrade ſchloß ſich eine kreisförmige hölzerne Gallerie an, welche einen inneren Kreis in dem Saale darſtellte; ihr Geländer war indeſſen ſo niedrig, daß ſie keine Bewegung der in dem Kreiſe gegenwärtigen Perſonen verbergen konnte, — ſie diente alſo offenbar nur, die Zuſchauer von den Mönchen ſelbſt abzugränzen. Die anweſenden Gläubigen kauerten an den Wänden herum auf ihren Ferſen; den Chriſten war es geſtattet, auf dem Boden zu ſitzen; Stühle oder Bänke fanden ſich nirgends. Ein kleiner, hölzerner Balkon erregte noch meine Aufmerkſamkeit, der der erwähnten Eſtrade gegenüber, oberhalb der Eingangsthüre lag; er diente einigen Muſikern zum Aufenthalte. — Die Ceremonie begann damit, daß acht Derwiſche eintraten, um in den inneren Kreiſen, langſam vorſchreitend, ſich herum zu bewegen, indem ſie mit auf der Bruſt gekreuzten Armen, ſo oft ſie vor den Oberprieſtern anlangten, ſich tief verneigten, wobei jedoch jedesmal zwei derſelben eine ſolche Stellung einnahmen, daß ſie während der Neigung ihre Geſichter einander zuwendeten. Mehrere dergleichen Umgänge folgten aufeinander mit denſelben Verneigungen. Hierauf ſetzten ſich die acht Derwiſche im Inneren des Kreiſes auf die Ferſen nieder, worauf die Muſik begann. Dieſe wurde auf drei Inſtrumenten hervorgebracht, einer kleinen Oboe mit näſelndem Tone, einer Art Terz-Flöte und einer kleinen Pauke. Dieſe drei Inſtrumente ließen ſich in der angegebenen Reihenfolge, erſt im Solo, dann vereinigt, hören. Ihre durchaus unmelodiſchen und unharmoniſchen Töne hatten eine Zeitlang meine Ohren zerriſſen, als zuerſt einer der Derwiſche in den Kreis trat, die beiden Arme horizontal und dann ſchräg rechts und links neben dem Kopfe in die Höhe ſtreckte und hiernach begann, ſich langſam um ſeine Achſe zu drehen; ihm folgte allmählig ein zweiter, ein dritter u. ſ. w., bis ihrer acht waren. Dieſe verbanden nun mit der Achſendrehung ihres eigenen Körpers zugleich eine Kreisbewegung an der inneren Seite der Gallerie herum, indem Einer den Anderen in angemeſſener Entfernung folgte. Dieſe Drehungen behielten ſtets ein gewiſſes anſtändiges Maß und ſteigerten ſich nie durch ſchnellere Schwenkungen bis zur Verzückung, wie dies von einem andern Orden jener Der-

wiſche geſchieht. Sie trugen bis zu den Füßen hinabreichende, die Knöchel deckende Talare, theils von dunkelgrüner, theils von dunkelblauer, theils von weißer Farbe. Zwei von ihnen ſchienen noch ſehr jung zu ſein; einer derſelben, etwa 18 Jahre alt, trug den Ausdruck des Leidens im Geſichte und lehnte den Kopf bei ſeinen Drehungen ſtets an den rechten Arm. Die Neigung zum Schwindel ſchienen Alle durch ſtete Uebung überwunden zu haben. Ein älterer Derwiſch in ſchwarzem Talar blieb in der Mitte des Kreiſes ſtehen; er gab das Signal zum Anfangen und Aufhören. Sie mochten auf dieſe Weiſe den großen Kreis tanzend fünf bis ſechs Mal umſchrieben haben, als auch die beiden Oberprieſter von der Eſtrade in den inneren Kreis traten, um ſich hier um ihre Achſe zu drehen. Ihre kürzeren Talare deckten jedoch die nackten Füße nicht, und ließen daher die Bewegungen dieſer ſehr ungraziös erſcheinen. Da alle dieſe Bewegungen nicht übermäßig ſchnell ausgeführt wurden, ſo kamen die Tanzenden nicht außer Athem, auch ſchienen ſie nicht beſonders erhitzt zu werden. Nach einiger Zeit hörte die Ceremonie und Muſik auf, die Derwiſche zogen ſich an die Wand der Gallerie zurück und der im ſchwarzen Talar, welcher vorher die Aufſicht geführt hatte, hielt jetzt eine Anrede in türkiſcher Sprache an die Verſammlung, die mit großer Aufmerkſamkeit und Stille angehört wurde. Die Würde, welche der Redende ſeinen Worten zu geben wußte, machte ſelbſt auf mich, der ich ſie nicht verſtand, eine wohlthuende Wirkung. Nach ihrer Beendigung trennte ſich die Verſammlung. Es iſt Gebrauch, daß Fremde am Ausgange ein Geldgeſchenk zurücklaſſen. — In den verſchiedenen Klöſtern deſſelben Ordens ſcheinen Verſchiedenheiten hinſichtlich jener Ceremonieen obzuwalten. Hr. v. Grimm*) wohnte den letzteren in einem Kloſter zu Pera bei, welches, ſeiner bequemeren Lage wegen, chriſtliche Beſucher weit häufiger anzieht. Die von ihm mitgetheilten Beobachtungen weichen von den meinigen in mehreren Punkten ab. Doch iſt zu bemerken, daß die Türken ſelbſt die Klöſter von Scutari höher, als die von Conſtantinopel ſtellen.

Es giebt bekanntlich türkiſche Mönchsorden, deren Mitglieder den oben bezeichneten Tanz ſo weit treiben, daß er ſich zuletzt in eine Art wilder Raſerei auflöſt, in welcher die Erſchöpften endlich

*) A. a. O. Th. II. S. 180.

zu Boden ſinken. Andere begleiten ihre Ceremonieen mit einem heulenden, weithin ſchallenden Geſchrei. Hr. v. Hammer*) benachrichtigt uns, daß einſt ein ſolcher Mewlewi-Derwiſch zu Conſtantinopel ſich in der Extaſe höchſter Begeiſterung vom Rednerſtuhle herab auf die Köpfe ſeiner Zuhörer geworfen habe, um dann unten noch das Rad eines myſtiſchen Tanzes zu ſchlagen. Ich habe mich niemals bewogen gefühlt, dieſe Auswüchſe einer verbrannten Phantaſie aufzuſuchen. — Wenn aber ein Urtheil über den Tanz, welcher zur Verherrlichung religiöſer Ceremonieen dienen ſoll, im Allgemeinen verlangt würde, ſo dürften große Schwierigkeiten damit verbunden ſein, es gerecht und billig abzuwägen, ohne vorgefaßten Meinungen Einfluß zu geſtatten. Es möchte hierzu erforderlich ſein, ſich ganz auf die Culturſtufe des Volkes zu ſtellen, für welches ſie berechnet ſind, auch der ungleich leichter anzuregenden und zu ſteigernden Einbildungskraft der Orientalen ein gewiſſes Recht eingeräumt werden müſſen. — Wenn die heutigen Weſteuropäer den König David vor der Bundeslade tanzen ſehen ſollten, ſo würden ſie ein mitleidiges Lächeln und Achſelzucken ſchwerlich verbergen können; gewiß würden ſie in ſolchem Tanze mindeſtens einen Verſtoß gegen die königliche Würde erblicken. Das Volk David's urtheilte ohne Zweifel entgegengeſetzt. Es wird kaum nöthig ſein, an manche Arten des Tempelgottesdienſtes, wie ſie noch während des klaſſiſchen Zeitalters der Griechen ſtattfanden, an Bachanten-Züge u. ſ. w. zu erinnern. — So kann ich denn jenen Schriftſtellern nicht beiſtimmen, die den decenten Tanz eines faſt nur für die niedrigere Sinneswelt lebenden Volkes bei ſeinen religiöſen Darſtellungen rückſichtslos verdammen und lächerlich finden. So berechtigt ein ſolches wegwerfendes Urtheil erſcheinen würde, wenn man daran denken wollte, eine ähnliche Ceremonie irgend einem chriſtlichen Cultus jemals anzuhängen, eben ſo milde ſollte man auf der andern Seite ſich geſtimmt fühlen, wo es ſich um ein Urtheil über Menſchen handelt, in deren Anſchauungen ſich zu verſetzen, mit Erfolg kaum möglich ſein dürfte. Mildes Urtheil wird gerade in Conſtantinopel beſonders am rechten Orte ſein, wo, als die Barbaren ſich bereits zum letzten Sturme rüſteten, eine chriſtliche Synode in der Sophienkirche ſich eifrig mit der Frage beſchäftigte, wie religiös

*) Conſtantinopolis und der Bosporos. Th. II. Peſth, 1822. S. 205.

obgleich bei ruhigem Meere ein kräftiger Mann zur Führung der Barke genügt. — Der kaiſerliche Feſtzug bot, da der Himmel heiter war, auf dem Meere ein glänzendes Schauſpiel dar. Die große kaiſerliche Gondel, zum Theil vergoldet, mit einem bunt geſtreiften Zelte verſehen, reich bewimpelt, von weiß gekleideten Matroſen geführt, nahm ſich höchſt ſtattlich aus. Die nachfolgenden kleineren Fahrzeuge dienten dazu, den Glanz des an der Spitze einherziehenden noch mehr zu erheben. — Obgleich die Moſchee in kürzeſter Entfernung vom Landungspunkte lag, ſo beſtiegen doch der Sultan ſowie die ſeiner am Ufer harrenden Großbeamten die hier bereit ſtehenden Pferde ſogleich nach dem Anlanden. Bei der vorwaltenden Beſchränktheit des Ortes waren hier auch Soldaten zur Abwehrung der Menge aufgeſtellt. Die Geſichtszüge des Sultans zeigten heute mehr Ausdruck und Lebendigkeit, als bei der früheren ähnlichen Gelegenheit; er ſcheint übrigens ungleich älter zu ſein als er wirklich iſt, wozu der tiefe Einſchnitt der Züge und die Falten der Stirn weſentlich beitragen. Auch iſt das Benehmen einiger europäiſchen Mächte gegen die Türkei nicht eben geeignet, die letzteren zu glätten. Die beiden Schwäger des Sultans folgten ihm zunächſt; unter ihnen imponirte beſonders Mehemed-Ali, ein ſtattlicher, ſchöner Mann.

Zur rechten Seite der oben erwähnten Moſchee befindet ſich ein Brunnenhaus, welches ſich durch ſeinen anſehnlichen Umfang vor den vielen andern auszeichnet, die man in der Stadt neben den Moſcheen ſieht. Die hohen Fenſteröffnungen ſeiner Seitenwände ſind durch eng geflochtene metallene Gitter verſchloſſen, welche an ihrem unteren Ende halbkreisförmige Ausſchnitte beſitzen, in welchen die oben ſchon erwähnten Trinkgefäße ſtehen, die in dieſem volkreichen Theile der Stadt fleißig benutzt werden. Das eleganteſte dieſer Brunnenhäuſer befindet ſich in der Nähe der Sophienkirche auf einem freien Platze. Das Flechtwerk ſeiner Metallgitter iſt beſonders künſtlich. Ihr grüner Anſtrich und die vergoldeten Buchſtaben der Koran-Sprüche, welche um den Giebel herumlaufen, ſchienen mir faſt neu zu ſein, oder deuten jedenfalls auf ſorgfältige Unterhaltung.

Die Mauern und Thore von Conſtantinopel. — In der Nähe der Moſchee Sultan Mohammed II. befindet ſich der große Pferdemarkt der Stadt, auf welchem man, als ich dort anlangte

ine Auction von Pferden hielt, die der Form nach, ganz mit den bei ns üblichen Gebräuchen begleitet war. Das vorgeführte Thier urde von den Kauflustigen genau untersucht, und dann dem Meistietenden durch einen öffentlichen Ausrufer zugeschlagen. Auffallend rschien mir dagegen der ausgedehnte Gebrauch, den ich hier vom Pferdemiste machen sah. Man war beschäftigt, ihn in dünnen Schichten auf dem Boden an der Sonne auszubreiten. Auf meine Frage, wozu man den so ausgedörrten Dünger brauchen wolle, erhielt ich zur Antwort, daß er allein die Streu der Pferde abgeben müsse, a das Stroh zu theuer, oder auch nicht zu haben sei. Auf diesem Platze miethete ich nun durch meinen Dolmetscher zwei Pferde, um ie Mauern von Constantinopel auf ihrer Landseite zu umreiten. Der Vermiether bewies uns soviel Vertrauen, daß er uns die Pferde für eine bestimmte Anzahl von Stunden ohne Begleitung berließ, um sie dann an einem fernen Punkte in Pera wieder n übernehmen, wobei die Zahlung erst an letzterem Orte geschah. – Wir ritten von hier aus zunächst durch das Thor von Adrianopel, Edrene-Kapussi der Türken, Thor der Polyandrü er Griechen, vor welchem sich noch eine mäßige Anzahl von Häusern befindet, unter denen verschiedene Café's. Dieses wichtige Thor wird rechts und links durch zwei runde Thürme flankirt, on denen der eine in ziemlich gutem Zustande, der andere aber vollkommen unfähig zu irgend einer Vertheidigung erschien. Bald rauf fand ich die ganze Mauer so höchst vernachlässigt, daß von ihrer Seite her Widerstand ziemlich nutzlos gewesen sein würde, enn der jüngst beendigte Krieg eine feindliche Macht hierher geührt hätte. Tiefe Risse, wahrscheineich von früheren gewaltigen rdbeben herrührend, die 1592 und 1718 notorisch Aehnliches bewirkten, spalten sie an vielen Orten. Grüner Epheu umrankt sie ppig höchst malerisch; aus dem Gemäuer hervorgewachsene Bäume kunden durch ihre Höhe und die Ausdehnung ihrer Zweige, daß man ihrem Wachsthum seit langen Jahren kein Hinderniß entgegen setzte. Dieser ruinenartige Zustand gewährt freilich den Mauern für einen Dichter oder Künstler ungleich mehr Interesse, als irgend einem Ingenieur, und darum fand sie wahrscheinlich auch Hr. de Lamartine*) bewundernswürdig, und nennt sie nach denen des

*) Voyage en Orient. T. III. Bruxelles, 1838. pag. 315.

Parthénon und von Balbek die am meiſten majeſtätiſchen. Wie koſtſpielig übrigens eine den Anſprüchen der Fortifikation entſprechende Ausbeſſerung ſein würde, mag man daraus ermeſſen, daß der Umfang von Conſtantinopel 1¾ deutſche Meilen beträgt, und 28 Thore den Eingang gewähren ſollen. Mit nüchternen Augen angeſehen weichen ſie ſchon anſehnlich hinter den ungleich beſſer erhaltenen und mächtigeren Mauern von Nicäa zurück. Hierbei iſt freilich gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Geſchichtsforſcher, der die 24 Belagerungen an ſeinem inneren Sinne vorüberziehen läßt, welche vor dieſen Mauern getobt haben, ſie für wichtiger hält, als alle übrigen Mauern in der Welt.

Wenn man ſich von dem erwähnten Thore außerhalb der Mauern links dem Meere zuwendet, ſo bedient man ſich dazu einer ehedem regelmäßig gepflaſtert geweſenen Straße, deren Verfall jedoch dem heutigen Zuſtande des Staats vollſtändig anpaßt. Nach Allem, was mir von türkiſchen Straßen zu Augen gekommen iſt, kann ſie nur altgriechiſchen Urſprungs geweſen ſein. Wahrſcheinlich rührt ſie noch vom Kaiſer Juſtinian her; ſie war es, auf welcher in der Blüthezeit des oſtrömiſchen Reiches die Triumphzüge der Kaiſer den Weg nach dem goldnen Thore nahmen. — Beſondere Aufmerkſamkeit fordert aber das nächſtfolgende Thor, welches heute Top-Kapuſſi heißt, das alte Thor des h. Romanus, auf welchem der letzte Conſtantin, der Paläologe, tapfer fechtend, mit dem morſchen Kaiſerreiche zugleich fiel. Die heutigen Türken hätten wohl Urſache, dieſen für ihre Geſchichte ſo ruhmvollen Punkt dankbar in feſtem Zuſtande zu erhalten; nichts was irgend einer beſonderen Sorgfalt ähnlich ſähe, wird man jedoch hier gewahr. Es würde keiner centnerſchweren Steinkugeln bedürfen, wie ſie Mohammed's II. große Kanone geſchleudert haben ſoll, die ein Deutſcher geſchmiedet hatte, um dieſe baufälligen Mauern zu erſchüttern. — Aehnlich verhält es ſich mit den noch offenen ſeewärts folgenden Landthoren. Das den Griechen höchſt wichtige „Goldene Thor", — war ſchon zwei Jahrhunderte vor der Eroberung durch die Türken, von den letzten ſchwachen griechiſchen Herrſchern vermauert worden, weil ſie ſtets das Eindringen der Barbaren fürchteten. Die Türken haben es mit in die Umfaſſungsmauer ihrer feſten Citadelle, der ſogenannten „ſieben Thürme", hinein gezogen. Vergebens ſucht alſo das Auge jetzt das Thor, durch welches Theo-

dosius der Jüngere seinen Triumph-Einzug, auf einem von vier Elephanten gezogenen Siegeswagen hielt, vergebens die heidnische Siegesgöttin, welche das christliche Kreuz über dem Thore hielt, vergebens auch die Statuen des Theodosius d. Gr. und des Jüngeren, vergebens endlich die goldenen Inschriften. Kreuz und Statuen waren schon früh durch Erdbeben herunter geworfen worden. Verscheucht wird die goldene Erinnerung durch die rauhe Wirklichkeit der nahen sieben Thürme, deren colossale Mauern von da ab den ganzen Raum bis zu dem Meere ausfüllen. Sie stellen das festeste Bauwerk dar, welches aus türkischen Händen auf griechischen Fundamenten hervorgegangen ist. Ich konnte mich nicht enthalten, über die mächtigen Bausteine, welche nahe am Ufer im Meere zerstreut herum liegen, so weit hinauszusteigen, als es das ruhige Wasser erlaubte. Wer diese starken Mauern, von der Seeseite her, aus der Nähe betrachtet hat, wird sich nicht verhehlen können, daß sie ganz dazu gemacht sind, den Belagerten eine letzte sichere Zuflucht für längere Zeit zu gewähren, wenn Constantinopel die Bestimmung hätte, dereinst eine fünfundzwanzigste Belagerung zu erleben. Die hohen Thürme sind nämlich ganz aus soliden Werkstücken errichtet, die sich in abgerissenen griechischen Bauwerken aller Art zur Genüge vorgefunden haben mögen. Hier und da schaut ein weißer Marmorblock hervor als Reminiscenz an ehemalige Statuen oder Altäre. Auch ruhen diese Bauten auf Felsengrund, den schon Justinian hatte sprengen lassen, als ein gewaltiger Eisgang im Meere den dortigen Mauern verderblich gewesen war. Wer die inneren Einrichtungen der sieben Thürme kennen zu lernen wünscht, mag darüber Hrn. Pouqueville nachlesen, welcher mit dem französischen Gesandten Ruffin 25 Monate darin gefangen saß. — Scheint es doch, als hätten die Osmanen ihre gesammte Baukraft für die Befestigungen dieser Thürme erschöpft und sich deshalb der Unterhaltung der Ringmauern der Stadt überhoben gefühlt, deren Umfang, als Murad IV. sie im Jahre 1636 ausbessern ließ, zu 19,280 Ellen bemessen worden war. Ihre letzte Herstellung geschah unter Ahmed III. in den Jahren 1721—1723. Seitdem scheinen sie vergessen dazuliegen, und in dem Gemäuer der nach innen offenen viereckigen Thürme hausen Eulen und Geyer ungestört, um kreischend über geschehenes Unrecht sich zu beklagen, wenn irgend ein Steinwurf sie aufschreckte.

Auf meinem Rückwege längs der Außenſeite der Mauer, ritt ich vor dem Thore von Adrianopel vorüber, um das weiter weſtlich gelegene Landthor Egri-Kapu, das krumme Thor, zu ſehen, welches die Griechen das charſiſche, nach ſeinem Erbauer, dem Präfekten Charſas, genannt hatten. Es ſcheint ſich etwas beſſer erhalten zu haben, als die übrigen. Das Thor Haivan-Serai Kapuſſi, die Hyloporta der Griechen, befindet ſich in der Richtung gegen den Fanar und das goldene Horn, von welchem her die erſten Türken durch einen unterirdiſchen Gang in die Stadt eingedrungen ſein ſollen, um den Vertheidigern der Mauern in den Rücken zu kommen. — Die genauere Betrachtung dieſer Befeſtigungs-Mauern läßt keinen Zweifel übrig, daß ſie aus verſchiedenen Zeiten her verſchiedenen Vertheidigungs-Syſtemen angehören. Wenn die Geſchichte berichtet, daß ſchon die älteſten griechiſchen Mauern zwiſchen zwei feſten Thürmen convex-concav, mit der Concavität zweckmäßig nach außen gerichtet, geweſen ſeien, ſo iſt davon heute keine Spur mehr vorhanden; ſie verfolgen ſämmtlich die gerade Richtung, wo nicht etwa die Krümmung des Terrains es anders gebot. Das Majeſtätiſche, welches poetiſche Beſucher in ihm gefunden haben, mag der etwas erhabenen Lage zuzuſchreiben ſein, die davon herrührt, daß man die Hauptmauer auf einem Erdwalle errichtete. Die Mauerhöhe ſelbſt iſt nicht ausgezeichnet. Alle Beſchreiber dieſer Befeſtigungen ſprechen von drei Mauer-Linien; ich habe aber an einigen Orten deutlich die Spuren von vier ſolcher Linien geſehen. Außerhalb der Haupt-Mauer und ihrer theils viereckigen theils halbrunden Thürme verläuft auf etwas niedrigerem Boden eine zweite, von viereckigen nach Innen offenen Thürmen flankirte Mauer, die etwa zehn bis zwölf Fuß hoch iſt; ſie ſoll von Apopankus im Jahre 1344 erbaut worden ſein. Tiefer noch, unmittelbar an dem inneren Rande des tiefen Grabens, läuft eine kaum mannshohe, vielfach eingeſchnittene Mauer ohne Thürme, die offenbar der Hand-Vertheidigung gegen den über den Graben vordringenden Feind beſtimmt iſt. Endlich finden ſich noch außerhalb des Grabens Reſte einer Mauer, die jedoch weithin zerſtört iſt; ſie hat wahrſcheinlich zur Vertheidigung des Grabens ſelbſt dienen ſollen. — Der an manchen Stellen noch anſehnlich tiefe und breite Graben wurde von Leo Barbas, urſprünglich zum Schutze gegen die Angriffe der Bulgaren angelegt. Er iſt

gegenwärtig allenthalben trocken, und dient zu Gemüse- und Frucht-Gärten, die jedoch ziemlich verwildert aussehen. — Die bereits erwähnten verticalen Mauerrisse gewähren bequem Gelegenheit, die verschiedenen Formen der Construction, die auf einander gefolgt sind, genauer zu betrachten. Man überzeugt sich leicht, daß die solidere, ebenmäßigere Grundlage allenthalben griechischer Abkunft ist, woraus sich denn die Angabe der Türken, daß Mohammed II. nach der Eroberung die Mauern von Grund auf neu gebaut habe, als eitle Prahlerei ergiebt. Daß übrigens die Erdbeben speciell für Constantinopel stets eine zerstörende Rolle gespielt haben, beweist die Geschichte dieser Mauern ausführlich. Von ihrer Vollendung, am 12. Mai 317 n. Chr. an, befahl Constantin I. das Geburtsfest des neuen Rom an jenem Tage alljährlich zu feiern. Doch schon unter Theodosius dem Jüngeren, im Jahre 413, stürzte ein gewaltiges Erdbeben diese Mauern um. Constantinus Cyrus, der Präfekt, leitete ihren Neubau so energisch, daß er schon nach zwei Monaten vollendet dastand. Als 1718 durch ein heftiges Erdbeben nicht nur das Thor von Adrianopel, sondern auch die riesigen Mauern der sieben Thürme zusammenbrachen, betrachteten die Türken diese Zerstörung als eine Strafe Gottes für den unrühmlich abgeschlossenen Frieden von Passarowitz. Immer noch ragt die Mauer auch heute bedeutend genug in die Höhe, um dem an ihrer Außenseite Wandernden die Stadt, mit Ausnahme einiger Kuppeln von Moscheen und von spitzen Minarets, vollständig zu verdecken. — Nahe an ihrem westlichen Ende, an welchem sie von der Höhe zu dem Juden-Viertel und dem goldnen Horn sich hinabwendet, erstiegen wir die Höhe eines kleinen griechischen Kirchhofes mit frischen Gräbern und einigen Terebinthenbäumen, um von dort aus den sogenannten Pallast des Belisar genauer zu betrachten. Dieses länglicht viereckige hohe Gebäude liegt mehr an der inneren Seite der Hauptmauer, und erscheint so gut erhalten, daß nur ein neues Dach aufgesetzt zu werden brauchte, um es von Neuem bewohnbar zu machen. Selbst die Giebelmauern stehen noch, die hohen schmalen Fensteröffnungen liegen so dicht neben einander, daß das Ganze ein kasernenartiges Ansehen erhält. Die Geschichte dieses widerstandskräftigen Baues, der noch jetzt nicht selten von obdachlosen Menschen benutzt werden soll, liegt vollständig im Dunkeln. Nicht weit davon erhob sich ehedem der kaiserliche

Pallaſt der Blachernen, in welchem die Paläologen reſidirten; von ihm iſt längſt jede Spur verſchwunden. — Von dieſer letzten Anhöhe ſtiegen wir ſodann zuerſt nordweſtlich, ſpäter in nördlicher Richtung in das Juden-Viertel Balata hinab, welches zwiſchen der gleichfalls nach Norden fortlaufenden hohen Mauer und dem öſtlichen Ufer des goldenen Horns liegt. Enge Straßen, dürftige, ſchmutzig ausſehende Häuſer, herumwandernde ärmliche Figuren mit zerlumpten Kleidern und erdfahlen Geſichtern machen einen niederſchlagenden Eindruck; beſonders widerlich aber erſchien das Bild der höchſten Vernachläſſigung in mehreren jungen Frauen, ſowie in einigen Gruppen von Menſchen jedes Alters und Geſchlechts, die wir durch die offenen Fenſter am Boden ihrer Zimmer kauern ſahen. Neben dieſen Abbildern der höchſten Dürftigkeit fiel es indeſſen um ſo mehr auf, durch keinen Bettler beläſtigt zu werden, wie dies doch in einigen türkiſchen Quartieren vorkommt, wo ich ſogar mehrmals von vermummten alten Frauen angebettelt worden bin. Auch bewegten ſich einige alte wohlgekleidete Juden im Kaftan, mit langem weißen Barte, ebenſo mehrere ganz anſtändig auftretende ältere Frauen auf den Straßen herum. So abſchreckend der im Allgemeinen hier empfangene Eindruck auch ſein mag, ſo bleibt doch immer noch ein Reſt von Decenz übrig, welcher den Exceß von Ekel nicht verdient, den T. Gauthier und Andere darauf geworfen haben. Das auf der weſtlichen Seite des goldnen Horns gegen die Anhöhe von Pera hinaufſteigende zweite Juden-Viertel, Chaßköi, konnte ich perſönlich nicht beſuchen. Oberhalb des letzteren auf der Höhe liegt der gemeinſchaftliche Begräbnißplatz der Juden, deſſen zahlreiche rohe Denkſteine weithin ſichtbar ſind.

Auffallend ſticht der unmittelbar auf das Juden-Quartier folgende griechiſche Fanar von jenem ab; er enthält nämlich zahlreiche aus ſtarken Quaderſteinen feſtungsartig aufgeführte Häuſer nahe am Ufer. Nach der Straße zu ſind ſie mit wohlverſchloſſenen Thüren und eiſernen Fenſtergittern verſehen. Dabei tritt an ihrer Außenſeite das Streben, jeden Glanz zu vermeiden, ſichtlich hervor. Weniger bemerklich iſt dies der Fall bei einer Anzahl neu gebauter Häuſer, welche vor nicht langer Zeit ein großer Brand zerſtört hatte; dieſe machen durch ihre leichteren architectoniſchen Formen, die vorſpringenden Balcone und lebhafteren Farben einen vortheil-

haften Gegensatz zu den Nachbarn aus der grauen Vorzeit. Offenbar spiegelt sich die größere Sicherheit des Besitzes in der Neuzeit, im Verhältnisse zu der Unsicherheit des Erworbenen während der früheren Türken-Herrschaft, in diesen verschiedenen Bausthlen ab. Selbst der widerliche Schmutz in den Juden-Vierteln ist häufig nichts als die Folge einer weit getriebenen Vorsicht gegen äußeren Schein von Wohlhabenheit, der zum Raube reizen könnte. Der Schein von Reichthum, der auf dem Fanar ruht, deutet Seitens der türkischen Regierung wahrscheinlich auf eine Begünstigung hin. — Nahe an der mittleren Brücke über das goldene Horn traf ich auf das Viertel der Schiffbauer. Von den Docks desselben gehen die zahlreichen Barken und Kaiks Constantinopels aus. Wir hatten bis hierher immer noch die alte hohe Stadtmauer zur Rechten behalten, so daß wenigstens zwei Reihen der letzterwähnten Häuser außerhalb derselben am Wasser liegen. Endlich bogen wir von jenen ab und gelangten nun sehr bald zu der Brücke Mahmud's, welche dieser, um sich ein fortdauerndes wohlthuendes Andenken bei den Einwohnern zu erhalten, über das goldene Horn erbaut, auch mit Fonds zur Unterhaltung so ausgestattet hat, daß hier kein Brückenzoll gezahlt zu werden braucht, wie dies bei den übrigen nachbarlichen Brücken der Fall ist. — Dem westlichen Ende jener Brücke gegenüber liegt, nahe am goldnen Horn, eine große Militär-Caserne, aus der uns lustige Musik entgegen schallte. — Von diesem Punkte aus steigt die Anhöhe von Pera ziemlich steil aufwärts; den beschwerlicheren Theil dieses Weges legten wir noch zu Pferde zurück, und erreichten hierbei die von den Genuesen erbaute starke Festungsmauer, welche Galata von dieser Seite her, also gegen Pera zu, umschließt. Sie deckt diesen sehr ausgedehnten und gewerbreichen Stadttheil nach andern Richtungen gegen Kassim-Pascha und Top-Hané, so daß sie nur den gegen das goldne Horn und den Bosporus gerichteten Theil dieses Emporium's des Handels freiläßt. Sie wurde Constantinopel gegenüber, den ohnmächtigen griechischen Kaisern zum Trotze erbaut, und ihre Festigkeit ist selbst durch Erdbeben noch nicht erschüttert worden. An die ernste Mauer hatte sich ein zum Frohsinn aufforderndes Weinhaus angesiedelt, in dessen Nähe sich eine Gesellschaft von jungen Maltheſern mit dem Spiele des Kugelwerfens belustigte.

wache ſtets einnimmt. Der Thurm liegt auf einem Felſenvor
der öſtlichen Seite der Anhöhe und gewährt daher von
Höhepunkte eine vortreffliche Anſicht von dem nahen Galat
goldnen Horn mit dem Hafen, beſonders aber von dem ge
liegenden Conſtantinopel. — Der ſogenannte Thurm des
kiers hat auf der Höhe von Conſtantinopel eine ungleich m
minirende Lage in der unmittelbaren Nähe des Pforten-P
Von ſeiner Höhe aus, die gleichfalls von einer Feuerwache
nommen wird, genießt man eine beinahe unumſchränkte A
nicht nur auf das ganze Conſtantinopel und die ihm weſtlich
über liegenden Franken-Vorſtädte, ſondern auch auf den Bo
bis in die Nähe des ſchwarzen Meeres, die Propontis n
Prinzen-Inſeln und auf die Weſtküſte von Kleinaſien mit
tari, Kadi-Köi, bis zu dem fernen bithyniſchen Olym
weiter. Man ſieht ſich hier oben alſo im Stande, allmähl
Reihe von hervorragenden Punkten Europa's und Aſien's zu
muſtern, die ſowohl an maleriſcher Wirkung als an hiſto
Intereſſe kaum irgendwo ihres Gleichen haben dürften. Le
die Atmosphäre auf dieſem hohen Punkte ſelten ſo ruhig,
ein ungeſtörter Genuß fordern muß; ſo wurde dieſer auch mi
heftigen Luftzug gar ſehr erſchwert. Dagegen kommen die A
der Feuerwehr den fremden Beſuchern freundlich entgegen,
ſie Kaffe zur Erfriſchung anbieten. Dieſen ungemein
Bau hat Sultan Mahmud aufführen laſſen, nachdem er

Weise hervorheben. Insofern ist dieser Blick auf Constantinopel aus der Vogel-Perspective ungleich belohnender, als der von der Höhe der Paulskirche zu London, — wobei man noch zu erwägen hat, daß es Meeres-Arme sind, die man von dem Thurme des Serasliers aus Europa und Asien zugleich umschlingen sieht.

Das alte und das neue Serail (Serai). — Das alte Serail wurde von dem Eroberer Mohammed II. noch im Jahre der Eroberung selbst auf den weit umfassenden Raum gebaut, den das Forum des Theodosius und das von Leo dem Großen errichtete Palatium oder Capitol bis dahin eingenommen hatten. Der ursprüngliche türkische Bau war ein so weitläuftiger, daß er denselben Raum umschrieben haben mag, den die ursprüngliche Stadt des Byzas auf demselben Punkte der Erde einnahm. Doch schon Sultan Suleiman der Große beschränkte den übermäßigen Umfang bei Gelegenheit der Errichtung seiner Moschee und der daran stoßenden Gebäude. Es mag zweifelhaft bleiben, ob das Vorhandensein des griechischen Capitols die Veranlassung gegeben hat, das Serail hierher in die Nähe des Meeres zu legen. Aber nicht verkennen läßt es sich, daß kaum eine köstlichere Lage für einen Herrscherſitz aufgefunden werden konnte, als die hier vorhandene. Indem der Boden Constantinopels ein unregelmäßiges Dreieck darstellt, ist es die Spitze dieses, welche jener Bau einnimmt. An jener Spitze gehen die aus dem schwarzen Meere hergelangten Wasser des Bosporus in die der Propontis, des Marmara-Meeres, über, um dem Lande von zwei Seiten des Dreiecks her stets erfrischende Seeluft zuzuführen. Gegenüber in der Nähe breitet sich die Küste Kleinasiens mit Scutari und dem hohen Bulgurlu aus. Sämmtliche Schiffe, die aus dem schwarzen in das weiße Meer oder umgekehrt, fahren, müssen diese Landspitze passiren. Ein auf ihr in glücklicher Stellung erbauter Kiosk, der den Namen von Bagdad trägt, mag den Besuchenden durch seine großartigen und zugleich lieblichen Umgebungen wohl zu bezaubern vermögen, wie es Hrn. v. Grimm*) geschah, der so glücklich war, ihn betreten zu dürfen. Aus der Ferne her zieht jeder dieser, dem Herrscher gehörigen Theile der Stadt, die Aufmerksamkeit des Beschauers mehr durch die zahlreichen Bäume, als durch hervorragende Gebäude auf sich.

*) A. a. O. Th. III. S. 26.

— Der Beſuch des alten Serails ſowie des Pforten-Pallaſtes wird auch jetzt noch nur durch Erlangung eines Ferman möglich, den man durch Vermittelung der Geſandtſchaft einzuholen hat. Die Zeiten ſind vorüber, wo die Beſucher nur „wie Diebe in der Nacht" den Eintritt finden konnten; eine Expedition der Art, wie ſie uns Hr. Hackländer*) aus dem Jahre 1840 beſchreibt, hat in der That etwas Myſteriöſes. In der erſt erwähnten Weiſe beſuchte ich dieſe, eine abgeſonderte Stadt darſtellenden Gebäude in der angenehmen Geſellſchaft von drei Deutſchen Reiſenden, mit denen derſelbe Gaſthof mich zuſammen geführt hatte. Der Eingang wird dadurch erleichtert, daß ſeit Sultan Suleiman der Harem des Großherrn aus dem alten Serail verlegt wurde, wogegen die Frauen der verſtorbenen Sultane bis auf den heutigen Tag, unter der Aufſicht von gleichfalls ausgedienten Eunuchen, ihren Aufenthalt hier nehmen müſſen. Aus dieſem Grunde ſcheint ſeit der Zeit Sultan Mahmud's hier nichts Weſentliches verändert worden zu ſein, denn ich fand die ziemlich ausführlichen Beſchreibungen, welche uns v. Hammer*), Hackländer**) und v. Grimm***) gegeben haben, auch gegenwärtig noch ganz zutreffend. Der Eindruck, den die hier ſich den Eintretenden darbietenden fremdartigen und intereſſanten Gegenſtände hervorbringen, muß freilich nach der Individualität jedes Einzelnen ein ſehr verſchiedenartiger ſein.

Das äußerſte große Thor, durch welches unſere kleine Geſellſchaft eingeführt wurde, verdient den Namen einer „hohen Pforte" vollkommen, der ſich von hier auf die Regierung ſelbſt übertragen hat; diplomatiſche Aktenſtücke bedienen ſich ſeiner ja heute noch ganz gewöhnlich. Dieſe hohe Pforte liegt außerdem auf dem oberſten Abſchnitte der verſchiedenen Hügel von Conſtantinopel. Wenn man ſich erinnert, daß die Tempel des Poſeidon und der Aphrodite, welche Byzas bei der erſten Anlage der Stadt erbaute, wahrſcheinlich auf dieſer Höhe gelegen haben, — weil die Alten ſolche Höhepunkte am Meere für ihre Tempel vorzugsweiſe gern benutzten, ſo wird man ſich eines Schauders um ſo weniger erwehren können, indem man nun die Niſchen betrachtet, in welchen ſeit 1453 ſo

*) A. a. O. Bd. I. S. 322 u. f.

**) Daguerreotypen. Bd. I. Stuttgart, 1842. S. 210.

***) A. a. O. Th. II. S. 12 u. f.

zahlreiche abgeschlagene Köpfe unglücklicher Verurtheilter zur Schau ausgestellt wurden. Vier Jahrhunderte lang hat die Barbarei einen der schönsten Punkte der Erde zum Henkerplatz umgestempelt. Die aus Westen unaufhaltsam vordringenden milderen Sitten haben indessen unter der gegenwärtigen Regierung auch hier eine wohlthuende Veränderung hervorgebracht. Die oben erwähnte hohe Pforte führt in den Complex von Staats-Gebäuden ein, der seit Sultan Suleiman das neue Serail heißt. Die von dem Eroberer Mohammed II. ursprünglich angelegten Frauen-Wohnungen haben aber bis heute den Namen des alten Serail behalten. Der unter dem zweiten oder mittleren Thore wohnende Henker mag jetzt selten Gelegenheit haben, sein blutiges Handwerk zu üben; wir sahen die Grauen erregenden Nischen leer. — Auf dem weitläuftigen ersten Hofe fanden wir nichts, was unser Interesse speciell in Anspruch genommen hätte; in Ergebenheit wartende Diener und Thiere nahmen ihn hier und da ein, — wir durchschritten ihn daher ohne Aufenthalt. Der zweite Hof ist dagegen mit einer schönen Baum-Allee bepflanzt, zum Theil auch gepflastert; ein Säulengang umgiebt sein Inneres. Das Thor, welches in den dritten oder innersten Hof führt, heißt das Thor der Glückseligkeit, weil auf ihm zur Linken der Audienzsaal des Großherrn liegt, in welchem bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem Empfange fremder Gesandtschaften, die Vorgestellten des Glückes theilhaftig werden sollen, das Angesicht des Beherrschers der Gläubigen zu schauen. Jahrhunderte lang hat sich indessen diese Glückseligkeit unzählige Male in Tod, Gefängniß oder Verbannung umgewandelt, wenn die Vorgestellten das Mißgeschick hatten, dem Herrscher zu mißfallen. Der erwähnte Audienzsaal nahm mithin unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch; er verdient mehr den Namen eines Audienz-Zimmer's, wegen seines verhältnißmäßig geringen Umfanges und seiner niedrigen Decke. Dieses Zimmer empfängt sein Tageslicht durch ein einziges vergittertes Fenster, so daß man die in ihm vorhandenen Gegenstände nur im Halbdunkel erblickt. Kostbare Teppiche decken den Boden und den Thron des Sultans, sowie eine Art Divan mit einem von vier Säulen getragenen Baldachin. Die Säulen sind mit Edelsteinen eingelegt, jedoch in geschmackloser Manier. Dasselbe gilt von Figuren, die an den Wänden herum mit Perlmutter, Lasur und Edelsteinen verziert zu sehen sind. Alle Gegenstände

erſcheinen mit Vergoldungen überladen. Vor dieſem Throne genoſſen bisher die höchſten Beamten des Staates die Ehre, den Staub mit ihrer Stirn reiben zu dürfen, welchen der Fuß des Nachfolgers des Propheten ſo eben berührt hatte. Bei dem Zurückſchreiten durch das dritte Thor ſah ich mich vergebens nach den an dieſer Pforte wachthabenden weißen und ſchwarzen Verſchnittenen um, welche Hr. Hackländer hier noch mit Kaftan und ſpitzer Mütze bekleidet vorfand; letztere erſchien damals mit Pfauenfedern geziert. Die Alles nivellirende Zeit hat ſie hinweg genommen; die Künſtler, für welche ſich ehedem eine Reiſe hierher ſchon durch das Studium pittoresker Trachten belohnte, wandern jetzt faſt vergebens.

Eine in der Seitenwand des zweiten Hofes befindliche ſchmale Thür gewährte uns den Eingang zu den Gärten des Serails und zu der Reſidenz der alternden Frauen ehemaliger Sultane, ſowie der ſie bewachenden Eunuchen, — deren Amt wahrſcheinlich geringe Schwierigkeit mit ſich führt, denn wir bemerkten nirgendwo irgend eine Bewegung hinter einem Gitterfenſter, welche auf das Lauſchen eines Frauenkopfes hätte hindeuten können. Ueberhaupt hatte ſich eine bedeutungsvolle Stille über dieſe Räume ausgebreitet; kaum der Ton eines Vogels ließ ſich in den Gärten vernehmen. Die Benennung des alten Serail, gleichſam des „veralterten", erſcheint dadurch für dieſe Abtheilung um ſo geeigneter. — Ein großes Viereck von niedrigen Gebäuden umſchließt den Garten, welcher der umfangreichſte iſt. Dieſe verſchiedenen Gärten enthalten einzelne ſchöne Cypreſſen und Platanen; aber die Gebüſche von Roſen und Jasminen gewähren ein verwildertes Anſehen, und ſorgfältig unterhaltene Raſen-Parquets würde man hier vergebens ſuchen. Die Lieblingsblume der Türken, die Tulpe, ſoll im erſten Frühling mit der Hyazinthe die vorzüglichſte Zierde bringen. — Unſere Schritte wiederhallten einſam in einem langen und ſchmalen Corridor, der durch runde Fenſter mäßig beleuchtet erſchien. Und doch bedeutete man uns, daß die auf ihn ausmündenden Thüren ebenſo viele Eingänge zu den Gemächern der hier in freudenleerer Stille langſam hinſterbenden Damen bildeten. Die den Fenſtern gegenüber liegende lange Wand fanden wir mit zahlreichen Lithographieen in einer fortlaufenden Reihe bekleidet, die ſämmtlich aus pariſer Werkſtätten hervorgegangen waren. Sie ſtellten großentheils Scenen aus dem Leben Napoleon's I. dar, was wenigſtens auf verſöhnliche Geſin-

ungen hindeutet, wenn man das Unheil erwägt, welches Napoleon den Muſelmännern in Egypten zufügte. Da ſchon v. Grimm im Jahre 1837 dieſelben werthloſen Bilder hier vorfand, ſo ergiebt ſich daraus zweifellos, daß man auf wechſelnde Unterhaltung und Zerſtreuung der bei rauher Witterung in dieſen Gängen wandelnden Damen ſehr geringe Rückſicht nimmt. — Die Gemächer des Sultans, welcher ſie faſt nie beſucht, werden deſſen ungeachtet in elegnter Ausſtattung ſtets unterhalten. Sopha's mit ſchweren Seidenſtoffen überzogen, auffallend ſchöne Spiegel, Hängelampen von vergoldeter Bronze, reiche Fenſtervorhänge, deuten auf ihren Urſprung aus dem fernen Weſten, wahrſcheinlich aus Paris, hin. Weißer Marmor iſt reichlich verwendet, beſonders zu den in eigenen Kabinetten aufgeſtellten Badewannen und Waſchgefäßen verſchiedener Formen, deren alltäglich mehrmals wiederholter Gebrauch eine der nützlichſten Vorſchriften des Korans iſt. — Durch einen Säulengang wurden wir zuletzt in einen zauberiſch ſchön gelegenen, jedoch ſchlecht unterhaltenen Garten geführt, in deſſen Mitte ſich eine einzeln ſtehende hohe Marmorſäule erhebt, die offenbar griechiſcher Abkunft iſt. Die Statue des Theodoſius, welche ſie zu tragen ehedem beſtimmt war, iſt mit dem griechiſchen Reiche gleichzeitig geſtürzt. Ich bin verwundert, dieſes geſchichtlich intereſſanten Monumentes ſo ſelten von Vorgängern erwähnt zu finden, — vielleicht weil ihnen der kleine Platz verſchloſſen blieb. Die Säule wurde von Theodoſius zum Andenken an den Sieg über die Gothen im 4. Jahrhunderte errichtet. Sie heißt deshalb auch heute noch die Gothiſche. Hr. G. L. Kriegk*) hat jüngſt eine kleine Skizze von ihr geliefert. Einige herrliche alte Bäume bezeichnen den Raum außerdem.

Das Gebäude, in welchem die Berathungen der Miniſter der Pforte abgehalten werden, ſelbſt wenn in ihnen der Sultan perſönlich den Vorſitz führt, — in dem auch die einzelnen Miniſter ihre Audienzen ertheilen, liegt ſüdlich von der hohen Pforte, außerhalb der Ringmauern derſelben, doch mit ihr auf der nämlichen Anhöhe. Es iſt ein weitläuftiges, mit langen und breiten Corridoren ausgeſtattetes Gebäude, in welchen die des Beſcheides Harrenden ſich

*) Weſtermann's illuſtrirte Monatshefte. Bd. 4. Braunſchweig, 1858. S. 408.

aufhalten. Es entbehrt jedoch faſt ganz des Schmuckes und der ſorgfältigen Ausführung, die wir im Weſten an Bauwerken der Art zu ſehen gewohnt ſind. Man führte uns in den Salon, welcher zur Abhaltung der Miniſterconſeils beſtimmt iſt. In ſeiner inneren Einrichtung fand ich genau dieſelbe Phyſiognomie, welche dergleichen ähnlichen Zwecken beſtimmte Räume bei uns zu zeigen pflegen. Sogar mit Saffian überzogene Seſſel und der ovale, mit grünem Tuche behangene Tiſch fehlte nicht, offenbar ein Reſultat des wiederholten Aufenthaltes der Mehrzahl der gegenwärtigen Miniſter in den verſchiedenen Hauptſtädten Europa's. Der Hügel, welchen dieſes Gebäude krönt, bildet auf der Südweſtſeite einen mit Bäumen bepflanzten Abhang, unter welchen die Pferde und Diener der oben beſchäftigten Herren dieſe zu erwarten pflegen. In der Ebene folgen dann die ſchon erwähnten weitläuftigen Gemüſe- und Obſtgärten des Sultans, deren ſaftiges Grün auf eine ſorgfältigere Unterhaltung in erfreulicher Weiſe hindeutet. — Die große Sammlung von osmaniſchen Waffen und Trophäen, welche Reiſende, die für dergleichen Dinge ſpecielles Intereſſe haben, zu beſuchen pflegen, befindet ſich in der ehemaligen Kirche der h. Irene. Dieſe uralte, durch die erſten Andeutungen zum Spitzbogen-Styl architektoniſch beachtenswerthe Kirche verdankt ihre Erhaltung wahrſcheinlich der Beſtimmung, welcher ſie hingegeben wurde. Seitdem die Türken ſelbſt Anfangs 1859 den Kalkanſtrich weggewaſchen haben, mit welchem ſie ein aus Gold-Moſaik in die Wand eingefugtes großes Kreuz, nebſt einer gut erhaltenen goldenen griechiſchen Inſchrift, bepinſelt hatten, ſo hat der Beſuch dieſes Gebäudes auch für Geſchichtsforſcher mehreres Intereſſe erhalten.

Die Bazar's und Beſeſtan's. — Den Beſuch der Bazar's oder offenen Marktplätze, und der Beſeſtan's, d. h. der mit leichten Gewölben überdeckten langen Gallerien von Kaufläden, verſparte ich bis zum Tage vor der Abreiſe, um zugleich mit freundlicher Hülfe eines ſachkundigen deutſchen Freundes, des in Galata angeſiedelten Hrn. Fr. Reef aus Solingen, dort einige Einkäufe für die Heimath zu machen. Wer ethnographiſche Studien der verſchiedenſten orientaliſchen Völkerſtämme in einem eng begränzten Kreiſe zu machen wünſcht, wird dazu in dem ſchwer zu beſchreibenden Menſchengewimmel dieſer Märkte reiche Gelegenheit finden, — ſofern es ihm gelingt, einen dazu geeigneten ruhigen

Standpunkt zu finden, aus welchem Lastträger, Pferde, Esel, zahllose Hunde, berittene Beamte, wandernde Verkäufer, vermummte Weiber u. s. w. ihn nicht verdrängen können. Wer das Straßengedränge zu London, Neapel und Paris glücklich überwunden hat, darf sich auf seine Kunstfertigkeit in dieser Hinsicht nichts zu Gute thun, so lange ihm dasselbe nicht in Constantinopel gelungen ist. In jenen Städten wird der Fußwanderer wenigstens durch ein gewölbtes Straßenpflaster, wohl auch durch Trottoirs, bei eintretender Dunkelheit sogar durch Gasbeleuchtung unterstützt. Von alledem findet sich hier nichts. Was man hier Straßenpflaster nennt, sind einzelne, hier und da unregelmäßig ausgebreitete Steine, zwischen denen sich kothige Pfützen hindehnen, in welchen nicht selten Hundefamilien von ihren nächtlichen Streifereien ausruhen, unbekümmert wegen des sie umschwirrenden Lärmens. Der Hauptbesestan von Constantinopel wurde während der Anwesenheit der französischen Truppen von deren Arbeitern mit regelmäßigen Steinplatten kunstmäßig gepflastert und mit Trottoirs versehen. Kaum zwei Jahre waren seitdem verflossen und schon zeigten sich allenthalben Defekte, an deren Ausbesserung keine Straßenpolizei denkt. Das Bedürfniß für dergleichen Bequemlichkeiten ist in diesem Volke eben noch nicht erwacht; von Nachahmung in anderen Bazars oder Straßen ist deshalb auch nirgends eine Spur zu finden. In großer Gelassenheit kämpfen mit den daraus entstehenden Unbequemlichkeiten altgläubige Türken mit langem Barte, Turban, Kaftan und Pantoffeln an den bloßen Füßen; neumodische Türken in eng anliegender Uniform, mit dem Feß auf dem Kopfe und Stiefeln an den Füßen; bis über die Nase vermummte Weiber, mit sackähnlichem Mantel umhüllt und schlurfende Pantoffeln an den Füßen, in sehr ungraziöser Haltung die offenen Kaufläden neugierig durchmusternd; schlank und hoch gewachsene Perser mit tief gebräuntem Gesichte und scharf geschnittenen Zügen, die kegelförmige hohe, schräg oben abgeschnittene Pelz-Mütze auf dem Kopfe; den letzteren nicht unähnlich gekleidete Kaukasier, auf den ersten Blick kenntlich jedoch durch eine Art Waffenrock, an dessen vorderer Brustseite rechts und links eine Reihe von Patronen-Futteralen angebracht, auf stete Kampfbereitschaft hindeutet, — sämmtlich hochgewachsene stark muskulöse Figuren mit hochgewölbter Brust und dem regelmäßigen kaukasischen Gesichtstypus; ernste Armenier, von der Kopf- bis zur Fußbekleidung

ſchwarz, den berechnenden, durchdringenden Blick im Auge; ſchnell bewegliche, liſtig umſchauende Griechen, meiſtens mit ſchönen großen Augen, Augenbrauen, fein geſchnittenem Munde und gerader Naſe, im weſteuropäiſchen Oberrock, langen, engen Beinkleidern, Stiefeln und den etwas hohen rothen Fes mit blauem Büſchel auf dem Kopfe; — alle an ſich vorüberſchreitend, ſcheinbar ohne irgend eine Notiz von ſich zu nehmen. Unterſetzte breitſchulterige Laſtträger tragen keuchend enorme Laſten mittelſt einfacher Vorrichtung auf dem Rücken; oder es haben ſich zwei derſelben durch zwei lange ſtarke Stäbe mit einander verbunden, deren Jeder auf den gleichnamigen Schultern der beiden Männer ruht, ſo daß nun an dieſe beiden Stäbe die ſchweren Laſten angehängt werden können, mit welchen ſie auf den engen krummen Gaſſen ſo eilig daher ſchreiten, daß es keine leichte Aufgabe iſt, ihnen ſtets zu rechter Zeit auszuweichen. Pathetiſch wandert hier und da ein Derwiſch mit ſpitzer, zuckerhutartiger grauer Pelzmütze auf dem geſchorenen Haupte, im Kaftan dazwiſchen herum. Um das Gedränge zum Uebermaaße zu ſteigern, erſcheint noch eine mit vermummten Frauen oder mit Staatsbeamten gefüllte Chaiſe, der ehrerbietig Platz gemacht werden muß; ſie trägt gewöhnlich Spuren von Vergoldung an ſich und ihre Form iſt der ähnlich, welche vor etwa hundert Jahren in den Hauptſtädten des weſtlichen Europa's gebräuchlich war. Iſt es gelungen, jene unſäglichen Beſchwerden zu überwinden, ſo fragt es ſich, ob man ſich einem türkiſchen, griechiſchen, armeniſchen oder jüdiſchen Verkäufer zuwenden ſoll. Nicht leicht wird ein Weſteuropäer, der Erfahrungen in Conſtantinopel geſammelt hat, hinſichtlich der Beantwortung einer ſolchen Frage in Zweifel bleiben können. — Der Türke ſetzt einen feſten Preis auf ſeine Waare, von dem er nicht abgeht. Dieſer Preis iſt bisweilen hoch, aber doch in der Regel dem wahren Werthe entſprechend. Ich habe nie bemerkt, daß, wenn man die Forderung unangemeſſen findet, in ſeinen Geſichtszügen ſich nur der mindeſte Unmuth kund gegeben hätte. Mit der größten Ruhe legt er ſeine verſchmähte Waare bei Seite. — Der Grieche iſt dagegen auf Abzüge gefaßt und übertreibt daher gern ſeine Forderung. Er iſt dabei eben ſo redſelig als der Türke ſchweigſam bei ihm muß man auf jede Liſt und Uebervortheilung ſtets gefaßt ſein. — Bei den Armeniern habe ich in Bruſſa ein ähnliches Verfahren wahrgenommen; doch benehmen ſie ſich meiſtens ruhiger

und fester als die Griechen. — Die orientaliſchen Juden ſind den occidentaliſchen in dieſer Hinſicht ganz ebenbürtig. Lautes Gezänk hört man in der Regel nur in den offenen Bazars; es pflegt ſich nur zwiſchen Juden und Armeniern der niedrigſten Klaſſe zu erheben. — Erleichtert wird dem Käufer die Erreichung ſeines Zweckes durch den Gebrauch, daß die Kaufläden derſelben Waarengattung gewöhnlich in einer Reihe neben einander liegen; daſſelbe gilt von den Handwerkern, die in offenen Buden ihren Arbeiten obliegen und ſo eigene Gaſſen zu bilden pflegen. — Am meiſten auffallend, zugleich aber wohlthuend iſt mir in dieſem Sauſen und Brauſen Tauſender von Menſchenſtimmen die Erſcheinung geweſen, daß, ſo oft der Muezzim von dem Minaret zum Gebete ruft, die toſende Menge, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, plötzlich ſchweigt; die Strenggläubigen begeben ſich eilenden Fußes nach der nächſten Moſchee, um dort ihr Gebet zu verrichten; die, welche einem laxeren Ritus angehören, ſtehen wenigſtens ſtill und murmeln einige unverſtändliche Worte, indem ſie das Geſicht nach Süden (Mekka) wenden. Eine ſo urplötzlich eintretende Beſchwichtigung des Lärmens würde kein Donnerruf in einer weſteuropäiſchen Marktſtraße zu Stande bringen können. — Der Prunk von eleganter Anordnung der ausgeſtellten Waaren, von Schaufenſtern, von abſchließenden Spiegelſcheiben, Gasbeleuchtung, iſt bis in die Läden von Conſtantinopel noch nicht vorgedrungen. Sie werden, ſobald das Dunkel des Abends eintritt, verſchloſſen, und gewöhnlich ſind es einfache Tiſche, die ſtraßenwärts geſtellt, einen kleinen Theil der Waaren aufnehmen; der größere Theil derſelben liegt in Kaſten oder in Fachgeſtellen des Hintergrundes. Daß ſämmtliche Verkäufer nur männliche Individuen ſein können, verſteht ſich von ſelbſt. — Unter den gewölbten Hallen erregte meine beſondere Aufmerkſamkeit die den Gewürzen, Wohlgerüchen und Specereien eingeräumte. Sie heißt die Egyptiſche, weil die meiſten der hier ausgeſtellten Gegenſtände über Egypten aus Arabien und Indien kommen. Da die Orientalen große Freunde von dergleichen Dingen ſind, ſo findet man hier ſtets einen ungemein lebhaften Verkehr.

Pera und Galata. — Die Vorſtadt Pera liegt Conſtantinopel gegenüber, auf einem die nordweſtlichſte Seite des goldnen Horns begränzenden Hügel, der ſich 330′ über das Niveau des Waſſers des Bosporus erhebt. Die Wände deſſelben laufen nach

drei Seiten hin ansehnlich steil gegen das Ufer hinab und hierin mag der Grund liegen, daß der große Verkehr, namentlich der kaufmännische, sich in Galata erhoben hat, welches zwar an demselben Hügel, aber dem Meere zunächst, im Jahre 1082 n. Chr., ursprünglich von den Venetianern, unter Alexius Comnenus begründet wurde. Als diese sich später übermüthig gegen den Kaiser Manuel Comnenus benommen hatten, wurden sie von ihm verbannt und an ihre Stelle die Genuesen zugelassen. Diese traten indessen bald in die Fußstapfen der Venetianer, umschlossen, ungeachtet der Protestationen des Kaisers, Galata mit starken Festungsmauern und bauten den schon erwähnten hohen Thurm, der durch seine große Festigkeit noch heute Bewunderung erregt und allen Erdbeben Trotz bot.

Die Höhe des Hügels, das eigentliche Pera, scheint erst nach dem Falle des griechischen Reiches bevölkert worden zu sein, indem die Türken dort zuerst dem Comnenen Drago, nachher auch anderen vornehmen griechischen Familien die Ansiedlung erlaubten. Daher heißt Pera bei den Türken auch Beg-joli, die Fürstenstraße. — Erst 1535, als Franz I. mit dem Sultan Suleiman einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, wurde dort auch die Residenz der französischen Gesandtschaft festgestellt, der später die andern Gesandtschaften folgten. Dennoch ist die lange Hauptstraße von Pera selbst nur von reichen griechischen und einigen armenischen Familien eingenommen, mit alleiniger Ausnahme der russischen Gesandtschaft, deren Pallast an der Nordostseite der Straße liegt. Seit dem Ende des Jahres 1856 wird diese Hauptstraße mit Gas beleuchtet. Bis dahin war es in Constantinopel allein der vor dem neuen Pallaste des jetzt regierenden Sultans liegende Quai, dessen Gasbeleuchtung während der Dunkelheit einen magischen Effect, durch den Wiederschein der langen Reihe von Gasflammen auf dem dunkeln Meere machte.

Das englische Gesandtschaftshôtel ist massiver, solider, aber ohne architektonische Eleganz, wenn auch innerlich wohnlicher aufgeführt. Man gelangt aber nur durch eine Nebengasse zu ihm und genießt seinen Anblick beschränkter vom goldnen Horn und dessen südöstlichen Ufer aus. Ein Park mit herrlichen großen Bäumen, der dem russischen Hôtel fehlt, dient ihm zur besonderen Zierde, ist jedoch mit einer festungsartigen Mauer umschlossen, welche an die

nicht fernen alten genueſiſchen Mauern erinnert. — Die Hôtels der öſterreichiſchen und der franzöſiſchen Geſandtſchaft liegen mit kleineren teraſſenförmigen Gärten am nordöſtlichen Abhange des Hügels, nur von einzelnen begünſtigten Punkten aus bequem ſichtbar. Die meiſten übrigen Geſandtſchaften wohnen zur Miethe; die preußiſche zur Zeit in einem ſchön gelegenen großen Gebäude am ſogenannten petit champ des morts, auf deſſen ehemaligen Grund und Boden es erbaut ſein ſoll, nachdem das Begraben innerhalb der Städte verboten worden iſt. Man genießt von ſeiner Südoſt-Fronte aus eine herrliche Ausſicht auf das goldne Horn, das Arſenal, Kaſſim-Paſcha und auf ganz Conſtantinopel.

Die Gaſthöfe Pera's haben ſich während der letzten Zeitperiode zu der Höhe der weſteuropäiſchen zu erheben getrachtet und von dem Hôtel d'Angleterre darf man ſagen, daß es dieſes Ziel erreicht hat. Es liegt auf einem der höchſten Punkte des Hügels und die Zimmer ſeiner Nordoſtſeite gewähren eine überraſchend ſchöne Ausſicht. Ebenſo iſt für Comfort aller Art, namentlich gute Speiſen, beſtens geſorgt. Aber eben deshalb findet man die beſſern Zimmer faſt ſtets beſetzt und ihre Preiſe ſetzen eine reichlich gefüllte Börſe voraus. Solche, die auf ſchöne Lage ihrer Wohnung weniger Werth legen, finden leicht ein billigeres Unterkommen. An Speiſehäuſern mit erträglicher Bedienung fehlt es nicht. Die Wirthshäuſer von Galata ſind auf die Bedürfniſſe Geſchäftsreiſender berechnet und nur wenige von ihnen würden unſeren Gaſthäuſern dritten und vierten Ranges gleich geſtellt werden können. Im Jahre 1856 hatte ein unternehmender Franzoſe, Hr. Bacq, ein Kaffehaus nach franzöſiſcher Sitte eingerichtet; bei meinem Beſuche war man noch mit dem Ausbauen des oberen Stockwerkes beſchäftigt. Bei guter Witterung verſammeln ſich Gäſte aus den verſchiedenen Nationen auf dem viereckigen inneren Hofe, der nicht blos mit niedrigen Bäumen und Sträuchern, ſondern im Hintergrunde auch mit einer kleinen Menagerie, beſonders Vögeln in Drahthäuſern, ausgeſtattet iſt, welche ſtets Schauluſtige herbeizieht. Die Bedienung fand ich prompt und billig, und ſo würde dieſes Unternehmen, wenn es guten Fortgang hat, einen anſtändigen Vereinigungspunkt für Beſuchende der gebildeten Klaſſen darbieten, eine Fundgrube zugleich für den Freund ethnographiſcher Studien.

Kaum dürfte man irgendwo auf der bewohnten Erde eine größere Mannigfaltigkeit von Sprachen und Dialekten hören können, als in diesen beiden fränkischen Vorstädten. Die italienische Sprache ist seit der Zeit der Genuesen die vorherrschende geblieben; ihr zunächst folgen neugriechisch, armenisch, türkisch, arabisch, persisch, tartarisch, tscherkessisch, französisch, deutsch, englisch, russisch, bulgarisch, ungarisch, spanisch u. s. w. — Wer den Wunsch hegt, sich praktisch einen Begriff zu bilden von der Wirkung der Sprachenverwirrung bei dem Thurmbau zu Babel, dürfte seinen Zweck am leichtesten in Pera erreichen. — Die zahlreichen Deutschen haben in der jüngsten Zeit ein deutsches Casino errichtet, dessen Lokale sich unfern des Hôtels der englischen Gesandtschaft, südwestlich von der langen Hauptstraße befindet. Als ich eines Abends dort eingeführt wurde, fand ich eine zahlreiche Gesellschaft von Damen und Herren, vor denen durch eine Liebhaber-Gesellschaft zwei kleine Schauspiele unter der Direktion eines ehemaligen Schauspielers aufgeführt wurden, von deren Personen der Direktor und eine junge Dame sich vortheilhaft auszeichneten. Drei Dilettanten trugen durch Vortrag eines Trio's für Fortepiano, Violine und Cello, zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. Der Speisesaal bot Genüsse der Art reichlich dar, wie man sie in Deutschland zu finden gewohnt ist. Die Munterkeit und Gesprächigkeit der Gesellschaft deutete darauf hin, daß man sich der Annahme orientalischer Sitten nicht ganz hat entziehen können. Jedenfalls ist den hier zerstreut lebenden Deutschen Glück dazu zu wünschen, daß sie es vermocht haben, an einem von der Heimath so fernen Punkte die traurige Zwietracht deutscher Stämme zu vergessen, die hier fast sämmtlich vertreten sind. Möge die Vereinigung weiter und weiter gedeihen! Die Mehrzahl der Anwesenden schien dem Kaufmannsstande anzugehören. Ich hörte den Abgang des ehemaligen preußischen Gesandten in Constantinopel, Herrn Grafen v. Pourtales, noch heute lebhaft bedauern, weil er seine Salons der gebildeten deutschen Gesellschaft an gewissen Tagen regelmäßig geöffnet hatte. — Auch an einem Theater-Gebäude fehlt es Pera nicht. In der Regel ist es von einer italienischen Gesellschaft eingenommen. Am 26. September Abends wohnte ich dort einer Aufführung der Oper Sophia Miller von Verdi bei. Der Gegenstand des Libretto dieser Oper ist Schiller's „Kabale und Liebe" entnommen.

Zu meiner Ueberraſchung übertrafen die Leiſtungen der darſtellenden italieniſchen Geſellſchaft Vieles, was ich der Art in größeren Provinzialſtädten Italiens gefunden hatte; die Titelrolle wurde ſogar ausgezeichnet geſungen. Dem Saale fehlte es freilich an der Eleganz und koſtſpieligen Ausſchmückung, die wir jetzt in unſeren Hauptſtädten zu ſehen gewohnt ſind: aber er iſt geräumig genug, und die ſceniſche Einrichtung lobenswerth.

Die den Türken abgezwungene Gewährung des Schutzes, welchen die Conſuln fremder Nationen ihren Staatsangehörigen verleihen dürfen, erſchwert der türkiſchen Polizei ihr Amt ungemein. So konnte es noch Ende April's 1857 in Pera auf offener Straße und bei hellem Tage geſchehen, daß einem ehemaligen franzöſiſchen Militär, Namens Perdrix, der viele Beweiſe von Muth im Ergreifen von Dieben gegeben hatte, von Italienern ins Geſicht geſchoſſen und ſeinem croatiſchen Begleiter der Arm zerſchmettert wurde. Die Angreifenden zogen ſich unaufgehalten durch einen zuſchauenden Menſchenhaufen zurück. Das Gute ging indeſſen aus dieſem zu laut ſchreienden Vorfalle hervor, daß auf Andringen der fremden Geſandten ſich die türkiſche Polizei endlich entſchloß, einen Haufen ſchlechten Geſindels ergreifen, einſchiffen und nach Tripolis bringen zu laſſen, wo für ihre Feſthaltung geſorgt wird. Im Juni 1857 wurde es nöthig, die Vorſtädte Conſtantinopels in Belagerungszuſtand zu verſetzen, um ſich der Räuber bemächtigen zu können, die unter dem Schutze jener Capitulationen überhand genommen hatten. — Die wohlthätigſte Einrichtung, welche die Neuzeit dieſen Städten bringen konnte, iſt die einer Munizipalität geweſen, die aus chriſtlichen Mitgliedern, namentlich mehreren Deutſchen beſtehend, von einem türkiſchen Beamten, Kiamil-Bey präſidirt wird. Dieſer neuen Behörde fällt die ſchwierige Aufgabe zu, das ſich hier hin- und herwälzende Menſchen-Chaos in Ordnung zu bringen. Dringend ſind ihr, nächſt dem vorhandenen guten Willen außergewöhnliche Kräfte zu wünſchen. Die Regierung ſoll die Abſicht hegen, nach den Ergebniſſen dieſer erſten Munizipalität des türkiſchen Reiches, ähnliche Behörden in Conſtantinopel ſelbſt und in andern Städten folgen zu laſſen. Conſtantinopel iſt zu dieſem Zwecke in 14 Kreiſe eingetheilt worden, von denen Galata und Pera den ſechsten Kreis bilden. Sie wird ihre Aufmerkſamkeit zunächſt auf die Verbeſſerung des Straßenpflaſters, auf die Unter-

ſuchung der Nahrungsmittel, ſodann auf die Sorge für richtiges Maaß und Gewicht, beſonders aber auf die Löſchanſtalten erſtrecken müſſen, bei welchen man bisher vorzugsweiſe Maurer und Zimmerleute angeſtellt hatte, in deren Intereſſe es lag, daß möglichſt viele Häuſer abbrennen möchten. Daß jene Municipalität ſich das Vertrauen der Regierung im Laufe der Zeit mehr und mehr zu erwerben gewußt hat, beweiſt der Umſtand, daß ſie es Anfangs October 1859 wagen durfte, die türkiſchen Gräber im petit champ des morts*) nivelliren zu laſſen, obgleich der Volks-Unwille ſich dabei in bedenklichem Grade kund gab. Man ſchützte die Arbeiter ſogar durch ein Bataillon Soldaten und Kawaſſen.

Ueberhaupt werden die Wohlthaten, welche der Hatti-Hümajum allen Völkerſtämmen des türkiſchen Reiches verſprochen hat, hier unter der Mitwirkung der fremden Geſandtſchaften am Erſten zur Wahrheit werden. Freilich kann man es den orthodoxen Türken andererſeits kaum verargen, wenn es ihnen, dieſen Neuerungen gegenüber, ſchwer wird, den Namen ihrer Hauptſtadt Iſtambul, d. h. Fülle des Islam's, — zur Unwahrheit werden zu ſehen. Nachdem nächſt dem griechiſchen und katholiſchen Cultus neuerdings auch dem evangeliſchen ſeine geſonderte Berechtigung von der Regierung zuerkannt worden war, ſind für letzteren mehrere Schulen mit gedeihlichem Erfolge errichtet worden, zu denen ſogar eine Anſtalt, um Geiſtliche auszubilden, hinzugekommen iſt. Namentlich ſind es Armenier, die ſich ſeit einer Reihe von Jahren dem letzteren Cultus zugewendet haben. Die amerikaniſchen Miſſionare haben den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit nach Bebek am Bosporus verlegt; dort befindet ſich ein Seminar zur Heranbildung von Seelſorgern, Schullehrern u. ſ. w. Die Frauen der verheiratheten Miſſionare beſorgen eine Erziehungs-Anſtalt für Mädchen. Zu ſeiner Zeit iſt die Nachricht durch alle öffentlichen Blätter gegangen, daß auf dem allgemeinen evangeliſchen Kirchentage im Jahre 1857 zu Berlin ein zu dieſem geſendeter Armenier einen öffentlichen Vortrag in ſeiner Sprache, mit Hülfe eines Dolmetſchers, gehalten hat. Ein der ſchottiſchen Landeskirche angehörender Geiſtlicher von Salonichi in Macedonien theilte mir jüngſt mit, daß in Pera ein getaufter Türke chriſtliche Vorträge halte. Für dieſen chriſtlichen Türken, der

*) Vergl. Gautier, Constantinople. Paris, 1854. pag. 80.

den Namen Williams angenommen hat, ist sogar in der Nähe eines Palastes des Sultans ein Missionshaus gebaut und 1859 eröffnet worden. Der Aufenthalt eines solchen abgefallenen Osmanli ist dort dadurch möglich geworden, daß, auf den Antrag Lord Stratford's den Ankommenden von der Polizei nicht mehr der Name ihres Vaters abgefordert wird, wie dies ehedem geschah. Durch diese Maßregel wird es der türkischen Behörde möglich, über eine stattgehabte Conversion hinweg zu sehen. Man würde sich indessen täuschen, wenn man für die verschiedenen Arten des christlichen Cultus einen Zuwachs aus den Osmanen erwarten wollte. Was diesen in der Hauptstadt ihres Reiches von den Christen im Ganzen und Großen praktisch vor die Augen geführt wird, ist wenig geeignet, sie zu letzteren hinüber zu ziehen. — Im preußischen Staate wurde während des Jahres 1856 durch Collecten die Summe von 58,254 Thlr. pr. Crt. zur Errichtung von evangelisch-deutschen Schulen und Kirchen zusammengebracht, deren Schutz von der türkischen Regierung zugesagt worden war. — Nachdem bis dahin nur unter dem Schutze der österreichischen und französischen Gesandtschaft kleine christliche Krankenhäuser bestanden hatten, wurde im October 1856 ein solches unter dem Schutze der preußischen Gesandtschaft stehendes Hospital eingeweiht, welches, in der Nähe der langen Hauptstraße von Pera liegend, theils in einem angekauften ältern, theils in einem neuerrichteten Gebäude bestehend, bei meinem Besuche 40 Betten darbot, die auch bereits großentheils mit Kranken verschiedener Nationen und Religionsbekenntnisse besetzt waren; ich bemerkte unter ihnen einen schwarzen Matrosen aus Boston und mehrere Holländer u. s. w. Die Pflege fand ich durch drei Diakonissen, die aus der Mutteranstalt zu Kaiserswerth a. Rh. hierher gesendet worden waren, trefflich geleitet. Ebenso wurde der ärztliche Dienst damals durch Hrn. Dr. Morris in ausgezeichneter Weise besorgt. Bedauerlich ist es für die letztere Anstalt, daß dieser für sein Fach wissenschaftlich begeisterte und humane Arzt seitdem nach Berlin zurückgekehrt ist. — Ein dort zusammengetretener deutscher Wohlthätigkeitsverein bestand, seinem eilften Jahresberichte zufolge, aus 254 Mitgliedern; die Zahl der während des letzten Jahres im Hospital verpflegten Kranken war auf 296 gestiegen, und so hatten sich auch die Verpflegungskosten seit einem Jahre um das Dreifache gesteigert. Ein deutscher Frauen- und Jungfrauen-Verein nimmt sich

der Pflege der Armen und Kranken an, und so ist denn in der letzten Zeitperiode ein trefflicher Anfang gemacht worden, den Türken die Religion der Liebe in ihren wohlthätigen Folgen werkthätig darzustellen. — Man ist jetzt im Begriff, christliche Kirchen in Pera und Galata neu zu begründen. Der Gebrauch von Glocken wird indessen in solchen Provinzialstädten, wo die christliche Bevölkerung das Uebergewicht hat, wahrscheinlich eher erlaubt werden, als in der Hauptstadt, deren fanatische Bevölkerung durch die seit vierhundert Jahren dort verstummten Glockentöne zu bedenklichen Reactionen könnte aufgestachelt werden. — Besonders erfreulich ist es, daß um Pfingsten 1858 eine neu erbaute deutsch-evangelische Gemeinde-Schule zu Pera eingeweiht werden konnte, was besonders durch von Berlin her empfangene Unterstützungen möglich geworden war. An dem Schulunterrichte nahmen in diesem Jahre 76 Schüler Theil, unter denen, außer den evangelischen, sich auch 28 katholischen und 4 griechischen Bekenntnisses befanden. Die Geistlichen der beiden letzteren Bekenntnisse haben indessen seitdem Schritte gegen die Benutzung dieses Unterrichtes Seitens ihrer Angehörigen thun zu müssen geglaubt, obgleich sie diesen keinen Ersatz zu bieten vermögen.

Der größere von den beiden christlichen Kirchhöfen zeichnet sich durch seine höchst malerische Lage auf der Spitze des Hügels von Pera vortheilhaft aus, welche eine weitumfassende Ansicht der gesammten großartigen Umgebung gewährt. Dieser ursprünglich dem Frieden und der Ruhe gewidmete Platz ist gegenwärtig der Versammlungsort der eleganten und müßigen Bewohner von Pera, welche Erheiterung, gesellschaftliche Unterhaltung und freie Luft suchen. Bei meinem Besuche fand ich auf dem, dem westlichen Ende der Hauptstraße von Pera zunächst gelegenen Theile desselben eine zahlreiche Heerde von Kameelen gelagert, welche dort friedlich ihrer weiteren Bestimmung entgegen harrten.

Wenn man sich erinnert, wie häufig Constantinopel ehedem die Opfer pestartiger Krankheiten geworden ist, die durch Schiffe von außerhalb eingeschleppt worden waren, damit auch vergleicht, wie selten verhältnißmäßig diese jetzt auftreten, wie die echte orientalische Bubonen-Pest diese Stadt kaum mehr erreicht, so kann man den Nutzen, welchen verständig eingerichtete Quarantäne-Anstalten dem Orient gebracht haben, nicht ableugnen, sofern man nicht theoretischen Spitzfindigkeiten zu Liebe sich praktischen Ergebnissen verschließt

will. Schon der Umstand, daß der Fatalismus der Türken auf diese wohlthätige Weise einen harten Stoß bekommen hat, sollte die Männer, welche ein unbedingtes Verdammungs-Urtheil über jede Quarantäne aussprechen, zu milderem Sinne anmahnen. Von den Auswüchsen, und Uebertriebenheiten der Quarantänegesetze, wie sie Hr. Brayer*), der aufmerksame Beobachter der Contumaz-Anstalten des Orients von 1826—1835, erfuhr, kann jetzt nicht wohl die Rede mehr sein; mögen sie in das Meer der Vergessenheit versenkt werden. Eine milde, humane, zugleich energische Handhabung jener Gesetze wird aber namentlich für den Orient, bei der dort vorherrschenden Mißachtung des Wohles der Nebenmenschen, wo Handels-Vortheile im Spiele sind, lange noch am rechten Orte sein. Im Juli 1858 beschloß der Sanitätsrath von Constantinopel, als sich die Bubonen-Pest in Bengazi geäußert hatte, daß die von dort anlangenden Provenienzen statt einer fünftägigen einer zehntägigen Observanz in der Quarantäne unterworfen werden sollten. Die Provenienzen aus dem schwarzen Meere werden von dem Sanitäts-Büreau zu Kavak untersucht und nach Maaßgabe des Inhaltes ihres Patentes behandelt.

Die Medicinalschule. — Die Medicinalschule zu Constantinopel wurde auf Befehl des gegenwärtig regierenden Sultans durch österreichische Aerzte gegründet und allmälig ausgebildet. Um die durch eingewurzelte Volks-Vorurtheile äußerst schwierig gewordene erste Anlage dieses Institutes hat sich Hr. Dr. Bernhard das wesentlichste Verdienst erworben. Eine ausführliche Beschreibung desselben haben wir dem Hrn. Dr. Spitzer zu danken, der die weitere Ausführung kräftig förderte. Der letzte orientalische Krieg hat freilich gezeigt, daß der ärztliche Dienst des türkischen Heeres dessenungeachtet sehr mangelhaft war. Man wird jedoch erwägen müssen, daß die in hohem Grade wünschenswerthe Erhebung einer solchen höheren Bildungs-Anstalt gar sehr von der Stufe der wissenschaftlichen Schulbildung abhängig bleiben muß, auf der die eintretenden Schüler stehen. So lange dieselbe so kümmerlich sich gestaltet, als dies bisher der Fall war, würde man Unrecht haben, große Erwartungen zu hegen**). Selbst die türkischen Regierungsbehörden

*) Neuf années à Constantinople. T. II. Paris, 1836. pag. 367 sq.

**) Vergl. Rigler, die Türkei. Bd. 1. S. 403.

der Pflege der Armen und Kranken an, ärztliches Urtheil an- letzten Zeitperiode ein trefflicher Anfang die ihre Ausbildung auf die Religion der Liebe in ihren wohl aben. In den meisten voll- zustellen. — Man ist jetzt im Be , seltener armenische, häufiger und Galata neu zu begründen atische und französische Aerzte, die indessen in solchen Provinzio en Religionsgenossen vollständige An- das Uebergewicht hat, wo die Türken begnügen sich, sie in lebens der Hauptstadt, deren F überhaupt nur einmal zu befragen, mehr hundert Jahren dort den wahrscheinlichen Ausgang des Uebel actionen könnte auch Heilung zu erhalten. Der Fatalismu daß um Pfingst nicht, bei jeder Gelegenheit zu abergläubisch meinde-Schule Charlatans ihre Zuflucht zu nehmen*). durch von wenigen Jahren errichtete kaiserliche Akademie war. A in Constantinopel besteht fast nur aus fremden Aerzten ler Th und ihre Führer. — Die am Meeresufer be tische zahlreichen Barken sind, der Mehrzahl nach, von Türk der Minderzahl von Griechen oder Armeniern bemannt. „Kaik" ist verhältnißmäßig zu seiner Länge schmal, ziemlich scharf, das Hintertheil stumpf und ohne Steuerru Vordertheil zugespitzt, ohne jedoch, wie bei den venetianis geschärft auszulaufen, nicht selten mit grobem Sch versehen und braun lakirt. Der Führer erkennt an der Einsteigens sogleich, ob er es mit einem Einheimischen Fremden zu thun habe. Man steigt zwar nicht, wie zu Vene rückwärts ein; dennoch fordert das Einsteigen mit nach vorw gewendetem Gesichte eine gewisse Gewandtheit Man muß, weit schreitend, mit dem vorgesetzten Fuße möglichst genau die Mi linie des schmalen Fahrzeuges zu betreten suchen, weil dieses Nichtfalle heftig hin- und herschwankt und allenfalls umstürzen Mit dem Nachziehen des zweiten Fußes verbindet man gewöhn das Niederlassen auf die bereit liegenden Kissen. Nur zwei Pe giere können nebeneinander im Hintertheile Raum finden, wo sich Ehrenplatz befindet: die Dienerschaft nimmt in der Mitte der B auf ähnliche Weise Platz. Die Barkenführer sind in der R stark muskulöse kräftige Männer, mit tief gebräunter Haut Gesichts und der offen daliegenden Brust. Da der Kopf nur einem Feß bekleidet zu sein pflegt, so finden die Augen ebenso

*) Vergl. Bd. I. S. 240.

wie dies bei den Soldaten der Fall ist. Das Sehloch sich deshalb zuletzt habituell eng zusammen. Augen- können als spätere Folgen nicht ausbleiben. — an der Spitze seiner Barke, mit dem Gesichte adet; er muß daher den Kopf fast ohne rts drehen, um das Zusammenstoßen mit an- vermeiden. Er handhabt zwei ungewöhnlich lange Ruder mit beiden Armen zugleich. Der Schwerpunkt achen Ruders ruht hier zum Theil in einer entsprechenden Holz- ge, die ihre Befestigung auf dem Rande der Barke findet, wodurch in der That die Erhaltung des Gleichgewichtes gefördert wird. Etwas größere Barken haben zwei Führer. Die der höhern Beamten und Gesandten müssen herkömmlich sich durch ihren weißen Anstrich auszeichnen. — Bei warmer, trockener Witterung sind die türkischen Barkenführer in der Regel bloß mit einem feinen baum- wollenen Hemde und weiten Beinkleidern aus ähnlichem Stoffe be- kleidet. Einige derselben treiben an Festtagen den Luxus wohl bis zu leichten seidenen Hemden aus Brussa. Diese Männer führen ihr Geschäft mit einer großen Sicherheit und Gewandtheit; die selten vorkommenden Unfälle, zu denen das übermäßige Gedränge bei der Abfahrt größerer Schiffe, oder die stürmisch bewegte See Veranlassung geben können, werden in der Regel mehr dem unver- ständigen Benehmen der Passagiere zuzuschreiben sein.

Die Hunde Constantinopels. — Die Hunde scheinen zu Constan- tinopel ihre wichtige Rolle schon in sehr früher Zeit gespielt zu haben. Denn als Philipp von Macedonien während seiner Belagerung die Stadtmauern von der Seite des Hafens Neo- rium, wo jetzt die türkische Hauptmauth liegt, während einer fin- steren Nacht untergraben ließ, heulten die Hunde dort so stark, daß die Belagerten aufmerksam wurden und, durch ein zugleich plötzlich her- vortretendes Nordlicht begünstigt, die Arbeiten Philipp's gewahr wurden und vereitelten. Zum Danke erbauten sie der Hekate, welcher die Hunde bekanntlich heilig sind, einen Tempel, den erst spät der erste Constantin in eine christliche Kirche verwandeln ließ. — Gegenwärtig bilden die zahllosen Hunde Constantinopels diejenige Straßen-Polizei, von deren Wirksamkeit man fortwährend in die Sinne fallende Beweise erhält. Da nämlich die Türken ge- wohnt sind, den Abfall ihrer Nahrungsmittel auf die Straße zu werfen, so würde man ohne sie bald nicht mehr vor aufgehäuftem

bedienen sich da, wo es auf ein gründliches ärztliches Urtheil ankommt, in der Regel nur solcher Aerzte, die ihre Ausbildung auf westeuropäischen Universitäten erlangt haben. In den meisten volkreichen Städten findet man griechische, seltener armenische, häufiger aber italienische, mitunter auch deutsche und französische Aerzte, die jedoch in der Regel nur von ihren Religionsgenossen vollständige Anerkennung hoffen dürfen. Die Türken begnügen sich, sie in lebensgefährlichen Krankheiten überhaupt nur einmal zu befragen, mehr, um über die Natur und den wahrscheinlichen Ausgang des Uebels Auskunft, weniger jedoch Heilung zu erhalten. Der Fatalismus hindert sie übrigens nicht, bei jeder Gelegenheit zu abergläubischen Geheimmitteln und Charlatans ihre Zuflucht zu nehmen*).

Die seit wenigen Jahren errichtete kaiserliche Akademie der Medicin zu Constantinopel besteht fast nur aus fremden Aerzten.

Barken und ihre Führer. — Die am Meeresufer bereit liegenden zahlreichen Barken sind, der Mehrzahl nach, von Türken, in der Minderzahl von Griechen oder Armeniern bemannt. Ein solches „Kaik" ist verhältnißmäßig zu seiner Länge schmal, der Kiel ziemlich scharf, das Hintertheil stumpf und ohne Steuerruder, das Vordertheil zugespitzt, ohne jedoch, wie bei den venetianischen Gondeln, geschärft auszulaufen, nicht selten mit grobem Schnitzwerk versehen und braun lakirt. Der Führer erkennt an der Art des Einsteigens sogleich, ob er es mit einem Einheimischen oder Fremden zu thun habe. Man steigt zwar nicht, wie zu Venedig, rückwärts ein; dennoch fordert das Einsteigen mit nach vorwärts gewendetem Gesichte eine gewisse Gewandtheit Man muß, weit ausschreitend, mit dem vorgesetzten Fuße möglichst genau die Mittellinie des schmalen Fahrzeuges zu betreten suchen, weil dieses im Nichtfalle heftig hin- und herschwankt und allenfalls umstürzen kann. Mit dem Nachziehen des zweiten Fußes verbindet man gewöhnlich das Niederlassen auf die bereit liegenden Kissen. Nur zwei Passagiere können nebeneinander im Hintertheile Raum finden, wo sich der Ehrenplatz befindet: die Dienerschaft nimmt in der Mitte der Barke auf ähnliche Weise Platz. Die Barkenführer sind in der Regel stark muskulöse kräftige Männer, mit tief gebräunter Haut des Gesichts und der offen daliegenden Brust. Da der Kopf nur mit einem Feß bekleidet zu sein pflegt, so finden die Augen ebensowenig

*) Vergl. Bd. I. S. 240.

Schutz, als wie dies bei den Soldaten der Fall ist. Das Sehloch der Augen zieht sich deshalb zuletzt habituell eng zusammen. Augenleiden mancher Art können als spätere Folgen nicht ausbleiben. — Der „Kaikschi“ sitzt an der Spitze seiner Barke, mit dem Gesichte seinem Passagier zugewendet; er muß daher den Kopf fast ohne Unterlaß nach rückwärts drehen, um das Zusammenstoßen mit andern Barken zu vermeiden. Er handhabt zwei ungewöhnlich lange und schwere Ruder mit beiden Armen zugleich. Der Schwerpunkt eines solchen Ruders ruht hier zum Theil in einer entsprechenden Holzmasse, die ihre Befestigung auf dem Rande der Barke findet, wodurch in der That die Erhaltung des Gleichgewichtes gefördert wird. Etwas größere Barken haben zwei Führer. Die der höhern Beamten und Gesandten müssen herkömmlich sich durch ihren weißen Anstrich auszeichnen. — Bei warmer, trockener Witterung sind die türkischen Barkenführer in der Regel bloß mit einem feinen baumwollenen Hemde und weiten Beinkleidern aus ähnlichem Stoffe bekleidet. Einige derselben treiben an Festtagen den Luxus wohl bis zu leichten seidenen Hemden aus Brussa. Diese Männer führen ihr Geschäft mit einer großen Sicherheit und Gewandtheit; die selten vorkommenden Unfälle, zu denen das übermäßige Gedränge bei der Abfahrt größerer Schiffe, oder die stürmisch bewegte See Veranlassung geben können, werden in der Regel mehr dem unverständigen Benehmen der Passagiere zuzuschreiben sein.

Die Hunde Constantinopels. — Die Hunde scheinen zu Constantinopel ihre wichtige Rolle schon in sehr früher Zeit gespielt zu haben. Denn als Philipp von Macedonien während seiner Belagerung die Stadtmauern von der Seite des Hafens Neorium, wo jetzt die türkische Hauptmauth liegt, während einer finsteren Nacht untergraben ließ, heulten die Hunde dort so stark, daß die Belagerten aufmerksam wurden und, durch ein zugleich plötzlich hervortretendes Nordlicht begünstigt, die Arbeiten Philipp's gewahr wurden und vereitelten. Zum Danke erbauten sie der Hekate, welcher die Hunde bekanntlich heilig sind, einen Tempel, den erst spät der erste Constantin in eine christliche Kirche verwandeln ließ. — Gegenwärtig bilden die zahllosen Hunde Constantinopels diejenige Straßen-Polizei, von deren Wirksamkeit man fortwährend in die Sinne fallende Beweise erhält. Da nämlich die Türken gewohnt sind, den Abfall ihrer Nahrungsmittel auf die Straße zu werfen, so würde man ohne sie bald nicht mehr vor aufgehäuft

Unrathe dieſelbe paſſiren können. Auf ihren nächtlichen Streifereien räumen aber die Hunde ihn fort, ſo, daß Morgens früh die Straßen erträglich rein erſcheinen. Ihre Unentbehrlichkeit ergab ſich; als Sultan Mahmud ſie einſt in Maſſe einfangen und auf eine unbewohnte Inſel der Propontis ausſetzen ließ, nachdem ſie ſich im Uebermaße vermehrt und die durch ſie jederzeit herbeigeführten Uebelſtände coloſſal geſteigert hatten. Bald aber ſah man ſich genöthigt, diejenigen von ihnen zurückzuholen, welche ſich nicht untereinander aufgefreſſen hatten, um ſie mit Jubel zu empfangen. Seitdem beherrſchen ſie nach wie vor, in gewiſſe Familien getheilt, beſtimmte Viertel der Stadt. Wenn Hunde anderer Viertel ſich in einem ihnen heimathlich nicht zukommenden Stadttheile einfinden, werden ſie von den vierbeinigen Einwohnern dieſer mörderiſch angefallen und wieder vertrieben. Dieſe Zänkereien ſind die gewöhnlichen Urſachen des nächtlichen Straßenlärms, an den man ſich allmählig gewöhnen muß. Hr. Dr. Sandreczki*) klagt beſonders über das eigenthümliche Geſchrei zahlloſer Hunde in Diarbekr, die dort im Heulen zuſammen förmlichen Chorus machten. In der That ſcheint auch nur der Hunger ſie zu dergleichen Excurſionen in fremde Gebiete zu verleiten; er treibt ſie, wie Hr. Dr. Kaliſch in Ruſchtſchuk mir verſicherte, des Nachts ſogar an, aus der Stadt in die umliegenden Weinberge einzubrechen, um ſich an reifen Weintrauben zu ſättigen. Die Türken, welche überhaupt mitleidiger gegen Thiere ſind, als man es bei vielen Chriſten findet, werfen, wenn ſie eſſen, bekannten bettelnden Hunden ihrer Straßen wohl einige Brocken zu; wenn man nach der durchſchnittlich auffallenden Magerkeit dieſer ſchließen darf, ſo muß ihnen dieſer Erwerbszweig jedoch wenig einbringen. Hört man in Conſtantinopel einen Hund wehklagend heulen, ſo darf man überzeugt ſein, daß der Hunger ihn zum Diebſtahle verleitet und ein Fußtritt ihn dafür beſtraft hatte. Man hat kein Beiſpiel, daß er unter ſolchen Umſtänden ſchuldbewußt, ſich zur Wehre geſetzt hätte. Unter den 40 Raçen der Hunde, welche Buffon aufgeſtellt hat, kann es nur die Grundform des Schäferhundes ſein, welcher die zahlreichen Hunde Conſtantinopels angehören. Auch an Größe ſtehn ſie unſerem Schäferhunde ungefähr gleich. Ihr Haar iſt meiſt fuchsbraun, ziemlich lang und grob,

*) A. a. O. S. 215.

die Ohren kurz und hängend, die Schnauze etwas hervorragend, jedoch ſtumpf; der Schwanz lang, nur mäßig behaart, wird gewöhnlich hängend getragen. Neben ihnen findet ſich auch, beſonders in Galata, ein wenig kleinerer, ſchlankerer ſchwarzer Hund, mit etwas kürzerem feineren Haar, oft mit weißen Abzeichen über den Augenhöhlen und an den Füßen, etwas längeren, gleichfalls hängenden Ohren. Beide Raçen vertragen ſich friedlich mit einander. Dieſe durch nächtliche Abenteuer ermüdeten Thiere ſchlafen den Tag über in der Sonne mitten auf den volkreichſten Straßen und Plätzen in tiefſter Ruhe. Menſchen, Pferde, Eſel, Kameele ſteigen vorſichtig über ſie hinweg. Wehe dem, der den ſchlafenden Hund tritt; entweder fährt ihm das gereizte Thier in die Wade, oder ſein Geheul veranlaßt die umſtehenden Türken, auf den grauſamen Thäter zu ſchmähen. Die Zeiten ſind vorüber, wo Franken von den Hunden auf der Straße förmlich angefallen wurden und ſich durch Brodvertheilung ſie zu Freunden machen mußten; ſie haben jüngſt ihrer ſo viele Tauſende geſehen, daß ſie ſie nicht mehr für Fremde zu halten ſcheinen.

Nicht blos in der Dobrudſcha, ſondern auch in Kleinaſien, hatte ich Gelegenheit, Windhunde zu ſehen, die für eigene Rechnung ungehindert Jagd trieben; ſie erſchienen jedoch weniger zierlich, größer, als die bei uns gewöhnlichen, zeigten auch weniger ſchlanke Läufe und eine etwas ſtumpfe Schnauze. In Conſtantinopel habe ich mich vergebens nach Windhunden umgeſehen, die Einige dort gefunden haben wollen. Der Hund hat in der Stadt, da er Niemanden als Herrn anerkennen darf, wenig Veranlaſſung, ſeine ſprichwörtliche Treue zu beweiſen; doch hält er ſich auch hier gern an einzelnen Häuſern, von denen aus er vielleicht mitunter Nahrung erhält. Auf dem Lande ſah ich ihn die Heerden hüten, wie er es bei uns thut. Eine Heerde von 2000 Ziegen, welcher ich auf ihrem Zuge aus dem Innern Kleinaſiens nach Scutari begegnete, wurde, außer dem berittenen Führer und einigen Hirten zu Fuße, von wenigen Hunden zuſammengehalten. Und doch darf das ſo unentbehrliche, nützliche Thier nach dem Geſetze des Korans nicht in's Haus genommen werden, weil Mohammed es für unrein erklärt hat. Ich hörte beſtätigen, daß der Hund im Oriente nie von der Wuthkrankheit befallen werde.

Der Bosporus, ſeine Ufer und Dörfer. — Die erſte Durchfahrt durch den Bosporus, welche mich vom ſchwarzen Meere her nach Conſtantinopel leitete, war theils durch die ſüdwärts gewendete Meeresſtrömung, theils durch die Dampfkraft der „Perſia", eine ſo eilige geweſen, daß die höchſt anziehenden Bilder der nahe genug liegenden Ufer mit ihren Dörfern, Landhäuſern, Palläſten, Gärten, Vorgebirgen und Buchten, gleichſam wie in einer Zauber-Laterne nur zu ſchnell vorüber ſchwänden. Es war dadurch nothwendig geworden, einzelnen beſonders wichtigen Punkten eine ruhigere Beobachtung zuzuwenden.

Am 26. September fuhr ich, in Begleitung einiger lieben deutſchen Freunde, die mich jedoch an demſelben Tage noch verließen, auf einem türkiſchen Dampfſchiffe nach Böjükdere. Die Geſellſchaft, welcher dieſe Dampfſchifffahrts-Linie überlaſſen worden iſt, läßt täglich mehrere Schiffe hin- und her-gehen, die faſt ſtets ſtark beſetzt ſind. Da die Fahrt aufwärts gegen die Strömung lief, auch mehrmals angehalten wurde, um Paſſagiere einzunehmen und ausſteigen zu laſſen, ſo erhielten wir mehr Muße, die Gegenſtände der Ufer ruhig zu betrachten. Was mir während der nordwärts gerichteten Hinfahrt auf der europäiſchen Seite, ſowie während der ſüdwärts geſteuerten Rückfahrt auf der aſiatiſchen Seite ſpeciell auffiel, will ich hier kurz niederlegen. Ich bin dem belehrenden Werke v. Hammer's über Conſtantinopel und den Bosporus Dank für die unentbehrliche Vorbereitung zu dieſer Excurſion ſchuldig; augenſcheinlich haben viele ſpätere Reiſende aus ihm geſchöpft, jedoch undankbar genug, ſelten ihre Quelle genannt.

Der gewundene Meeresarm des Bosporus ſcheint in einer vorgeſchichtlichen Zeit durch gewaltſames Auseinanderreißen des Feſtlandes entſtanden zu ſein, welches in dieſem Falle die Continente von Europa und Aſien bis dahin verbunden haben würde. Für dieſe Anſicht ſpricht wenigſtens der Umſtand, daß den ſieben Vorgebirgen der europäiſchen ebenſo viele Bucht-Einſchnitte der aſiatiſchen Seite entſprechen, und ſo umgekehrt. Die häufigen gewaltigen Erdbeben, welche, ſeitdem die Geſchichte des Landes geſchrieben wurde, Conſtantinopel zerſtört haben, ſprechen dafür, daß die Stadt und ihre Umgebung mit einem vulkaniſchen Boden im Zuſammenhange ſtehen. — Das erſte Vorgebirge, welches dem von Conſtantinopel nordwärts gehenden Wanderer aufſtößt, iſt das von Top-Chané, w

auf eine ehemalige griechiſche Kirche von den Türken eine Kanonengießerei gebaut worden iſt. Zwiſchen dieſer und dem mit einer ſteinernen Landungs-Treppe verſehenen Ufer breitet ſich ein geräumiger Hof aus, auf welchem Geſchütze verſchiedenen Kalibers aufgeſtellt ſind, an denen ich junge Artilleriſten einexerzieren ſah. Als es mir ausnahmsweiſe geſtattet wurde, hier an das Land zu ſteigen, fiel es mir auf, daß die Handhabung der Geſchütze der preußiſchen vollkommen nachgeahmt erſchien, ſowie ſogar die Schilderhäuſer ſchwarz und weiß angeſtrichen waren. Bekanntlich ſind es ſeit Mahmud II. preußiſche Artillerie-Offiziere, die hier als Inſtructoren wirken; ihnen iſt der gute Zuſtand der türkiſchen Artillerie zu danken, welcher ſich in den letzten Kriegen gegen Rußland kund gegeben hat. Noch im Herbſte 1856 waren zwei preußiſche Artillerie-Offiziere in den türkiſchen Dienſt übergegangen, um bei den Artillerie-Schulen angeſtellt zu werden. Sie ertheilen den Unterricht in deutſcher Sprache, die ein jederzeit gegenwärtiger Dolmetſcher ſogleich in das türkiſche überſetzt. — Top-Chané zeichnet ſich zugleich durch die oben erwähnte zierliche Moſchee Sultan Mahmud's II., mit den drei dazu gehörigen Minarets und einen, von dieſen getrennten Signalthurm aus. Dieſes Metopon der Griechen bildet ſowohl den Schluß des Hafens vom goldnen Horn, als auch den Anfang des weſtlichen Ufers des Bosporus. — Die in nördlicher Richtung darauf zunächſt folgende ſchwach eingebogene Bucht iſt die von Dolmabagdſche. In der Nähe ihres Uferrandes hat der gegenwärtig regierende Sultan Abdul Medſchid den bereits aufgeführten Pallaſt. Er iſt ganz aus weißem Marmor gebaut. Sein an arabiſche und mauriſche Bauten erinnernder Styl giebt den Bauverſtändigen zu Mißbilligungen mancherlei Veranlaſſung. In dunkler Nacht erſcheint indeſſen die dem Meere zugewendete Fronte in der That feenartig, wenn die zwiſchen ihr und dem Meere aufgeſtellten Gasflammen die bleichen Marmor-Figuren und Linien phantaſtiſch hervortreten laſſen. Seltſam geſchwungene Gebilde, von leichter Phantaſie durchweht, ſcheinen dazu beſtimmt, die Schwere des für ſie verwendeten Gebeins vergeſſen zu machen. Jedenfalls muß man dem Architekten Hrn. Bulyan zugeſtehen, daß er ein Bauwerk geſchaffen hat, welches von allem Vorhandenen weſentlich abweicht, und dennoch den unbefangenen Beſchauer erfreut, der ſich über die Forderung der ſtrengen Nachahmung irgend eines anerkannten Styles hinwegſetzen mag.

Der Bosporus, ſeine Ufer und Dörfer. — Die erſte Durchfahrt durch den Bosporus, welche mich vom ſchwarzen Meere her nach Conſtantinopel leitete, war theils durch die ſüdwärts gewendete Meeresſtrömung, theils durch die Dampfkraft der „Perſia", eine ſo eilige geweſen, daß die höchſt anziehenden Bilder der nahe genug liegenden Ufer mit ihren Dörfern, Landhäuſern, Palläſten, Gärten, Vorgebirgen und Buchten, gleichſam wie in einer Zauber-Laterne nur zu ſchnell vorüber ſchwänden. Es war dadurch nothwendig geworden, einzelnen beſonders wichtigen Punkten eine ruhigere Beobachtung zuzuwenden.

Am 26. September fuhr ich, in Begleitung einiger lieben deutſchen Freunde, die mich jedoch an demſelben Tage noch verließen, auf einem türkiſchen Dampfſchiffe nach Böjükdere. Die Geſellſchaft, welcher dieſe Dampfſchifffahrts-Linie überlaſſen worden iſt, läßt täglich mehrere Schiffe hin- und her-gehen, die faſt ſtets ſtark beſetzt ſind. Da die Fahrt aufwärts gegen die Strömung lief, auch mehrmals angehalten wurde, um Paſſagiere einzunehmen und ausſteigen zu laſſen, ſo erhielten wir mehr Muße, die Gegenſtände der Ufer ruhig zu betrachten. Was mir während der nordwärts gerichteten Hinfahrt auf der europäiſchen Seite, ſowie während der ſüdwärts geſteuerten Rückfahrt auf der aſiatiſchen Seite ſpeciell auffiel, will ich hier kurz niederlegen. Ich bin dem belehrenden Werke v. Hammer's über Conſtantinopel und den Bosporus Dank für die unentbehrliche Vorbereitung zu dieſer Excurſion ſchuldig; augenſcheinlich haben viele ſpätere Reiſende aus ihm geſchöpft, jedoch undankbar genug, ſelten ihre Quelle genannt.

Der gewundene Meeresarm des Bosporus ſcheint in einer vorgeſchichtlichen Zeit durch gewaltſames Auseinanderreißen des Feſtlandes entſtanden zu ſein, welches in dieſem Falle die Continente von Europa und Aſien bis dahin verbunden haben würde. Für dieſe Anſicht ſpricht wenigſtens der Umſtand, daß den ſieben Vorgebirgen der europäiſchen ebenſo viele Bucht-Einſchnitte der aſiatiſchen Seite entſprechen, und ſo umgekehrt. Die häufigen gewaltigen Erdbeben, welche, ſeitdem die Geſchichte des Landes geſchrieben wurde, Conſtantinopel zerſtört haben, ſprechen dafür, daß die Stadt und ihre Umgebung mit einem vulkaniſchen Boden im Zuſammenhange ſtehen. — Das erſte Vorgebirge, welches dem von Conſtantinopel nordwärts gehenden Wanderer aufſtößt, iſt das von Top-Chané, wo

auf eine ehemalige griechiſche Kirche von den Türken eine Kanonengießerei gebaut worden iſt. Zwiſchen dieſer und dem mit einer ſteinernen Landungs-Treppe verſehenen Ufer breitet ſich ein geräumiger Hof aus, auf welchem Geſchütze verſchiedenen Kalibers aufgeſtellt ſind, an denen ich junge Artilleriſten einexerzieren ſah. Als es mir ausnahmsweiſe geſtattet wurde, hier an das Land zu ſteigen, fiel es mir auf, daß die Handhabung der Geſchütze der preußiſchen vollkommen nachgeahmt erſchien, ſowie ſogar die Schilderhäuſer ſchwarz und weiß angeſtrichen waren. Bekanntlich ſind es ſeit Mahmud II. preußiſche Artillerie-Offiziere, die hier als Inſtructoren wirken; dieſen iſt der gute Zuſtand der türkiſchen Artillerie zu danken, welcher ſich in den letzten Kriegen gegen Rußland kund gegeben hat. Noch im Herbſte 1856 waren zwei preußiſche Artillerie-Offiziere in den türkiſchen Dienſt übergegangen, um bei den Artillerie-Schulen angeſtellt zu werden. Sie ertheilen den Unterricht in deutſcher Sprache, die ein jederzeit gegenwärtiger Dolmetſcher ſogleich in das Türkiſche überſetzt. — Top-Chané zeichnet ſich zugleich durch die ſchon erwähnte zierliche Moſchee Sultan Mahmud's II., mit den zwei dazu gehörigen Minarets und einen, von dieſen getrennten Signalthurm aus. Dieſes Metopon der Griechen bildet ſowohl den Schluß des Hafens vom goldnen Horn, als auch den Anfang des weſtlichen Ufers des Bosporus. — Die in nördlicher Richtung hierauf zunächſt folgende ſchwach eingebogene Bucht iſt die von Dolmabagdſche. In der Nähe ihres Uferrandes hat der gegenwärtig regierende Sultan Abdul Medſchid den bereits aufgeführten Pallaſt faſt ganz aus weißem Marmor gebaut. Sein an arabiſche und mauriſche Bauten erinnernder Styl giebt den Bauverſtändigen zu Mißbilligungen mancherlei Veranlaſſung. In dunkler Nacht erſcheint indeſſen ſeine dem Meere zugewendete Fronte in der That feenartig, wenn die zwiſchen ihr und dem Meere aufgeſtellten Gasflammen die bleichen Marmor-Figuren und Linien phantaſtiſch hervortreten laſſen. Seltſam geſchwungene Gebilde, von leichter Phantaſie durchweht, ſcheinen dazu beſtimmt, die Schwere des für ſie verwendeten Geſteins vergeſſen zu machen. Jedenfalls muß man dem Architekten Hrn. Bulyan zugeſtehen, daß er ein Bauwerk geſchaffen hat, welches von allem Vorhandenen weſentlich abweicht, und dennoch den unbefangenen Beſchauer erfreut, der ſich über die Forderung der ſtrengen Nachahmung irgend eines anerkannten Styles hinwegſetzen mag.

Nicht blos durch das Ungewöhnliche überrascht, sond[illegible]
gefälligen, schmeichelnden Formen zieht es endlich [illegible]
nung hinüber. Das kostbare Material des etwa[illegible]
lenden weißen Marmors trägt nicht weni[illegible]
sammtwirkung des mächtigen Gebäudes zu [illegible]
tier*), der den Vorzug genoß, von [illegible]
Schlosse herumgeführt zu werden, ver[illegible]
bung gekommene Gemenge verschiede[illegible]
Plateresco. Er sah hier eine[illegible]
aus rothem Glase überdeckt; die[illegible]
strahlen brachten durch Refle[illegible]
der Wände eine wahrhaft [illegible]
saal des Sultans fand e[illegible] [illegible]er Rho-
Egypten geschmückt. D[illegible] [illegible]porus inne hatten,
vergoldete Arabesken. [illegible] [illegible]er und Genueser um den
tans ist Cedern, Po[illegible]
füge hinzu, daß di[illegible] [illegible]en Gärten sind von hohen Mauern
liche ist. Der [illegible] [illegible]ypressen verrathen die hinter jenen gefangen
Fronte nach O[illegible] [illegible]c. Doch auch kühner Epheu darf, das strenge
schende Serail[illegible] [illegible]o, es wagen, die düsteren Mauern zu übersteigen.
nach Weste[illegible] von den Gärten zu Gesicht kommt, deutet nicht auf
doch ist d[illegible] Geschmack, weniger noch auf irgend eine entfernte Kennt-
aus [illegible]inder der Flora, die nur von eingeschlossenen Schönen
der [illegible] werden, um einer vertrauten Blumensprache Schrift-
auftr[illegible] leihen.

Die Gärten des großen Dorfes Kuru-Tschesme besitzen
[illegible] Boden, in welchem der edle Lorbeer besonders gedeiht. Von
[illegible] fabelten die Griechen, daß Medea hier den ersten Lorbeer ge-
pflanzt habe. Wichtiger ist der Ort in der Geschichte religiöser
Verirrungen. Hier standen nämlich vom Jahre 433 n. Chr. an
die christlichen Styliten oder Säulen-Heiligen Symeon, nach ihm
Daniel, Jahre lang auf einer Säule, die zuerst 12, zuletzt 36
Ellen hoch war. Wenn, wie einige Geschichtsschreiber sagen, durch
ihren Anblick viele Barbaren bewogen worden sein sollen, zum
christlichen Cultus überzugehen, so scheint dies nur darauf hinzu-
weisen, daß es damals sehr schwierig gewesen sein muß, das Chri-
stenthum den Heiden zugänglich zu machen, ohne es zugleich noch
mit heidnischen Gebräuchen zu vermengen. Wurden die letzteren

von den griechiſchen Kaiſern, namentlich Conſtan-
den Heiligen genannt hat, geraume Zeit unter
elbehalten. — Was übrigens den Lorbeer be-
egenwärtig am europäiſchen Ufer des Bos-
ngen. Vom Oelbaum ſieht man nur
ch, welches aus den Wurzeln ehe-
ſein ſcheint und nie Früchte trägt.
mittlere Temperatur der At-
erte eine kühlere geworden
n Böjükdere eine rege
Platanen in poetiſchem
elbſt im Thale von Bruſſa

er-Dorf, liegt auf einem in den Meeres-
elſenvorſprung, an welchem ſich die Strömung
m Meere beſonders ſtark bricht. Man hat ſie daher
„Fels-Strömung“ genannt; bei widrigem Winde haben die
Lotſen hier in der That Vorſicht nöthig. — Da der Ge-
ndte Preußens, Hr. General von Wildenbruch, hier ein ma-
eriſch gelegenes Landhaus gemiethet hatte, ſo gewährte die mir
on dem humanen Manne zu Theil gewordene freundliche Aufnahme
ine bequeme Gelegenheit, dieſen Punkt des Bosporus etwas näher
ennen zu lernen. Der Fels erhebt ſich nahe hinter den Häuſern
emlich ſteil bis zu einer Höhe von etwa 200′. Dieſe Bergwand
t durch amphitheatraliſch eingeſchnittene Terraſſen in einen Garten
ngewandelt, in welchem hier und da zartere Gewächſe den Winter
erdauern. Die Pferde, mittelſt welcher die Land-Communication
it Pera unterhalten wird, ſtehen oben auf dem Gipfel des Hügels.
on dieſem Gipfel aus ſchweift der Blick ungehindert nordwärts
s zum Rieſenberge und dem Genueſer-Schloſſe, ſüdwärts bis zu
onſtantinopel, Scutari, mit dem Bulgurlu, die Propontis u. ſ.
Die Villa ſelbſt erhebt ſich gleichſam unmittelbar aus dem
eere und enthält geräumige Salons, in welchem die damals ſich
ort aufhaltende geiſtreiche Gemahlin des Hrn. Geſandten die Seele
r Unterhaltung bildete, an welcher die Offiziere der während des
ahres 1856 im Bosporus vor Anker liegenden preußiſchen Cor-

*) Daguerreotypen. Th. I. S. 169.

Mahmud I. baute hier 1747 ein prächtiges Kiosk mit Marmorsäulen, an deſſen Stelle Mahmud II. ſeinen Pallaſt von Tſchiragan ſetzte. Dieſes gegenwärtig wenig benutzte Gebäude ſtößt unmittelbar an das Meer und an eine Landungs-Treppe. Sein höchſt regelmäßiger Bauſtyl läßt es vergeſſen, daß es großentheils aus Holz conſtruirt iſt, wozu indeſſen auch ein von anſehnlichen Säulen getragenes Frontiſpiz weſentlich beiträgt. Die hier an ſo vielen Orten hervortretende Neigung der Herrſcher, ſich durch eigenen Pallaſtbau zu verewigen, mag das Ihrige zu dem heilloſen Zuſtande der türkiſchen Finanzen beigetragen haben. Aber ſie wird durch den Aberglauben vielleicht unterſtützt, daß, während an einem Wohnſitze noch gebaut wird, der Erbauer nicht ſterbe. — Das heutige Beſchiktaſch nennt Dionyſos den Wandelort der Rhodier, weil dieſe, als ſie den Handel des Bosporus inne hatten, hier zu landen liebten, ehe noch Venetianer und Genueſer um den Beſitz von Galata ſtritten.

Die angelegten kaiſerlichen Gärten ſind von hohen Mauern umfangen; nur höhere Cypreſſen verrathen die hinter jenen gefangen gehaltene Pflanzenwelt. Doch auch kühner Epheu darf, das ſtrenge Verbot mißachtend, es wagen, die düſteren Mauern zu überſteigen. Was indeſſen von den Gärten zu Geſicht kommt, deutet nicht auf geläuterten Geſchmack, weniger noch auf irgend eine entfernte Kenntniß der Kinder der Flora, die nur von eingeſchloſſenen Schönen verſtanden werden, um einer vertrauten Blumenſprache Schriftzeichen zu leihen.

Die Gärten des großen Dorfes Kuru-Tſchesme beſitzen einen Boden, in welchem der edle Lorbeer beſonders gedeiht. Von ihm fabelten die Griechen, daß Medea hier den erſten Lorbeer gepflanzt habe. Wichtiger iſt der Ort in der Geſchichte religiöſer Verirrungen. Hier ſtanden nämlich vom Jahre 433 n. Chr. an die chriſtlichen Styliten oder Säulen-Heiligen Symeon, nach ihm Daniel, Jahre lang auf einer Säule, die zuerſt 12, zuletzt 36 Ellen hoch war. Wenn, wie einige Geſchichtsſchreiber ſagen, durch ihren Anblick viele Barbaren bewogen worden ſein ſollen, zum chriſtlichen Cultus überzugehen, ſo ſcheint dies nur darauf hinzuweiſen, daß es damals ſehr ſchwierig geweſen ſein muß, das Chriſtenthum den Heiden zugänglich zu machen, ohne es zugleich noch mit heidniſchen Gebräuchen zu vermengen. Wurden die letzteren

doch selbst noch von den griechischen Kaisern, namentlich Constantin I., den man den Heiligen genannt hat, geraume Zeit unter mancherlei Formen beibehalten. — Was übrigens den Lorbeer betrifft, so erhält er sich gegenwärtig am europäischen Ufer des Bosporus nur in geschützten Lagen. Vom Oelbaum sieht man nur hier und da niedriges Gesträuch, welches aus den Wurzeln ehemaliger Bäume ausgeschlagen zu sein scheint und nie Früchte trägt. Hiernach möchte es scheinen, daß die mittlere Temperatur der Atmosphäre dort im Laufe der Jahrhunderte eine kühlere geworden sei. Orangen, die Hrn. Hackländer*) zu Böjükdere eine rege Phantasie mit den dortigen Cypressen und Platanen in poetischem Vereine vorgezaubert hat, gedeihen noch selbst im Thale von Brussa nicht im Freien.

Arnautköi, Albaneser-Dorf, liegt auf einem in den Meeresarm hervorragenden Felsenvorsprung, an welchem sich die Strömung bei hochgehendem Meere besonders stark bricht. Man hat sie daher die „Teufels-Strömung" genannt; bei widrigem Winde haben die Barkenführer hier in der That Vorsicht nöthig. — Da der Gesandte Preußens, Hr. General von Wildenbruch, hier ein malerisch gelegenes Landhaus gemiethet hatte, so gewährte die mir von dem humanen Manne zu Theil gewordene freundliche Aufnahme eine bequeme Gelegenheit, diesen Punkt des Bosporus etwas näher kennen zu lernen. Der Fels erhebt sich nahe hinter den Häusern ziemlich steil bis zu einer Höhe von etwa 200'. Diese Bergwand ist durch amphitheatralisch eingeschnittene Terrassen in einen Garten umgewandelt, in welchem hier und da zartere Gewächse den Winter überdauern. Die Pferde, mittelst welcher die Land-Communication mit Pera unterhalten wird, stehen oben auf dem Gipfel des Hügels. Von diesem Gipfel aus schweift der Blick ungehindert nordwärts bis zum Riesenberge und dem Genueser-Schlosse, südwärts bis zu Constantinopel, Scutari, mit dem Bulgurlu, die Propontis u. s. w. Die Villa selbst erhebt sich gleichsam unmittelbar aus dem Meere und enthält geräumige Salons, in welchem die damals sich dort aufhaltende geistreiche Gemahlin des Hrn. Gesandten die Seele der Unterhaltung bildete, an welcher die Offiziere der während des Herbstes 1856 im Bosporus vor Anker liegenden preußischen Cor-

*) Daguerreotypen. Th. I. S. 169.

vette „Danzig" und Hr. Hauptmann Jungbluth aus Aachen, sowie der damalige Gesandtschafts-Attaché, Hr Dr. Blau, gegenwärtig preußischer Consul in Trapezunt, Theil nahmen. Hr. von Wildenbruch, welcher acht Jahre lang preußischer Generalconsul in Egypten und Syrien, später Gesandter in Athen gewesen war, hatte sich die umfassendsten Kenntnisse der politischen Verhältnisse, Sitten, Gebräuche und Sprachen erworben; jedenfalls ist sein Abgang von dort für den Staat, welchen er vertrat, als ein empfindlicher Verlust zu bezeichnen.

Das weiterhin folgende Bebek besitzt eine für den ländlichen Aufenthalt wichtige Annehmlichkeit, welche dem Dorfe Arnautköi fehlt, nämlich eine Bucht, aus deren Hintergrunde man ein kleines kaiserliches Landhaus, von Cypressen umschattet, sich von dem grünen Boden erheben sieht. — Wir stießen sodann auf das Fort Rumili Hissari, welches Mohammed II. im Jahre 1451 erbaute, um die Eroberung von Constantinopel sicherer einzuleiten. Soweit war die Ohnmacht des sinkenden griechischen Reiches vorgeschritten, daß der schwache Kaiser die Aufführung eines solchen feindlichen Werkes, gleichsam vor den Thoren der Hauptstadt, nicht zu stören vermochte. Die 30′ dicken Mauern und die soliden Thürme des unregelmäßigen Werkes zeugen noch heute für die unerschütterliche Willenskraft des barbarischen Eroberers. — Auf demselben Felsen nahm einst Darius seinen Sitz, um die ungeheure Armee den Bosporus passiren zu sehen, die er von Asien nach Europa überführte. Die hierzu dienende Brücke war von Androkles aus Samos gebaut worden, wahrscheinlich in schräger Richtung, um dem Andrange der Wogen weniger Preis gegeben zu sein. Die Stelle war dazu besonders geeignet, insofern der Bosporus hier am schmalsten ist. Darius ließ, zum Andenken an dieses große Ereigniß, Denksäulen neben seinem Sitze errichten, deren Zweck in persischer Keilschrift und durch griechische Inschriften verewigt werden sollte. Aber barbarische Hände haben sie zum Baue einer Zwingburg gegen Europa verwendet. — Noch früher stand dort ein Tempel des Hermes, und das Vorgebirge selbst trug deshalb den Namen Hermäon.

Balta Liman wird von Pera aus häufig als Ziel von Landpartieen benutzt. Die Aussicht von der ziemlich hohen Spitze seines Vorgebirges wird als sehr anziehend geschildert. — Das weiter

hinauf folgende Vorgebirge hieß bei den Griechen, wegen seiner ausgezeichnet schönen Cypressen Kyparodes. Die Türken haben den Ort Emirgune genannt und legten hier eine Zollstation für die aus dem schwarzen Meere kommenden Handelsschiffe an.

Stenia besitzt einen ausgezeichneten sicheren Hafen, der gleichsam das zweite Horn von Byzanz darstellt. In ihm wurde ehedem starker Schiffbau getrieben. Zur Zeit der Blüthe der griechischen Kaiser erhielt Stenia einen kaiserlichen Pallast und andere hervorragende Gebäude; aber Bulgaren und Russen verwüsteten es wechselweise schon früh. Vor dem Hafen wurden mancherlei Seekämpfe ausgefochten. Heutigen Tages erscheint das vernachlässigte Stenia dem Vorüberfahrenden ziemlich unbedeutend. — Das darauf folgende Jeniköi bietet ein unanlandbares Gestade dar, welches die Griechen Komarodes nannten, wegen seines Reichthums an Erdbeerbäumen (Arbutus Unedo), die auch heute noch zu beiden Seiten des Bosporus gut gedeihen. In der Nähe dieses Ortes wurde das von Demetrius geführte Heer Philipps von Macedonien durch die Byzantiner geschlagen.

Therapia ist in weiteren Kreisen als Landsitz fremder Gesandten, namentlich des französischen, bekannt. Besonders haben sich aber hier hervorragende griechische Familien angesiedelt. Ein von hier aus in das Land eindringendes Thal mit einer Quelle spendet im Sommer angenehme Kühlung. Vom Wasser aus angesehen imponirt Therapia durch eine Reihe wohl unterhaltener ländlicher Gebäude. Sein guter Hafen steht nur dem von Stenia nach. Die freie und dennoch geschützte Lage von Therapia scheint das wohlthuende Klima zu verbürgen, welches alle Reisende rühmen, die sich persönlich dort aufhielten.

Böjükdere, der Riesenberg, das Genueser-Schloß und Belgrad. Die Wasserleitungen. — Wir gelangen endlich zu dem köstlich gelegenen Böjükdere (Groß-Thal), welches durch seine europäischen Einrichtungen jeden von außen her Anlangenden daran erinnert, daß hier seit geraumer Zeit Ausländer das Uebergewicht gehabt haben müssen. Das Hôtel du Croissant gewährte mir hier ein erträgliches Unterkommen, von welchem aus ich meine Excursionen in die Umgegend unternahm. Die meisten Fremden, welche westeuropäische Bequemlichkeiten suchen, finden sich hier zusammen; doch würde man sich sehr täuschen, wenn man hier einen Gasthof ersten

Ranges erwarten wollte. Indeſſen iſt die Lage des Gebäudes unmittelbar am Meere, in nächſter Nachbarſchaft des Landungsplatzes der Dampfſchiffe, unvergleichlich. Aus dem Speiſeſaale genießt man die Ausſicht auf die hier anſehnlich weite Meeresbucht, in welcher häufig größere Schiffe ankern, z. B. bei meiner Anweſenheit der rieſige engliſche Dreidecker Royal Albert. Von dieſem Saale aus ſteigt man über eine Landungstreppe direct in die Barks, welche zu Spazierfahrten ſtets vorräthig iſt.

Böjükdere verdient in ſeinem gegenwärtigen Aufſchwunge eine kleine Stadt genannt zu werden. Die Hauptſtraße läuft parallel mit dem Meeresufer. In der dem Meere zugewendeten Reihe ihrer Gebäude befinden ſich einige Kaffehäuſer und Gaſthöfe; die gegenüberliegende Reihe der Häuſer enthält, meiſtens von Griechen gehaltene Kaufläden aller Art, deren Waaren dem Ausländer zu höchſten Preiſen verkauft werden. Dieſe Straße verlängert ſich ſüdlich bis zu dem Anfangstheile des Thales, welches dem Orte den Namen ertheilt hat. Jenes unter rechtem Winkel auf das Meeresufer ausmündende Thal erſtreckt ſich eine Stunde weit in das Land hinein, indem ſein inneres Ende ſanft anſteigt. — Das nördliche Ende der Hauptſtraße windet ſich einem felſigten Vorgebirge zu, hinter welchem das Dorf Sarijari liegt, reich an Gärten und Früchten. — In früheſter Zeit ſchon trug jene Landſpitze einen Tempel der Aphrodite, in welchem die auf den unwirthbaren Pontus ausziehenden Schiffer zu opfern pflegten. Wohl verdient dieſer den damaligen Beinamen Axenos (des „unwirthbaren") noch heute; der ihm ſpäter beigelegte Euxinos (das „gaſtfreundliche" Meer) paßt nur auf die große Minderzahl der Tage des Jahres. — Die Landhäuſer wohlhabender griechiſcher und armeniſcher Familien nehmen die ſanft ſich erhebende Anhöhe hinter dem Städtchen ein. Durch herrliche Platanen und Cypreſſen zeichnet ſich der Garten der ruſſiſchen Geſandtſchaft beſonders aus, deren Landhaus hier unter ſeines Gleichen ebenſo hervorragt, als es von ihrem Pallaſte in Pera geſchieht. Die oſtwärts gewendete Lage des Ortes in unmittelbarſter Nähe des ſeine erfriſchende Luftſtrömung ſpendenden Meeres, der Schutz, den ihm gegen Norden und gegen das ſchwarze Meer hin das erwähnte Vorgebirge gewährt, das zu Spaziergängen oder Ritten einladende nahe Thal; der leicht erreichbare Wald von Belgrad — der einzige, welcher weit und breit

einen solchen Namen verdient, — sind eben so viele Annehmlichkeiten, die zur Ansiedelung für die mildere Jahreszeit dringend einladen. Die Dampfschiffahrt hat aber Böjükdere für die Bewohner der nahen Hauptstadt zum leicht erreichbaren gemeinschaftlichen Ausflugsziele gemacht, in ähnlicher Weise, wie Brighton es durch die Eisenbahn für London geworden ist. Dadurch ist denn zugleich an einladenden schönen Tagen das Treiben der Ankommenden und Abziehenden ein so buntes, geräuschvolles geworden, daß ländliche Stille und Ruhe von Denen hier vergebens gesucht wird, welchen nicht etwa einer der zahlreichen Privatgärten freundlich geöffnet wird. Mich zog aber bald die Sehnsucht nach dem asiatischen Gestade fort von hier, um dem gegenüber liegenden Riesenberge einen Besuch abzustatten.

Ein wohlthätiger Zufall verschaffte mir einen gutmüthigen, dienstfertigen Barkenführer, der mich nicht blos über den breiten Meeresarm mit sicherer Hand setzte, sondern mich auch auf dem beschwerlichen Marsche zu der Spitze des Berges u. s. w. geleitete. Diese Gesellschaft war eine um so willkommnere, als mir jede andere fehlte, ohne sie also der Gang ein völlig vereinsamter gewesen sein würde. — Die Türken nennen den Berg Joris-dagh; von Hammer ist geneigt, das Wort Joris von dem ehemaligen Urios, d. h. dem Herrscher der günstigen Winde, abzuleiten, so daß sich also Jupiter Urios noch bei den Türken verewigt hätte. Ebenso nennen sie ihn auch Juscha-dagh, weil sie annehmen, daß der Prophet Josua hier oben begraben worden sei. — Der Fuß des Berges läuft in zwei Vorgebirge aus, in ein nördliches, welches die Türken Madschar-Burun, in ein südliches, welches sie Seloi-Burun nennen. An das letztere lehnt sich ein schönes Thal, in dessen vorderem Abschnitte Unkiar-Skelessi (Chunkiar-Iskelessi) mit einem kaiserlichen Gebäude liegt, in welchem am 8. Juni 1833 der nach diesem Orte genannte Vertrag zwischen Rußland und der Türkei unterzeichnet wurde. — In einer kleinen Bucht, zwischen beiden, Böjükdere gerade gegenüber, liegt das Dorf Umurköi, welches einen geschützten Landungsplatz besitzt. Hier legte mein Führer sein kleines Fahrzeug an. In der Nähe dieses Landungsplatzes stehen vor einem etwas ansehnlicheren Hause einige mächtige Terebinthen-Bäume, die an Höhe und Ausdehnung ihrer Art nur von denen übertroffen werden, die ich später auf dem

christlichen Begräbnißplatze bei Nicomedien vorfand. In ihrem Schatten huldigten einige schmauchende Türken dem dolce far niente. Wir schritten rasch vorüber, uns dem schmalen Fußwege zuwendend, welcher auf der Westseite des Berges ziemlich steil nach oben führt. Leider haben barbarische Hände die üppig aufstrebende Vegetation, die jedes Schutzes baar zu sein scheint, in kurzes Gestrüpp verwandelt. Dessenungeachtet lehrte der erste Blick auf sie, daß die asiatische Küste eine ungleich mannigfaltigere Flora ernährt, als die gegenüber liegende europäische. Obgleich der Herbst vorgerückt war, so fand sich doch eine Reihenfolge blühender Pflanzen vor, die man jenseit vergebens suchen würde. Der Fuß des Berges besteht aus einem Kalk-Gebirge, dessen man sich zum Kalkbrennen bedient. Von jenen Pflanzen wird noch anderweitig die Rede sein. — Auf jedem Absatze, der uns der Spitze des 180 Meter, nach Anderen 877′ hohen Berges näher gebracht hatte, erweiterte sich der Gesichtskreis, um entzückend schöne Fernsichten auf Land und Meer, lachende Thäler und Felsspitzen, friedliche Dörfer und starke Festungswerke, auf- und abwärts eilende Schiffe zu gewähren; doch immer von Neuem zogen den Blick die geschichtlich so wichtigen Ruinen des alten Genueser-Schlosses auf sich, welche nördlich von hier eine etwas niedrigere Felsspitze umfangreich überdecken. — Nahe unter der Bergspitze liegt das Wohnhaus der Wächter des Riesengrabes und der anstoßenden Moschee; aus dem tiefen Brunnen desselben wurden wir durch köstliches Trinkwasser erfrischt. Man schien an häufigen Besuch von Fremden hier gewöhnt zu sein, auch fanden wir bald hinter der Moschee eine dort tafelnde Gesellschaft von griechischen Damen und Herren. Einer der Wächter, der, nach seiner Kleidung zu urtheilen, kein Derwisch war, öffnete uns bereitwillig das sogenannte Riesengrab. Ob und wen dieses seit mehr denn zwei Jahrtausenden bestehende Grab in seinen Ueberresten beherberge, verbirgt eine mythische Vorzeit. Die Griechen nannten dieses Grab das Bett des Herakles, und die Türken versetzen hierher den Propheten Josua, der, hoch an dem Berge sitzend, seine Füße in dem vorüberziehenden Meere gewaschen haben soll, wie ihre Fabel sagt. Ein schmuckloses, sehr einfaches, länglich-viereckiges Gebäude umschließt gegenwärtig eine 20′ lange und 5′ breite Erhebung des Bodens, der man in der äußeren Form Aehnlichkeit mit einem Grabhügel gegeben hat. Die geebnete Oberfläche desselben ist mit

mancherlei Blumenpflanzen bedeckt, die jedoch durchaus keine sorgfältige Wahl verrathen. An dem ostwärts gerichteten Kopfende erhebt sich indessen ein 10′ hoher Buxbaum-Strauch, der seine Zweige nach allen Richtungen ausbreitet. Diese fand ich mit zahlreichen kleinen Fetzen von Kleidern umwickelt, welche ehedem am Körper von Kranken getragen wurden; die Kraft des heiligen Grabes soll nun durch diese Kleiderbruchstücke auf den Körper ihres ehemaligen Besitzers heilend zurückwirken. Dieser Aberglaube ist unter den Türken weit verbreitet und die erwähnte Fetzen-Verunzierung findet sich deshalb, ekelhaft genug, an vielen für heilig geachteten Orten. — In die unmittelbar an das Grab angebaute kleine Moschee schaute ich von jenem aus durch ein Glasfenster hinein; ich sah in ihrem Innern nichts Auffallendes. Nahe hinter ihr grünen herrliche Lorbeer-Gebüsche; zugleich fand ich hier zum ersten Male eine Pflanze auf ihrem heimathlichen Boden, die ich als Knabe, ungeachtet ihrer starren Stengelbewaffnung, oft mit besonderem Interesse angesehen hatte, weil man mir bedeutete, daß aus diesem Stachelgewächse die Dornenkrone Christi geflochten worden sei. Es war Zizyphus Spina Christi Willd., der hier oben in 5′ hohen Sträuchen wucherte.

Noch einmal genoß ich von diesem Höhenpunkte des großartigen wechselseitigen Anblickes des schwarzen und des Marmara-Meeres, zugleich mit sämmtlichen Windungen des Bosporus. Nur Constantinopel und Pera mit Galata blieben von hier aus verborgen, gleichsam als hätte die Natur einen Punkt schaffen wollen, von dem aus man den Gesammteindruck der reizenden Gestade dieses Meeresarmes genießen könnte, ohne durch die Einmischung einer Stadt unangenehm gestört zu werden, die sich so oft der Herrschaft über diesen Liebling der Schöpfung unwerth gezeigt hat. Es war schwer, sich von dieser Scholle zu trennen, die, wohin von ihr aus auch der Blick sich wendet, auf seinen Flügeln die Erinnerung an Hunderte von Ereignissen wach ruft, die auf das Geschick der Nationen in so hohem Grade entscheidend eingewirkt haben. Aber der vorgerückte Nachmittag forderte zum raschen Entschlusse darüber auf, ob das nördlich vom Riesenberge, scheinbar nicht gar fern liegende „Genueser-Schloß" noch besucht werden sollte. Die graue Ruine bot freilich keine anziehende Außenseite; aber das mit ihr durch eine lange, bergabziehende Befestigungsmauer in Verbindung stehende

Dorf am Ufer winkte so einladend, der Gedanke, hier auf einem Boden wandeln zu können, der einst so viel Großes getragen hatte, verscheuchte bald jedes Bedenken. Der Marsch über die Hochebene wurde auf einem neuerdings gebahnten Wege angetreten, den die Regierung während des vor kurzem beendigten Krieges, Behufs der Transportation von Kriegsmaterial, hatte ebnen lassen. Späterhin wich dieser Weg jedoch mehr ostwärts von unserm Ziele ab, ein Umstand, der uns nöthigte, queer über einen mit kurzem starrem Gestrüpp bewachsenen Bergrücken hinzuschreiten, der uns, unter vielen Beschwerden, bis zu einem Thaleinschnitte führte, auf dessen jenseitiger Bodenerhöhung das ursprünglich von Griechen erbaute Schloß in ziemlich gut erhaltenen Ruinen nahe vor uns lag. Keine Spur von Bewegung irgend eines menschlichen Wesens ließ sich dort wahrnehmen, was mir insofern unerwartet war, als v. Hammer einer kleinen Colonie von Menschen erwähnt, die sich in dem weitläuftigen Gemäuer angesiedelt habe, ohne daß man von ihrer Abkunft, ihrem Religions-Cultus u. s. w. etwas wisse. Sie scheint seitdem verschwunden. Wir begaben uns aber über ein loses Steingerölle zu dem am Ufer liegenden Dorfe Südlüdsche hinab, von welchem aus die Genuesen, früher die Griechen, den Seezoll erhoben. Auf diesem Wege lag Thonschiefer allenthalben zu Tage, weiter abwärts trat Grauwacke mit Adern von Quarz hervor. Am Fuße des Berges ist eine gute Porzellan-Erde häufig; eine hierauf gegründete Fabrik liefert durch die Thätigkeit von deutschen Arbeitern recht brauchbare Geschirre. — Der langweilige Weg gewährte Muße, einige Züge der Geschichte des Ortes aus der Erinnerung auftauchen zu lassen, die wohl geeignet sind, die Mühen eines langwierigen Marsches erträglicher zu machen. Das nahe Hieron oder Fanum trug seinen Namen von dem den zwölf Göttern hier errichteten Tempel. Cicero nennt, in seiner Rede gegen den Verres, die am Eingange des Bosporus verehrte Statue des Zeus Urios eines der drei Meisterwerke der Kunst, welche dem Zeus überhaupt geweiht worden waren. Von einer solchen Pracht war sein Tempel, daß man ihn mit silbernen vergoldeten Ziegeln gedeckt hatte, die, nach Polybius, der König Prusias von Bithynien fortführte, als er den Ort von den Byzantinern erobert hatte. Ihre Rückgabe war indessen eine Bedingung des darauf folgenden Friedensschlusses. Ob Justinian, der den Tempel in eine Kirche

des h. Michael verwandelte, sie dieser überlassen hat, sagt die Geschichte nicht. In diesem unwahrscheinlichen Falle würden sie indessen den Russen zur Beute verfallen sein, welche schon im Jahre 866 n. Chr. in den Bosporus bis Hieron vordrangen, ihren Besuch auch 942 mit zehntausend schnellsegelnden Booten wiederholten, die jedoch damals von der griechischen Flotte unter Theophanes bei jenem Orte geschlagen wurden. Als die Russen sich dann wieder im Juni 1833 mit einem Landheere in der Nachbarschaft desselben Ortes, Böjükdere gegenüber, gelagert hatten, hielt es Sultan Mahmud II. für rathsam, den Vertrag von Unkiar-Skelessi mit ihnen abzuschließen, der ihn verpflichtete, englischen und französischen Kriegsschiffen die Dardanellen zu verschließen. Hr. de Lamartine*) war persönlich Zuschauer bei einem glänzenden Feste mit Feuerwerk, welches damals der Befehlshaber der russischen Land- und Seemacht, Graf Orloff, dem Sultan Mahmud gab, der ihm von seinem Schiffe aus zusah. Die russische Flotte ankerte zugleich am Fuße des Riesenberges, — Sollte jenes Landheer das letzte gewesen sein, welches Rußland zum Bosporus sendete? Schon vor nahe tausend Jahren gab sich die Anziehungskraft überwiegend kund, welche es zu dem schönen Lande und seinen Schätzen hinwendete; dürfte sie verschwunden sein, seitdem die Türken 1854 den Vertrag von Unkiar-Skelessi so gröblich verletzt haben? — Wohl haben die Türken an die Stelle des ehemaligen Hieron das Fort Anadoli-Kawak gesetzt, welches mit dem gegenüber liegenden Rumili-Kawak so correspondirt, daß beide sich durch ihre Geschütze gegenseitig unterstützen. Diese können aber nur Schiffen gefährlich werden, indem sie unmittelbar über der Wasserstraße liegen. Die etwaigen Besitzer der dahinter aufsteigenden Berghöhe würden sie bald zum Schweigen bringen.

Unter solchen Betrachtungen hatte ich endlich das längst nach abwärts winkende Dorf erreicht, dessen sich munter bewegendes Völkchen die Kühlung des inzwischen eingetretenen Abends sorglos genoß, wahrscheinlich ohne sich mit Forschungen über die Stellung oder Lage der zahlreichen ehemaligen Tempel und Altäre zu behelligen. Man glaubt, daß der Tempel des Poseidon den Hügel geziert habe, welchen jetzt die Schloß-Ruinen einnehmen, wohingegen der

*) Voyage en Orient. T. III. Bruxelles, 1838. pag 317.

Prachttempel des Zeus dort ſtand, wo jetzt die unförmlich dicken Mauern der Veſte Anadoli-Kawak emporragen. Wie dem auch ſein mag, ſo nöthigte das ſich herabſenkende Dunkel uns, die Schritte längs des Meeresufers ſüdwärts zu beſchleunigen. Bald erreichten wir den ſchmalen Raum, der die Mauern der Veſte von dem Uferrande trennt. In der Veſte ſelbſt herrſchte eine ſo tiefe Stille, daß man ſeine am Abendhimmel in wunderlichen Geſtalten hinziehenden Mauerlinien für die eines verzauberten Schloſſes hätte halten mögen. Von hier aus führte aber der ſchmale Pfad über zackige Felſengeſtade bald auf- bald abwärts, ſo daß jetzt die Wanderung im Dunkeln nicht gefahrlos war. Dennoch erreichten wir das Dörfchen Umurköi und unſere dort liegende Barke ohne weitere Abentheuer. Innerhalb einer halben Stunde geleitete mich die ſichere Hand meines Führers bis zu der Treppe des Halbmondes zu Böjükdere über die ſpiegelglatte See hin. Die Beſorgung der mitgebrachten botaniſchen Schätze und ein ſehr kärgliches Mahl nahmen den Reſt des reichen Tages hin.

Am folgenden Morgen beſtieg ich ſchon früh das geſtern gemiethete Pferd, um den Ritt durch das große Thal nach den Waſſerleitungen von Belgrad hin zu unternehmen. Auf ſo frühe Wanderer ſchien der Halbmond nicht eingerichtet, denn er nöthigte mich, das Frühſtück — nach italieniſcher Sitte — in einem benachbarten Kaffehauſe zu ſuchen. Der die Expedition leitende junge Grieche verſtand glücklicher Weiſe einige Worte Italieniſch. Hier und da ritten wir unter einem maleriſchen Rebengehänge hindurch, durch welches ſich zwei gegenüber liegende Häuſer die Hand geboten hatten. Wir paſſirten den durch das Thal herabkommenden Bach, ließen die, wenige kleine Segelſchiffe und Barken beherbergende Rhede, welche gegen Stürme ſchutzlos iſt, zur Linken, und wendeten uns dann weſtwärts der weiten Ausmündung des Thales zu. Nicht fern von ſeinem Eingange ſtrebt in einer fruchtbaren Ebene die berühmte Platanen-Gruppe empor, die unter dem Namen der „ſieben Brüder“ allgemein bekannt iſt. Die Sage will, daß unter dem Schirmdache ihrer Zweige ſchon im Jahr 1096 Gottfried von Bouillon mit einer Heeres-Abtheilung Schutz gefunden habe. — Wenn ſie auch keineswegs geſchichtlich verbürgt iſt, ſo iſt doch wenigſtens ſoviel gewiß, daß die orientaliſche Platane, die von der bei uns vorkommenden occidentaliſchen wohl unterſchieden werden muß, das höchſte

Alter erreichen kann, was nur für einen Repräsentanten der Baumwelt möglich ist; auch ist der Umfang, den die sieben Stämme an ihrer Basis zeigen, in der That colossal. Sie sind an einander gewachsen und können mit etwa 60 Schritten umkreiset werden. Leider ist durch die barbarische Sorglosigkeit der Hirten einer früheren Zeit, die ihr Feuer im Schutze dieser herrlichen Laubdächer anzündeten, eine Höhlung in den Stämmen ausgebrannt, die freilich nicht so geräumig ist, als die einer andern Platane gewesen sein muß, in der einst Caligula mit achtzehn seiner Gefährten getafelt haben soll. Immerhin bietet aber diese in der That riesenmäßige Baumgruppe einen wahrhaft majestätischen Anblick; sie verdient ihren hohen Ruf vollständig. Bei meinem Besuche hatte ein Kaffe-Wirth sein weitumfassendes Zeltdach an ihren Zweigen befestigt, einige Erfrischungen darbietend.

Die Platanen lieben feuchten Thalgrund. Ich sah später ähnliche colossale Bäume der Art in dem Thale, welches sich zwischen Brussa und Kestel hinzieht, näher dem letzteren Orte. Leider waren auch hier viele der herrlichsten Platanen nahe über dem Boden durch Feuer zu Höhlen ausgebrannt, die den Wanderern geräumigen Schutz bieten. Manche von ihnen lagen, endlich durch den Sturm gebrochen, bereits am Boden, so, daß man ihre enorme Höhe jetzt leichter abschätzen konnte. Hr. v. Prokesch*) fand dergleichen riesige Platanen unfern Pergamos, wo sie sich stundenlang an den Ufern des Selinus hinzogen. Ebenso sah Derselbe**) auf der Insel Thassos Hunderte von Platanen, die einige Fuß hoch über dem Boden 40′ Umfang besaßen. Hr. W. Vischer***) beobachtete schon in Griechenland an Bächen „riesige orientalische Platanen". Ihr reicher, ausgezeichneter Schmuck von tief eingeschnittenen dunkelgrünen Blättern erhebt die Pracht der majestätischen Bäume um so mehr. — Bekanntlich wird England das Land der alten Eichen genannt. Die sogenannte parlamentarische Eiche im Park von Elyhton soll 1500 Jahre alt sein. Die Calthorpe-Eiche in Yorkshire mißt 78′ am Boden im Umfange. Die Eiche des Herzogs von Portland besaß die Höhe der Westminster-Abtei.

*) Denkwürdigkeiten aus dem Orient. Th. III. Stuttgart, 1837. S. 303.
**) A. a. O. III. S. 627.
***) Erinnerungen aus Griechenland. Basel, 1857. S. 240.

Die sogenannte Three-Shire-Eiche bedeckt mit ihren Zweigen eine Bodenfläche von 777 englischen Quadrat-Ellen, die Elle zu 3′ gerechnet. Diese majestätischen Eichen sind indessen seltene Ausnahmen von der Regel; die colossalen Verhältnisse der orientalischen Platane, welche auf feuchtem Thalgrunde steht, bilden aber die Regel selbst. Die berühmten drei Eichen zu Dallwitz bei Karlsbad, deren Alter man bis auf 500 Jahre rückwärts verfolgen kann, habe ich persönlich betrachtet und kann daher versichern, daß sie neben die Platanen im Thale von Kestel hingestellt, mit diesen im Vergleich zwergartig erscheinen würden.

Der Ritt zu dem oberen Theile des etwa eine Stunde langen Thales wurde auf einem schlecht unterhaltenen Wege längs des rechten Ufers des Baches fortgesetzt, welcher dem am Meere sich ausbreitenden Städtchen so vielen Reiz verliehen hat. An vielen Stellen sind seine Ufer wallartig erhöht und mit hohem Gesträuch bepflanzt. Bedauernd möchte der Wanderer dem lachenden, aber vernachlässigten Thale eine sorgfältigere Cultur wünschen. — Auf der Anhöhe des oberen Thalendes erhebt sich der von Sultan Mahmud I. 1732 erbaute Aquäduct, der, 1000 Klafter lang, das Wasser nach Pera, Kassim-Pascha und Fündüklü führt. Mustapha III. vermehrte 1766 seine Wassermenge durch Hinzufügung eines neuen Baues. Ein Theil dieser Leitung schließt das Thal so, daß der Weg durch einen Bogen derselben hindurch führt. Sie fällt deshalb schon aus weiter Ferne, z. B. vom Riesenberge aus, anziehend in die Augen. Ich stieg an dem Mauerwerk in die Höhe, um die von dort sich darbietende Fernsicht bequemer zu genießen. Sie ist wahrhaft entzückend, und muß jedem dort Reisenden zur Beachtung dringend empfohlen werden. — Der Weg nach dem nahen griechischen Dorfe Bagdsche-köi führt Anfangs neben den Bogen der Wasserleitung hin, wendet sich dann aber westlich einem angenehmen, malerischen Thalgrunde zu, welcher das erwähnte Dorf aufnimmt. Etwaigen Besuchern aus Büjükdere winkt dieses Dorf freundlich einladend entgegen. Wir aber ritten vorüber nach dem sich daran schließenden Walde von Belgrad, der einen Umfang von 5—6 Stunden haben mag. Besorgt für ihn hat die frühere türkische Regierung Todesstrafe auf das Niederhauen eines Baumes in diesem Walde gesetzt, wohl wissend, daß eine dichte Vegetation die Menge des atmosphärischen Niederschlages wesentlich fördert,

daß auch Bäche und Flüſſe austrocknen, wo ſie fehlt. Die Weſt-Europäer, welche ihre Wälder erbarmungslos niederſchlagen, augenblicklichen ſchnöden Gewinnes wegen, und die dann hinterher thörichter Weiſe über den ſelbſt verſchuldeten Waſſer-Mangel klagen, können hier von den Türken viel lernen. Doch muß ich mein Lob inſofern etwas beſchränken, als ich eine Anzahl junger kräftiger Bäume hier ſah, deren Spitze ausgehauen war. Ich kann kaum glauben, daß man hiermit beabſichtigt, die Bäume mitten im Walde zum Treiben von Seiten-Aeſten zu zwingen, wie man es wohl in Alleen zu thun pflegt. Man ſcheint ſich darauf zu ſtützen, daß der gegenwärtige milde Herrſcher die Todesſtrafe ungemein ſelten verhängt. Abgeſehen hiervon zeigen die Bäume dieſes Waldes ein ungemein kräftiges Anſehen, im Gegenſatz zu denen, die man in den Ebenen einzeln und zerſtreut ſieht; dieſe erſcheinen in der Regel kümmerlich und vom rauhen Nord und Nordoſt des Winters oft ſüdwärts geneigt. Der Wald beſteht überwiegend aus Weißbuchen, nächſtdem aus Eichen (Quercus coccifera) und echten Kaſtanien, an feuchten Orten aus Erlen und Weiden, welche namentlich die Waſſerbehälter umgeben. Auf der Anhöhe befinden ſich an Nadelhölzern Pinus halepensis und maritima, an Laubholz Tilia argentea, Fraxinus Ornus, Celtis australis, Morus alba; nächſtdem Pistacia atlantica und Lentiscus. Unterholz bilden der Weißdorn (Crataegus Oxyacantha), Corylus tubulosa, Mespilus germanica. Eine maleriſche Eigenthümlichkeit des dichten Waldes bilden Schlingpflanzen aus wild wachſenden Weinreben, Geißblatt, Epheu und Waldrebe (Clematis Vitalba), die, gleich Lianen, hoch an die Bäume hinanſteigend, ſie durch grüne Gehänge verbinden. Unter ihnen am Boden verbietet häufig die Spina Christi das Eindringen. — An einer freien Stelle des Waldes erhebt ſich auf leichter Anhöhe das große Dorf Belgrad, von Linden umgrünt, deſſen Anſehen freilich viel verloren hat, ſeitdem die fremden Geſandten es verließen, die ehedem ihren Sommeraufenthalt hier wählten. Der Ort ſoll im Spätſommer und Herbſt durch die Ausdünſtung der nahen Waſſer-Anhäufungen vom Wechſelfieber heimgeſucht werden. Die hier vorherrſchende Abgeſchiedenheit und Stille, mit dem ſeltenen Genuſſe eines anderswo weithin vergebens zu ſuchenden grünen Waldes, dürfte zu geeigneter Jahreszeit aber auch heute noch für den Freund ländlicher Ruhe Anziehungskraft genug beſitzen, die mindeſtens hier

ſicherer zu finden iſt, als an dem nahen Bosporus. Unter den Landhäuſern zeichnet ſich gegenwärtig nur das des reichen Banquier's Alléon aus. Ohne uns in dem Dorfe aufzuhalten, wendeten wir uns den hinter ihm liegenden beiden großen Waſſer-Behältern zu. Sie beſtehen aus Thaleinſchnitten, die man da, wo es nöthig ſchien, mit dicken Mauern umfaßt hat. Ein ſolcher Behälter führt den aus dem Perſiſchen entnommenen Namen „Bend", etwa unſerm deutſchen „Band" entſprechend. Ihnen werden außer dem ſich hinabſenkenden Regenwaſſer mehrere kleine Bäche und Flüſſe zugeleitet, die den dort beginnenden Röhren-Leitungen ihren Reichthum ſpenden. Es ſind mindeſtens ſieben dergleichen große Behälter vorhanden. Der Umſtand, daß der Balkan nord- und oſtwärts von Belgrad ſeinen Fuß dem Meere entgegenſtreckt, mag zu dem Waſſer-Reichthum der hieſigen Gegend das Seinige beitragen. Die Anhöhen, welche hierbei entſtehen, erheben ſich von 350—750′ über das nahe Meer, ſo daß die mittlere Höhe noch einen hinlänglichen Fall bis Conſtantinopel und Pera ergiebt, deren höchſter Punkt 410′ beträgt. — Hadrian, von deſſen humaner Energie und Macht man längs der unteren Donau, bis zum fernen Orient hin allenthalben wohlthätige Spuren findet, baute hier die erſte Waſſerleitung; Juſtinian beſſerte ſie aus. — Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß vor Letzteren ſchon Conſtantin I. von Südweſten her der Stadt eine Waſſerleitung zugeführt hatte. Zwei alte Leitungen, von beſonders ſorgfältiger Bauart, die das Waſſer von zwei Flüßchen nach Conſtantinopel führen, heißen noch jetzt die Juſtinianiſchen. Die conſtantiniſche Leitung wurde von Valens oberhalb der Stadt hingeführt. Die türkiſchen Herrſcher haben, von Mohammed dem Eroberer an, dieſe mächtigen Werke theils unterhalten, theils vermehrt. Eine mir hier zuerſt bekannt gewordene Conſtruction iſt geeignet, das Intereſſe der Aerzte beſonders in Anſpruch zu nehmen. Dies ſind ſogenannte Waſſerwaagen, obeliskenartige Pfeiler, von deren Höhe das Waſſer in zwei Abſätzen herabſtürzt, um es mit der umgebenden freien Luft in vermehrte Berührung zu bringen und ihm dunſtartige ſchädliche Stoffe zu entziehen. Gewiß iſt der letztere Zweck weſentlicher als einige Vermehrung der Druckkraft, die man gleichzeitig damit zu erzielen gedachte. — Hr. Kiepert hat ſich das Verdienſt erworben, den Lauf dieſer Aquäducte auf ſeiner Karte der europäiſchen Türkei zu be-

zeichnen. Sie sind außerdem so häufig beschrieben worden*), daß es hier genügen mag, nur noch der großen Wasserbehälter Mahmud's I. zu erwähnen, die man den Bend des Sultans und der Balide nennt, und die wir auf dem Rückwege besuchten. Colossale Mauern sind an vielen Stellen prachtvoll mit weißem Marmor getäfelt. Ueber ihrer Höhe erhebt sich ein nettes Landhaus des Sultans. Die Mauern sind breit genug, um auf ihnen einher zu schreiten, ein Spaziergang, der durch das Rauschen der nahen Wassermassen, durch die herrlichen Baum-Gruppen der Umgebung, sowie durch die Fernsicht auf das schiffbedeckte schwarze Meer, kaum irgend seines Gleichen finden mag. Kein menschliches Wesen unterbrach die Einsamkeit unserer Wanderung auf dem riesigen Werke. Ein Häuschen unten im Thale scheint zur Wohnung für den Aufseher bestimmt zu sein. In hohem Grade befriedigt, trat ich den Rückweg durch das Thal nach Böjükdere an.

Kadi-köi, Scutari, der Bulgurlu, der Cypressenhain.

Es war am 2. Oktober, als ich auf schnell geflügeltem Kaik über die Meerenge nach Asien übersetzte, um bei Kadi-köi zu landen. Das ziemlich armselig aussehende, aber doch große Dorf, bietet die heutigen Ueberreste des ehemaligen Chalcedon dar. Dieses wurde 675 v. Chr. durch den Megarenser Archias gegründet. Es ist schwer, heute noch die Gründe aufzufinden, welche dazu bewogen haben können, in der kurzen Entfernung von einer kleinen halben Stunde neben dem damals schon reich blühenden Chrysopolis die neue Pflanzstadt anzulegen. Als 17 Jahre später Byzas das Orakel befragte, wohin er die von ihm neu anzulegende Stadt bauen solle? — konnte dies vielleicht deshalb antworten: „Den Blinden gegenüber!" Byzas erkannte in den Blinden die Einwohner von Chalcedon, und wählte sehr richtig den unvergleichlichen Boden von Byzanz. Dennoch erhielt sich Chalcedon über tausend Jahre und wurde schon früh der Sitz einer christlichen Kirchenversammlung. Aber der schnell wachsende Flor der neuen Kaiserstadt erdrückte allmälig die schwächere Nachbarin, bis ihr endlich Valens die aus mächtigen Quadern errichteten Mauern raubte,

*) Man sehe z. B. v. Hammer, Constantinopel und der Bosporos. Th. I. S. 560—583. — White, three years in Constantinopel. II. London, 1846. pag. 21—26.

machte. Etwas weiter oben traten einige große Pinien maleriſch hervor, die hier zu Lande über dem Reichthum an Cypreſſen vergeſſen zu werden ſcheinen. — Endlich näherten wir uns von Oſten her der letzten kegelförmigen Spitze, fanden dieſe aber von einer unäſthetiſchen Windmühle eingenommen, deren Beſitzer um ſein Eigenthum in weitem Umkreiſe einen tiefen Graben gezogen hatte, der das Erſteigen des höchſten Punktes abſichtlich verhinderte. Wahrſcheinlich waren dem Müller die zahlreichen Beſuche in den letzten beiden Jahren unbequem geworden. Wir mußten uns alſo mit dem Erſteigen eines Seitenhügels begnügen, welches dennoch durch das Ueberklettern von kurzem Dorngeſträuche, z. B. einer Art Wachholder, Juniperus Oxycedrus, beſchwerlich genug gemacht wurde. Würdiger hatten einſt die griechiſchen Kaiſer Tiberius und Mauritius dort oben ein Jagdſchloß errichtet. Lavendel (Lavandula Stoechas), Rosmarin und Thymian nahmen die Seitenflächen der Bergſpitze von allen Seiten ein und müſſen während des Frühlings die Luft weithin durchduften. Aber barbariſche, vegetationsfeindliche Hände bemühen ſich, die ſtrebſamen Pflanzen alljährlich von Neuem zu vernichten. — Graf Andreoſſy*) giebt die Höhe des Bulgurlu zu 240 Meter an. Nach Meſſung des Hrn. Tſchihatſcheff liegt ſeine Spitze 738′ über dem Meere, wobei die nachbarlichen Erhebungen eine Höhe von 151—221′ haben.

Die Ausſicht von der Spitze des Bulgurlu, des Damatrys der Griechen, iſt weltberühmt, oft und poetiſch beſchrieben worden, wie ſie es in der That verdient. Will man ſich der entſcheidenden Großthaten zugleich erinnern, die innerhalb des hier ſich eröffnenden Geſichtskreiſes vor ſich gegangen ſind, — will man der großen Männer mit den welthiſtoriſchen Namen gedenken, welche hier vorüberzogen, — erkennt man zugleich, daß man auf der Warte des Erdtheils ſteht, von dem Civiliſation und Humanität urſprünglich ausgingen, um weit hinein in einen andern Erdtheil getragen zu werden, der das Empfangene nicht blos heilig zu bewahren, ſondern auch zur höchſten Blüthe zu entfalten wußte, — dann freilich muß man geſtehen, daß es keinen zweiten Punkt der Erde giebt, der ſich mit dieſem zu meſſen vermöchte. —. Wohl findet ſich ein zweiter erhabener Gipfel, der die Ausſicht von einem Erdtheil über das Meer

*) Constantinople et le Bosphore de Thracie. pag. 90.

hinweg auf einen andern gewährt, welche ich persönlich zu durchmessen so glücklich nicht war; es ist die Spitze des Felsen's von Gibraltar. Karthager, Westgothen, Vandalen und Saracenen haben freilich die Säulen des Herkules überschritten, — aber kein Darius, kein Xerxes, kein Xenophon, kein Philipp von Macedonien, kein Alexander, kein Constantin I. hat jene wilden Schaaren geführt. — Mit dem Blicke vom Vesuv und vom Monte St. Angelo herab, haben Andere den von dem asiatischen Vorgebirge verglichen. Abgesehen davon, daß an einen außereuropäischen Theil unsers Planeten hier nicht gedacht werden kann, birgt die Geschichte des schräg gegenüber stolz aus dem Golf auftauchenden Neapel's des wahrhaft Großen, Erhabenen, so ungemein wenig und des Unreinen, Unmenschlichen so viel, daß der auf dem Gipfel des Vesuv's Weilende sich des Nachdenkens und der Erinnerung des Vergangenen besser enthalten muß. Wer aber hier am keuschen Busen einer stets unerschöpflichen Natur ganz dem Augenblicke, der Gegenwart sich hinzugeben vermag, das Treiben der Menschen glücklich vergessend, der dürfte vielleicht mit mir anerkennen, daß am Golf von Neapel das entzückend Schöne, unvergleichlich Dichterische der gesammten Umgebung von Meer und Land, — dort hingegen, wo zwei Erdtheile sich die Hand reichen, das Majestätische, Großartige überwiegt. Den Vesuv überragt ein vulkanischer Krater, der seine Asche einst bis Constantinopel hinwarf; den Bulgurlu — — vernnziert eine winzige Windmühle. — Beiden hat eine gütige schöpferische Kraft ihre Gaben überschwenglich ausgetheilt; beide aber welken und kränkeln mehr oder weniger unter dem eisernen Drucke von Menschen, die eines so hohen Glückes unwerth sind. Hier, auf Asiens Vorgebirge weilend, darf man, um der Poesie der unvergleichlichen Fernsichten ungestört zu genießen, den Blick nicht über das jenseit ausgebreitete Stambul hinausschweifen lassen, damit er nicht durch den, nnmittelbar vor dessen Thoren in öder Wüste trauernden weiten Landstrich zur trostlosesten Wirklichkeit hinabgezerrt werde. Unaufhaltsam muß dort die Poesie vor der Verwüstung durch Barbaren sinken, unter denen die Cultur verdorrt!

Auf dem Rückwege hatten wir im Osten und Nordosten das Gebirge des Alem-Dagh vor uns, der nächst dem bithynischen Olymp der Hauptstadt das schon spärlich werdende Holz liefert. Wir wählten die Richtung nach dem berühmten Cypressenhaine, der

Zierde eines coloſſalen Todtenfeldes. Auf dieſem Gange paſſirten wir eine wieſenartig bewachſene, baumloſe Stelle des Bergabhanges, welche wir von zahlreichen, verſchleierten türkiſchen Frauen eingenommen fanden; dieſe erfreuten ſich dort des Genuſſes der ihnen ſo ſpärlich zugemeſſenen Freiheit. Einige Diener und Aufſeher befanden ſich in reſpectvoller Entfernung; mehrere mit Ochſen beſpannte Wagen (Araba's), die Equipagen der Damen, hielten unfern; auch an ärmlichen Verkäufern von Süßigkeiten und Früchten fehlte es nicht. Es erregte Anfangs mein Erſtaunen, unter den letzteren — in ſo mildem Klima — auch ſaure, kleine Holzäpfel zu finden; aber ich erinnerte mich, daß hier nichts dieſer Art unmöglich ſei.

Ehe wir in den nördlichen Seitenrand des Cypreſſenhaines eintraten, überſchritten wir eine völlig culturloſe Bodenfläche, deren hart ausgetrockneter Lehmboden am Abhange hin eine tiefe und breite eingeriſſene Furche trug, die offenbar von einem Gießbache hervorgebracht worden war, den ein heftiger Gewitterregen wahrſcheinlich von Zeit zu Zeit dort erzeugt. Die waſſerloſe Furche ſtellte ſich ſo hindernd entgegen, daß wir einen Umweg machen mußten, um hinüber gelangen zu können. Auf der Karte finde ich hier ein Flüßchen verzeichnet; vielleicht iſt ſein regelmäßiges Beſtehen durch Waſſermangel aufgehoben. So würde alſo auch hier das Land an dem allen Gegenden gewöhnlichen Nachtheile leiden, denen man die Vegetation unverſtändig geraubt hat, — monatelange Dürre der Atmoſphäre und dann kurze plötzlich verheerende Sturzbäche. — Dichteriſche Beſchreibungen hatten mich hier dunkle, ſchattige Gänge, — der einſamen Klage geweihte Bosquet's, — murmelnde Bäche, plätſchernde Fontänen u. ſ. w. erwarten laſſen. Nichts von alle dem! Majeſtätiſch hohe, uralte Cypreſſen haben die unteren Aeſte abgeworfen, welche an den Stamm ſelbſt ſich anlehnend, dem jugendlichen Baume die pyramidale Form verleihen, die ſie ſo charakteriſtiſch auszeichnet. Hierdurch wird den Sonnenſtrahlen der Eingang um ſo mehr erleichtert. Dennoch erreichen jene hohen Cypreſſen die maleriſche Schönheit der Pinien nicht, wie man ſie z. B. in der Umgebung von Rom findet. Das ganze Todtenfeld iſt mithin nach allen Richtungen durchſichtig. Auch entſpricht dies der allgemeinen Sitte der Orientalen; legten doch ſchon die Griechen und Römer ihre Gräber an die belebteſten Landſtraßen. Sie aber wußten den Blick der Vorübergehenden durch äſthetiſche Formen der Grab-Denkmale

zu fesseln; die Einförmigkeit der unter den mächtigen Bäumen zerstreuten türkischen Gräber wird aber nicht blos ermüdend, sondern zuletzt in hohem Grade langweilig. Ein länglich viereckiges Geschränk, hier oft den nahen Marmorbrüchen entnommen, umfaßt den Grabhügel, an dessen Kopfende sich die senkrecht eingefügte Steinplatte erhebt, die oben breiter wie unten, außer dem Namen noch einen sinnigen Spruch aus dem Koran, oder aus einem Dichter, darzubieten pflegt; v. Hammer*) hat eine Anzahl solcher Sinnsprüche in der Ursprache und der deutschen Uebersetzung mitgetheilt. Am Ende des Cypressenwaldes zog eine bedeutende Anzahl umgestürzter Grabsteine männlicher Verstorbener meine Aufmerksamkeit auf sich, denen der Turban, welchen sie ehedem getragen hatten, abgeschlagen worden war. Man unterrichtete mich, daß diese Grabstätten Janitscharen angehörten, denen Sultan Mahmud II., der Janitscharenvertilger, selbst die steinernen Köpfe nach dem Tode noch hatte zertrümmern lassen. Die Wuth der Barbarei kann also auch durch den Tod nicht versöhnt werden. Dabei erschien es mir außerdem noch auffallend, daß diese zertrümmerten Köpfe bereits dreißig Jahre am Boden lagen, ohne daß irgend eine mitleidige Hand gewagt hätte, sie der Schmach zu entreißen. Wirkt etwa des damaligen Herrschers Fluch auch noch auf spätere Geschlechter? Aber das dem Fatalismus ergebene Volk scheint die Entweihung nicht zu fühlen, welche durch diese neue Art der Hinrichtung nach dem Tode der von ihm am meisten hochgeachteten asiatischen Grabstätte zugefügt worden ist. — Weniger von diesem Todtenfelde befriedigt, als viele meiner Vorgänger, schritt ich eilig dem Ufer zu, um mich dem gegenüberliegenden steilen Hügel von Pera wieder zuzuwenden, von dessen Höhe herab mir der Cypressenhain malerischer erschien, als von den Grabtrümmern mißliebig gewordener Verstorbenen aus.

Unterwegs forderte noch der sogenannte Leander-Thurm einen kurzen Aufenthalt, der nahe an der asiatischen Küste eine kleine Felseninsel einnimmt, welche aber den nöthigen Umfang besitzt, dem Thurme und einem kleinen Wächterhause Raum zu gewähren. Die bekannte Begebenheit zwischen Leander und Hero fand zwischen Sestos und Abydos an den Dardanellen statt und hat also mit diesem uralten Bauwerke nichts gemein. Dennoch knüpfen sich auch

*) A. a. O. Th. II. S. 332 u. f. — Anhang S. LXI.

an dieſes romantiſche Sagen; die Türken nennen es deshalb den „Mädchenthurm“. — Specielles Intereſſe flößte mir der Thurm und ſein Nebengebäude dadurch ein, daß die Doctoren A. T. Bulard*) und Laye in ihm ihre Verſuche zur Erforſchung der Contagioſität der orientaliſchen Peſt angeſtellt haben. Wenn ich die große Beſchränktheit des Raumes betrachte, den dieſes ganz anderen Zwecken beſtimmte Gebäude darbietet, ſo erſcheint es mir überhaupt auffallend, daß unter den in ſo engem Raume zuſammengedrängten Kranken, abgeſehen von allem Anſteckungsſtoffe, ſich nicht die bösartigſten Formen ihrer fieberhaften Uebel unvermeidlich entwickelt haben ſollten. Nur die vom Feſtlande völlig iſolirte Lage der kleinen Felſeninſel ſcheint hierzu Veranlaſſung gegeben zu haben; ſollte man zu dieſem Zwecke nicht eine der Prinzeninſeln haben einrichten können? Ich fand das Gebäude im Zuſtande der traurigſten Vernachläſſigung. Zahlreiche Steinplatten waren aus ihren Fugen gewichen, das Holzwerk zum Theil verrottet. Und doch muß das Auge des Großherrn auf dieſen Thurm treffen, ſo oft er an die Fenſter ſeines Marmorpallaſtes tritt. Freilich gehört der Blick auf Ruinen hier zu dem Alltäglichen. Die Ausſicht von der mäßigen Höhe des Thurmes herab ſchweift beſonders über den äußeren Hafen mit ſeinen zahlreichen, auf das neue Serail und die gegenüber, auf der europäiſchen Küſte, prangenden Palläſte; ſcheint es doch, als wolle man das aſiatiſche Heimathland hintanſetzen. Nur zu Seebädern wird die Umgegend des Thurmes jetzt beſonders benutzt. — Unfern der Stelle ſchlug der Athenienſer Chares die Flotte Philipps von Macedonien; nicht fern von dort errichteten nachher die dankbaren Byzantiner auf der aſiatiſchen Küſte den hülfebringenden Bundesgenoſſen Denkmale. Die türkiſche Regierung ſcheint ſeit 1856 eine ähnliche Anerkennung dargebrachter kriegeriſcher Hülfe nicht für zeitgemäß zu halten.

Geographiſche Lage und Klima. — Das Klima von Conſtantinopel iſt ungleich rauher, als eine nördliche Breite von 41°, 00′, 20″, bei einer Länge von 26°, 35′, 40″ von Paris es erwarten laſſen ſollte. In der That beträgt ſeine mittlere Jahres-Temperatur 13° R. und erreicht mithin beinahe die von Neapel, Liſſabon, mit Nimes und Orange, welche ſämmtlich 13°, 1′ haben. Aber

*) De la peste orientale. Paris, 1839.

Byzanz iſt dem oft herrſchenden Andrange der nördlichen Luftſtrömung ausgeſetzt, welche die Wellen des Bosporus aus dem nahen Pontus begleitet, die ſich an dem Felſenfuße der Stadt brechen. Die wechſelvolle, unbeſtändige Witterung des ſchwarzen Meeres, des Pontus axynos der Alten, dehnt ſich, mit einer gewiſſen Vorliebe, gern nach Süden hinaus, gleichſam um die von dort herkommenden Schiffer vor ſeiner Bekanntſchaft zu warnen. Letztere ermangelten deshalb im Alterthume nie, kurz vor dem Eindringen in das ungaſtliche Meer dem Jupiter und dem Poſeidon Opfer darzubringen. Auch muß das Klima damals eben ſo wenig anziehend als jetzt geweſen ſein, denn Stratonikus ſoll von dem Klima Thraciens im Allgemeinen, beſonders jedoch von der Stadt Aenos (Enos) behauptet haben, der Winter herrſche dort vier Monate des Jahres, und die Kälte während der übrigen acht*). Der 1858 zu Coblenz verſtorbene ausgezeichnete Ingenieur-General Fiſcher, der geraume Zeit im türkiſchen Heere gedient hatte, ſagte mir einſt, als ich über die Veränderlichkeit der Lufttemperatur am Rheine klagte, daß ſie von der zu Conſtantinopel vorherrſchenden in hohem Grade übertroffen werde. — Wer über dieſe Schwankungen genauere Auskunft zu erhalten wünſcht, mag die dort von Hrn. Noë angeſtellten Thermometer- und Barometer-Beobachtungen nachſehen, welche durch Hrn. Rigler**) ausführlich mitgetheilt worden ſind. Hier gebietet der enger an den Raum anzulegende Maßſtab eine Beſchränkung auf allgemeine Bemerkungen.

Mir ſelbſt war der Zufall in der öſtlichen Metropole günſtig. Ich fand die Luft im September ſehr milde, was ſelbſt noch für die Zeit des Anfanges der zweiten Hälfte des Oktobers galt. Aber während ich in der erſten Hälfte des letzteren Monats zu Bruſſa eine ſtets heitere, ſonnige Atmoſphäre genoſſen hatte, wünſchte man mir bei der Rückkunft nach Stambul Glück, dem Sturm und Regen entgangen zu ſein, der hier vorgeherrſcht habe. Im September pflegt die Temperatur zwiſchen 11° und 17° R., im April zwiſchen 7° und 15° R. zu ſchwanken. Aber ſie kann im Auguſt bis auf + 27° und 28° ſteigen, im Januar, ſelbſt noch bis Mitte Februar's auf — 5 und 6° R., ausnahmsweiſe noch etwas tiefer ſinken.

*) Musaeus, Lib. III, Cap. X, pag. 350.

**) Die Türkei und ihre Bewohner. 1. Bd. Wien, 1852. S. 23 u. f.

Der Schnee kann mitunter so stark fallen, daß die Verbindung zwischen den Wohnungen erschwert wird, wo denn auch die Zufuhr von Eis für den Sommer von außen her entbehrlich gemacht wird. Dennoch lehrt ein Blick auf die Vegetation, namentlich auf die herrlichen Cypressen bald, daß eine Kälte, die man in Mittel-Europa eine strenge nennen würde, dort nie vorkommen kann. Ich bemühte mich vergebens, die edle Cypresse am Rhein bei Bonn zu acclimatisiren; der erste etwas strenge Winter nahm sie jederzeit fort. Dagegen gedeiht aber doch der Oelbaum, das vegetative Wahrzeichen für ein den Namen des „milden" wirklich verdienenden Klima's nicht. In der Vegetations-Ansicht mag ihn, weithin überwiegend, die majestätische orientalische Platane ersetzen. — Jedenfalls ist der strenge Winter hier kurz, was jedoch leider auch von dem Frühling gilt, der zu schnell vorübereilt. Ohne Regen bleibt nicht leicht ein Monat, und dennoch fand ich die Vegetation der umgebenden Ebene im September verdorrt; auch sah ich die Luft nur zu häufig mit Dunst und Staub erfüllt. Dennoch ist der Spätsommer wohl der genußreichste Theil des Jahres; ich erinnere mich immer noch dankbar des Behagens, mit welchem ich die laue Abendluft auf dem Hügel von Pera eingeathmet habe, dessen Fuß von dem, erfrischende Kühlung verbreitenden Meere gebadet wird. — Dagegen fand Hr. v. Prokesch*) um die Mitte Novembers das abscheulichste Wetter von der Welt, Sturm, Nebel, Kälte, Regen. „Die Gefahren einer um dieselbe Jahreszeit in die Propontis und die Dardanellen unternommenen Seereise" schildert Hr. v. Prokesch mit so schwarzen und lebendigen Farben, daß jeder Leser sich dadurch angemahnt fühlen wird, zu solcher Unternehmung eine günstigere Jahreszeit abzuwarten. — Hr. Grisebach**) war so glücklich, von der zweiten Hälfte des April an dort einer stets heiteren Witterung, — nicht einem einzigen Regentag — zu begegnen, mit Ausnahme einiger Gewitterschauer. Die Atmosphäre war zugleich den größeren Theil des Tages ungemein durchsichtig. — Auch v. Callot sah im Winter 1830/31 zu Stambul auf den Straßen eben so wenig Schnee, als auf dem Gipfel des bithynischen Olymps. Am 3. Januar will er im Hafen sogar eine Temperatur von + 20° R. beobachtet haben (?). Außer

*) A. a. O. I. S. 480.

**) Reise nach Rumelien. I. Bd. Göttingen, 1841. S. 42.

ihm finde ich keinen andern Beobachter, der in so auffallender Weise begünstigt gewesen wäre. Vom Januar 1858 berichteten die öffentlichen Blätter sogar: daß die Einwohner genöthigt seien, sich durch enorme Schneemassen Wege zu graben, um von einem Hause zum andern zu gelangen. Mit einem Worte: „Veränderlichkeit“ ist der Name des Klima's von Byzanz.

Unter solchen Umständen kann es nicht fehlen, daß Erkältungs-Krankheiten, und namentlich Entzündungen der Athmungs-Organe, dort an der Tagesordnung sind. Das weichliche Haremleben und der Widerwille der Türken gegen körperliche Anstrengungen müssen das Hautorgan um so empfindlicher gegen raschen Temperatur-Wechsel machen. Die leichte Bauart der meisten türkischen Häuser und die Theurung des Heizungsmaterials, sowie Mangel an Oefen kommen hinzu. Am übelsten befinden sich dabei die armen eingeschlossenen und mit Argus-Augen bewachten Frauen. Langeweile, Gram über ein vertrauertes Leben und erzwungenes Stillsitzen geben wechselsweise die Veranlassung zu Nervenzufällen und Blutstockungen. Hämorrhoidalleiden sollen in keinem bekannten Orte häufiger als in Constantinopel vorkommen. Ebenso verkürzt Tuberkulose dort oft genug das Leben; Augenkrankheiten treten aber weiter gegen Süden mehr und mehr hervor, um in Egypten ihren Culminationspunkt zu erreichen.

XIII.

Das Marmara-Meer und die Prinzen-Inſeln. — Nicomedien und ſein Golf. — Der Gök-dagh. — Nicäa. — Jeniſchehr. — Bruſſa und ſeine Ebene. — Ruinen des alten Schloſſes. — Seidenfabrikation. — Das Erdbeben von 1855 und ſeine Folgen. — Die Stadt und ihre Bewohner. — Volkszahl. — Grabmäler der Gründer der osmaniſchen Dynaſtie. — Waſſerleitung. — Weinerzeugung. — Maſchern. — Beſchneidungs-Feierlichkeit. — Warme Bäder von Bruſſa und Tſchekirghe. — Klima und geographiſche Lage. — Asklepiades von Bithynien. — Der bithyniſche Olymp. — Der Boden der Ebene und ſeine Cultur. — Die Vegetation. — Ritt nach Gemlik. — Das Katerlü-Gebirge. — Rückkehr nach Conſtantinopel.

Der Theil von Kleinaſſen, deſſen bewohnte Hauptpunkte die Städte Scutari, Nicomedien (Ismid oder Iskimid), Nicäa (Isnik), Jeniſchehr, Bruſſa, darſtellen, hängt mit Conſtantinopel und dem Bosporus, ungeachtet der Trennung durch einen Meeresarm, ſo innig zuſammen, daß ſchon um deswillen ihr Beſuch für Den unentbehrlich iſt, der die Metropole nicht blos in ihrem Innern, ſondern auch nach ihren nachbarlichen Beziehungen kennen lernen will. Außerdem bietet aber die jene Städte umgebende Landſchaft, mit dem bithyniſchen Olymp und ſeinen Gebirgs-Verzweigungen, ein hohes naturhiſtoriſches Intereſſe; die Geſchichte zeigt uns ſodann gerade hier, oder in der nähern Nachbarſchaft, das Beginnen mächtiger Staats-Umwälzungen; — das Reich der Osmanen faßte hier feſten Fuß, ehe es die habgierigen Augen auf das reiche Oſtland von Europa zu werfen wagte.

So begab ich mich denn am frühen Morgen des 4. Oktober zu dem im äußeren Hafen liegenden Dampfſchiffe, welches die Fahrt nach Ismid, Mudania und Gemlik wöchentlich einmal regel-

mäßig unternimmt. Eine aus Armeniern und Griechen zuſammengeſetzte Privat-Geſellſchaft hatte damals von der Regierung die ausſchließliche Conceſſion für dieſe Dampfer-Linie erhalten. Das von Engländern gemachte Anerbieten einer Concurrenz, die für das Publikum ohne Zweifel von höchſtem Nutzen geweſen ſein würde, war zurückgewieſen worden. Mein Begleiter und Dolmetſcher auf dieſer Excurſion war ein unirter Grieche, der dieſelbe Reiſe, guten Zeugniſſen gemäß, ſchon mehrmals gemacht hatte. — Wir langten zu der für die Abfahrt beſtimmten Zeit, um 7 Uhr Morgens bei unſerm Dampfſchiffe an, welches wir außerhalb des Einganges zum goldnen Horn, zwiſchen zwei öſterreichiſchen Lloyd-Dampfſchiffen, bereits durch einen dichten Knäuel von Kaiks und Barken aller Art eingeſchloſſen fanden. Ihre unter einander hadernden Führer verübten durch Geſchrei, Schelten und Lärmen einen wahrhaft betäubenden Tumult. Hier und da kam es zwiſchen den Bootsleuten zu Thätlichkeiten, indem jeder zuerſt an die ſchmale Schiffstreppe anlegen wollte. Während eines ſolchen Conflictes kam mein Kopf in eine ſehr unſanfte Berührung mit der Stange eines Kaikſchi, der freilich mein an ſeinem Streite unſchuldiges Haupt gewiß nicht hatte treffen wollen. Von einer beſchwichtigenden oder einſchreitenden Polizei-Gewalt wurde nichts ſichtbar. Nach Fährlichkeiten mancher Art war es uns endlich gelungen, die erſehnte Treppe zu erklimmen; wir mußten ſie gleichſam im Sturm erſteigen. Das Verdeck fanden wir von lagernden Menſchen dicht bedeckt; Frauen und Kinder hatten der Zahl nach das Uebergewicht, — hier und da tauchte auch das ſchwarze Geſicht einer Sclavin aus der langen Reihe auf. Alle dieſe Deck-Paſſagiere hatten ſich auf mitgebrachten Decken, Teppichen oder Matratzen möglichſt wohnlich eingerichtet; ſchon dampfte der Kaffetopf im Kreiſe mancher dieſer Familien. — Kurz vor acht Uhr lichtete endlich unſer mit zwei Rädern verſehenes Dampfſchiff die Anker; von dieſem Augenblicke an nahmen vorläufig die außerhalb des Schiffes befindlichen Gegenſtände die Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe in Anſpruch. Nachdem ſich unſer Dampfer mühſam durch Hunderte von Schiffen, Barken und Kaiks hindurch gedrängt hatte, erwartete ich einige Beruhigung des ohrzerreißenden Getümmels. Ich hatte mich verrechnet; neben Kindergeſchrei machten ſich kreiſchende Weiberſtimmen hörbar; das tiefere Gemurmel der Männer bildete den anhaltenden Grundton zu dieſem unmelodiſchen

Schiffs-Concerte. In dieſem maßte ſich aber das Primat ein junger Türke an, der, auf einem Radkaſten thronend, mit einer wahrhaft unverwüſtlichen Ausdauer, die beſſeren Erfolges würdig geweſen wäre, unaufhörlich ſang, mit einem Tambourin ſich ſelbſt begleitend. Alle meine Anſtrengungen, aus ſeinen Tönen irgend eine geordnete Melodie heraus zu hören, waren vergebens; ein Chaos von Tönen ſchien auf den Uranfang aller Muſik hinzudeuten. Doch mußte der Sänger auf duldſame Ohren rechnen können, denn ich bemerkte keine Unzufriedenheit in den Phyſiognomieen der Naheſitzenden ausgedrückt, obgleich anderer Seits ihm auch Niemand beſondere Aufmerkſamkeit zuwendete; — eben ſo wenig ſah ich ihm Spenden zufließen. — Leichter ließen ſich die ohrquälenden Töne während des Anſchauens ſo großartiger Naturſchönheiten überhören, wie ſie hier mannigfach wechſelnd an dem Wanderer vorüber gleiten. Unſer Schiff bewegte ſich anfänglich, nahe dem europäiſchen Ufer, längs der Gärten des neuen Serails hin, um ſodann ihre äußerſte öſtliche Spitze umkreiſend, in das Meer von Marmara einzulenken. Leider war die Atmoſphäre mit Dünſten ſo erfüllt, daß fernere Gegenſtände im Nebel verſchwammen; nähere Punkte aber traten, von der Morgenſonne beleuchtet, glänzend hervor, unter denen rechts die Sophienkirche, der Thurm des Seraskiers und die Moſchee Sultan Ahmed, links der Bulgurlu mit Scutari als fixe Standpunkte den Blick immer wieder von neuem anzogen. In der Propontis angelangt, blieben mir die aſiatiſche Küſte, ſowie die gewaltigen ſieben Thürme der europäiſchen Seite, mit den ſüdlich weiterhin folgenden nächſten Dörfern, ziemlich fern. Dagegen fuhren wir an der Nordoſtſeite der Prinzen-Inſeln ſo nahe hin, daß ich dieſe genau zu überſehen vermochte. Man findet gewöhnlich ſieben dieſer Inſeln aufgeführt; ihrer ſind jedoch neun, mehrere von ihnen unbewohnt. Die auf unſerm Wege zuerſt auftretende Inſel Prote oder Proſti, erſchien uns ſehr ſchwach bevölkert. Anders war es zur Zeit des byzantiniſchen Kaiſerthums. In einem früh hier erbaut geweſenen Kloſter endeten zwei griechiſche Kaiſer, einer von ihnen (Romanus Diogenes) ſogar mit ausgeſtochenen Augen, außer ihnen zahlreiche Prinzen und Miniſter das Leben. Die graue menſchenarme Inſel ſchien gegenwärtig über ihren früheren Henker-Beruf ſelbſt zu trauern. — Die zweite Inſel Antigona, die bei den Byzantinern Terebinthos oder Panormos hieß, iſt bewohnter. Sie trägt

nahe am Ufer die Ruinen eines großen Schloſſes, welches durch eine Feuersbrunſt ſchon um dieſelbe Zeit zerſtört worden iſt, als die Perſer Chalcedon vernichteten. An der Anhöhe finden ſich noch die Ruinen eines Kloſters, welches den byzantiniſchen Kaiſern gleichfalls zum Verbannungsorte diente. Hier kerkerte man unter Anderen den h. Methodius ſieben Jahre in einem Grabe ein, um ihn hernach zum Patriarchen von Conſtantinopel zu machen. Die dritte Inſel, Chalki, zeichnet ſich durch Baumgruppen, unten Pinien, oben Eichen, und mehrere grüne Thäler vortheilhaft aus. Drei griechiſche Klöſter decken die Spitzen von drei Hügeln, wodurch die ganze Inſel eine dreiſeitige Geſtalt bekommt; unter ihnen liegt das Kloſter St. Georg 550′ über dem Meere. In früher Zeit wurden hier Kupfergruben ausgebeutet; gegenwärtig macht man hierher im Frühlinge und Herbſte häufige Luſtfahrten. Eben deshalb ſind jetzt freundlich einladende Landhäuſer entſtanden und ein in's Meer hinein reichender hölzerner Damm iſt zum Anlegen der Dampfſchiffe beſtimmt, die bei guter Jahreszeit wöchentlich zwei Mal von der Hauptſtadt hierher und wieder zurück fahren. — Von den übrigen Inſeln erwähne ich nur der umfangreichſten unter allen, Prinkipos. Ihre hervortretenden Felsparthieen erſcheinen röthlich; grüne Thäler ziehen ſich aber weithin und dienen beſonders den Griechen der Hauptſtadt häufig zu angenehmen Ausflüchten. Die Reinheit und Milde der hier vorherrſchenden Seeluft wird beſonders gerühmt. Auch dieſe Inſel ernährt drei Klöſter, deren eines urſprünglich von der berüchtigten Kaiſerin Irene, der Verbündeten Karl's des Großen, erbaut wurde, ſich ſelbſt zum Aufenthalte in künftiger wohlverdienter Verbannung.

Von nun an ſüdlich ſteuernd, näherten wir uns der aſiatiſchen Küſte mehr. Jetzt fehlte es nicht an Muße, die ſich auf dem Schiffe ſelbſt darbietenden Gegenſtände abermals, und jetzt näher in's Auge zu faſſen. Es ergab ſich, daß für die Paſſagiere des erſten Platzes außerhalb der Kajüte kein beſonderer Raum auf dem Verdecke vorhanden war; jeder Verſuch zur Körperbewegung mußte mit Ueberſteigen von zahlreichen Beinen ausgeſtreckt Lagernder erkauft werden. Freilich waren ſolcher Paſſagiere nur vier oder fünf vorhanden. — Das Hinterdeck ſchien dem weiblichen Geſchlecht und den Kindern vorzugsweiſe eingeräumt zu ſein. Unter ihnen zeichneten ſich einige Griechinnen durch regelmäßige Geſichtszüge, glänzende ſchwarze Augen, hochge-

wölbte Augenbrauen und kleinen Mund vortheilhaft aus. Bei den verſchleierten Türkinnen ſank im Laufe der Reiſe der Schleier mehr und mehr; nur eine alte Frau bemühte ſich, ſelbſt während des Eſſens den zahnloſen Mund dicht verdeckt zu erhalten, wodurch während des Kauens wahrhaft komiſche Figuren entſtanden. Es befand ſich unter den jüngeren Türkinnen keine, die eines Malers Aufmerkſamkeit anhaltend auf ſich gezogen haben würde; über die oft angenehmen Geſichtszüge lagerte ſich faſt immer der Ausdruck des Hinwelkens und der Erſchlaffung, — kein aufblitzendes Feuer drang aus den matten Augen hervor. Die Langeweile des Harems übte alſo ihren Einfluß andauernd auch noch während der größeren Freiheit bei der Seefahrt. Eine ungewöhnlich häßliche Negerſclavin von ſtarkem Knochenbau rauchte unaufhörlich in Papier gewickelte Cigarren; die Nägel der dicken Finger hatte ſie ſorgfältig roth gefärbt. So anmaßend die Sclavin, ſo beſcheiden erſchien die neben ihr ſitzende, nicht rauchende türkiſche Herrin. Ein ähnliches Verhältniß ſoll ſich im Innern des Harems nicht ſelten herausſtellen. Unter den Männern wurde einem alten Derwiſch mit langem grauen Barte beſonders achtungsvoll begegnet; er trug die gewöhnliche ſpitze graue Filzmütze auf dem geſchorenen Haupte. In ſeiner Nähe unterhielt ſich ein griechiſcher Geiſtlicher unaufhörlich mit ſeiner Frau und einem Kinde, ohne von den Dingen außer ihm jemals Notiz zu nehmen. Der unter den zahlreichen Gruppen mit offenem Beutel mühſam herumſteigende Schiffs-Conducteur brachte etwas mehr Mannigfaltigkeit in die bewegte Scene, indem er das Fahrgeld einkaſſirte; er ſchien ein Armenier zu ſein. Der Schiffs-Capitän, ein lebhafter kräftiger Mann, war aus Raguſa, welches ſehr vielen Handelsſchiffen des mittelländiſchen Meeres die Führer liefert. — Der erſte Ort der Küſte, bei welchem unſer Schiff anlegte, um Paſſagiere auszuſetzen und einzunehmen, war das Dorf Aridſchi. Von hier aus begaben wir uns zu dem gegenüber liegenden Ufer, nachdem wir tiefer in den Golf von Ismid vorgedrungen waren, um gegen Mittag vor Kara-Muſſal Anker zu werfen. Dieſes etwas anſehnlichere Städtchen breitet ſich, amphitheatraliſch aufſteigend, an einer Anhöhe aus und gewährt einen maleriſchen Anblick. Am Ufer ſahen wir einige Küſtenfahrer auf dem Werft liegen; wegen dieſes Schiffsbaues und ſeiner trefflichen Granatäpfel war der Ort ſchon bei den Alten berühmt. Weiter

südöstlich am Ufer hinfahrend, boten sich uns grün bis zur Spitze bewaldete Anhöhen, mitunter von ansehnlicher Höhe dar, an deren Fuß freundliche Dörfer mit rothen Ziegeldächern nahe auf einander folgten. Die auf der europäischen Seite fast unvermeidlichen Strohdächer waren hier verschwunden. Die Wirkung hiervon auf den Beschauer wurde besonders begünstigt, als zwischen 12 und 1 Uhr die Sonne jede Spur von Nebel aus der Atmosphäre verjagt hatte. Hell und klar traten nun alle Linien des nahen lachenden Ufers hervor, und es schien in der That, als ob hier eine heitere Natur den Druck der Menschenhände erleichtert habe. Kleine Segelschiffe zogen gleichzeitig hin und her. Endlich näherten wir uns dem innersten geschlossenen Ende des Golfs, und ließen vor der Stadt, die ihm den Namen gegeben hat, vor Iskimid (Ismid), dem alten Nicomedia, den Anker fallen. Leider ist der Golf vor der Stadt so seicht, daß sich unser größeres Schiff der hölzernen Landungsbrücke nicht zu nähern vermochte; wir wurden in Nachen an das Land gesetzt.

Die Stadt verdient den Namen eines elenden Dorfes, welchen ihr die Reisebeschreiber aus dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gegeben, zur Zeit keineswegs. Eine etwas steile Felsanhöhe ist mit Häusern recht eigentlich bedeckt; sogar außerhalb der Ueberreste ehemals fester Ringmauern findet sich noch eine Anzahl von Wohnungen, die freilich den Ansprüchen, welche wir an städtische Häuser zu machen gewohnt sind, wenig entsprechen. Die wohlhabenderen Einwohner scheinen sich in einige Straßen zusammengedrängt zu haben, welche parallel mit dem Meeresufer, in der schmalen Ebene zwischen ihm und der Anhöhe verlaufen. Ein lebhafter Verkehr gab sich hier kund, der wohl durch die eben erfolgte Ankunft [illegible] Dampfschiffes aus Constantinopel vermehrt sein mochte. Einige unter rechtem Winkel auf jene stoßende Straßen, welche vertical den Hügel hinansteigen, verlaufen etwas zu steil. Bei der Nachfrage nach einem Gasthofe verwies man uns auf ein Kaffehaus, welches unmittelbar am Meere lag. Der ziemlich geräumige viereckige Saal desselben schwebte gleichsam über dem Meere, indem seine hölzerne Unterlage auf Säulen von weißem Marmor ruhte, die wahrscheinlich den Ruinen ehemaliger Prachtgebäude entnommen waren. Die Einrichtung desselben erschien ungemein einfach. Die Geräthe beschränkten sich auf eine an der Wand herumlaufende

Bank und einige lange Tische. Aber die Aussicht aus den hohen schmalen Fenstern auf das belebte Meer und die gegenüber liegende Küste war entzückend schön, und schaffte reichen Ersatz für den Mangel an Comfort. Eine Anzahl aus- und eingehender Griechen unterhielt rauchend eine sehr lebhafte Conversation. Nördlich von der Stadt befindet sich die Rhede, auf welcher 10—12 kleine Handelsschiffe lagen. Man treibt Schiffsbau; ein kleines Kriegsschiff wurde für die Regierung so eben hier gebaut. Die geräumige Bucht würde hierzu ausgezeichnet brauchbar sein, wenn man sie durch einen in das Meer hinaus zu ziehenden Damm gegen die Nord- und Nordost-Stürme schützen wollte.

Um 4 Uhr Nachmittags machte ich mich zu Pferde auf, um die Ueberreste der alten Stadt zu beschauen; unser Führer wußte viele fabelhafte Dinge von ihr zu erzählen. Der Weg führte an der südlichen Seite der Stadt in die Höhe. Wir passirten eine türkische Grabstätte, die mit den prachtvollsten Cypressen bedeckt war, zwischen denen die rothen Früchte zahlreicher Granatbäume hindurch schimmerten. Der Granatbaum gedeiht hier ohne alle menschliche Pflege besonders üppig. Auf dem Gipfel der etwas über 300′ hohen Anhöhe stießen wir auf die Reste eines ansehnlichen runden Thurmes, der allerdings seiner äußeren Bekleidung verlustig gegangen war, dessen Bauart jedoch über seinen römischen Ursprung keinen Zweifel übrig läßt. Zwei andere, in regelmäßigen Entfernungen auf einander folgende runde Thürme erscheinen ungleich mehr zerstört. In der, jene Thürme miteinander verbindenden starken Mauer treten scharf behauene Massen von weißem Marmor, eben so Bruchstücke von Säulen hervor. Auf der Spitze folgten endlich noch Reste von viereckigen Thürmen, deren einem ein Theil seiner aus weißen Quadern bestehenden Bekleidung noch verblieben ist. Inschriften bin ich nicht gewahr geworden. Sie würden sich vielleicht finden, wenn man die üppig wuchernden Schlinggewächse, Epheu, Brombeeren, Waldrebe u. s. w. hinwegräumen oder Marmor-Fragmente hervorziehen wollte. Der Weg, den wir an der Nordostseite der Stadt außerhalb der Mauerreste hinabstiegen, war ziemlich steil und unbequem. In der Ebene angelangt, wendeten wir uns dem sehr geräumigen christlichen Begräbnißplatze zu, der mit wahrhaft colossalen Terebinthenbäumen geschmückt ist. Im Schutze des durch sie gebildeten mächtigen grünen

Laubdaches dehnen ſich viele Reihen von Grabſteinen aus grobem Marmor hin, die wagerecht den Grabhügel deckend, lange armeniſche oder griechiſche Inſchriften trugen. Mir fiel die Sitte auf, das Geſchäft des Verſtorbenen auf die Steine durch ein Emblem kenntlich zu machen; ſo finden ſich hier zahlreiche Schneider-Scheeren, Ellen, Winkelmaaße und dergleichen. Unfern dieſes durch ſeinen majeſtätiſchen Baumſchmuck intereſſanten Platzes, unmittelbar am Fuße des Hügels ſah ich eine neu aufgeführte und weiß übertünchte Mauer ein anſehnliches längliches Viereck umſchließen. Auf meine Frage nach ſeiner Bedeutung erfuhr ich, daß dies der Begräbnißplatz der Engländer ſei, die hier während des letzten Krim-Feldzuges ein bedeutendes Kavallerie-Depot unterhielten. Sie ſtanden bei den Einwohnern fortwährend in gutem Andenken, wozu ihre gefüllten Börſen weſentlich beigetragen haben mögen. — Ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit umfing uns eine ungemein milde Atmoſphäre; gewiß hatte ſie weſentlich daran Theil, daß der fruchtbare Boden der Ebene allenthalben mit einer üppig grünenden Vegetation bedeckt war. Zwiſchen zahlreichen, gut bebauten Gärten führte mich endlich ein breiter, ſüdwärts verlaufender Weg zur Stadt zurück. Während dieſes Ganges hatte ich hinlängliche Muße, den wohlthätigen Einfluß des milden Klima's zu bewundern. Hoch gezogene Rebengehänge erſchienen geſchmückt mit einen Fuß langen Trauben, deren ausgepreßter Saft einen feurigen Wein gibt, der ſich unſern Deſſertweinen ebenbürtig anreihen würde. Viele Maulbeerbäume deuten darauf hin, daß man Seidenbau treibt; mehrere dergleichen fand ich ſpäter noch auf der gegenüber liegenden Seite des Golfs. Man ſagte mir, daß drei Stunden von hier ſich eine anſehnliche Seidenfabrik befinde. Ebenſo gedeiht der Oelbaum, den ich ſpäter weder in Nicäa noch in Bruſſa fand. Riesige orientaliſche Platanen verſchönern hier und da die Landſchaft. In den Marktbuden hatte ich Nachmittags bereits einen großen Reichthum von Früchten ausgeſtellt geſehen, deren maleriſche Zierde Granatäpfel, aufgeſchnittene, ihr rothes Mark darbietende Waſſermelonen, Liebesäpfel, die Früchte von Solanum Melongena, Melonen und Kürbiſſe verſchiedener Form bildeten.

Nach dem von Nicomedien gewonnenen Ueberblicke ergriff mich tiefes Bedauern darüber, daß dieſer ſo überreich ausgeſtattete Punkt der Erde durch Barbarei zu ſeinem gegenwärtigen Verfall

hat herabgewürdigt werden können. Nahe am inneren öſtlichen Ende eines großen Golfes, ähnlich wie das nahe Gemlik, auf dem nördlichen Ufer gelegen, iſt es vom Meere aus ebenſowohl wie vom Lande her leicht zugänglich. Der unerſchöpfliche Reichthum des Bodens ſeiner Umgebungen, des Meeres an Fiſchen, der üppigen feuchten Thäler der Nachbarſchaft als Viehweiden, die zu alledem gehörige milde, meiſtens reine Atmoſphäre, ſchaffen aus ihm einen Juwel, der jeden Kaiſerſitz ſchmücken würde. In politiſcher Hinſicht kommt noch hinzu, daß Nicomedien beinahe gleich weit vom Ausfluſſe der Donau, wie von dem des Euphrat entfernt liegt. Auch iſt dies früh ſchon vollſtändig gewürdigt worden, und Scott Waring*), der 1805 hier war, behauptet ſogar, daß Nicomedien nach Conſtantinopel der am vortheilhafteſten gelegene Ort der Welt ſei. Diocletian, derjenige unter den römiſchen Imperatoren, in welchem ſich tiefe Staatsklugheit und Energie mit voller Anerkennung der Kräfte und der Schönheiten der Natur am meiſten vereinigte, wählte Nicomedien zu ſeinem Herrſcherſitz, nachdem er von dem weiten römiſchen Reiche die reichen aſiatiſchen Provinzen, Egypten und Thracien in der Theilung für ſich behalten hatte. Der glänzende Hof zog bald zahlreiche Einwohner aus allen Weltgegenden hierher; Gibbon**) behauptet ſogar, daß die Stadt damals an Einwohnerzahl nur hinter Rom, Alexandrien und Antiochien zurückgeblieben ſei. Der von den Reſten der Ringmauer heute noch umſchloſſene Raum würde indeſſen nicht im Stande geweſen ſein, eine ſolche Menſchenmaſſe in ſich zu faſſen, und es müßten alſo anſehnliche Vorſtädte vorhanden geweſen ſein, von denen nur wenige Spuren noch ſichtbar ſind. — Palläſte, Tempel und Luxusgebäude aller Art ſproßten üppig empor. Freilich ging damals aus dieſem Orte auch das ſcharfe Edikt zur Verfolgung des Chriſtenthums aus, durch welches der Kaiſer die emporſtrebende Macht deſſelben noch niederbeugen zu können wähnte. Die völlige Fruchtloſigkeit des grauſamen Unternehmens hat, neben langwieriger Kränklichkeit, vielleicht nicht unweſentlich dazu beigetragen, daß Diocletian 305

*) Voyage de l'Inde à Chyras. Traduit de l'Anglais par M. Paris, 1813. pag. 265.

**) Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reiches. A. d. Engl. von Wenck. I. Leipzig, 1779. S. 419.

n. Chr. bei Nicomedien die Krone feierlich niederlegte, um ſich nach Salona in ländliche Ruhe zurückzuziehen, und die dalmatiſche Erde mit eigenen Händen zu bebauen. Der damals 59 Jahre alte Kaiſer befand ſich im 21. Jahre ſeiner Regierung, nachdem er kurz zuvor in Rom den letzten großen Triumph gefeiert hatte, welchen die ewige Stadt in ihren Ringmauern ſah, auf der höchſten Staffel des Glückes ſtehend. Die erſtaunten Völker hatten unter ſolchen Umſtänden nie ein Beiſpiel ſo wohl überlegter, ruhiger Entſagung erlebt, als es damals Nicomedien bewunderte.

Auch Conſtantin I. erachtete Nicomedien für würdig, ſich im letzten Abſchnitte ſeines Lebens dorthin zurückzuziehen. Der Ort erfuhr die Gunſt der damals erwachten Banluſt des Kaiſers mit Byzanz, Trier, Jeruſalem und Helenopolis zugleich. — Unfern des Ortes ſtarb er 337 n. Chr., in dem Schloſſe Ankhron, von welchem auf einer Anhöhe noch einige Ruinen ſichtbar ſind; die Türken nannten es Hareke. Bald nach ihrem Siege bei Kſian-hiſſar (Bapheum) nahmen ſie unter Aghde-Kobſcha auch Nicomedien ein, 14 Jahre nach der entſcheidenden Schlacht von Chryſopolis. — Der Biſchof Euſebius von Nicomedien hatte den Kaiſer bewogen, die Lehren des Arian anzunehmen und mehrere katholiſche Biſchöfe zu vertreiben. Doch erſt auf dem Todtenbette ließ ſich Conſtantin taufen. Nachdem er Augenzeuge von der Ruchloſigkeit der Chriſtenverfolgungen geweſen war, ſuchte er das Heidenthum nur durch Ueberredung allmälig zu verdrängen und der Erfolg entſprach ſeiner Abſicht. So wurde Nicomedien eine Haupt-Zeugin des gewaltigen Kampfes zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum, ſowie des entſcheidenden Sieges des letzteren. Beide dort reſidirende Kaiſer hatten wohl nicht die entfernteſte Ahnung davon, daß ſpäterhin weder der eine noch der andere Cultus dereinſt daſelbſt regieren, ſondern eine dritte Religionspartei ſich den Weg hierher mit Feuer und Schwert bahnen würde.

Mir aber bot das einſt ſo reiche Nicomedien zum Nachtlager nur die hölzerne Pritſche eines Abſchnittes des erwähnten Kaffehauſes dar, die denn, mit einem Teppich bedeckt, auch genügte. Es war mir auffallend, daß der Wirth mir ſein Kaffelocal für die Nacht völlig anvertraute, indem er ſelbſt ſich zu ſeiner Familie zurückzog, die in einem andern Gebäude wohnte. Obgleich unſer Nachtlager von allen Seiten ziemlich frei und zugänglich war, ſo

wurden wir in der Ruhe durch nichts, als nur durch einige Katzen gestört, die der Geruch einiger Lebensmittel zu Diebereien herbeigelockt hatte.

Am 5. Oktober, Morgens, hatte ich beschlossen, die Reise nach Nicäa, und zwar auf einem nicht gewöhnlichen Wege, forzusetzen. Vom östlichen Ende des südlichen Ufers des Golfs aus erhebt sich nämlich eine ansehnliche Berggruppe, welche die Türken, ihrer Höhe wegen Gök-dagh, „Himmelsberg" nennen. Ueber sie führt der nächste, zugleich aber auch der beschwerlichste Weg nach Nicäa. Die meisten Reisebeschreiber haben das Gebirge in der Ebene umgangen. Nur v. Hammer*) wählte denselben Weg in umgekehrter Richtung. Doch vermied er augenscheinlich die steilen Höhen, indem er von Nicäa aus erst das westliche Ufer des Sees einige Stunden weit nach abwärts verfolgte, ehe er sich von dort aus nach rechts dem Gebirge zuwendete. Ebenso umwanderte v. Hammer, nachdem er gegen den Golf von Nicomedien hinabgestiegen war, das geschlossene östliche Ende desselben, um zu der Stadt zu gelangen, wohingegen ich in grader Linie direct über das Meer setzte und hernach den kürzesten Weg über die ziemlich steile Höhe verfolgte, welchen die leichter beladenen Lastthiere zwischen beiden Städten zu nehmen pflegen. Ein specieller Grund zu dieser Wahl lag in meinem Wunsche, das auf der Südseite des Golf's sich öffnende Thal von Jalowa zu besuchen. In diesem liegen nämlich, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, berühmte Mineralbäder, durch deren Gebrauch zur Zeit des Constantin dessen Mutter, die Kaiserin Helena geheilt wurde. Zum Andenken dieses Erfolges nannte der Kaiser den Ort Helenopolis und stattete ihn mit kostspieligen Bauten aus. Die Türken nennen das Bad Jalowa-Hamam, auch Kurl- oder Dagh-Hamam. Die byzantinischen Wasserleitungen wurden mit einer solchen Solidität gebaut, daß sie noch heute brauchbar sind. Seit dem Jahre 1846 verdankt man einem wohlhabenden Armenier ihre Wiederherstellung. Wir finden bei Hrn. Dr. Rigler**) die erste genauere Nachricht über dieses wieder aufgelebte altberühmte Bad, dessen Wasser von einem Schüler Liebig's, Hrn. Smith, chemisch untersucht wurde. Nach diesem

*) Reise von Constantinopel nach Brussa. Pesth, 1818. S. 125 u. f.
**) Die Türkei und deren Bewohner. Th. 1. Wien, 1852. S. 19.

Chemiker liefern die hier ſprudelnden 9 Quellen ein ſchwach nach Schwefelwaſſerſtoffgas riechendes warmes Schwefelwaſſer, deſſen Temperatur ſich bis zu 53 und 55° R. erhebt. Das ihm entſtrömende Gas ergibt keine Kohlenſäure, wohl aber 97 pCt. Azot. Spuren von Eiſen fehlen. Das Waſſer iſt dem von Bath in England ſehr ähnlich. — Prof. Griſebach überſchritt, vom Thale von Jalowa aus nach Baſardſchyk gehend, den Sſamanlü, deſſen Höhe er hier zu 2500′ ſchätzt. — Als ich am ſüdlichen Ufer des Golfs gelandet war, nöthigte mich leider der gänzliche Mangel an Communicationsmitteln, den Beſuch des Bades aufzugeben, der unter dieſen Umſtänden einen zu anſehnlichen Zeitaufwand gefordert haben würde.

Schon die Ueberfahrt über den Golf würde am frühen Morgen unmöglich geweſen ſein, wenn nicht der Capitän einer Handels-Brigg, welche bei Nicomedien Getreide einlud, ſo freundlich geweſen wäre, mir ſeine Barke anzubieten. Er ſelbſt machte die Ueberfahrt mit, indem er am jenſeitigen Ufer eine Jagdpartie beabſichtigte. Die Barkenführer von Nicomedien waren an dieſem Morgen beſchäftigt, zahlreiche Paſſagiere und Güter an das geſtern gekommene Dampfſchiff zu führen, welches nach Conſtantinopel zurückfuhr. Unſere offene Barke wurde aber von fünf Ruderern raſch über das ſpiegelglatte Meer geführt. So konnten die mannigfach wechſelnden maleriſchen Anſichten von Nicomedien und ſeiner Umgebung in voller Ruhe genoſſen werden. Zugleich war der Himmel bedeckt, was die Durchſichtigkeit der Luft zu befördern ſchien, indem es eben ſo die Beſchwerden der grellen Sonne abwendete, denen wir ſonſt in dem offenen Fahrzeuge nicht entgangen ſein würden. Das Thermometer zeigte im Schatten um 6½ Uhr 14° R. Die angenehme kleine Seefahrt war innerhalb ¾ Stunden beendigt, nachdem die vier oder fünf Minarets von Ismid, die ſich längs des Ufers hindehnen, allmälig aus dem Geſichte verſchwunden waren. Jenſeits angekommen, legten wir bei einer kleinen, wankenden hölzernen Brücke an und befanden uns ſogleich in einem aus wenigen Häuſern beſtehenden Dorfe, welches mit zahlreichen Maulbeer-Pflanzungen umgeben war. Dies iſt das ehemalige Eribolus. Es gelang mir, hier einen Laſtträger zu miethen, der es übernahm, meine Effekten bis zu dem nächſten Dorfe bergan zu tragen. Eine Stunde lang zog der Fahrweg gegen die Anhöhe hin durch eine

Ebene, rechts und links zwar von Hecken eingefaßt, die jedoch schle unterhalten, an vielen Orten völlig fehlten. Allmälig hob sich d Boden und wurde zuletzt ziemlich steil, so daß die endlich hervo getretene Sonne das Steigen sehr beschwerlich machte. Eine hal Stunde von der rechten Seite unseres Weges entfernt, also nöc lich, blieb ein ansehnliches Dorf liegen, welches unser Führer S ni-köi nannte; es soll von Griechen allein bewohnt sein und zeig eine nette freundliche Außenseite. Unser nächstes Ziel aber w das armenische Dorf Bagdschedschyk, d. h. Gürtchen, welch wir um 10 Uhr erreichten. Es verdient seinen Namen vollkomme Ein horizontal streichender Vorsprung des Berges ist mit einer a sehnlichen Zahl von hölzernen Gebäuden bedeckt, die großentheil zweistöckig sind. Von jenem Vorsprunge erstrecken sich zwei tie Thal-Einschnitte nach abwärts gegen den Fuß des Berges hin, b mit einer reichen grünen Vegetation ausgestattet sind. Auch hier war Maulbeer-Bäume sehr zahlreich, und im Thale hatten wir sch ein langes hölzernes Gebäude bemerkt, welches zur Zucht der Seide raupe bestimmt war. Da ich an einem Sonntage anlangte, f fand ich die armenische Bevölkerung im sonntäglichen Putze. Vo dem Eingange in das Dorf schien sich die gesammte Kinderwel versammelt zu haben. Zur Linken des Weges befanden sich di Mädchen, zur Rechten die Knaben. Sie zeigten durchschnittlich ein regelmäßige Gesichtsbildung mit ausdrucksvollen Augen; die Farb mitunter blaß. Schwarzes Haar und schwarze Augen mit hochge wölbten Augenbrauen zeichneten besonders die Mädchen aus; gerad stark hervortretende Nasen erschienen bei beiden Geschlechtern. De Kopfputz der Mädchen bestand großentheils aus rothbunten Tüchern eine von ihnen trug jedoch ein goldgesticktes seidenes Kopftuch, e kurzes Kleid von buntem baumwollenen Zeuge und weite weiß Beinkleider, — eine offene Weste von gelber Seide vollendete d Putz. Sämmtliche Mädchen waren mit weißen Strümpfen u Schuhen bekleidet. Die Knaben erschienen zwar barfuß und u bloßem Kopfe; alle aber waren reinlich und nett gekleidet. Ei kurze weite Hose wurde bei ihnen durch eine rothe wollene Schär fest gehalten. — In der Mitte des Dorfes erreichte ich einen eng Marktplatz und auf ihm zahlreiche Männer des Dorfes mit me reren Pferden versammelt. Ein Wirthshaus fand sich nicht vo Auf meine Nachfrage danach führte mich indeß ein freundlich

Armenier in ſein anſtändiges Haus; hier geleitete mich die Hausfrau ſogleich eine Treppe hoch in das beſte Zimmer. Ermüdet und mit Schweiß bedeckt, wie ich war, ſtreckte ich mich ſogleich auf eine der hölzernen Bänke, die mit Teppich und einem wollegefüllten Kopfkiſſen verſehen war; die geſchäftige Frau deckte mich mit meinem Mantel zu, damit ich von der Zugluft nicht leiden möchte, denn Fenſter waren in den für ſie beſtimmten Oeffnungen nicht zu finden; dieſe konnten nur durch hölzerne Laden geſchloſſen werden. Auch beſorgte ſie ein Frühſtück, welches aus Pillaw, gekochten Eiern, Trauben, aus jungem und altem Wein beſtand. Der erſtere hatte einen milden angenehmen Geſchmack, und wurde von mir dem letzteren, einem feurigen Getränke, vorgezogen. Die vorangegangene Anſtrengung durch das Bergſteigen hatte weſentlich dazu beigetragen, das Mahl trefflich munden zu laſſen; die der Frau dargereichte wohlverdiente Erkenntlichkeit wurde von derſelben mit dem Ausdrucke eines Gemiſches von Freude und Staunen angenommen, — türkiſche Reiſende mochten ſie daran gewöhnt haben, ihre Gaſtfreundſchaft unbelohnt bleiben zu ſehen. — Mein Dolmetſcher miethete inzwiſchen drei Pferde mit zwei Führern, welche Tags zuvor Getreide nach dem Golf herunter gebracht hatten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß einer dieſer Männer ein Polizei-Diener aus Isnik (Nicäa) war, der den dorthin führenden Gebirgspfad genau kannte. Mit ihm wurde ein Contract für die Reiſe bis zu jenem Orte hin, mit Uebernachten unterwegs in einem türkiſchen Dorfe, für die Summe von 225 türkiſchen Piaſtern, etwa 25 Frs., abgeſchloſſen, eine Summe, die ich ſpäterhin als eine ungemein mäßige erkannte, nachdem ich die Pferde bei dem Ueberſteigen ſo ſteiler Anhöhen ungewöhnliche Schwierigkeiten hatte überwinden ſehen.

Das von uns zu überſteigende Gebirge, der Gök-dagh der Türken, iſt der Libus der Alten, eine nach Süd-Oſten ſtreichende Fortſetzung des Sſamanlü, des Arganthonios der Griechen. Seine Lage iſt von Hrn. Kiepert, auf ſeiner Karte des türkiſchen Reiches in Aſien, 1853, richtig bezeichnet. Der nach Weſten gerichtete Ausläufer des Sſamanlü in das Meer, bildet das Vorgebirge Bosborun, welches die Golfe von Iskimid und Isnik ſcheidet. Der Gök-dagh trennt das öſtliche Ende des Golfes von Iskimid von dem Isnik-Göl, dem See von Nicäa, deſſen nördliches Ufer durch eine ungefähr halbe Stunde breite Ebene von den ſüd-

lichen Vorhügeln des Gebirges geſchieden bleibt. Aus ſeinen zahlreichen Bergbächen empfängt der Sakarija-Fluß, der ſich ſpäter in das ſchwarze Meer ergießt, anſehnliche Zuflüſſe. Ich ſchätze ſeine Höhe auf 3500 Fuß über dem Meere. Indem das Gebirge weiter hin ſich nach Norden wendend, das linke Ufer des Sakarija begleitet, entfernt es ſich von dem öſtlichen Ende des See's von Nicäa, und läßt hier für die Stadt eine anſehnliche Ebene frei. Der Theil des Gebirgszuges, der weſtwärts ſtreichend, vom Gök-dagh aus, das nördliche Ufer des See's von Nicäa umfaßt, um das weſtliche Ende des Meerbuſens von Gemlik, des cyaneiſchen der Alten zu erreichen, auch von hier das ſüdliche Ufer des letzteren zu bilden, heißt bei den Türken Katerlü. Die letztere Fortſetzung des Gebirges iſt es zugleich, die den nördlichen Saum des Thales von Bruſſa darſtellt und das letztere vom Meere ſcheidet. Es erſtreckt ſich von Mudania aus weiterhin weſtwärts. Der Theil des Katerlü, welcher zwiſchen Gemlik und der Nordſeite des See's von Nicäa liegt, und deſſen Höhe wahrſcheinlich 1000' niedriger, als der Sſamanlü bleibt, iſt es ferner, welchen die erſten Kreuzfahrer unter Peter von Amiens, von Gemlik kommend, in einzelnen Abtheilungen unvorſichtig überſtiegen, um in der Ebene von Nicäa angekommen, von den Osmanen niedergemetzelt zu werden, die aus chriſtlichen Schädeln dort hernach Pyramiden bauten. Dieſer Katerlü iſt ein Uebergangsgebirge, beſtehend aus Grauwacke und Thonſchiefer. Der bequemere Weg von Nicomedien nach Nicäa, welchen z. B. Leake verfolgte, läuft über Kys-Derbend mehr in der Ebene und läßt den hohen Gök-dagh zur Linken; er bildet jedoch einen Kreisabſchnitt und verlängert alſo die Reiſe. Ueber Kys-Derbend (Mädchenpaß), ein allein von Griechen bewohntes Städtchen, führt zu gleicher Zeit die gerade Landſtraße von Conſtantinopel nach Bruſſa. Leake*) durchreiſte von hier bis an den See von Nicäa ein zehn Stunden langes und vier Stunden breites fruchtbares Thal, in welchem am 21. Januar Veilchen, Crocus und Tulpen blühten und das Klima dem von England im April und Mai ähnlich ſchien.

Bald nachdem wir Bagdſchedſchyk verlaſſen hatten, fanden wir den Weg zu beiden Seiten nur mit niedrigem Gebüſch beſetzt, aus abgehauenen Weißbuchen, Johannisbrodbäumen, echten Kaſtanien

*) Journal of a tour in Asia minor. London, 1824. pag. 6.

und Eichen emporgeſproßt. Wo ſich irgend ein freier Platz darbot, war er mit vielen Tauſenden einer Art des Johanniskrautes, des Hypericum calycinum, bedeckt, deſſen elegante, große Blüthen wir aber bei der vorgerückten Jahreszeit nur noch höher oben, nahe an der Waſſerſcheide zu ſehen bekamen. Als nach einer halben Stunde Wegs ſich der Pfad mehr bergan erhob, bemerkten wir an vielen Stellen Stufen für die Laſtthiere in den Felſen, der hier aus altem Kalkſteiu beſteht, eingehauen. Wir begegneten mehreren Karavanen von 10 bis 12 Pferden, welche, hintereinander gehend, zuſammengekoppelt waren. Man hatte ſie mit Getreide beladen, das ſie dem Golfe von Nicomedien zuführten; ſelten nur fand ſich ein Maulthier unter ihnen. Nach einem ferneren Ritte von 1 ½ Stunde befanden wir uns erſt mitten im Hochwalde, den die Axt der Menſchen wohl nur wegen ſeiner ſchwierigen Zugänglichkeit bisher verſchont hatte. Ungewöhnlich hohe kräftige Weißbuchen haben allenthalben das Uebergewicht; ihnen zunächſt folgen echte Kaſtanien, ſeltener kleine Eichen. — Quercus infectoria und coccifera. — Wir erblickten manche dieſer Eichen ſo reichlich mit Galläpfeln beladen, daß ſich ihre Aeſte nach abwärts bogen. Erſt hoch oben gelangten wir in die Region des Rhododendron ponticum, welches hier im Schatten der hohen Bäume ſich ſehr wohl zu befinden ſchien, jedoch jetzt nur reife Saamenkapſeln trug. Zur Blüthezeit dieſes Zierſtrauches muß ein Ritt durch dieſen Hochwald ein doppelt erfreuliches Bild darbieten. Auch jetzt noch gewährte das glänzende Grün ſeiner Blätter dem Auge ſtets einen angenehmen Ruhepunkt. Endlich machten wir etwas weſtlich von dem höchſten Bergrücken an einem Brunnen Halt, der mit einem köſtlichen, klaren, ungemein kalten Quellwaſſer gefüllt war. In der Nähe dieſer Quelle fand ſich die Vegetation vorzugsweiſe lebendig erhalten. Schön blühende Campanulaceen erinnerten an die Alpenthäler der Schweiz; ein Helleborus breitete ſeine Blätter aus, und ein Laurus ſäumte unſere Pfade häufig ein. Unſere Raſt durfte nur kurz andauern, wenn wir noch an dieſem Tage das zum Nachtlager beſtimmte Dorf erreichen wollten. Auch jetzt noch waren wir genöthigt, in ſtetem Wechſel bergauf und bergab zu ſteigen. Endlich hatten wir, um 5 Uhr, einen ungemein ſteilen Abhang erreicht, der uns einer tiefen Waldſchlucht zuführte, durch welche ſich ein waſſerreicher Bach hinwand, der vermöge ſeines Ueberſtrömens zahlreiche kleine Seen gebildet hatte. Unſer Führer nannte dieſen

Bach Tſchamurlu-Deſch. Ebenſo benannte er die ſumpfige Waldwieſe Uſur-Dſcha, d. h. „lange Wieſe“. Wir waren hier genöthigt, ſechs bis ſieben Mal durch ſeichte Arme des Baches zu reiten. Während des Hinabſteigens in dieſe Schlucht brauchte unſer Polizeimann die Vorſicht, abzuſteigen und mit geſpanntem Piſtol voranzuſchreiten. Jetzt erſt erfuhr ich, daß hier vor Kurzem ein Zug Armenier ausgeplündert worden war. Dieſe armen Leute dürfen bekanntlich in der Türkei keine Waffen tragen und ſind daher gegen räuberiſche Anfälle völlig ſchutzlos. Wir aber gelangten ungefährdet jenſeits der ſumpfigen Wieſe in ein etwas höher gelegenes breites Thal. Bei einer Rückſchau auf den von mir überſtiegenen Berg kann ich der Angabe Derer nicht beiſtimmen, welche den nordöſtlichen Abfall desſelben, gegen den See von Nicomedien hin, ſteiler ſein laſſen, als den ſüdweſtlichen*). Auch jener iſt in ſeinen oberen Terraſſen beſchwerlich genug zu erſteigen, wie ſchon die zur Erleichterung für die Thiere eingehauenen Treppen beweiſen. Aber auf der ſüdweſtlichen Seite fanden wir den Abfall ungleich ſteiler, hier und da beinahe ſenkrecht. Ueberhaupt iſt das Gebirge vielfach zerklüftet, aber auf ſeinen Spitzen keineswegs vegetationslos. Obgleich mein Weg die höchſte Erhebung deſſelben, etwa 400′ hoch, zur linken Seite ließ, ſo erſchien doch auch dieſe, ſoweit das Auge reichte, mit Bäumen bedeckt. Wo ſich in der oberen Region kahle Stellen vorfinden, ſind ſie durch Waldbrände veranlaßt worden, die der Sorgloſigkeit der Hirten zuzuſchreiben ſind. Das ſüdweſtlich von dem erwähnten Bergflüßchen erreichte Hochthal trug neben vielen hohen Weißbuchen auch herrliche ſchlanke Rothbuchen, ja ſogar die heimathliche Kiefer, den Pinus sylvestris. Um die Erinnerung an die Heimath zu vervollſtändigen, ließen auch die Grünſpechte und Holzheher ihre durchdringenden Töne hören. Hier und da fanden ſchon kleine Getreidefelder Raum, durch niedriges Gebüſch von einander getrennt. Es war indeſſen bereits vollkommen finſter geworden, als wir endlich das lang erſehnte Dorf erreichten, welches mir Gülmuſchlu-Köi genannt wurde. Es enthält 35 Häuſer, die allein durch Türken bewohnt ſind. Das Dorf liegt, wie wir am nächſten Morgen ſahen, auf der Höhe eines Hügels, der ſich ſüdweſtlich zu

*) Vergl. Ritter: Die Erdkunde. 18. Th. oder: Vergleichende Erdkunde des Halbinſelſyſtemes Kleinaſien. 1. Th. Berlin, 1859. S. 657.

dem See von Nicäa hin allmälig abdacht. — Wir fanden unſer Unterkommen bei dem Vorſteher des Ortes ſelbſt, nächſt deſſen Wohnhaus ſich ein kleiner Chan befand, der ein einziges viereckiges Zimmer enthielt, zu welchem wir auf einer hölzernen Treppe hinaufſtiegen. Wir hatten, um hierher zu gelangen, durch eine Art von Scheune hindurch wandern müſſen, welche mit bunt herum liegenden Ackerwerkzeugen angefüllt war, deren Aeußeres an einen faſt urweltlichen Zuſtand erinnerte. Unmittelbar vor der erwähnten Treppe bemerkte ich eine in der Finſterniß unförmlich erſcheinende ſchwarze Maſſe, die ich vorſichtig umſchritt. In der frühen Morgendämmerung des nächſten Tages wurde ich gewahr, daß dies ein mächtiger Büffel war, der dort auf dem Felsboden die Nacht hindurch unbeweglich ſanfter Ruhe gepflegt hatte. — Mein Chan gewährte den Vortheil, an ſeiner hintern Wand einen Kamin zu beſitzen, in welchem auch ein für die Kühle des Abends ſehr zweckmäßiges Feuer bald aufloderte. Fenſter waren wie gewöhnlich nicht vorhanden; Bretterladen, welche ſie erſetzen ſollten, boten der Nachtluft allenthalben breite Zugangsſpalten dar. Dies behinderte jedoch einen tiefen Schlaf auf der Holzbank nicht, die man hier Divan betitelt. Die ſtark ermüdende Gebirgsreiſe hatte ihn genügend eingeleitet. — Der Haupttheil der Abendmahlzeit, bei deren Bereitung mein Dolmetſcher die Leitung übernommen hatte, beſtand in einer Art Ragout aus Hammelfleiſch, war aber mit Hammeltalg in ſolchem Uebermaaße geſättigt, daß mir ſein Genuß bald widerſtrebte. Hammelfleiſch iſt durch ganz Kleinaſien faſt die einzige Fleiſchart, deren man theilhaftig wird; ſelten iſt ein Huhn zu haben. Der Genuß von friſcher Butter iſt unbekannt; ſelbſt Milch zum Kaffe muß den Tag vorher beſtellt werden, — wenn ſie ſich überhaupt beſchaffen läßt. Hier erhielt ich ausnahmsweiſe ſchon nach einer Stunde Milch; ein Gericht, aus einer Art Nudeln und Gurken zuſammengeſetzt, die man in Hammelfett geſchmort hatte, würde ohne das letztere recht genießbar geweſen ſein. Auch hier in Aſien verſteht man, ebenſo wie in Rumelien, aus gutem Waizen ſchwarzes Brod zu backen, welches niemals gehörig ausgebacken iſt. — Unſer Wirth, dem wir hinſichtlich des Gök-dagh manche Frage vorgelegt hatten, geſtand uns, daß ihn ſelbſt die Würde eines türkiſchen Ortsvorſtehers einige Jahre früher vor einer Ausplünderung im Gebirge nicht geſchützt habe. Die Verwüſtungen durch Waldbrand, die wir an mehreren Orten

bemerkt hatten, ſchrieb auch er den Hirten zu, die, mit ihrem Feuer im hohen Grade ſorglos, die Herrſchaft im Walde üben.

Am Morgen des 6. Oktobers bemerkte ich bei der Weiterreiſe, daß die meiſten Gebäude unſeres türkiſchen Dorfes mit Stroh gedeckt waren. Sie ſchienen zahlreich bevölkert zu ſein. — Der Weg nach Nicäa führte uns anfänglich über eine waagerechte Hochebene, deren Höhe über dem See ich auf 1500′ ſchätzte. Bald aber ſtiegen wir von der Ebene einem Abhange zu, der hier und da auch etwas abſchüſſig wurde. Bäume wurden immer ſeltener; wo es aber der Felsboden geſtattete, nahmen wir Getreidefelder wahr, die gegenwärtig mit Stoppeln bedeckt waren. Kaum waren wir eine halbe Stunde weit von dem Dorfe entfernt, als ſich ſchon bei manchen Windungen des Weges der anſehnliche See von Isnik, der Lacus ascanius der Alten, erblicken ließ. Während des Hinabſteigens zu ihm blieb uns das Dorf Omar-Köi zur rechten Hand liegen; etwas weiter abwärts bemerkten wir in der Entfernung noch ein Dorf, dem der Führer den Namen Inikli gab. Der letztere Theil unſeres Weges lief durch einen ziemlich tiefen Felseinſchnitt hin, der in der Vorzeit durch Menſchenhände angelegt zu ſein ſchien. Nahe am Ausgange aus der abwärts geneigten langen Bodenvertiefung trafen wir auch ein anſehnlicheres, nur von Türken bewohntes Dorf, deſſen auch v. Hammer erwähnt und es Elbeili nennt. Im Munde unſeres türkiſchen Führers klang der Name wie Elbelli. Ein Waldbach durchſtrömt mit ſeinem klaren Waſſer das Dorf, um dem See zuzueilen. Die alte maleriſche Tracht der osmaniſchen Einwohner dieſes Dorfes mit dem dazu gehörigen Turban, deutete auf eine gewiſſe Wohlhabenheit hin, die ich hernach in Isnik ſelbſt vergebens geſucht habe. Echt orientaliſche, anziehende Phyſiognomien der Männer mit lebhaften ſchwarzen Augen, ihr langer Bart und die ſtolze Würde, welche ſich in ihrem Auftreten kund gab, feſſelten meine Aufmerkſamkeit. Ebenſo ſchien aber auch der weſteuropäiſch gekleidete vorüberziehende Mann bei ihnen Discuſſionen zu erregen. Wahrſcheinlich hatte das von der großen Straße etwas entfernt liegende Dorf noch wenige Ausländer geſehen, obgleich der kaum beendigte Krieg doch viele Tauſende von Fremden in gar nicht weiter Ferne vorübergeführt hatte. Hier wäre meines Erachtens ein Punkt gegeben, auf welchem ſich noch heute Studien urſprünglicher osmaniſcher Sitten machen ließen. — Unſer Ritt bis zu dieſem Dorfe

hatte, vom Nachtlager aus, zwei Stunden gefordert; eben so viele Zeit brauchten wir um Isnik zu erreichen, so daß also Elbeili den Mittelpunkt unseres heutigen Marsches bezeichnete. — Von hier aus erreichten wir nun bald die Ebene, in welcher sich der See in der Richtung von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost weithin erstreckt, so daß sein breiteres westliches Ende dem geschlossenen Abschnitte des Golf's von Gemlik gegenüber liegt, von welchem es, durch einen Gebirgszug getrennt, ungefähr sieben Stunden entfernt bleibt. Unser Weg wendete sich aber dem schmaleren und seichteren Ende des See's zu, weil an ihm das alte Nicäa liegt. Leake schätzt die Länge des See's auf 10 englische Meilen, seine Breite auf vier und diese Angabe scheint mir wohlbegründet, nachdem ich den See von der Berghöhe herab übersehen habe, welche auf dem Wege von Nicäa nach Jenischehr überstiegen werden muß. Professor Grisebach gibt ihm jedoch eine Länge von 3 deutschen Meilen, mithin ein Drittheil mehr. An seinen nördlichen Uferrand tritt ein Gebirgszug nahe heran; auf der Südseite bleiben aber an vielen Stellen die Vorhügel des Gök-dagh meistens eine halbe bis anderthalb Stunden vom Ufer entfernt. — Bei meinem Austritte in diese Ebene wurde ich zur Rechten in der Entfernung von einer starken Viertelstunde den Obelisk des Cajus Phyliskus gewahr, welchen v. Hammer, Pokoke und Sestini näher beschrieben haben. Die Höhe desselben gibt Sestini auf 30', seine Entfernung von Nicäa auf $1\frac{1}{2}$ Stunde an. Kein Baum oder Gebäude findet sich weit und breit in seiner Umgebung vor, weßhalb er sich um so deutlicher aus der Ferne erkennen läßt. Indem wir bald den See zur Rechten und Felsenvorsprünge des Gebirges zur Linken hatten, machte uns der Führer auf den hohen und breiten Eingang zu einer tiefen Höhle aufmerksam, der sich ziemlich hoch über die Ebene, an einem dieser Felsen darbietet. Er knüpfte daran eine abentheuerliche Sage, die sich hier im Munde des Volkes erhalten hat, und in der ein bis jetzt unerhobener Schatz die Hauptrolle spielt. — In der Entfernung von einer Stunde diesseits Nicäa beginnen die Ueberreste einer Pflasterung des Weges mit Steinplatten, die zur Zeit der Blüthe Nicäa's vortrefflich gewesen sein mag. An ihr liegt das Grab eines heiligen Derwisches, welches mit majestätischen Cypressen umgeben ist, der Art derselben angehörend, die ihre Aeste horizontal ausbreitet. Sie soll auch auf der asiatischen

Seite des Bosporus vorkommen, aber mir kam sie hier zuerst zu Gesicht. Schon Leake*), welcher 1803 reiste, erwähnte des Baumes und bei J. C. Loudon**) findet sich eine Abbildung desselben. Die Eigenthümlichkeit der Cypresse, welche durch das dichte Andrängen der Zweige an den Stamm eine Pyramide darstellt, geht durch die horizontale Ausbreitung der letzteren verloren, und aus der Ferne gesehen, zeigt der äußere Habitus unseres Baumes einige Aehnlichkeit mit einer jungen libanotischen Ceder, die er jedoch an Höhe und Umfang nie erreichen möchte. Durch seine Form gewährt er freilich den Vortheil, die Erde, welche ihn ernährt, und etwaige Gräber zu beschatten, welches die Pyramiden-Cypresse nur im hohen Alter, und dann auch nur unvollständig thut. Nie aber trägt er so nahe an der Wurzel Aeste, wie dies Loudon's Abbildung zeigt, die wahrscheinlich nach einem in englischen Gärten gepflegtem Exemplar gezeichnet ist. — Von hier ab wird die Landstraße durch einen an ihrer rechten Seite hinfließenden Bach eingefaßt, der sie weithin begleitet und ohne Zweifel ein Werk aus besseren Zeiten darstellt; gegenwärtig aber, im Spätherbste, enthielt er so wenig Wasser, daß er fast stagnirte, und einem Botaniker reichliche Gelegenheit gegeben haben würde, Sumpfpflanzen zu sammeln. Mehrere Arten von Juncus und Iris, sowie Typha angustifolia ließen sich an den Blattformen erkennen. Ueberhaupt fand ich in dieser Herbstzeit allenthalben bestaubtes Laub und wenig Blüthen. In dem Theile Westasiens, welchen ich bereiste, hat man erst um die Mitte des Oktobers anhaltenden Regen zu gewärtigen, — in Constantinopel ist dies etwa 10 bis 14 Tage früher der Fall. So war es auch 1856. Als ich in der zweiten Hälfte des Oktobers nach Constantinopel zurückkehrte, wünschte man mir Glück, nicht dagewesen zu sein, weil man anhaltend mit kaltem Regen zu kämpfen gehabt, von welchem ich in Asien nur einmal, der Spitze des Olymp nahe, eine Stunde lang etwas genossen hatte. Hier erscheint die Vegetation mit ihrer vollen Pracht nur im Frühling und Vorsommer, vom März und April an bis Juni. Im letzteren fangen die Quellen allmälig an zu versiegen und selbst der nächtliche Thauniederschlag

*) A. a. O. S. 5.

**) Arboretum et Fruticetum britanicum. Vol. VIII. | London, 1844. pag. 404. „Cupressus sempervirens horizontalis.“

vermindert ſich. Schon in den erſten Monaten des Jahres blühen die Liliaceen; die immergrünen Sträucher folgen im März und April. Die feuchten Thäler der Ebenen, welche von Bächen durchſtrömt werden, die im Februar ſtärkeren Zufluß von den Bergen empfangen, pflegen ſchon in dieſem und dem folgenden Monate zahlreichen Schaafheerden grünes Futter zu bieten. Die Viehzucht überhaupt muß dadurch weſentlich gefördert werden. — In den Thälern des Katerlü ſah Profeſſor Griſebach Ende Aprils blühende Ranunkeln, Leucaojum aestivum, Doronicum, Thymelaceen, Lorbeer, Paliurus australis; Nußgeſträuche, an den Bächen Erlen und Weiden. Die Cultur des Oelbaumes ſah ich an der dem Meere zugewendeten Seite des Katerlü von Gemlik bis Mudania ſchwunghaft betreiben; doch ſcheint ſie ſich nicht über 150′ oberhalb der Meeresfläche zu erheben. Die Oelbäume, die ich hier in der Nähe von Gemlik ſah, trugen das Gepräge des kräftigſten Gedeihens. Das Geſträuch unter ihnen beſteht aus Wurzelſchößlingen der Coccus-Eiche und der Coira arborea. An feuchten Stellen des Ufers erheben ſich Pinus maritima und Quercus coccifera zu anſehnlichen Bäumen. — Auf den Ruinen von Nicäa fand ich Anfangs Oktober den Goldlak noch ſo reichlich blühend, daß er Abends die Luft durchduftete. Nächſtdem wuchert zwiſchen dem alten Gemäuer ungemein üppig die Spring-Gurke (Momordica Elaterium).

Bald nach 12 Uhr trat ich durch das nordweſtliche Thor von Nicäa in die Ringmauern deſſelben ein. Zur Zeit ſeines Flors fanden ſich hier drei feſte Thore hintereinander; das äußerſte derſelben war bei einer Belagerung wahrſcheinlich zerſtört worden. Die Türken haben dadurch hier Gelegenheit gefunden, ihre Reſtaurationskunſt bewundern zu laſſen. Sie haben nämlich zwei umgeſtürzt geweſene Granitſäulen wieder aufgerichtet; eine ſolche von grauem Granit ſteht jetzt aufrecht zur rechten, eine von rothem Granit zur linken Hand; über die oberen Enden Beider hat man einfach eine dritte Säule gelegt, um jene miteinander zu verbinden. Die Befeſtigung der letzteren iſt durch Holz und Ziegelſteine bewerkſtelligt worden. Iſt man durch dieſe osmaniſche Oeffnung hindurch geſchritten, ſo folgt das zweite, aus Marmor erbaute, glücklicher Weiſe ziemlich gut erhaltene Thor. Der Boden ringsum iſt indeſſen ſo hoch von Schutt bedeckt, daß das untere Drittheil der Thoröffnung damit ausgefüllt erſcheint. Ein Laſtwagen würde jetzt nicht hindurch

Seite des Bosporus vorkommen, aber mir
Gesicht. Schon Leake*), welcher 1803 reiste,
und bei J. C. Loudon**) findet sich eine
Die Eigenthümlichkeit der Cypresse, welche d
gen der Zweige an den Stamm eine Pyr
die horizontale Ausbreitung der letzter
Ferne gesehen, zeigt der äußere Ho
Aehnlichkeit mit einer jungen liban
Höhe und Umfang nie erreichen
er freilich den Vortheil, die E
Gräber zu beschatten, welche
Alter, und dann auch nur
so nahe an der Wurzel A
die wahrscheinlich nac
Exemplar gezeichnet i
einen an ihrer rech
weithin begleitet
darstellt; gegenw
Wasser, daß er
genheit gegeb
Arten von
sich an de
Herbstzei
Theile
des
ist
18
fende Linien, bestehen außerdem jedoch a
ganze Umfassungsmauer könnte noch heute, fr
wieder hergestellt werden. — Das südöstli
Nachmittags sah, ist ebenso gebaut wie das
Auch hier das mittlere von Marmor, in ähn
innerste enthält an einem aufrecht stehenden
chische Inschrift, die die äußere Seite eines ob
einnimmt. Es war schwierig, über die Sc
Begleiter, und über wankende Quadern dort
auch waren die übrigens tief genug einge
dicht mit Steinflechten ausgefüllt. Es gelang

des Kaisers Marcus Aurelius zu lesen, der also durch dieses Thor seinen Einzug mag gehalten haben. Mit einer angesetzten Leiter und einer scharfen Steinbürste würde man die Züge vollständig herstellen und bequem lesen können.

Indem wir unsern Weg über eine menschenleere und wüste Ebene innerhalb des ersten Thores fortsetzten, boten sich allenthalben zerschlagene Marmorstücke dar. Zwei kleine Säulen hatte man wieder aufgerichtet, vielleicht hatte hier ehedem eine türkische Fontäne ihrer bedurft. — Der Eintritt in das elende Dorf, welches heutigen Tages das prächtige Nicäa ersetzt, gab einen bedauernswerthen Begriff von ihm. Es sollen hier zur Zeit im Ganzen 125 von Türken und 25—30 von Griechen bewohnte Häuser vorhanden seiu. Die Armenier sind nach und nach ganz verschwunden. Im belebtesten Theile, eine Art von Bazar, befanden sich 4 oder 5 Läden, welche die allereinfachsten Gegenstände zum Verkauf ausstellten. Einige Kaffehäuser, mit obligaten rauchenden türkischen Müßiggängern, fehlten freilich auch nicht. — Eine Art Wirthshaus oder Chan existirt hier gar nicht. Wir sahen uns also nach einem Privathause um. In einem türkischen wurde ein Zimmer angeboten, welches zu einem Drittheil mit Getreide angefüllt war, ein Fenster, dessen Oelpapierscheiben sämmtlich durchlöchert waren, und ein zweites Fenster mit einem zur Hälfte zerstörten Eisengitter zeigte; dabei unreinlich, so daß ich es bei möglichster Bescheidenheit der Ansprüche verwerfen mußte. In dem schräg gegenüber liegenden Hause einer griechischen Wittwe wurde dagegen ein Zimmer mit Fensteröffnungen angeboten, die wenigstens mit hölzernen Laden verschließbar waren; auch machten sich reinliche Matratzen und Ueberzüge bemerkbar, — so daß ich Ursache hatte, hier ungewöhnlich zufrieden zu sein. — Die arme Frau klagte bald ihr Leid, daß sie eine schwer kranke verheirathete Tochter habe, ebenso, daß die Durchmärsche der türkischen Truppen einen großen Theil ihrer Habe verzehrt hätten. Die wohlhabenderen griechischen Vorsteher hätten sich die Einquartierung abgewälzt, um sie den Armen aufzubürden; auch hätten türkische Soldaten ihr Lagergeräth geholt, um es nie wiederzubringen. — Die Frau schien durch und durch gutmüthig und ehrlich, erwies sich beim Abschiede auch sehr dankbar, als ihr für die Gastfreundschaft ein Aequivalent gegeben wurde.

Nachmittags wurde ein Gang durch die Ruinen des alten Nicäa gemacht. Wir wendeten uns dem südöstlichen und südlichen

fahren können; einen ſolchen kennt man aber zur Zeit auch hier nicht; man behilft ſich mit niedrigen Karren, laſttragenden Kameelen und Pferden. Jenes Marmorthor trägt oben einen einfachen Architrav; ſeine beiden Seitentheile ſind mit drei über einander liegenden Niſchen ſymmetriſch ausgeſtattet, deren unterſte jedoch in der erwähnten Weiſe zur Hälfte verſchüttet iſt. Wahrſcheinlich enthielten ſie ehedem Statuen. An der inneren, der Stadt zugewendeten Seite findet ſich dieſelbe Einrichtung. Es folgt darauf das innerſte Thor, welches indeſſen faſt ganz zerſtört iſt. Nur die beiden Seitentheile ſind noch in Trümmern vorhanden, aber in coloſſalen Marmorquadern, die theils noch aufrecht ſtehen, theils herumliegen. Große Feigenbäume haben ſich zwiſchen den Steinen eingeniſtet: ihre Wurzeln bemühen ſich vergebens, dieſe Maſſen auseinander zu treiben. An einem hoch oben liegenden Steine ſind Ueberbleibſel eines Thierkopfes zu ſehen, aus denen man mit Hülfe einer geſpannten Phantaſie allenfalls einen Löwenkopf machen könnte. — Innerhalb des Thores gewinnt man einige Ueberſicht der alten Feſtungsmauer mit ihren an vielen Punkten gut erhaltenen Thürmen. Letztere folgen in kurzen Zwiſchenräumen auf einander. Sie bilden einen halbkreisförmigen Vorſprung nach außen, erſcheinen nach innen ſenkrecht abgeſchnitten, der Mehrzahl nach aber hier geſchloſſen; nur einige ſind nach innen offen. Die ganze coloſſal ſtarke Umfaſſungsmauer iſt mit enormen Quaderſteinen gekrönt; dieſe befinden ſich an vielen Orten noch ganz an ihrem Platze, an anderen hat man ſie jedoch herunter geworfen und anderweitig benutzt. Die Thürme beſtehen aus römiſchen breiten gebrannten Ziegeln; ihr Unterſatz aber aus behauenen Quadern. Die Mauern haben allenthalben zwei aus Ziegeln horizontal verlaufende Linien, beſtehen außerdem jedoch aus Bruchſteinen. Die ganze Umfaſſungsmauer könnte noch heute, freilich mit vielen Koſten, wieder hergeſtellt werden. — Das ſüdöſtliche Thor, welches ich Nachmittags ſah, iſt ebenſo gebaut wie das nordweſtliche, dreifach. Auch hier das mittlere von Marmor, in ähnlicher Architektur. Das innerſte enthält an einem aufrecht ſtehenden Seitenpfeiler eine griechiſche Inſchrift, die die äußere Seite eines oberſten Krönungsſteines einnimmt. Es war ſchwierig, über die Schultern meiner beiden Begleiter, und über wankende Quadern dort hinauf zu gelangen; auch waren die übrigens tief genug eingeſchnittenen Schriftzüge dicht mit Steinflechten ausgefüllt. Es gelang mir jedoch, den Namen

des Kaisers Marcus Aurelius zu lesen, der also durch dieses Thor seinen Einzug mag gehalten haben. Mit einer angesetzten Leiter und einer scharfen Steinbürste würde man die Züge vollständig herstellen und bequem lesen können.

Indem wir unsern Weg über eine menschenleere und wüste Ebene innerhalb des ersten Thores fortsetzten, boten sich allenthalben zerschlagene Marmorstücke dar. Zwei kleine Säulen hatte man wieder aufgerichtet, vielleicht hatte hier ehedem eine türkische Fontäne ihrer bedurft. — Der Eintritt in das elende Dorf, welches heutigen Tages das prächtige Nicäa ersetzt, gab einen bedauernswerthen Begriff von ihm. Es sollen hier zur Zeit im Ganzen 125 von Türken und 25—30 von Griechen bewohnte Häuser vorhanden sein. Die Armenier sind nach und nach ganz verschwunden. Im belebtesten Theile, eine Art von Bazar, befanden sich 4 oder 5 Läden, welche die allereinfachsten Gegenstände zum Verkauf ausstellten. Einige Kaffehäuser, mit obligaten rauchenden türkischen Müßiggängern, fehlten freilich auch nicht. — Eine Art Wirthshaus oder Chan existirt hier gar nicht. Wir sahen uns also nach einem Privathause um. In einem türkischen wurde ein Zimmer angeboten, welches zu einem Drittheil mit Getreide angefüllt war, ein Fenster, dessen Oelpapierscheiben sämmtlich durchlöchert waren, und ein zweites Fenster mit einem zur Hälfte zerstörten Eisengitter zeigte; dabei unreinlich, so daß ich es bei möglichster Bescheidenheit der Ansprüche verwerfen mußte. In dem schräg gegenüber liegenden Hause einer griechischen Wittwe wurde dagegen ein Zimmer mit Fensteröffnungen angeboten, die wenigstens mit hölzernen Laden verschließbar waren; auch machten sich reinliche Matratzen und Ueberzüge bemerkbar, — so daß ich Ursache hatte, hier ungewöhnlich zufrieden zu sein. — Die arme Frau klagte bald ihr Leid, daß sie eine schwer kranke verheirathete Tochter habe, ebenso, daß die Durchmärsche der türkischen Truppen einen großen Theil ihrer Habe verzehrt hätten. Die wohlhabenderen griechischen Vorsteher hätten sich die Einquartierung abgewälzt, um sie den Armen aufzubürden; auch hätten türkische Soldaten ihr Lagergeräth geholt, um es nie wiederzubringen. — Die Frau schien durch und durch gutmüthig und ehrlich, erwies sich beim Abschiede auch sehr dankbar, als ihr für die Gastfreundschaft ein Aequivalent gegeben wurde.

Nachmittags wurde ein Gang durch die Ruinen des alten Nicäa gemacht. Wir wendeten uns dem südöstlichen und südlichen

Theile der Mauern zu. Zu dem Ende paſſirten wir mehrere elende Straßen, deren hölzerne Häuſer jedoch ſämmtlich auf gemauerten Unterlagen ruhten. Nur wenige waren vorhanden, welche nicht entweder größere Marmorquadern, oder Stücke von theils glatt runden, theils canellirten Säulen, oder auch Partien von Kapitälen, von einem Fries, wohl auch den Kopf einer Statue enthielten. Ein Marmor, auf dem eine Roſette, ein anderer, auf dem eine Schnecke in Basrelief dargeſtellt war, diente einer miſerablen Hütte zur Unterlage. Der größere Theil unſeres Weges führte uns über wüſtes Feld; den Umfaſſungsmauern nahe, mehr noch außerhalb, fanden ſich Maulbeerpflanzungen, große Feigenbäume, Nußbäume, Granatſträucher, Mandelbäume, Oliven und dergleichen vor. Auch Melonen ſah man hier und da; Trauben aber ſollten hier ſeit drei Jahren nicht gerathen ſein, und ich erhielt am Abende einen ſo ſauren und ſcharfen neuen Wein, daß ich ihn nicht genießen konnte. Alten Wein vermochte man in dem bedauernswerthen Orte nicht zu finden.

Nachdem ich das mittägliche Thor paſſirt hatte, umkreiſte ich einen Theil der Mauern nach Oſten und nach Weſten. Ich fand, daß außerhalb der mindeſtens 20′ hohen, mit Thürmen verſehenen Hauptmauer eine zweite niedrigere, aus Bruchſteinen und Mörtel gebaute Mauer vorhanden geweſen war, die man indeſſen großentheils niedergeworfen hatte. Zwiſchen beiden Mauern iſt ein Graben, der jetzt mit Schutt angefüllt, Maulbeerpflanzungen und Granatſträuchern diente. Nahe am Thore ſah ich einen coloſſalen Thurm zur Hälfte geſprengt und nach außen hinabgeworfen. Es iſt dieſe Sprengung in einer Art erfolgt, die kaum daran zweifeln läßt, daß ſie durch Pulver bewirkt wurde. Zu welcher Zeit, bleibt freilich zweifelhaft. — Aus einem andern Thurm war außerhalb ein Stück des maſſiven Unterbaues herausgeriſſen. Unſer Führer ſagte uns, daß hier ein Stein geweſen ſei, der das Bild eines Löwenkopfes darſtellte; man habe ihn nach Conſtantinopel transportirt. — Hinſichtlich des Südthores füge ich noch hinzu, daß von dem innerſten Abſchnitt deſſelben nur noch eine Seite aufrecht ſteht, die nämlich, welche die Inſchrift enthält. Das mittlere (Marmor) Thor zeigt zwar dieſelbe Architektur, wie am nördlichen, hat aber keine Niſchen. Der Styl iſt römiſcher Rundbogen. Daß die Mauern zu einer Zeit aufgebaut ſind, wo ſchon andere großartige Bauten zerſtört waren, beweiſt der Umſtand, daß ſich an dieſem Thore eine

Anzahl von Marmor-Fragmenten eingemauert finden, die früher anderen Zwecken gedient hatten. Vielleicht Reste von römischen Tempeln, welche Constantin zerstören ließ? Die Mauer soll namentlich mit der von Constantinopel gleichzeitig sein.

Auf dem Rückwege durch dasselbe Thor wendeten wir uns zu den Resten des ehemaligen römischen Amphitheaters, die hinlänglich erhalten sind, um jeden Zweifel an ihrer Bestimmung zu heben. Ein unter diesen Ruinen gelegener Eingang in eine Höhle wurde auch von mir, mit Hülfe einer angezündeten Kerze besucht, indem man mir sagte, es lagerten dort viele Menschenknochen. Ich fand, nachdem ich auf beschwerliche Weise hineingekrochen war, nichts als Reste von Thier-Skeletten, mit einer schwarzen, fettigen, glänzenden Erde und Asche gemengt. Jene Erde stammt höchst wahrscheinlich von thierischen Weichtheilen her, indem man die im Amphitheater getödteten Thiere in diesen unterirdischen Raum hinabzustürzen pflegte. Namentlich aber viele Zähne von reißenden Thieren, (wahrscheinlich von Löwen und Tigern), die im Amphitheater hatten kämpfen müssen. Mehrere Knochen, die ich hier gesammelt hatte, um sie in der Heimath mit Ruhe zu untersuchen, haben in der That sich als Raubthierknochen erwiesen. Es soll aber auch, wie ich von einem griechischen Priester hörte, eine Oeffnung da sein, wo Menschenknochen gefunden werden, seiner Meinung nach von Märtyrern, die man dort im Amphitheater getödtet habe; die Richtigkeit dieser Angabe vermag ich indessen keineswegs zu verbürgen.

Der nächste Besuch galt den Resten einer Aja-Sophia, welche die erste christliche Kirche des alten Nicäa gewesen sein soll. In ihr fanden die beiden Concilien 325 und 787 Statt. Sie ist höchst wahrscheinlich dieselbe, in welcher die 318 Bischöfe unter dem Vorsitze Constantin's selbst tagten und in welcher die Grundsätze der heutigen katholischen Kirche festgesetzt wurden. Der Eroberer Orchan hatte sie in eine Moschee umgewandelt und dadurch den Bau für Jahrhunderte erhalten; aber auch diese Moschee ist schon längst wieder verfallen. Gegenwärtig sieht man blos noch einen Theil der Umfassungs-Mauern und innerhalb des Einganges eine Anzahl großer platter Steine, welche antike griechische Grabsteine sein sollen, zum Theil noch mit dem Zeichen des Kreuzes versehen. Diese Ruine steht bei den Griechen im Rufe besonderer Heiligkeit; man verrichtet dort heimlich seine Andacht noch jetzt zuweilen des

den Arius, rechts von ihm geſondert 7 oder 8 ſeiner Anhänger, ſämmtlich durch lange ſchwarze Talare von den Uebrigen unterſchieden, welche ſich durch glänzende Gewänder auszeichnen. In der Nähe der Schwarzgekleideten ſteht ein heiliger Mann, der einen Ziegelſtein in ſeiner rechten Hand hält; indem er ihn zuſammendrückt, ſpringt aus ihm nach oben Feuer, nach unten Waſſer heraus. Als Arius durch dieſes Wunder noch nicht bekehrt war, holt ein ihm zur Linken ſtehender hoher Geiſtlicher mit der rechten Hand aus, um dem Unverbeſſerlichen einen Backenſtreich zu verſetzen. — Das zweite Bild ſtellt das Bruſtbild einer Maria mit dem Kinde dar, auf Marmor, ziemlich roh gemalt, deren und des Kindes Kleider eigenthümlich, basreliefartig, aus dem Stein ſelbſt erhaben mit dem Grabſtichel gearbeitet und dann colorirt ſind. Es wurde nie reſtaurirt. — Das dritte Bild hat auf die Maria Bezug, welcher die Kirche ſelbſt geweiht iſt, nämlich der Maria im Sarge (Santa Maria alla tomba). Maria liegt noch als Todte im Vordergrund; rings herum Anbetende. Das Feſt dieſer Maria wird von den Griechen 13 Tage ſpäter als von den Lateinern gefeiert, die es auf den 15. Auguſt gelegt haben. Die hier erwähnten drei Gemälde ſtammen zwar aus einer Periode tiefen Verfalles der Kunſt; hiſtoriſches Intereſſe iſt ihnen indeſſen nicht abzuſprechen. — In einem Seitengange iſt ein antiker Sarkophag zum Theil eingemauert. Hinter dem Altar ſteht in einer kleinen Kapelle oberhalb einer ſchmalen ſteinernen Treppe ein Marmor-Stuhl, ganz ſo gearbeitet, wie man antike kuruliſche Stühle zu Rom ſieht, mit der Figur einer Muſchel an der Rücklehne. Auf dieſem Stuhle ſitzend, ſoll der heilige Baſilius einen Streit über den Beſitz dieſer Kirche entſchieden haben, der zwiſchen den Armeniern und Griechen ausgebrochen war. Die Thore des Gebäudes wurden von beiden Parteien verſiegelt. Diejenige ſollte Beſitzerin der Kirche ſein, welcher es gelingen würde, durch eifriges Gebet die verſiegelten Thore aufſpringen zu machen. Die Arianer beteten einen ganzen Tag inbrünſtig vergebens. Baſilius ſprach von ſeinem Biſchofsſitze aus nur die drei Worte: „Herr erhöre die Deinen!“ und die Thore ſprangen auf! So weit mein Geiſtlicher. — Die Bauart der Kirche ſtellt übrigens einen einfachen kleinen Dom mit Portikus dar.

Außerhalb des nordweſtlichen Thores der Stadt in nördlicher Richtung von dieſem liegt das höchſt merkwürdige Grab-Monument,

welches Pococke und v. Hammer*) beſchrieben haben; Letzterer gibt zugleich eine Abbildung davon. Es beſteht aus einem umfangreichen Monolithen, der durch Menſchenhände auf den Gipfel eines kleinen Hügels hinaufgefördert worden iſt, dem man die erforderliche Ebene durch Mauerwerk beſchafft hatte. Die Steinmaſſe iſt inwendig ausgehöhlt, auswendig regelrecht und mit großem Fleiße bearbeitet. Seine nach Oſten gewendete Hauptfaçade ahmt die Form eines griechiſchen Tempels nach, im Giebelfelde ſieht man eine Figur, deren Form durch die Unbilden der Zeit zwar ſehr verwiſcht iſt, in der man jedoch noch deutlich genug eine Sonne erkennen kann, deren Strahlen freilich nicht ſo beſtimmt erſcheinen, wie v. Hammer ſie gezeichnet hat. Der Längendurchmeſſer des Monumentes beträgt 24′; er nimmt die Richtung von Oſt-Süd-Oſt nach Weſt-Nord-Weſt. Die Breite zeigt 12′. Das Monument krönt gleichſam einen Begräbnißplatz, der ſich von ihm aus gegen die Mauer der Stadt hinabzieht und vielleicht ſeit mehr als zwei Jahrtauſenden im Gebrauch geblieben iſt, denn noch heute dient er den türkiſchen Einwohnern, die aus Marmortrümmern des ehemaligen Nicäa ihre rohen Grabſteine meißeln. Ob die gewaltige Maſſe aus den Felſen der näheren Umgebung entnommen ſei, bleibt zweifelhaft; die herumliegenden anſehnlichen Bruchſtücke aus den Bergen der Nachbarſchaft gehören einem andern Geſtein an, und es würde der Unterſuchung eines Fachmannes bedürfen, ob ſich in der Nähe irgend wo ein dem Denkmale ähnliches Geſtein vorfinden möchte. Leider iſt die Maſſe durch allmälige Unterwaſchung der Unterlage von Regengüſſen etwas aus dem Gleichgewicht gekommen, und in Folge deſſen ſchräg von oben und außen, nach unten und innen eingebrochen. — Das Wichtigſte an dem Monumente bleibt jedenfalls die Inſchrift, welche ſich auf der öſtlichen Hauptfronte deſſelben, rechts und oben angebracht, vorfindet. Sie iſt bisher unerklärt. Hr. v. Hammer hält ſie für eine phöniciſche, und unterſtützt die Annahme durch den Styl des Kunſtwerkes, welcher ſich nach ihm in den Reſten phöniciſcher Bauwerke auf der Inſel Cypern und auf der gegenüberliegenden Küſte Weſtaſiens wieder zeigt. Ich befinde mich in der angenehmen Lage, auf der beigefügten Tafel eine auf genauer Durch-

*) A. a. O. S. 122.

zeichnung beruhende Darſtellung jener Inſchrift, ſowie zugleich mehrere Anſichten des Denkmals mittheilen zu können, die ich der beſonderen Güte meines Freundes, des Hrn. Dr. L. Thirk zu Bruſſa verdanke, der ſie an Ort und Stelle mit anſehnlichem Zeitaufwande aufnahm. Ich bin Demſelben für dieſen Akt einer nicht gewöhnlichen Liberalität aufrichtigſt verbunden.

Das Klima von Nicäa iſt nicht blos ſehr viel milder als das von Conſtantinopel, ſondern auch als das von Bruſſa, indem es fern genug von dem bithyniſchen Olymp liegt, um den Unbilden, welche von dieſem im Winter auszugehen pflegen, zu entgehen. Hierzu kommt, daß ein nicht unanſehnlicher Gebirgszug ſich an der Südſeite des See's und der Stadt hindehnt, welcher beide um ſo mehr gegen die eiſige Luftſtrömung ſchützt, die während der Wintermonate von dem dann ſtets mit Eis und Schnee bedeckten Haupte des Berges herabwehen. Das nicht ferne Meer trägt zur Erhaltung einer gewiſſen Gleichmäßigkeit der Temperatur weſentlich bei. Am öſtlichen Ende des See's ſah ich noch im Oktober breite Hecken von Oleander und Vitex Agnus castus (keuſches Lamm) in üppigſter Fülle grünen. An den Maulbeerpflanzungen bemerkte man durchaus nicht, daß ihnen im Frühlinge ſämmtliche Blätter theils auch Zweige, zur Fütterung der Seidenraupen geraubt worden waren. Der Oelbaum ſchien jedoch nur kümmerlich zu gedeihen. Erwägt man nun noch, daß Nicäa unter 47° 10′ öſtlicher Länge von Ferro oder 27 ½° öſtlicher Länge von Paris und 40° 21′ 30″ nördlicher Breite liegt, ſo wird man aus Allebem auf einen Himmelsſtrich ſchließen dürfen, der die Anhäufung bedeutender Maſſen von Einwohnern, wie ſie notoriſch im Alterthume Statt fand, leichter erklärlich macht. Darum konnte Nicäa unter den Römern und den griechiſchen Kaiſern auch mit Nicomedien um den Rang ſtreiten, welche von beiden die Hauptſtadt der Provinz Bithynien ſein ſollte. Die Kaiſer machten — wie ich glaube, mit Recht — Nicomedien zur Provinzial-Hauptſtadt; Nicäa nannten ſie die erſte Stadt der Provinz. — Wenn nun auch unzweifelhaft Nicäa in ſeiner Blüthe durch ſorgfältige Unterhaltung der Waſſerleitungen und Bodencultur das gegenwärtige armſelige Isnik an Salubrität der Luft übertreffen mußte, ſo hat ſich doch gewiß die letztere nie mit der von Nicomedien und Bruſſa gleich ſtellen können, denn letztere liegen amphitheatraliſch an der Anhöhe, Nicäa in der Ebene. Dagegen

dürfte die mittlere Jahres-Temperatur zu mindeſtens + 13° R, für Nicäa angenommen werden können, vielleicht auch etwas höher. würde alſo beide Schweſterſtädte hierin überwiegen. Dennoch erklärt ſich das kümmerliche Gedeihen des Oelbaums dadurch hinlänglich, daß mitten im Winter die Temperatur merklich unter den Gefrierpunkt ſinken kann. Hr. Dr. Barth*) fand zu Nicäa am 18. December 1858 einen heftigen Schneeſturm und eiſige Kälte, die ihn nöthigten, den Rückweg nach Stambul zu beſchleunigen. Er beſchreibt den hierzu von Nicäa aus über den Gebirgskamm nach Kara Muſſal gewählten Weg, als in hohem Grade beſchwerlich.

Der See von Nicäa iſt ungemein fiſchreich, ſein Waſſer aber nicht trinkbar. Aus dem weſtlichen Ende bildet ein Flüßchen den Abzugskanal nach dem Meere; er mündet ſich unfern Gemlik in letzteres ein. Die Länge dieſes Flüßchens beträgt zwiſchen 6 und 7 Stunden. Die durch ihn gebildete Gebirgsſchlucht war es höchſt wahrſcheinlich, durch welche die Griechen bei dem zweiten Angriff der Kreuzfahrer auf Nicäa ihre Schiffe in den See ſchafften, um ſo weſentlich zur Eroberung der feſten Stadt beizutragen. Aus der Geſchichte der letzteren ergibt ſich ferner, daß der See Tiefe genug beſitzt, um große Schiffe bis nahe an die Mauern heranzubringen. Der heutigen Ingenieur-Kunſt würde es wahrſcheinlich nicht ſchwer fallen, das erwähnte Flüßchen in einen ſchiffbaren Kanal umzugeſtalten. Auf ſolche Weiſe würde das Becken des See's einen höchſt geräumigen und durch die nahen Gebirgszüge trefflich geſchützten Hafen bilden, der allein ſchon genügen könnte, um bei einer etwaigen Regeneration Nicäa's der Stadt ihren alten Glanz wieder zu verſchaffen.

Der Verfall der alten Waſſerleitungen und die Sorgloſigkeit, mit welcher die türkiſche Regierung der Verſumpfung des an die Stadtmauern gränzenden Theiles des See's zugeſehen hat, übte auf die Salubrität des Ortes einen ſehr nachtheiligen Einfluß. Durch dieſe Sumpf-Ausdünſtungen entſtehen dort während des Spätſommers und Herbſtes häufig Wechſelfieber. Die Tochter meiner griechiſchen Wirthin, eine junge Frau, litt daran ſeit geraumer Zeit in beträchtlichem Grade. Mir ſelbſt hat das Herumſteigen unter den Ruinen keinen Nachtheil gebracht, trotz einer ſeit der Jugend bei

*) Geographiſche Mittheilungen von Dr. A. Petermann. Ergänzungsheft. Gotha, 1860. S. 100.

mir übrig gebliebenen Hinneigung zu kalten Fiebern. Auch fand ich die Atmosphäre bei Weitem nicht so widerwärtig und drückend, als Hr. v. Hammer*) und seine Geführten. Doch muß erwogen werden, daß diese Reisenden sich dort vier Wochen früher, also in einer schwüleren Jahreszeit befanden. Sestini ließ sich durch die böse Luft von Nicäa so schnell vertreiben, daß er, obgleich Geistlicher, sich nicht einmal Zeit nahm, die Reste der Kathedrale zu besuchen, in welcher das erste christliche Concil gehalten worden ist. Anfangs Oktober war die Temperatur bereits eine kühlere, frischere geworden, die mir ganz angenehm erschien. Es kommt hinzu, daß das heutige Dorf Isnik beinahe eine kleine halbe Stunde vom östlichen Ende des See's entfernt liegt.

Am 7. Oktober Mittags brach ich von Nicäa nach Jenischehr auf, um diesen Ort noch vor Untergang der Sonne zu erreichen, was auch gelang. Mein türkischer Kawaß hatte sich bereit gefunden, mit Hülfe hier gemietheter Pferde mich bis nach Brussa zu geleiten. Der Weg führte uns durch das südliche Thor von Nicäa dem östlichen Ende des See's zu, auf dessen sandigem Ufer ich zahlreiche Bruchstücke ehemaliger Landhäuser herum liegen sah, erkenntlich an durch festen Mörtel verbundenen Ziegelsteinen. Nach einem halbstündigen Ritte in südlicher Richtung waren wir an dem Fuße eines felsigten Gebirgszuges angelangt, über den sich der erträglich erhaltene Weg hinauf wandte. Von den einzelnen Abstufungen des Berges ergaben sich genußreiche Rückblicke auf die Ruinen von Nicäa und den See. Von dem Gipfelpunkte des Berges, dessen Höhe ich hier 1600′ über dem See schätzte, vermochte ich den letzteren, mit Hülfe von Gläsern, bis an sein westliches Ende zu überschauen. Aus diesem Umstande bin ich geneigt, die Angabe Leake's über die Länge des See's als die richtigere zu betrachten. Selbst die angestrengteste Aufmerksamkeit ließ weder mich noch meine Begleiter irgend ein Segel oder eine Barke gewahr werden; öde und leer dehnte sich die ansehnliche Wasserfläche vor uns hin, die in alten Zeiten gewiß Hunderten von Schiffen Beschäftigung gegeben haben mag. Während bei der Belagerung von Nicäa durch die Kreuzfahrer diese sich zum letzten Sturme rüsteten, erschien plötzlich die erwähnte griechische Flotte vor der Stadt, und raubte Jenen durch listige Kapitulation mit den Osmanen die Früchte ihrer blutigen Anstrengungen. Am Berg-

*) A. a. O. S. 111.

Abhange ziehen ſich etwa mannshohe dichte Geſträuche verſchiedener Art hin, aber die von rohen Fäuſten geführte Axt geſtattet keinem Baume, aufzuſtreben. Die kurz andauernde geringe Winterkälte läßt Reiſerbündel als zur Feuerung genügend erſcheinen. — Wir begegneten während des Hinaufſteigens einer aus etwa 2000 Ziegen beſtehenden Heerde, die einer großen ſchönen Race angehörten, wie ich ſie in Europa nirgends zu ſehen Gelegenheit fand. Die Regierung hatte ſie in bedeutender Ferne von hier angekauft, um ſie zur Verproviantirung des Heeres nach Scutari ſchaffen zu laſſen. Ein berittener Führer und einige Treiber zu Fuß hielten die Thiere, mit Hülfe gelehriger Hunde in Ordnung, obgleich die Ziegen, Nahrung ſuchend, weithin durch das Gebüſch ſtreiften. — Auf der Höhe des Berges befindet ſich ein Kaffehaus, wo geraſtet wurde. Der Altan des Hauſes iſt Nicäa und ſeinem See zugewendet; er gab mir zum letzten Male Gelegenheit, die von der Natur ſo reich ausgeſtattete und durch hiſtoriſche Thatſachen ſo höchſt intereſſante Gegend zu überſchauen.

Indem wir von der Waſſerſcheide des Gebirgszuges ſüdwärts hinabſtiegen, dachte ſich der Abhang viel allmäliger ab, als auf der von uns hinangeſtiegenen Seite. So erreichten wir denn auch den Fuß des Gebirges und die Ebene, in welcher Jeniſchehr liegt, erſt eine Stunde vor dieſem Orte. Von jenem Punkte aus behielten wir die vier oder fünf Minarets der kleinen Stadt ſtets vor uns im Auge. Ein ziemlich langer Karavanenzug von Kameelen war uns noch am Bergabhange begegnet: er führte Waaren, großentheils Seide, von Bruſſa nach Ismid. Ich bewunderte die Leichtigkeit, mit welcher die Thiere den Berg hinaufſtiegen, indem ſie eine lange Linie bildeten und dem an der Spitze einherſchreitenden Kameele, welches eine Glocke am Halſe trug, genau folgten. Aus einiger Entfernung geſehen, bildete die Karavane eine höchſt maleriſche und für das europäiſche Auge überraſchende Staffage der Windungen des Bergweges. — In der Ebene machten die ſich weit ausdehnenden Stoppelfelder den Weg um ſo eintöniger; nur die allmälig am Horizonte vor uns ſich deutlich hervorhebenden Linien von Jeniſchehr gewährten dem Blicke einen Ruhepunkt. — Wir erreichten den Ort eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, und indem wir ihn der Länge nach durchzogen, bot ſich uns volle Gelegenheit dar, den größeren Theil der die Abendkühle genießenden männlichen Bevölkerung

auf den Straßen, und namentlich auf dem in der Mitte des Ortes liegenden Bazar zu ſehen. Nach einer hier eingezogenen Erkundigung enthält der Ort 500 türkiſche und 10 armeniſche Häuſer. Daher begegneten wir denn auch nur Türken, die beſonders auf dem Bazar in lebhafte Bewegung geriethen, als ſie unſeres fremdartigen Zuges anſichtig wurden. Man legte uns jedoch keinerlei Hinderniſſe in den Weg; vielmehr überwies uns der türkiſche Ortsvorſteher auf den Antrag meines Kawaſſen bereitwillig einem der wenigen armeniſchen Häuſer, die das ſüdliche Ende des Städtchens einnehmen. Die Türken folgen hier in der Kleidung und dem äußeren Habitus der alten osmaniſchen Sitte viel mehr, als ich es bisher — mit Ausnahme von Elbeili — noch gefunden hatte. Turban, langer Bart, weiter Kaftan, der die Bruſt blos läßt, Pantoffeln an den Füßen, gaben dem Menſchengewimmel einen maleriſchen Anſtrich. Die meiſt ausdrucksvollen Phyſiognomien, die ſchwarzen leuchtenden Augen, trugen das Ihrige hierzu weſentlich bei.

Dieſes Jeniſchehr iſt geraume Zeit die Reſidenz des Stifters der osmaniſchen Dynaſtie, des Kara-Osman, geweſen. Von hier aus wurden die Angriffe theils auf kleinere befeſtigte Punkte der Griechen in der Nachbarſchaft, theils nach deren Falle, auf die damals mächtigen Städte Nicäa und Bruſſa organiſirt, denen endlich die erſchlafften Griechen nicht mehr zu widerſtehen vermochten. Beide fielen dem Sohne und Nachfolger des Osman, dem Orchan, in die Hände. Das Bewußtſein der früheren Wichtigkeit des Ortes mag die heutigen Einwohner um ſo mehr zum Widerſtande gegen die von Conſtantinopel ausgehenden Neuerungen kräftigen.

Die armeniſche Familie, unter deren Dach wir die Nacht hinbringen ſollten, erſchien ſehr ärmlich. Mein Dolmetſcher mußte ſich auf den Bazar begeben, um die Materialien zu einem frugalen Abendmahle, ſowie zu dem morgenden Frühſtücke aufzukaufen. Wir ſtiegen auf einer leiterähnlichen Treppe zu einem viereckigen Gemache in die Höhe, deſſen Fenſteröffnungen für die Nacht mit Tüchern verhängt werden mußten, weil es ſelbſt an hölzernen Laden fehlte. Die an der Wand herumlaufende hölzerne Bank mußte mit meinen eigenen Effecten gepolſtert werden, um ein dürftiges Lager herzuſtellen, deſſen Härte und unzählige Inſekten nur durch die große Ermüdung überwunden werden konnten, die den Schlaf trotz alledem endlich herbeiführte. Die Temperatur der Luft erhielt ſich

während der Nacht auf + 14° R., und machte so das luftige Gemach erträglich. Mein Kawaß und ein zweiter Pferdetreiber schliefen vor diesem auf einem offenen hölzernen Altan, der jedoch ein Dach besaß. — Die untergehende Sonne vergoldete den Saum zahlreicher, den Horizont deckender Wolken so zauberisch schön, daß selbst die Müdigkeit mich spät erst von der westlichen Fensteröffnung zu verscheuchen vermochte. — Nach eingetretener Dunkelheit ließ sich eine unmelodische Schalmeie mit obligatem Tambourin vernehmen; ja sogar eine Mandoline begleitete männlichen Gesang, dem ich jedoch vergebens irgend eine Melodie abzulauschen trachtete. Das Ohr dieser Türken muß anders organisirt sein, als das unsrige, um dergleichen angenehm unterhaltend zu finden. Leider wurde ich für meine Unzufriedenheit mit dem Gesange bald durch ein so entsetzliches Hundegeheul bestraft, wie es mir selbst im Orient noch nicht vorgekommen war. Es hielt die ganze Nacht an, und es gehörte in der That die narkotische Wirkung einer zwölf Stunden lang ununterbrochen fortgesetzten Körperbewegung dazu, um mit europäischen Ohren auch noch dieses asiatische Hinderniß des Schlafes zu überwinden.

Am Morgen des 8. Oktober's mußte schon um 5 Uhr früh zur Weiterreise gerüstet werden, obgleich der Tag noch nicht angebrochen war, denn die Tagesreise nach Brussa beträgt von hier aus 10 Stunden. Der Aufbruch erfolgte um 6 Uhr. Vor dem südlichen Ende von Jenischehr erreichten wir bald einen hohen Steindamm, der mit einer Anzahl brückenartiger Durchlässe versehen war. Theils aus diesen, theils aus den rechts und links erscheinenden vertrockneten Binsen, Seggegräsern und Rohr ergiebt sich, daß zur Regenzeit Wasser die Gegend überschwemmen mag. In diesem Augenblick war aber keine Spur von einem See zu erblicken, selbst nicht mit Hülfe eines Fernglases. Ein See von Jenischehr findet sich jedoch auf allen mir zugänglichen Karten verzeichnet. Seine Lage ist meines Erachtens am richtigsten auf der von Hrn. Kiepert gezeichneten Karte der asiatischen Türkei angegeben. Auf der von Hrn. v. Hammer seiner Reise nach Brussa beigegebenen Karte, die in vielen Dingen unzuverlässig ist, liegt der See mindestens eine Stunde west-südwestlich von Jenischehr entfernt, nahe an dem Dorfe Tschardagh, dessen Namen Hr. v. Hammer Tschardakköi schreibt. Da ich nun in diesem Dorfe gerastet habe, so müßte ich

etwas von dem See bemerkt haben, wenn er hier läge, um so mehr, als ich danach suchte. Nicht unwahrscheinlich ist es jedoch, daß in alten Zeiten, als die jetzt völlig baumleere Ebene von Jenischehr noch Wald und Gebüsch ernährte, dieser See Jahr aus Jahr ein seichtes Wasser enthalten haben mag, welches sich jetzt nur nach den Regengüssen des Herbstes vorfinden dürfte. Auch von dem Flüßchen, durch welches v. Hammer den See seinen Abfluß nach Jenischehr hin nehmen läßt, fand ich nirgend etwas.

Der sehr schlecht gepflasterte Steindamm hörte da auf, wo der Boden der Ebene sich allmälig erhebt. Niedrige Gebirgszüge, die sich rechts und links in ansehnlicher Entfernung vom Wege hinziehen, nähern sich einander erst weiterhin, 2½ Stunden westsüdwestlich von Jenischehr; v. Hammer hat die Richtung dieser Gebirgszüge, sowie den Weg nach Brussa auf seiner Karte ganz gut angegeben. — Wir hatten zwei Stunden gebraucht, um das ansehnliche Dorf zu erreichen, welches mir die Einwohner Tschardagh nannten, dessen Namen auf Hrn. Kiepert's Karte Tschardakly lautet. Das Dorf besitzt eine ziemlich ansehnliche Moschee, in deren Vorhof die Dorfjugend versammelt war, um unisono und laut schreiend auf die von einem Lehrer vorgelegten Fragen zu antworten. An dem Café des Dorfes stillhaltend, war ich überrascht, vor demselben einen kleinen Garten zu finden, der ganz die Blumen und Sträucher enthielt, welche wir unter ähnlichen Umständen in Deutschland zu finden gewohnt sind. Tagetes patula blühte soeben üppig. Rosen, eine Syringa und mehrere Dahlien füllten außerdem den beschränkten Raum. — Den Weg weiter verfolgend, boten sich uns nur eintönige Stoppelfelder, selten ein am Wege stehender, von der Sonne gedörrter Baum dar. Endlich wurde die einförmige Scene durch eine zahlreiche Heerde von einhöckerigen Kameelen belebt, die nur mit leeren Packsätteln beladen, offenbar nach der Heimath zurückkehrten, nachdem sie ihre Ladungen an das Meer befördert hatten. Man hatte sie von jedem Zwange befreit und sie benutzten dies, um sich, vorwärts schreitend, über die leeren Felder auszubreiten und spärliche Grashalme für sich zur Nahrung herauszusuchen. Aber auch hierbei folgten sie geduldig den von dem vordersten Thiere ausgehenden Glockentönen. — Bei einer andern Gelegenheit fand ich am östlichen Fuße des Katerlü-Gebirges Abends spät eine solche entfesselte

Kameelheerde, die wahrſcheinlich dort übernachten ſollte. Die Thiere hatten ſich ſämmtlich einer langen Dornenhecke genähert, um die grünen Blätter aus dieſer heraus zu holen. Die hungrigen Thiere ließen ſich durch die unzähligen ſpitzen Dornen in ihrem Eifer nicht behindern; der hornartige Ueberzug ihrer Lippen kommt ihnen dabei trefflich zu Statten. Die ruhenden Kameele verſchränken ihre Beine eigenthümlich, und ich bin geneigt, anzunehmen, daß die Türken ihr Kauern auf den Ferſen den Kameelen abgelernt haben. — Das „Schiff der Wüſte" zeigt zwar keine eleganten äußeren Formen; aber eine nähere Betrachtung ſeiner einzelnen Theile beweiſt, daß ſie ſämmtlich höchſt paſſend zuſammen geſtellt ſind, um einem beſtimmten allgemeinen Zwecke gleichmäßig zu dienen. Die ungeſchlachten breiten ſchweren Hufe ſind offenbar dazu gemacht, bequemer über das Steingerölle oder den Sand der Steppen und Wüſten hinzuſchreiten, ohne einzuſinken. Der Höcker des Rückens, mehr noch der Doppel-Höcker einer zweiten Species des Kameels, eignen ſich zur Befeſtigung von Laſten ganz beſonders, und es iſt bei dieſer nur auf eine möglichſt gleichartige Vertheilung des Gewichtes der Ladung für beide Seiten zu achten. Die ungemein ſtarken einzelnen Knochen des Skeletts ſprechen Feſtigkeit und Ausdauer aus. Der ſchlanke, lange, im Gehen rückwärts gebeugte Hals ſcheint von dem Thiere zu der Erhaltung des Gleichgewichtes mitbenutzt zu werden. Das große Auge beſitzt zwar nicht den Glanz des Gazellen-Auges; etwas Starres, was dem Blick anklebt, iſt gewiß der ewigen Plage des Laſttragens zuzuſchreiben, zu welchem das Thier von der früheſten Lebenszeit an gezwungen wird. Aber es ſpiegelt ſich Sanftmuth und Geduld in dieſen Augen, und wenn ihr Beſitzer hartnäckig widerſtrebt und nicht vorwärts zu bringen iſt, ſobald er ſich überladen fühlt, ſo iſt er vollkommen in ſeinem Rechte und bedient ſich hierbei der einzigen Waffe gegen den Mißbrauch Seitens fühlloſer Menſchen, die ihm zu Gebote ſteht. Wenn der Berichterſtatter der Times, Hr. W. Ruſſel, jüngſt aus Indien her eine Fluth von Schmähungen auf das nützlichſte Thier der aſiatiſchen und afrikaniſchen Welt gehäuft hat, ſo führte er dadurch nur den Beweis, daß in ihm auch nicht die kleinſte Ader eines Naturforſchers lebendig iſt. Mit dem Untergange des Kameels würden gleichzeitig auch die jetzt noch vorhandenen Reſte

des einſt ſo hoch blühenden Handels und Verkehrs in Aſien zuſammenſtürzen, und England möchte dann Indien den Rücken zuwenden.

Indem unſer Weg ſich mehr und mehr dem Saume des zur rechten Hand ſtreichenden Gebirgskammes näherte, bot ſich ein Vorhügel deſſelben dar, welcher mit einer Tabakspflanzung bedeckt war, die ſich zum Theil noch in der Blüthe befand, und, trotz einer lang anhaltenden Dürre nur kräftige Pflanzen zeigte. Es war die bei uns in Europa cultivirte Species, Nicotiana Tabacum. — Endlich begann der Weg ſich an dem erwähnten Gebirgskamm hinauf zu ziehen. Wir behielten hier rechts und links etwa mannshohe Geſträuche, unter welchen der dornigte Zizyphus australis vorherrſcht. Die Coccuseiche, der Johannisbrodbaum, Pinus maritima und unſer gemeiner Wachholder ſammt dem Kreuzdorn, folgten. Ein Spartium wucherte auf dem Felsboden weit hin. Während des Hinaufſteigens fanden wir nördlich vom Gipfel, eine halbe Stunde dieſſeits, nur ein einziges Haus neben einer Bergquelle, welches als Halteplatz für Reiſende dient. Auf dem Gipfel des Berges liegt das kleine Dorf, welches mir von den Einwohnern Dimboſar genannt wurde. Auf der Karte der europäiſchen Türkei des Hrn. Kiepert heißt es Dimbos und auf der Karte v. Hammer's Timbos. Es war Mittags 12 Uhr, als wir bei dem ungewöhnlich geräumigen Kaffehauſe des Dorfes anlangten. Wir hatten alſo, mit ſehr kurzer Raſt, ſechs Stunden gebraucht, um von Jeniſchehr hierher zu reiten. Ein ſehr geräumiger hölzerner Altan lud zur Ruhe ein, die wir für eine Stunde uns und unſern Thieren gönnten. Das Thermometer zeigte im Schatten + 15° R. Die Höhe, welche wir erſtiegen hatten, ſchätzte ich auf 1000′ über der Ebene. In dem Kaffehauſe befand ſich eine mit Tabakrauchen und Kaffetrinken beſchäftigte, zahlreiche Geſellſchaft von Türken. Auffallend war es mir, daß ſie in dieſer wärmſten Stunde des Tages die mit einem ſchwülen Dunſt erfüllte Atmoſphäre des inneren Raumes dem luftigen Altan vorzogen. Auch in Conſtantinopel hatte ich mehrmals Gelegenheit, dieſelbe Bemerkung zu machen. — Um 1 Uhr fingen wir an, den Berg hinabzuſteigen. Auch hier wiederholte ſich der bei dem Ueberſchreiten des Gebirges zwiſchen Jeniſchehr und Nicäa wahrgenommene Umſtand, daß der nördliche Abhang ſteiler ausläuft, als der ſüdliche. Während des allmäligen Hinabreitens öffneten ſich dem Blicke mehrere maleriſche Seiten-

thäler und Schluchten. Das geräumigste unter diesen Thälern, welches sich in der Richtung von Norden nach Süden über eine Stunde hindehnt, blieb unserm Wege zur rechten Hand. Den feuchten Thalgrund deckte eine üppige grüne Vegetation. Unfern des nördlichen Endes dieses Thales zeigt sich ein kleiner See, der einen von Osten herkommenden Gebirgsbach aufnimmt. An seinem südlichen Ende bemerkten wir 5 bis 6 Häuser, von hohen Bäumen umgeben. Mein Begleiter nannte mir den kleinen Ort Baschi, und den See Baschi-Göl. Auf der Karte v. Hammer's heißt letzterer Kuschkonmas, auf der des Hrn. Kiepert Kusch-Göl. Die Einwohner des Ortes sollen sich vorzugsweise dem Gartenbaue widmen, wozu sich der Boden ganz besonders eignet. Die Früchte werden nach Brussa abgesetzt. — Wir hatten 1 ½ Stunde gebraucht, um von der Spitze des Felsgebirges in die Ebene hinabzusteigen. Im letzten Abschnitte des Abhanges behielten wir lange noch zur Linken einen niedrigen Gebirgskamm, der großentheils mit Eichengebüsch besetzt war. Rechts gewährte das angeführte schmale Thal durch sein frisches Grün in der vorgerückten Jahreszeit dem Auge einen besonders freundlichen Ruhepunkt. In der Ebene angekommen, fand ich bei vollkommener Windstille die Sonnenstrahlen viel kräftiger drückend, als es sich bei einer Lufttemperatur von + 15° R. im Schatten hatte erwarten lassen. — Es begegneten uns nun mehr und mehr Reiter und Lastthiere, zum Beweise, daß wir uns einer größeren und geschäftigeren Stadt näherten. Um 2 Uhr erreichten wir in der Ebene das Dorf Kestel. Unmittelbar vor dem Dorfe treibt ein kleiner Bach durch sein klares Bergwasser eine Mühle. Er ergießt sich von einem zur linken Hand streichenden niedrigen Gebirgszuge herabkommend in das Thal. Das erste Haus ist abermals ein geräumiges Kaffehaus, welches ich wieder mit vielen Menschen, zum Theil Reisenden, angefüllt fand. Neben diesem Hause zogen drei riesige, orientalische Platanen meine Aufmerksamkeit auf sich; ich hatte sie in solchen Dimensionen nur zu Böjükdere gesehen. In dem langen feuchten Thale, welches sich von hier aus ununterbrochen bis Brussa hinzieht, traten sie nun aber häufig auf. Leider lagen nicht wenige dieser herrlichen Bäume umgestürzt am Boden, offenbar durch die Gewalt des Feuers gebrochen, welche viehweidende Barbaren an ihren Stämmen absichtlich anzünden, um sie künstlich auszuhölen und Schutz in solchen Höhlen

gegen böse Witterung zu finden. Einige dieser colossalen Stämme schienen, ungenützt, seit Jahren der Verwitterung preißgegeben zu sein. Andere Platanen hatte man durch Abhauen sämmtlicher Aeste mitleidslos verstümmelt. Allmälig traten neben den mächtig Vorherrschenden echte Kastanienbäume auf, und zwischen 3 und 4 Uhr gelangten wir in einen ansehnlichen Wald derselben, dessen einzelne Stämme an Umfang und Höhe den Platanen wenig nachgaben. Beide Bäume bilden die Riesen der Vegetation Westasiens, in welcher die Platane den ersten, die Kastanie den zweiten Platz einnimmt. Sehr bekannt ist die Riesen-Kastanie am Aetna; aber auch dieser Baum zieht gleich der Platane feuchte Thäler vor, denn gesunder, kräftiger, höher und umfangreicher kann man ihn gewiß nirgends finden als hier. Es war die Zeit der Kastanien-Erndte, weshalb denn zahlreiche mit Säcken beladene Esel herumstanden, um die Früchte aufzunehmen, welche Männer und Knaben von den hohen Bäumen herabholten, während Frauen sie aufhoben und verpackten. Die glühenden Sonnenstrahlen bemühten sich vergebens, das gewaltige Laubdach zu durchdringen. Das Alter dieser Bäume kann offenbar nur nach Jahrhunderten geschätzt werden; der von ihnen zu ziehende Nutzen ist zu überwiegend, als daß man ihr Holz hier nicht schonen sollte, und so bilden sie einen erfreulichen Contrast mit den erbarmungslos verstümmelten Platanen. An den Felswänden der ersten Region des Olymps ist ihre Ertragsfähigkeit wahrscheinlich eine viel geringere, deshalb fällt man sie dort unbarmherzig, um die jungen schlanken Stämme zu leichten Bauten und Pfählen zu benutzen, wie man dies auch auf den Vorhügeln der Apenninen zu thun gewohnt ist. Die Vegetationskraft dieser Kastanie ist eine äußerst ansehnliche; schon nach 6—7, höchstens 10 Jahren sind ihre Wurzelschößlinge wieder stark genug, um abermals zu ähnlichem Zwecke verwendet zu werden. Zahlreiche, von den Vorhügeln des Olymp herabströmende Bäche durchziehen das lange Thal in der Richtung von Nordosten nach Südwesten, waren aber jetzt, Anfangs Oktober, großentheils ausgetrocknet. Als wir südwärts weiter schreitend, aus dem Kastanienwalde hervorgetreten waren, behielten wir ein Flüßchen zur Rechten, dessen Wasser uns entgegen, also nordwärts strömte. Nach v. Prokesch soll es sich in den Baschi-Göl ergießen. Es ist mir indessen viel wahrscheinlicher, daß wir uns hier an der letzten nördlichen Krümmung des Nilufer's selbst befanden,

der, wie es v. Hammer auf seiner Specialkarte von Brussa ganz richtig gezeichnet hat, südwestlich von Tschekirghe hoch im Gebirge entströmt, um dem Thale zuzueilen. In diesem läuft er vor Brussa vorüber, in der Richtung nach Norden, um den Isk-Dere und mehrere andere Bergströme aufzunehmen, sich hierauf umzubiegen und, seinem früheren Laufe entgegengesetzt, in der Richtung nach Westen dem Rhyndakus, dem Susurly oder Mualitsch-Tschai (nach Kiepert) der Türken, zuzueilen, der sich zwei Stunden unterhalb dieser Vereinigung in das Meer von Marmara ergießt. Durch jenes ausgezeichnet günstige Flußsystem würde das Thal das ganze Jahr hindurch hinlänglich bewässert sein, wenn man es zu benutzen verstände. Diese Ebene heißt bei den Türken das Feld von Filahdar. Seine Flußufer erscheinen gegenwärtig in weitem Umfange versumpft; hohes Rohr, Binsen und Typha bedeckten westwärts von unserem Wege eine sehr ausgedehnte Bodenfläche. Es kann nicht fehlen, daß diese, gewiß durch vernachlässigte Uferbauten entstandenen Sümpfe bei großer Hitze Dünste entsenden müssen, die den Einwohnern des nahen Brussa verderblich werden, so oft die Luftströmung diesen zugewendet ist. Daher herrschen Wechselfieber dort auch im Spätherbste häufig, deren Vorkommen sich sonst, bei der erhabenen und trockenen Lage der Stadt auf Kalktuff kaum erklären lassen würde. Eine intelligente Regierung würde wahrscheinlich bald im Stande sein, den versumpften Boden wieder in fruchtbares Land umzuwandeln.

Nachdem das erwähnte Flüßchen unsern Weg verlassen hatte, traten wir in das weite reiche Thal von Brussa selbst ein. Die Pflanzungen von Maulbeerbäumen, die wir bereits von Isnik her in der Nähe bewohnter Häuser fast allenthalben getroffen hatten, wurden von jetzt an umfangreicher und deckten, besonders in der Nähe der Stadt, einen ansehnlichen Theil des Feldes. Diese Bäume werden trefflich gepflegt; für den Gebrauch schneidet man die jungen Zweige ab und verkauft sie bündelweise mit den Blättern. Schon hieran konnte man erkennen, daß Seidenfabrikation und Handel die Hauptbeschäftigung der hiesigen Industriellen abgeben. Außerdem fanden wir noch viel Mais und Hanf auf dem Felde. Unabsehbare Stoppelfelder zeigten uns außerdem, daß das Thal dem Getreidebau vorzugsweise diene. In Deutschland würde man um diese Jahreszeit den Schooß der Erde an vielen Stellen durch den Pflug schon wieder aufgerissen gefunden haben. Hier war davon keine Spur

zu entdecken; man begnügt ſich mit einer Sommererndte und dringt nicht. Nächſtdem wird der Weinbau nicht blos an der Anhöhe, ſondern auch in der flachen Ebene ſchwunghaft betrieben. Ich ſah weite Felder mit Reben bedeckt. Die Trauben fand ich hernach ungemein zuckerhaltig, die Beeren dickhäutig, länglich; von der Würze des Muskatellers iſt in ihnen nichts bemerkbar. Der Wein von Bruſſa iſt feurig und gelinde zuſammenziehend. Er iſt zu Conſtantinopel ſehr beliebt und wird dort in großen Quantitäten conſumirt. Der Oelbaum gedeiht am Fuße des Olymps ſelbſt nicht; erſt in der Nähe des Meerufers, am Golfe von Gemlik und Mudania ſieht man ihn üppig vegetiren. Noch viel weniger kann hier eine Citrone oder Orange im Freien ausdauern. Die Feigenbäume erreichen jedoch einen anſehnlichen Umfang und liefern gute Früchte.

Schon von der Höhe des Gebirgszuges bei dem Dorfe Dimboſar hatte ich den bithyniſchen Olymp vor mir geſehen; ich hatte von dort aus zwölf Spitzen deſſelben gezählt. Aber erſt von dem Austritte aus dem Dorfe Keſtel an lag er in ſeiner ganzen Majeſtät vor mir. Gegen das Thal von Bruſſa hin bildet das Gebirge einen flachen Kreisabſchnitt, deſſen beide Endpunkte gegen die Ebene herabgebogen erſcheinen. Eine beide Endpunkte ſchneidende gerade Linie ſtreicht von Nordweſt nach Südoſt, oder genauer von Weſtnordweſt nach Oſtſüdoſt. Zahlreiche Vorhügel treten aus der Concavität des Kreisabſchnittes hervor; die einzelnen werden durch Schluchten von einander getrennt, mittelſt welcher kleine Bergſtröme dem Thale zueilen; in der gegenwärtigen Jahreszeit waren ſie jedoch, mit geringer Ausnahme, ausgetrocknet. Der erſte jener Vorhügel, der ſich dem von Nordweſt herkommenden Wanderer darbietet, trägt an ſeinem Fuße das Dorf Keſtel. Ein oberhalb dieſes Dorfes, in kurzer Entfernung liegender Gebirgsvorſprung zeigt die Ruinen eines feſten Schloſſes. Eine Volksſage nimmt an, daß es dieſes Schloß geweſen ſei, welches Hannibal bewohnte, als der König Pruſias von Bithynien den Römern geſtattete, ſeinen Gaſtfreund und Heerführer dort wo möglich herauszuholen. Dieſe Sage wird jedoch durch keine hiſtoriſche Thatſache beſtätigt; der Umſtand, daß Hannibal in dem weit entfernten alten Libyſſa, da, wo heute Malſum, begraben liegt, macht ſie ſogar ſehr unwahrſcheinlich. In der Nähe des ſüdöſtlichen End-

punktes des Kreisabſchnittes liegen die berühmten heißen Quellen von Bruſſa, eine halbe Stunde lang neben der großen Landſtraße ſich hinziehend. Sie entſpringen aus demſelben Kalktuff neuer Formation, der den anſehnlichen Vorhügel bildet, auf welchem die Stadt Bruſſa ſelbſt liegt. Letzterer tritt aus der concaven Linie etwas hervor, jedoch bei weitem nicht in dem Grade, wie v. Hammer dies gezeichnet hat. Die Lage dieſes wichtigen Vorhügels kann näher ſo beſtimmt werden, daß er den Punkt einnimmt, in welchem ſich das mittlere Dritttheil der oben angenommenen Linie mit dem ſüdöſtlichen Drittheil verbindet. Hr. v. Proteſch, der ſich der Stadt von Süden her näherte, ſpricht ſich über den Eindruck, welchen der Anblick des Fußes des Olymp hervorbringt, ſo aus: „Wenige Bergketten ſind ſo rein geſchwungen, als dieſe; ich weiß ihnen nur den Abfall des Anchesmos an die Seite zu ſetzen“*). Mehrere Reiſende haben die vorzügliche Lage von Bruſſa nur mit der der beiden Städte Damaskus und Granada vergleichen zu dürfen geglaubt, worüber mir kein Urtheil zuſteht. Wohl aber darf ich nach eigener Anſicht den Ausſpruch vertheidigen, daß wenige Städte ſich zur Aufnahme eines Herrſcherſitzes mehr eignen möchten, als Bruſſa, ſofern man die unmittelbarſte Nachbarſchaft des Meeres hierbei entbehren will. Die Entfernung deſſelben beträgt hier 5—7 Stunden, wie man ſie heutigen Tages durch Eiſenbahnen und Dampfkraft faſt zum Verſchwinden bringen kann. Den ungefähr 8000′ hohen rieſigen Berg im Rücken ſchwebt der Fuß ihres Felſenbodens gerade hoch genug über der Ebene, um ſich mit ihr nicht zu vermiſchen, ſie deutlicher alſo zu beherrſchen. Der Felsabhang, welchen ſie bedeckt, iſt nur dort ſteil, wo die jetzt durch Erdbeben in Ruinen geſtürzte feſte Citadelle liegt. Kaum gibt es einen Punkt der Stadt, von welchem aus man nicht die etwa ſechs Stunden lange und zwei Stunden breite Ebene zu überſchauen vermöchte. Sie würde, etwa mit deutſchem Fleiße cultivirt, einen ununterbrochenen Garten darſtellen, der dann der Stadt einen Vordergrund darbieten müßte, wie ihn die Phantaſie ſich kaum reicher vorſtellen könnte. Einen Vorgeſchmack erlangt man ſchon durch die üppigen Maulbeer-Pflanzungen der unmittelbaren Nachbarſchaft des Ortes, ſo wie durch ſeine coloſſalen

*) Denkwürdigkeiten. Bd. III. S. 82 u. f.

ien und Cypreſſen. Der die Ebene der Länge nach durchſtrö-
e Nilufer würde, wenn ſeine Zuflüſſe gehörig regulirt wür-
es jener Ebene ſelbſt im heißeſten Sommer nicht an dem erfor-
chen Bewäſſerungsmaterial fehlen laſſen. Das Katerlü-Ge-
ge, eine Fortſetzung des Arganthonios, welches die weſtliche
ite des Thales vom Meere ſcheidet, beſchützt die Ebene nicht
s gegen Seeſtürme, ſondern gibt der von Bruſſa aus geſehenen
ndſchaft durch ſeine maleriſchen Linien auch einen unvergleichlichen
intergrund.

Wir hatten bei der Annäherung an Bruſſa auf der Lan
ſtraße eine Anzahl von ausgetrockneten Bergſtrömen überſchreit
müſſen, die jetzt mit Steingerölle ausgefüllt waren. Nur ei
derſelben fand ſich überbrückt, vielleicht nur darum, weil ſein Stro
während des Schmelzens des olympiſchen Schnee's zu heftig i
als daß er von Laſtthieren durchwatet werden könnte. Die vo
handene Brücke beſtand aus locker zuſammengefügtem Holzwer
deſſen obere Fläche man mit einem möglichſt ſchlechten Steinpfla
bedeckt hatte. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß hier während der
Winterzeit oder an finſteren Abenden zahlreiche Unglücksfälle vor-
kommen müſſen. Erwägt man, daß wir eine der lebhafteſten Han-
delsſtraßen Aſiens vor uns haben, die außerdem der Hauptſtadt des
Reiches nahe genug liegt, ſo muß man über die barbariſche Rück-
ſichtsloſigkeit der Regierung gegen die Staats-Angehörigen billig
erſtaunen. — Von der Stadt ſelbſt kamen mir zunächſt einige groß
Moſcheen des ſüdlichſten Endes derſelben zu Geſicht. Wir war
dem Orte bereits ziemlich nahe, als er ſich in ſeiner ganzen A
dehnung darſtellte. Die zahlreichen Ziegeldächer, die vielen
ſcheen, zuſammengeſtellt mit den Ruinen des alten Schloſſes auf
Höhe, gewährten mir von der Ferne aus einen impoſanten An
Aber das „Meer von Minarets", deſſen ältere Reiſende erwä
war verſchwunden. Das Erdbeben von 1855 hatte ſie ſämm
umgeſtürzt. Man ſchien nicht geſonnen, ihre Spitzen wiede
zurichten; der Schaden, welchen ſie im Sturze den Moſche
Häuſern zugefügt hatten, war zu anſehnlich. Dieſe ſchlanke
Bauwerke wichen den Erſchütterungen früher als alle ande

Kurz vor 6 Uhr wendeten wir uns aus den dichte
beerpflanzungen der Anhöhe zu, indem wir den Gaſthof
Giuſeppe Loſchi zu gewinnen trachteten, der damals al

lichſte in Bruſſa gelt. Er liegt im Südtheile der Stadt auf
r Anhöhe; die Ausſicht aus den Fenſtern meines zwei Treppen
h gelegenen geräumigen Zimmers auf die von der allmälig unter-
enden Sonne beleuchteten Gebäude der Stadt und auf die vor mir
gedehnte Ebene war eine ſo höchſt anziehende und überraſchende,
ſelbſt der Ruf zur Tafel mich nur ſchwer von ihr zu trennen
mochte, obgleich nach ſo langem Ritte die Natur ihr Anrecht
eine ſolche Einladung längſt ſchon laut genug geltend gemacht
te. Glücklicherweiſe bot der Tiſch meines italieniſchen Wirthes
ſchädigung für die unausgeſetzten Entbehrungen meines aſiati-
n Ausfluges dar. — Ein zweiter Gaſthof, der von einem Deut-
n, Hrn. Stock, eingerichtet worden iſt, liegt weniger angenehm;
h, ſoll ſein Beſitzer zur Zeit ſich mehr mit Weincultur be-
ſtigen.

Am 9. Oktober erſtieg ich vor allen Dingen die Ruinen des
lten feſten Schloſſes von Bruſſa, um von dieſem hochgelegenen
nkte aus einen vollſtändigen Ueberblick über die Stadt und ihre
gebung zu erhalten. Der von Süden aus hinaufführende Weg
läuft etwas weniger ſteil als der nördliche, zieht ſich aber länger
— Auf dieſem Wege kam ich an einer großen Filanda vor-
r, in welcher Seidencocons abgehaspelt wurden; ich trat in die
n ſtehende Thür ein. Es waren hier 56 in zwei Reihen auf-
ellte kleine Räder in Bewegung, die durch Waſſerkraft vermittelt
rde. An jedem dieſer Räder war ein junges Mädchen angeſtellt.
r wenige von dieſen Arbeiterinnen hatten das Geſicht verhüllt;
erwieſen ſich dadurch als Türkinnen; die übrigen waren der
hrzahl nach Armenierinnen, in der Minderzahl Griechinnen. Die
eren zeichneten ſich vor den letzteren durch etwas höhere kräftigere
pergeſtalt aus; ein gewiſſer Ernſt breitete ſich über die meiſtens
elmäßigen Geſichtszüge der jungen Weſen aus, wie er in dieſem
ensalter ungewöhnlich iſt; das große ſchwarze Auge und die
iche Geſichtsfarbe erinnerten mich an die Venetianerinnen, aber
belebende Glanz der venetianiſchen Augen fehlte. Vielleicht iſt
r Druck der täglichen mechaniſchen Arbeit hier zum Theil im
iele, aber der größere Theil davon iſt über das geſammte ar-
eniſche Volk ausgebreitet. Eine dieſer Armenierinnen, deren ſchlan-
r hoher Wuchs und die ſtreng regelmäßige Geſichtsbildung an den
n kaukaſiſchen Typus erinnerten, wäre ſicher für jeden Künſtler

Platanen und Cypreſſen. Der die Ebene der Länge nach durchſtrömende Nilufer würde, wenn ſeine Zuflüſſe gehörig regulirt würden, es jener Ebene ſelbſt im heißeſten Sommer nicht an dem erforderlichen Bewäſſerungsmaterial fehlen laſſen. Das Katerlü-Gebirge, eine Fortſetzung des Arganthonios, welches die weſtliche Seite des Thales vom Meere ſcheidet, beſchützt die Ebene nicht blos gegen Seeſtürme, ſondern gibt der von Bruſſa aus geſehenen Landſchaft durch ſeine maleriſchen Linien auch einen unvergleichlichen Hintergrund.

Wir hatten bei der Annäherung an Bruſſa auf der Landſtraße eine Anzahl von ausgetrockneten Bergſtrömen überſchreiten müſſen, die jetzt mit Steingerölle ausgefüllt waren. Nur einer derſelben fand ſich überbrückt, vielleicht nur darum, weil ſein Strom während des Schmelzens des olympiſchen Schnee's zu heftig iſt, als daß er von Laſtthieren durchwatet werden könnte. Die vorhandene Brücke beſtand aus locker zuſammengefügtem Holzwerk, deſſen obere Fläche man mit einem möglichſt ſchlechten Steinpflaſter bedeckt hatte. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß hier während der Winterzeit oder an finſteren Abenden zahlreiche Unglücksfälle vorkommen müſſen. Erwägt man, daß wir eine der lebhafteſten Handelsſtraßen Aſiens vor uns haben, die außerdem der Hauptſtadt des Reiches nahe genug liegt, ſo muß man über die barbariſche Rückſichtsloſigkeit der Regierung gegen die Staats-Angehörigen billig erſtaunen. — Von der Stadt ſelbſt kamen mir zunächſt einige große Moſchеen des ſüdlichſten Endes derſelben zu Geſicht. Wir waren dem Orte bereits ziemlich nahe, als er ſich in ſeiner ganzen Ausdehnung darſtellte. Die zahlreichen Ziegeldächer, die vielen Moſcheen, zuſammengeſtellt mit den Ruinen des alten Schloſſes auf der Höhe, gewährten mir von der Ferne aus einen impoſanten Anblick. Aber das „Meer von Minarets", deſſen ältere Reiſende erwähnen, war verſchwunden. Das Erdbeben von 1855 hatte ſie ſämmtlich umgeſtürzt. Man ſchien nicht geſonnen, ihre Spitzen wieder aufzurichten; der Schaden, welchen ſie im Sturze den Moſcheen und Häuſern zugefügt hatten, war zu anſehnlich. Dieſe ſchlanken hohen Bauwerke wichen den Erſchütterungen früher als alle andern.

Kurz vor 6 Uhr wendeten wir uns aus den dichten Maulbeerpflanzungen der Anhöhe zu, indem wir den Gaſthof des Hrn. Giuſeppe Loſchi zu gewinnen trachteten, der damals als der vor-

züglichſte in Bruſſa galt. Er liegt im Südtheile der Stadt auf einer Anhöhe; die Ausſicht aus den Fenſtern meines zwei Treppen hoch gelegenen geräumigen Zimmers auf die von der allmälig untergehenden Sonne beleuchteten Gebäude der Stadt und auf die vor mir ausgedehnte Ebene war eine ſo höchſt anziehende und überraſchende, daß ſelbſt der Ruf zur Tafel mich nur ſchwer von ihr zu trennen vermochte, obgleich nach ſo langem Ritte die Natur ihr Anrecht auf eine ſolche Einladung längſt ſchon laut genug geltend gemacht hatte. Glücklicherweiſe bot der Tiſch meines italieniſchen Wirthes Entſchädigung für die unausgeſetzten Entbehrungen meines aſiatiſchen Ausfluges dar. — Ein zweiter Gaſthof, der von einem Deutſchen, Hrn. Stock, eingerichtet worden iſt, liegt weniger angenehm; auch ſoll ſein Beſitzer zur Zeit ſich mehr mit Weincultur beſchäftigen.

Am 9. Oktober erſtieg ich vor allen Dingen die Ruinen des uralten feſten Schloſſes von Bruſſa, um von dieſem hochgelegenen Punkte aus einen vollſtändigen Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebung zu erhalten. Der von Süden aus hinaufführende Weg verläuft etwas weniger ſteil als der nördliche, zieht ſich aber länger hin. — Auf dieſem Wege kam ich an einer großen Filanda vorüber, in welcher Seidencocons abgehaspelt wurden; ich trat in die offen ſtehende Thür ein. Es waren hier 56 in zwei Reihen aufgeſtellte kleine Räder in Bewegung, die durch Waſſerkraft vermittelt wurde. An jedem dieſer Räder war ein junges Mädchen angeſtellt. Nur wenige von dieſen Arbeiterinnen hatten das Geſicht verhüllt, und erwieſen ſich dadurch als Türkinnen; die übrigen waren der Mehrzahl nach Armenierinnen, in der Minderzahl Griechinnen. Die erſteren zeichneten ſich vor den letzteren durch etwas höhere kräftigere Körpergeſtalt aus; ein gewiſſer Ernſt breitete ſich über die meiſtens regelmäßigen Geſichtszüge der jungen Weſen aus, wie er in dieſem Lebensalter ungewöhnlich iſt; das große ſchwarze Auge und die bleiche Geſichtsfarbe erinnerten mich an die Venetianerinnen, aber der belebende Glanz der venetianiſchen Augen fehlte. Vielleicht iſt der Druck der täglichen mechaniſchen Arbeit hier zum Theil im Spiele, aber der größere Theil davon iſt über das geſammte armeniſche Volk ausgebreitet. Eine dieſer Armenierinnen, deren ſchlanker hoher Wuchs und die ſtreng regelmäßige Geſichtsbildung an den rein kaukaſiſchen Typus erinnerten, wäre ſicher für jeden Künſtler

Hälfte der Schloßruine hat man einen Garten angelegt, durch welchen man auf die äußerste, gleichsam über die Stadt hängende Spitze derselben hingelangt. Von dieser aus sieht man fast senkrecht auf den mittleren sehr schmalen Theil der Stadt, zugleich aber auch auf die breiteren und volkreicheren beiden Seitenhälften derselben hinab, endlich noch auf das gegenüberliegende Katerlü-Gebirge. Für den, der nicht etwa den Olymp selbst zu ersteigen gedenkt, gibt es nur diesen einen Punkt, der das vollständige Panorama von Brussa in allen seinen Theilen zugleich übersehen läßt. Die Mineralbäder schließen es westlich und einige domartige Moscheen östlich ab. Kein Theil der etwa 2½ Stunden lang sich hindehnenden Stadt kann von hier aus dem Blicke entgehen; man muß die richtige Wahl dessen, der das Schloß zuerst hier anlegte, preisen; der Sage nach war es Hannibal. — Leider wird der hohe Genuß, der sich von hier aus darbietet, durch die Betrachtung getrübt, daß man auf einer sehr unsicheren Mauer-Hervorragung steht, die von dem übrigen Gemäuer durch einen mehrere Fuß breiten Riß getrennt ist, den man mit einigen wankenden schwachen Brettern überdeckt hat. Doch stehen auf jenem Vorsprunge neben einer Flaggensignalstange zwei Dreipfünder auf Lafetten, auch liegen außerdem noch etwa acht eiserne Geschützröhren am Boden; bei der hier allenthalben vorherrschenden grenzenlosen Sorglosigkeit würde man indessen aus solchen Dingen keineswegs auf irgend eine Sicherheit des Standpunktes schließen dürfen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der nächste einigermaßen bedeutende Erdstoß das bereits überhängende Gemäuer auf die tief unten liegenden, unglücklichen Häuser hinabstürzen wird. —

Bei weiterer Fortsetzung meines Weges nach Osten gelangte ich zu dem Hauptthore des alten Schlosses, wahrscheinlich der Porta triumphalis. Es ist aus weißem Marmor im römischen Rundbogenstyle erbaut und ansehnlich hoch. Den Türken erschien es für ihre Lastthiere und kleinen Karvanen viel zu erhaben und so haben sie es denn für passend erachtet, innerhalb einen flach gewölbten Bogen herüber zu schlagen und Ziegelgemäuer darauf zu pflanzen, welcher nun eine türkische Inschrift dem Beschauer entgegen hält, die wahrscheinlich die Stelle der ursprünglichen alten Inschrift vertreten soll. Rechts und links neben den Thorpfeilern befinden sich, ansehnliche Marmorquadern, die sich durch die letzten Erdbeben nicht im Geringsten verrückt haben. Dagegen hatte man unter rechtem

Winkel von diesen beiden Thorseiten rechts und links zwei Mauern in späterer Zeit abgehen lassen, deren Arbeit freilich traurig absticht gegen den alten Marmorbau. Beide sind zusammengestürzt und haben tiefer stehende Häuser zerschmettert. — Ein kleiner nach Westen gewendeter Theil der Schloßruine zeigt noch heute eine aus viereckigen gebrannten Ziegeln nach römischer Art angebrachte solide Mauerbekleidung.

Will man sich indessen einen richtigen Begriff von der massenhaften Zerstörung verschaffen, welche Brussa durch die Erdbeben von 1855 erlitten hat, so muß man die Moscheen, die Beseſtans und die großen Chans (türkischen Wirthshäuser) besuchen.

Die mit Recht ihres rein arabischen Baustyls wegen berühmte Hauptmoschee Ulu-Dschami, welche der erste türkische Eroberer Orchan schon anfing zu bauen, hat ihre zwanzig Dome, sowie die Spitzen der Minarets verloren. Jene schienen, so viel sich jetzt noch beurtheilen läßt, in sich selbst zusammen gesunken zu sein. Ulu-Dschami hatte 20 Dome, je fünf in vier Reihen hintereinander, — nicht 25, wie Hr. v. Hammer irrthümlich gezeichnet hat. Die nördliche Umfassungsmauer, mit dem Hauptthore, sowie die südliche, trugen fünf, die östliche und die westliche jede vier Dome. Der Hauptdom lag also nicht in der Mitte des Ganzen, sondern er war der mittlere in der zweiten Reihe von Norden her. Die östlichen und westlichen Dome sind immer die kleinsten, dann folgen etwas größere, der mittlere ist stets der größte. — Die vier mächtigen Pfeiler der sechs mittleren Dome, die auch zugleich den Hauptdom trugen und welche in kleinem Maaßstabe denen der Peterskirche in Rom ähnlich sind, blieben vom Erdbebeu unangetastet. Das Gebäude bildet ein längliches Viereck. Der mittlere große Dom der zweiten Reihe von Norden her, übertraf alle übrigen an Umfang und Höhe; er war nur mit Gitterwerk bedeckt und ließ also den atmosphärischen Niederschlag durchdringen. Ihm entsprechend war deshalb auf dem Boden der Moschee ein Wasserbehälter mit zierlicher Umfassung angebracht; letztere war jetzt zerstört. Diese mächtigen Gewölbe sind sämmtlich so zusammengestürzt, daß man jetzt von innen heraus den blauen Horizont durch eben so viele runde Decken-Oeffnungen gewahr wird. Doch ist man zur Zeit fleißig beschäftigt, das herrliche Gebäude wieder herzustellen. Drei Dome der südlichen Umfassungsmauer sind sogar schon wieder aufgebaut, einer derselben auch bereits wieder mit Blei gedeckt. Ob und

welche Riſſe in den Umfaſſungsmauern vorhanden geweſen ſind, läßt ſich jetzt, da die Reparatur vorſchreitet, nicht mehr beurtheilen. — Die Fenſter- und Thür-Oeffnungen ſtellen in ihren oberen Abſchnitte Rundbogen dar, die in der Mitte wenig bemerkbar nach oben zugeſpitzt erſcheinen. — Dieſe Moſchee liegt im Innern der Stadt, nicht außerhalb, wie die meiſten andern anſehnlichen Moſcheen.

Die gewölbten Decken der Beſeſtane ſind allenthalben, wo ſie aus Mauerwerk beſtanden, zuſammengeſtürzt und haben zahlreiche Waarenlager mit niedergeriſſen. Man iſt jetzt beſchäftigt, ſie aus leichtem Holzwerk wieder herzuſtellen. Die meiſten Bazar-Buden, die immer aus Holz gebaut waren, ſind bereits wieder aufgerichtet; mehrere liegen jedoch auch noch zerſtört.

Der größte Chan von Bruſſa iſt in ſich ſelbſt zuſammengeſtürzt. Man hatte noch keine Hand an ihn gelegt, obgleich ſeine Umfaſſungsmauern großentheils ſtehen geblieben ſind. Es iſt dadurch Gelegenheit gegeben, die innere Einrichtung eines ſolchen Gebäudes genauer kennen zu lernen. Eine Treppe hoch lag an einem innerlich rings herumlaufenden Corridor eine Anzahl kleiner Kammern, die zur Aufnahme von Reiſenden beſtimmt waren. Die Lage mitten zwiſchen den frequenteſten Bazar's deutet darauf hin, daß wohl in der Regel nur Kaufleute davon Gebrauch machten.

Eine beträchtliche Zahl umgeſtürzter Privathäuſer iſt entweder ſchon wieder hergeſtellt, oder man iſt im Begriff, ſie wieder aufzubauen. Nur ihr Fundament, bis zu geringer Höhe über der Erde, beſteht aus Bruchſteinen; der Oberbau, oft von zwei oder drei Stockwerken, wurde aus Holz hergeſtellt, ſeine hölzernen Seitenwände mit Lehm verſtrichen und abgeputzt. Man liebt lebhafte Farben und ſo ſieht man viele Häuſer karmin- oder violett-roth, andere ultramarinblau, noch andere orangegelb angeſtrichen. Im Ganzen geben dieſe vielen neuen Häuſer mit ihren rothen Ziegeldächern und Glasfenſtern der Stadt ein zierliches Anſehen, welches ſie in dieſem Grade vor dem Erdbeben gewiß nicht beſaß. Wer Bruſſa einige Jahre ſpäter ſollte beſuchen wollen, wird ſchwerlich mehr im Stande ſein, ſich noch einen richtigen Begriff von der durch daſſelbe hervorgebrachten maſſenhaften Zerſtörung zu bilden. Nur die zahlreich eingeſtürzten Moſcheen werden wahrſcheinlich noch am längſten Zeugen der über ſie hereingebrochenen furchtbaren Kataſtrophe bleiben.

Ueber die Zahl der durch die Erdbeben Umgekommenen lauten

die Angaben sehr verschieden. Hr. Falkeysen schlägt sie auf 500 an. In der ersten Bestürzung hatte man von 4—5000 Getödteten gefabelt*).

Zu meinem Erstaunen war man in einer Hauptstraße beschäftigt, sie neu zu pflastern, freilich nach westeuropäischen Begriffen schlecht genug; sie führt durch das Viertel der Hebräer. Die Abzugsrinne befindet sich bei hiesigen Straßen stets in der Mitte. Obgleich es sehr lange nicht geregnet hatte, so waren doch viele Stellen der Art mit Koth gefüllt, — natürlich, weil Jeder sich herausnimmt, sein unreines Wasser auf die Straße zu gießen. Man schlachtet außerdem in der Stadt; das Blut der Thiere läuft demnach mitten durch belebte Straßen.

An der Polizei der Straßen, der Lebensmittel, der Wege, der Forsten, der Arzneimittel, der Gewerbe u. s. w. — fehlt es gänzlich. Jeder mag es treiben, so gut es eben geht. Waldbrände entstehen ungemein häufig und verzehren beträchtliche Strecken der Forsten. Ein solcher Waldbrand griff vor nicht langer Zeit bis nahe an Brussa um sich, welches bereits davon Gefahr lief. Von Gränzen setzen ist hierbei keine Rede. Ist doch Allah groß! — Jedermann kann aber im Walde Feuer anzünden, wo es ihm beliebt, auch im Nadelholze; die Viehhirten am Olymp stehen sogar in Verdacht, solche Waldbrände absichtlich zu erregen, damit ihre Heerden um so freiere Weideplätze gewinnen. Bei einer so unverantwortlichen Wirthschaft wird der Olymp alljährlich ärmer an Bäumen. Er muß auch jetzt den Bedarf zu den vielen Neubauten liefern; jeder holt so viel davon, als er zu brauchen gedenkt. Da man keine schweren Balken zu den leichten Bauten benutzt, so sind es die jungen schlanken Stämme, welche man vorzugsweise abhaut; man pflegt einfach sechs bis acht dergleichen einem Lastthiere an jede Seite des Packsattels zu befestigen, welche nun die Bänme, die großentheils schon im Groben behauen sind, nachschleppt. Dergleichen Zügen begegneten wir häufig. Man geht also gleichsam absichtlich darauf aus, den jungen Nachwuchs gründlich zu zerstören.

Am 10. Oktober suchte ich Hrn. Dr. Thirk auf, der hier seit zwölf Jahren als praktischer Arzt wirkt. Aus Siebenbürgen gebürtig, hat er in Erlangen studirt und promovirt. Er ließ sich

*) S. Beilage zur Augsburger allg. Zeitung vom 28. März 1855. Nr. 27.

zunächſt in Conſtantinopel nieder, ſiedelte für kurze Zeit nach Bruſſa über, begab ſich dann aber nach Bukareſcht, wo er zum Mitgliede des aus fünf Perſonen beſtehenden Medicinalcomités ernannt wurde. Der Widerwille gegen die dortige Bojarenwirthſchaft trieb ihn indeſſen von dort wieder zurück nach Bruſſa Er beſitzt jetzt ein Haus mit Garten in der nordöſtlichen Vorſtadt des Ortes. Zugleich hatte er ſeit einem Jahre eine kleine Apotheke im Centrum der Stadt angelegt, weil er Urſache fand, mit den von den Apothekern gelieferten Droguen unzufrieden zu ſein. Ich erkannte in ihm einen trefflich unterrichteten Arzt, dem ich für viele ſchätzenswerthe Mittheilungen über Bruſſa und deſſen Einwohner ſtets dankbar verpflichtet bleiben werde. Die langjährige Kenntniß der Lokalität, der Einwohner und ihrer Sprachen ſetzte ihn hiezu beſonders in den Stand.

Herr Dr. Thirk iſt hinſichtlich des mehrfach erwähnten Erdbebens Berichterſtatter für die allgemeine Augsburger Zeitung*) geweſen. Zu jenem ausführlichen Berichte dürfte aus ſeinen Notizen hierüber noch Folgendes hinzugefügt werden können. — Am 28. Februar 1855 war Nachmittags ein Gewitter geweſen; es regnete heftig. Plötzlich ertönte ein rollendes Geräuſch, welches die Richtung von Süd-Weſt nach Nord-Oſt nahm. Sein Haus, in deſſen erſtem Stockwerke er ſich befand, wurde in derſelben Richtung ſchwach bewegt. Bald darauf kam ein zweiter heftigerer Stoß, der ihn und ſeine Familie nöthigte, das Haus raſch zu verlaſſen. Er glaubt, daß die Atmoſphäre hierbei etwas dunkler geweſen ſei. Ein Blick nach abwärts gegen Weſten belehrte ihn, daß die Minaret's der dortigen Moſcheen bereits eingeſtürzt waren. Ein an das Haus anſtoßender ſolide aufgemauerter Thurm erwies ſich ſo beſchädigt, daß er nachher abgetragen werden mußte. — Viel zerſtörender wirkte aber das am 11. April wiederholte Erdbeben. Bei dieſem ließ ſich keine waagrechte Bewegung nachweiſen, vielmehr ſchien die unterirdiſche Macht ſich vertical von unten nach oben zu entladen. — Das Haus wurde hin und her gerüttelt. Deshalb fielen auch die Dome der Moſcheen ſenkrecht herunter, die vier Umfaſſungsmauern vieler Chans ſtürzten zu gleicher Zeit in ihren innern Hof; die coloſſalen Mauern des alten Schloſſes, welche ſo vielen Erdſtößen Jahrhunderte hindurch getrotzt hatten, wurden förmlich

*) S. Jahrg. 1855. Beilage zu Nr. 109. Seite 1737.

auseinander geriſſen. Von ihrem Felſengrunde löſten ſich enorme Blöcke los, die wahrſcheinlich auch ſpätere Beſucher noch am Abhange zerſtreut vorfinden werden. In Conſtantinopel verſpürte man an demſelben Tage Nachmittags 3¾ Uhr, 30 Sekunden lang Erdſtöße. Daſſelbe geſchah am 1. März Nachmittags 5 Uhr, 10 Sekunden lang; donnerartiges Rollen war voran gegangen. Man kam indeſſen hier mit dem bloßen Schrecken davon. Umgekehrt verhielt es ſich vor neunzig Jahren, wo die Hauptſtadt bedeutend litt, die Einwohner von Bruſſa aber, indem ſie ſich mehrere Tage im Freien unter Zelten aufgehalten hatten, mit geringem Nachtheile ausgingen. Das Erdbeben vom 28. Februar ſcheint ſich von Caramanien bis Conſtantinopel fühlbar gemacht zu haben. Auf Rhodus und in Gallipoli ſtürzten zugleich Häuſer ein; an letzterem Orte kamen dabei zwei Menſchen um. In Mualitſch und Kirmaſto fanden gleichfalls bedeutende Zerſtörungen ſtatt. Bedauernswerth iſt beſonders der Sturz der alten Moſchee Dand-Monaſtir, welcher viele Türken das eigentliche Grab Osman's zuſchreiben. Sie war nämlich urſprünglich eine 600 Jahre n. Chr. gebaute, der hl. Jungfrau gewidmete griechiſche Kirche, welche die ſchönſte und größte nach der Sophia geweſen ist. — Man hatte in Bruſſa mitunter noch unterirdiſches Rollen gehört, als am 28. April 1855 des Morgens früh erſt ein horizontaler und 20 Minuten ſpäter ein heftiger vertikaler Stoß folgte. Zwei Minuten vor dem erſten heulten alle Hunde fürchterlich, — zur Beſtätigung der alt bekannten Wahrnehmung, daß viele Thiere eine Art Vorgefühl hinſichtlich der nahe drohenden gefährlichen Naturerſcheinung beſitzen. Aehnliches hat man auch am Veſuv beobachtet und Hr. Bulwer hat daraus Veranlaſſung genommen, ſeinem Romane „the last days of Pompeji“ die intereſſante Epiſode einzuflechten, gemäß welcher der zum Kampfe mit einem Löwen verurtheilte Held ſeiner Geſchichte dem ſichern Tode nur dadurch entrinnt, daß der ihm gegenüber losgelaſſene Löwe ſich ängſtlich an den Boden ſchmiegt und wenige Minuten nachher der bekannte Ausbruch des Veſuv's erfolgte, welcher Pompeji unter glühender Aſche begrub. — Ein heftigerer Erdſtoß des Jahres 1855 wurde zu Bruſſa noch am 16. Mai verſpürt. In die Zeit meines dortigen Aufenthaltes fiel das durch die öffentlichen Blätter bekannt gemachte Erdbeben, welches in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober gegen 3 Uhr Morgens die Inſel Rhodus ſtark heimſuchte.

Ich kann versichern, daß in dem gar nicht fernen Brussa keine Spur davon bemerkt worden ist. Doch hatte man hier von Zeit zu Zeit während des Sommers noch schwache Stöße beobachtet, die den bis dahin in Brussa wohnenden Abd-el-Kader veranlaßt hatten, seine Residenz nach Damaskus zu verlegen. Gleich ihm hatten viele Einwohner die Stadt verlassen. Ein Augenzeuge des Ereignisses auf Rhodus berichtet*), daß dort die Schwankungen von Nord-West nach Süd-Ost gingen, woraus sich denn ergibt, daß Brussa außerhalb der Längenaxe des erschütterten Erdabschnittes liegen bleiben mußte, wohingegen in Cairo um dieselbe Zeit deutliche, wenn auch nur mäßige Stöße wahrgenommen worden waren. Und doch blieb damals in der Hauptstadt der Insel kaum ein Haus unbeschädigt, mehrere nahe Dörfer wurden total zerstört und 60 Menschenleben waren zu beklagen. — Im Herbste 1856 schätzte Hr. Thirk die Zahl der Bevölkerung von Brussa wieder annähernd auf 50 bis 60,000. Etwas Genaueres läßt sich hierüber nicht angeben. Dr. Bernard**) gibt für das Jahr 1842 die Einwohner auf 100,000 Türken, 6000 Armenier, 3500 Griechen und 1200 Juden an; doch hält er die erstere Zahl selbst für übertrieben.

Die große Mehrzahl der Einwohner wird auch heute noch durch Türken gebildet. Ihnen zunächst folgen an Zahl die Armenier, dann die Griechen, endlich die Juden. Die Zahl der europäischen Christen ist unbedeutend; doch befinden sich unter ihnen mehrere, die durch Wohlhabenheit hervorragen.

Am 12. Oktober besuchte ich die Ruinen des alten Schlosses zum zweiten Male, um die Ueberbleibsel der ehemaligen griechischen Kathedrale zu betrachten. Der Eroberer Orchan hatte sie in ein mächtiges Mausoleum für seinen Vater Osman, der unmittelbar nach dieser Eroberung starb, sowie für die nachfolgende Dynastie umwandeln lassen. Die Türken hatten sich die möglichste Mühe gegeben, die zahlreichen griechischen Inschriften und Kreuze wegzumeißeln, Mauern und Säulen aber weiß zu übertünchen, wie es ihr Cultus fordert. Wie wenig ihnen das Unternehmen gelungen ist, erweist sich jetzt nach dem Erdbeben. Kein Punkt Brussa's ist

*) Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte. April 1856. S. 35.

**) Les Bains de Brousse. Constantinople, 1842. pag. 67.

ſo ſehr geeignet, die furchtbare Wirkung des letzteren ermeſſen zu laſſen, wie dieſes Gebäude. Es ſcheint vollſtändig zuſammengerüttelt worden zu ſein. Die Fragmente der herrlichſten Säulen von Porphyr, von Verde antico, weißem Marmor u. ſ. w. liegen am Boden herum; zahlreiche Marmortafeln mit dem griechiſchen Kreuze ſind dabei neuerdings zum Vorſcheine gekommen, erregen aber die Aufmerkſamkeit der heutigen Türken nicht mehr. Mein Dolmetſcher, der bald nach dem Erdbeben hier geweſen war, verſicherte, daß die anſehnlichſten Säulenſchäfte jetzt ſchon verſchwunden ſeien. Das Gerücht ſagt, daß reiſende Engländer bei dieſem Verſchwinden nicht unbetheiligt geweſen ſeien; man ſoll dieſe koſtbaren Ueberbleibſel an das Meer geführt und von dort weiter gebracht haben. Seſtini beſchreibt noch die drei Schiffe der Kirche, den mit Moſaik trefflich gezierten Fußboden und die Marmortafeln der inneren Wandfläche.

Die erwähnten Gräber der Begründer der osmaniſchen Dynaſtie ſind durch das großartige Naturereigniß vollſtändig aufgedeckt und den Unbilden jeder Witterung preisgegeben. Das Grab Sultan Osman's hatte man in dem Schiffe der ehemaligen Kathedrale errichtet; es ſteht noch heute allein, indem der Körper von außerhalb hierher gebracht wurde, ſeine Frauen und Kinder aber zurückblieben. Gegenwärtig iſt der einfache Grabhügel nur äußerſt dürftig mit einem ſchlechten Zelte überdeckt worden. Eine frühere Seitenkapelle der Kirche beherbergt noch ein anderes hervorragendes Grab, welches zur Zeit völlig unbedeckt dalag. Das Grabmal des zweiten Sultans, des Orchan, ſieht man in einem benachbarten Raume, geſondert von jenem; es iſt von einer Reihe Gräber ſeiner Familien-Mitglieder umgeben, theils von Erwachſenen, theils von Kindern. Orchan's Ueberreſte fand ich nur durch übergelegte Bretter ungenügend geſchützt. Die unverkennbare Rückſichtsloſigkeit, mit der man die Stifter der osmaniſchen Dynaſtie hier noch ein und ein halbes Jahr nach dem Erdbeben behandelt, iſt ganz geeignet, in dem Beſchauer eine unheimliche Ahnung hinſichtlich der ferneren Geſchicke dieſer Dynaſtie zu erwecken. Sie hat die Ehrfurcht vor ihren tapfern und energiſchen Voreltern eingebüßt, — denn ihr ſelbſt iſt die Energie abhanden gekommen.

In der Nähe des Südthores des alten Schloſſes fand ich noch einen geringen Ueberreſt einer anſehnlichen Marmortafel an einer Hauptmauer befeſtigt, welche das Basrelief eines Reiters zu Pferde

getragen hat, unter deſſen Füßen ſich ein unkenntlich gewordenes Thier zu winden ſcheint, — alſo wahrſcheinlich ein St. Georg mit dem Drachen. — Nach den ſehr umfangreichen Umfaſſungsmauern, welche jetzt noch ſtehen, zu urtheilen, muß der innere Raum ein ſehr anſehnlicher geweſen ſein. Einer alten Sage nach ſollen hier hunderttauſend Mann Platz gefunden haben. Wahrſcheinlich iſt es, daß ſich dieſe unverbürgte Sage auf den von den Stadtmauern zugleich eingefaßten Raum beziehen ſoll, der zur Zeit des Königs Prufias allerdings ein höchſt anſehnlicher geweſen ſein mag. Viele dieſer Mauern laſſen durch ihre ſorgfältig behauenen Quadern keinen Zweifel an ihrer altgriechiſchen Abkunft. Der ſüdöſtliche Theil dieſer Mauer ſchützt jetzt zum Theil einige Maulbeerpflanzungen. Von ihnen aus wendete ich mich in derſelben Richtung auf weichem Thonboden einem am Fuße des Berges mit Stein umfaßten anſehnlichen Waſſerbecken zu, welches das trefflichſte Quellwaſſer enthält. Ein offener Kanal leitet es den Schloßruinen und von dort der Stadt zu. Aber längs des Kanals waren Frauen beſchäftigt, ſchmutzige Leinwand zu waſchen; daſſelbe Waſſer wird muthmaßlich in der Stadt zum Trinken benutzt. Der anliegende feuchte Boden ernährte in dieſer ſpäten Jahreszeit maſſenhaft Brunnenkreſſe in üppigſter Fülle. — Bei dem Hinabſteigen in ſüdlicher Richtung paſſirte ich einen tiefen Felseinſchnitt, offenbar ehedem durch einen ſtarken Bergſtrom ausgewaſchen. In dieſem Augenblicke ſchlich nur ein ſchwacher Bach in ihm hin.

Am 10. Oktober beſuchte ich Hrn. Falkeyſen aus Baſel, der ſich ſeit 20 Jahren hier aufhält. Er beſchäftigt ſich gegenwärtig allein mit der Cultur des Wein's. Leider fand ich ihn ſchmerzhaft leidend. Seine Familie wohnt ſeit dem Erdbeben in Conſtantinopel, er ſelbſt aber reiſte hin und her. Hr. F. war ſo freundlich, mich durch ſeinen Kellermeiſter, einen Deutſchen, in die weitläufigen Keller einführen zu laſſen, die er in dem Kalktuff des Berges hatte aushöhlen laſſen. Einer dieſer Keller war durch das Erdbeben zuſammengeſtürzt und hatte unter ſeinen Trümmern 20,000 Okka Wein begraben. Dieſe Keller ſind geräumig genug, um ſich aufrecht darin bequem bewegen zu können. Sie ſind außerdem kühl und ziemlich trocken. Der Führer ſagte mir, daß die hier verwendeten großen Stückfäſſer aus Ungarn über Peſth bezogen würden, indem hier kein dazu taugliches Holz zu beſchaffen ſei; man könne hier nur kleine Fäſſer fertigen. Der älteſte

des hier lagernden Weines war vom Jahre 1846. Die mir am Faſſe davon gereichten Proben waren alle reich an Weingeiſt, an Geſchmack aber mehr ſcharf als lieblich. Vom rothen Weine ſind zwei Sorten da, ein herber und ein ſüßer; der letztere ſchien mir vorzüglicher. Man verſicherte, daß die dunkelrothe Färbung keineswegs erkünſtelt ſei. Der weiße Wein iſt milder. Bei Hrn. Dr. Thirk wurde mir ſpäter ein ſeit 20 Jahren lagernder Sect von gekochtem hieſigen Weine vorgeſetzt, der mit dem Tokayer-Ausbruch viel Aehnlichkeit darbot. — Der Garten des Hrn. Falkenſen erſtreckt ſich an den Felſen hin, auf welchem das Schloß ruht, bis zu einem Punkte in die Höhe, von dem aus man eine der ſchönſten Ausſichten in Bruſſa genießt. Freilich darf man von hier aus nicht die Augen nach aufwärts, nach dem überhangenden Schloßfelſen werfen; unwillkührlich würde die Erinnerung an die Erdſtöße rege und die Poeſie vielleicht durch den Wunſch verjagt werden, der entflohenen Familie des Beſitzers folgen zu dürfen.

Längſt ſchon hatten mich zwei beſonders in die Augen fallende Moſcheen am Nordende der Stadt angezogen, die außerhalb der Häuſermaſſe um ſo deutlicher hervorragen. Der nächſte, zugleich auch der angenehmſte Weg dorthin zieht ſich längs des Fußes des Vorhügels im Thale, auf der Sehne des flachen Kreisabſchnittes hin, wenn man von dem Gaſthofe Koſchi aus wandert. Ihm folgte ich Morgens früh. Er führte mich zunächſt durch zahlreiche Maulbeerpflanzungen, dann über einen weitläufigen Kirchhof, auf deſſen zahlreichen Hügeln unzählige gelbblühende Herbſt-Crocus, Sternbergia lutea, im vollen Flore ſtanden. Helianthus tuberosus bemerkte ich hier und da cultivirt. Die weiße Weide erreicht in dieſem Thale, wenn man ſie durch Abhauen ihrer Zweige nicht verkrüppelt, eine Höhe von 40′ und darüber. Leider hatte die Sommerhitze den größeren Theil der Vegetation bereits zum Abſterben gebracht; dicht belaubte Kaſtanien- und Nußbäume hatten jedoch hier und da widerſtanden. In den Hecken fand ſich beſonders Poterium spinosum, Paliurus australis. Außerdem noch Jasminum fruticans, Rhamnus Frangula, Convallaria Polygonatum, Tamarix gallica. Der etwa anderthalb Stunden lange Marſch wurde Anfangs durch erfriſchende Morgenkühle ſehr begünſtigt; um ſo drückender machte ſich hernach die Mittagshitze geltend, — es war der 14. Oktober. Dem Ziele nahe

hatten wir das jetzt vollſtändig ausgetrocknete, breite Flußbett des Gök-Dere zu überſteigen. Ein ganzes Meer von rundlich abgeſchliffenem Felsgerölle deckt den Boden. Dieſer Gök-Dere iſt der anſehnlichſte unter den Bergſtrömen des Abhanges von Bruſſa. Er kann zur Zeit des Schmelzens des Schnees, oder, wenn ſtarke Gewitterregen im Olymp fallen, plötzlich im Uebermaße anſchwellen und dann wüthend ſeine Wogen der Ebene und dem dort vorüberziehenden Nilufer zuwälzen. Weiter oben trennt ſein tief in den Fels eingeſchnittenes Bett die Stadt von der nördlichen Vorſtadt, die den Namen eines hl. Scheichs, der hier begraben liegt, trägt. Dort war der tiefe Felseinſchnitt ehedem durch eine ſteinerne Brücke überdeckt, deren Bögen aus griechiſcher Zeit herſtammten; Hr. v. Prokeſch fand 1823 auf ihr noch Marktbuden. Vor wenigen Jahren riß der plötzlich angeſchwollene Bergſtrom ſie fort. Man hat vor Kurzem eine leichte hölzerne Brücke an ihre Stelle geſetzt. Hr. Griſebach, der den Olymp Anfangs Mai beſtieg, ſah auf dem Berge die einzelnen Zuflüſſe für den Gök-Dere cascadenartig dieſem zueilen; mir erſchienen ſie, gegen die Mitte des Oktobers, waſſerarm. Es hatte ſeit Monaten nicht geregnet.

Die Moſchee Bajazid Yildirim liegt unfern des rechten Ufers des Gök-Dere auf einer mäßigen Anhöhe, der letzten, welche nach abwärts das Thal beherrſcht. Den Hügel erſteigend, gelangte ich zuerſt zu der Ruine eines antiken griechiſchen oder römiſchen Thores, deſſen beide Seitentheile, mit ihren Niſchen, zur Zeit noch aufrecht ſtehen; das Deckengewölbe iſt jedoch herabgeſtürzt. Auch weiter oben ſieht man eben ſo einen Reſt römiſchen oder griechiſchen Bauwerkes. Hr. v. Prokeſch *) fand hier 30 Jahre früher noch Reſte einer großen Waſſerleitung; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die erwähnten Ruinen ihr angehört haben mögen. Die Lage der Moſchee Bajazid's iſt eine ſo ausgezeichnete, daß es ſich kaum denken läßt, ſie ſollte während der Blüthe der Stadt nicht benutzt geweſen ſein. Wahrſcheinlich fanden die Türken hier irgend ein ausgezeichnetes Gebäude, deſſen Material ſie, nach ihrer Gewohnheit, nur zu einer Moſchee umzuwandeln brauchten. Gegenwärtig liegt dieſe Moſchee zwar vereinſamt, getrennt von der nachbarlichen Vorſtadt; aber es iſt glaublich, daß ehedem die Stadt bis hieher reichte. —

*) A. a. O. III. S. 87.

Von der Ebene aufsteigend gelangt man zuerst zu dem schmucklosen, einen kleinen Dom darstellenden Grabmale Sultan Bajazid's, dem seine Zeitgenossen den Beinamen „Yildirim" (Blitz) beigelegt hatten. Er war es, der in der Schlacht von Nikopolis im Jahre 1396 mit Aufopferung von 60,000 Mann seines Heeres die Christen schlug, nach erfochtenem Siege aber 10,000 Gefangene umbringen ließ, um die Zahl der Gefallenen auf beiden Seiten auszugleichen, derselbe, der hernach 1402 durch die Tartaren unter Tamerleng bei Angora (Ancyrum) geschlagen wurde und in der Gefangenschaft starb. Schon J. G. Eichhorn*) fand 1804 dieses Grabmal verwahrlost. In der That ist zur sorgfältigeren Unterhaltung dieses Monumentes wenig Veranlassung vorhanden; Karaman, Sultan von Iconium, eroberte nämlich 1414 Brussa, ließ die Gebeine Bajazid's herausnehmen und verbrannte sie aus Rache, weil dieser seinem Vater hatte den Kopf abschlagen lassen. Das ihn ehemals umgebende unscheinbare steinerne Haus ist aber von den gewaltigen Erderschütterungen verschont geblieben, dahingegen die etwas höher, nach Osten zu, von ihm erbaute ansehnliche Moschee durch das herabstürzende Minaret eingeschlagen, auch das westlich daneben liegende Collegium für Geistliche großentheils zerstört und unbewohnbar gemacht worden. Zu den beiden Seiten des zerstörten Portikus sind zwei prachtvolle Porphyrsäulen aufrecht stehen geblieben, deren Herrlichkeit erst wieder offenbar geworden ist, seitdem das Erdbeben sie von dem türkischen Kalkbewurfe befreit hatte. Einige höchst majestätische Platanen zieren den Vorplatz. Zwischen diesem und dem erwähnten Mausoleum zieht sich ein Begräbnißplatz hin, der mit herrlichen Cypressen ausgestattet ist. In ihrem dichten Schatten fand ich einen zur Erholung im hohen Grade geeigneten Ruheplatz, der mir im Rücken und zur Seite die Nichtigkeit aller Menschenwerke, zu meinen Füssen aber die ewige Jugend einer so begünstigten Natur aufschloß. Eine dem Orte und der Zeit ungemein angemessene Staffage belebte in diesem Augenblicke das vor mir liegende Landschaftsbild. Ein festlicher Hochzeitszug bewegte sich von der Stadt einem in der Ferne sichtbaren Dorfe zu; geputzte türkische Reiter begleiteten zwei offene Wagen, auf welchen verschleierte Frauen

*) Geschichte der Literatur. Band 3. Abth. 2. Göttingen, 1812. S. 1126.

ſaßen, — ihre Heiterkeit bildete zu der mich umgebenden Grabesſtille einen bezeichnenden Contraſt. — Das Portal der Moſchee wurde mir durch einen herbeigeholten Geiſtlichen ohne Umſtand aufgeſchloſſen; unbehindert trat ich in den Bau eines der grauſamſten Chriſtenverfolger ein. Die Moſchee beſteht, wie die meiſten größeren derſelben aus zwei hintereinander liegenden Domen, deren hinterer etwas höher und umfangreicher als der vordere iſt. Im letzteren befindet ſich der in arabiſchem Style zierlich errichtete Mihrab. Die vier ſtarken Eckpfeiler der Umfaſſungsmauer, welche den Dom feſthalten, erſcheinen in den vier Ecken des inneren Raumes treppenförmig, nach innen concav. Man zeigte mir die geräumige Tribüne zur Linken, auf welcher der Sultan Abdul-Medſchid bei ſeiner Anweſenheit das Gebet verrichtete. Das höchſt einfache Gebäude weiſt keinerlei Zierrathen auf. Nur beſtehen die die Fenſteröffnungen verſchließenden Gitter aus koſtbar damascirtem Eiſen, welches jedoch ſeit langen Jahren nicht mehr geputzt geweſen zu ſein ſchien. — Das ruinenhaft daliegende Collegium der Geiſtlichen läßt zahlreiche Zwiſchenwände, um einzelne Kammern zu bilden, erblicken. Wenn ſie ſämmtlich beſetzt waren, ſo läßt es ſich leicht erklären, wie von dem Fundations-Vermögen ſo wenig für die Erhaltung der Gebäude übrig blieb.

Indem ich von hier aus weiter die Anhöhe hinauf ſtieg, ſtieß ich auf einen edlen Lorbeer, der reife ſchwarze Beeren und Knospen für die zweite Blüthe zugleich trug. Die Cultur des Lorbeers würde hier gewiß eine lohnende ſein; man ſcheint ihn jedoch nicht zu achten.

Denſelben Hügel oſtwärts, weiter nach oben, erſteigend, gelangt man in die nördliche Vorſtadt, welche den Namen Emir-Sultan führt, nach einem für heilig gehaltenen Verkünder des Propheten aus der erſten Periode des osmaniſchen Reiches, der hier eine kleine Moſchee erbaut hat und ein Grabmal beſitzt. In dieſer liegt die Moſchee Sultan Mohammed I. (Mohammed Tſchelebi). Sie hat nicht den Umfang der oben erwähnten Moſchee; aber ſie beſitzt einen im reinſten arabiſchen Style aufgeführten zierlichen Portikus, wie ich ihn bis dahin nie erblickt hatte. Zwei ſchlanke Säulen von weißem Marmor mit paſſender Baſis und Kapitäl tragen einen kleinen marmornen Baldachin, wie man ihn ſonſt in der Moſchee am Hochaltare nur zu finden gewohnt iſt, mit vielen treppenartigen

Abstufungen. An der äußern Seite beider Säulen folgt eine die ganze Länge derselben einnehmende schmale Marmorplatte mit Inschriften, — neben ihr weiter nach außen eine breitere Längenplatte mit Arabesken, sodann endlich auf jeder Seite am weitesten nach außen eine doppelt so breite, die von oben nach unten verlaufend mit türkischen Inschriften in größeren Buchstaben bedeckt ist. Das Ganze macht einen angenehmen Eindruck. Ueber diesen Portikus tritt oben zu seinem Schutze ein breiter Balkon hervor. — Ihr Vorplatz enthält eine sprudelnde Fontäne mit Marmorbecken, in deren Umfange sehr alte Platanen, ungewöhnlicher Weise auch eine alte Linde stehen. — Die Moschee selbst hat durch das Erdbeben bedauerliche Risse bekommen, die schwerlich wieder jemals ausgeglichen werden dürften; sie stellt eines der schönsten arabischen Baudenkmale aus der Zeit ihres Erbauers dar. Noch mehr zerstört ist das etwas höher liegende, eben so zierliche Grabmal des Letzteren, welches sich durch weiße persische Schriftzüge auf blauem Grunde in gebranntem Thon auszeichnete, die Sprüche aus den Sunna oder den mündlichen Ueberlieferungen des Propheten darstellten. Mohammed hatte auch ein Musterbild arabischer Baukunst in einer von innen und außen mit geschliffenem vielfarbigen Marmor überdeckten Armenküche, aufgeführt. — Dieser Mohammed I., der jüngste Sohn Bajazid's, schaffte den nach des Letzteren Gefangennehmung lange gestört gebliebenen Frieden wieder herbei. Er erhielt den Beinamen „Tschelebi", der Edelmann, wegen seiner Humanität und eines gebildeten Geschmackes, den er leider nur zu kurze Zeit dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften zuzuwenden vermochte. Es mag noch erwähnt werden, daß Mohammed I. durch seinen Arzt Scheich i von einer Gemüthskrankheit zu Angora geheilt worden war; dieser Arzt war zugleich Dichter und Uebersetzer aus dem Persischen.

Die auf der entgegengesetzten, der südlichen Seite der Stadt liegende Vorstadt führt den Namen Sultan Murad II., weil dieser hier eine großartige Moschee erbaut hat. Mein Gasthof befand sich in derselben Vorstadt, nicht fern von dieser Moschee, etwas mehr dem mittleren Theile der Stadt zugewendet. — Die Moschee Murad II. bildet einen arabischen Prachtbau, der, wie gewöhnlich, aus zwei hinter einander liegenden Domen besteht, die durch einen offenen Verbindungsraum, der einen großen Theil der Breite einnimmt, zusammenhängen. Der vordere Dom, eine Vorhalle bil-

dend, erſcheint weniger hoch und geräumig; der hintere aber imponirt durch ſeine gewaltige Maſſe in hohem Grade. Die vordere Seite des Gebäudes iſt durch einen Portikus geſchmückt, deſſen oberes Gebälke durch zwei mächtige Säulen aus grauem Granit geſtützt wird, deren Pracht gleichfalls erſt jüngſt wieder durch das Erdbeben zu Tage gekommen iſt, welches den barbariſchen Kalkbewurf auch hier großentheils abgeſchüttelt hat. — Die Architektur beider Dome iſt eine großartige, die des vorderen jedoch einfacher, ſchmuckloſer. Der hintere erſcheint dagegen ungleich mehr ausgeſchmückt, als es bei den aus einer ſpäteren Periode herrührenden Moſcheen, namentlich in Conſtantinopel, ſich findet. Die innere Seite der Kuppel beider zeigt Laubwerk, welches von einem gemeinſchaftlichen Centrum des Kreiſes nach der Peripherie hin ſich ausbreitet; der Botaniker würde dieſe Blätter breit lancettförmig nennen. Sie ſind hell- und dunkelbraun, mit ſchwarzer Schattirung gefärbt. Eigenthümlicher ſind aber die vier Ecken des Gebäudes da verziert, wo ſich die Kuppel des Dom's auf die vier Umfaſſungsmauern, welche ein rechtſeitiges Viereck darſtellen, ſtützt. Sie haben offenbar den Zweck, die Unterſtützungsbalken der Kuppel zu bedecken. Die Figur einer jeden dieſer vier Eck-Verzierungen mußte alſo einen bedeutenden Umfang haben. Ich weiß ſie nicht ſchicklicher, als mit einem Füllhorn zu vergleichen, welches mit ſeinem breiteren Durchmeſſer oben in die Concavität der Kuppel hineinreicht, mit ſeinem geradlinigten (nicht gewundenen) zugeſpitzten unteren Ende aber die entſprechende Ecke der Umfaſſungsmauern einnimmt, ſo jedoch, daß das letzte Ende vom Boden etwa noch 30′ entfernt bleibt. Die dem Innern des Gebäudes zugewendete Seite jener füllhornartigen Maſſen iſt mit zierlichen Schuppen und Blättern geſchmückt, die in der Art des oberſten Schluſſes der Kuppel gefärbt ſind. Säulen oder Pilaſter zur Unterſtützung des Gewölbes ſieht man von innen nirgends; ſie ſind außerhalb an dem Gebäude angebracht. Indem auf dieſe Weiſe der innere Raum des ganzen Gebäudes frei von jeder Maſſe geblieben iſt, die ihn hätte verringern oder beſchränken können, wird eine gewiſſe Nachahmung des nirgends unterſtützten Himmelsdomes herbeigeführt, deren Wirkung auf den Beſchauer überraſchend und großartig iſt. Auffallend iſt es hierbei noch, daß das Erdbeben an dieſem Dome nicht den geringſten Schaden angerichtet hat, da doch viele andere, durch ſtarke Säulen unterſtütze,

zuſammengeſtürzt ſind. — Der vordere Dom derſelben Moſchee hat genau dieſelbe Architektur in etwas kleinerem Maßſtabe. Die vier Eckenträger des Domes ſind daher auch minder maſſenhaft; ebenſo ſind ihre dem Beſchauer zugewendeten Seiten weniger zierlich ausgearbeitet und colorirt. Der innere Raum beider Dome ſteht durch einen breiten Eingang in unmittelbarer Verbindung, durch welchen die Tragkraft der hier unterbrochenen Umfaſſungsmauern noch vermindert werden mußte.

Während ich meine Rundſchau in dem Gebäude ohne Führer hielt, ſaßen acht oder neun junge Türken auf dem mit Binſenmatten bedeckten Boden des hinteren Domes und wurden, wie es ſchien, von einem vor ihnen ſitzenden jungen Manne katechiſirt. Dieſer nämlich frug, die Anderen antworteten einſtimmig. Von meiner fremdartigen Erſcheinung ließen ſie ſich nicht im Geringſten ſtören; ich war, ohne Jemand zu fragen, hineingetreten.

Auf dem geräumigen Vorplatze der oben erwähnten Moſchee hatte ich Gelegenheit, den Vorbereitungs-Feierlichkeiten zu einer Beſchneidung beizuwohnen, die bei den Knaben zwiſchen dem 10. und 12. Jahre vorgenommen zu werden pflegt. Auf jenem Vorplatze hatte ſich viel Volk, Männer wie Weiber, verſammelt. Ein Knabe von etwa 10 bis 11 Jahren ſaß auf einem Pferde, welches von einem Manne geführt wurde. Der Knabe hatte Feierkleider in lebhaften Farben an; ein rothbuntes Tuch war um den Kopf gewunden; von dieſem Tuche hingen zwei lange Stränge von Goldgeflechte, vielleicht auch mit eingeflochtenen Goldmünzen, wie ſie junge Mädchen häufiger um den Kopf zu ſchlingen pflegen, längs des Rückens herab. Dem reitenden Knaben folgten zwei bärtige Türken, deren einer, mit einem ſcharlachrothen Talar umhüllt, auf einer Schalmeie wahrhaft ohrzerreißend bließ. Ein anderer, weniger auffallend gekleidet, bearbeitete ein Tambourin dazu. Dies erinnerte mich daran, daß ſchon Seſtini die Muſik von Bruſſa wahrhaft „écorchante“ fand. Den beiden Männern folgte ein junger Menſch, der eine Flaſche mit Getränk trug, von welchem zu trinken er eine Reihe von etwa ſechs anderen jungen Burſchen aufmunterte, die die Arme ineinander geſchlungen hatten und der Mehrzahl nach ſchon taumelten. Jenes Getränk war nämlich nichts anderes als Branntwein, Raki. Dem unanſtändig jauchzenden und taumelnden Zuge folgte ferner eine altmodiſche kleine vergoldete Kutſche, von

zwei Pferden gezogen, in welcher, wie man mir ſagte, die weiblichen Verwandten des Knaben ſaßen. Die Vorhänge dieſes Wagens waren zugezogen. Ein zweiter weniger geſchmückter Wagen mit Frauen hielt zur Seite. Der Knabe verſchwand endlich in der Moſchee. Die Scene außerhalb aber dauerte fort und war für mich ſo widerlich, daß ich mich nach Hauſe begab. Bald darauf kam ein Zug von drei ſolchen reitenden Knaben, aus der Gegend jener Moſchee, an meiner Wohnung vorüber, ſich der Stadt zuwendend. Die jungen Burſchen waren jetzt mit Gewehren verſehen und ſchoſſen damit nach allen Seiten. Offenbar war der Hauptact der Feier noch nicht erfolgt, weil die Knaben noch zu Pferde ſaßen.

Die letzte der von mir beſuchten Moſcheen iſt die in dem nahen Dorfe Tſchekirghe von Sultan Murad I. erbaute. Sie ſtellt ein ſehr anſehnliches Gebäude mit einem Portikus dar, der Bauart nach jener von Murad II. ähnlich, aber merklich höher und umfangreicher. Es war Niemand zu finden, der mich hätte hineinführen können; doch ergab ſich endlich, daß die große Thüre nur angelehnt war. Ich trat daher ohne Weiteres ein und fand den anſehnlichen Dom völlig menſchenleer. Auch hier befindet ſich im Mittelpunkte der inneren Fläche der Kuppel eine Verzierung von Blattwerk. In den vier oberen Ecken der Umfaſſungsmauer fehlen aber die ſchönen Verzierungen der Moſchee Sultan Murad II. Die urſprüngliche Stiftung ſoll zugleich ein Seminar zur Ausbildung junger Geiſtlicher enthalten haben. Das Gebäude war der Moſchee ſo angefügt, daß die Schüler unmittelbar aus ihren Zellen in die letztere hineingehen konnten. Die Gitter vor den Fenſteröffnungen ſind auch hier, wie bei der Moſchee Bajazid's, aus ſorgfältig damascirtem Eiſen gefertigt.

Klima und geographiſche Lage. — Bruſſa liegt 40° 9′ 30″ nördlicher Breite und 46° 50′ öſtlicher Länge von Ferro oder öſtlicher Länge von Paris 26° 49′. Sein Klima wird durch die unmittelbare Nachbarſchaft des rieſigen Olymp, und durch den Umſtand, daß der Gipfel deſſelben während eines Theiles des Jahres mit Schee bedeckt iſt, ſodann vermöge ſeiner Bodenerhebung von 800 par. Fußüber dem Meere, rauher als die geographiſche Lage vermuthen laſſen ſollte. Dennoch iſt die Lufttemperatur durchſchnittlich eine ungleich mildere, als die von Conſtantinopel, obgleich die mittlere

Jahrestemperatur von Bruſſa doch nur + 12° 1′ R. beträgt. Die nach Weſten fortgeſetzte Iſotherme fällt zwiſchen Piſa und Florenz, die eine Jahrestemperatur haben von 12° 2′ einerſeits, und Verona mit 12° andererſeits. Trapezunt und Vendome zeigen mit Bruſſa die nämliche Jahrestemperatur. Aber des letzteren nach Oſten vorgerückte Lage und die vorerwähnten Local-Verhältniſſe drücken die Vegetation mehr herab, als man außerdem erwarten ſollte. Die im Frühjahr bei dem Schmelzen des Schnee's vom Olymp herabſtürzenden Gießbäche tragen dazu bei, daß die Vegetation Anfangs Mai noch wenig entwickelt iſt, während ſie bald darauf, vermöge der raſch geſteigerten mittleren Tagestemperatur auffallend ſchnell vorrückt. Bis zum 15. Oktober hatte ich in Bruſſa nur heitere ſonnige Tage gehabt.

Schon in einer vorhiſtoriſcher Zeit ſcheint dieſer ungewöhnlich vortheilhaft gelegene Punkt der Erde die Menſchen zur Bildung einer Stadt angezogen zu haben, welche Bebrizia hieß. Die Bithynier eroberten indeſſen dieſe und ihr Gebiet; ſie wurde fortan Königsſitz jener Eroberer, und ſcheint während der Regierung des Königs Pruſias ihren höchſten Glanz erreicht zu haben. Dieſer durfte es wagen, den Bundesgenoſſen der Römer, den König Eumenes von Pergamos anzugreifen; auch gelang es ihm mit Hülfe Hannibal's, ihn zu ſchlagen. Nach dem Zeugniſſe des Plinius ſoll das die ganze Stadt dominirende feſte Schloß unter dem Könige Pruſias-Hilas nach dem Plane von Hannibal angelegt worden ſein. Von da ab erhielt die Stadt auch den Namen des Königs, hieß jedoch, mit Bezug auf ſeine Lage am Berge Prusias ad Olympum im Gegenſatze zu Prusias ad Mare, dem Gemlik der Türken, dem Kios der Alt-Griechen oder Chio der Neu-Griechen. Plinius *) ſagt: „Mox oppida Placia, Ariacos, Scylace, quorum a tergo mons Olympus, Moesius dictus: civitas Olympena. Amnes Horisius et Rhyndacus, ante Lycus vocatus.“ Jene vorzugsweiſe „Olympena“ genannte Stadt kann kaum eine andere ſein, als unſer Bruſſa, da am Olymp keine Spur irgend eines Ortes übrig geblieben iſt, die auf eine ſolche Bevorzugung Anſpruch

*) Historia naturalis. Libr. V. Cap. XXXII. Coloniae Allobrogum, 1615. pag. 87.

gehabt haben konnte. Auch theilen noch heutigen Tages die erwähnten Felseinſchnitte Bruſſa in drei große Abtheilungen, von denen die an beiden Flügeln liegenden jetzt Vorſtädte heißen. Nachdem Mithridates, der ſpätere Beherrſcher von Pruſa, bei Cyzikus von den Römern geſchlagen worden war, eroberten dieſe Bruſſa, ihr Proconſul nahm fortan hier ſeinen Sitz. Welchen großen Werth die griechiſchen Kaiſer auf die Stadt legten, beweiſen ſchon die noch aus ihrer Zeit vorhandenen gewaltigen Mauerreſte. Sogleich nach der Eroberung durch die Osmanen, 1325, wurde ſie zur Hauptſtadt ihres aufſtrebenden Reiches gemacht und noch heute iſt ſie dem Range nach die dritte Stadt in der Türkei. — Leider hat ſich Bruſſa nach der Eroberung durch das Tartarenheer des Tamerleng (Tamerlan) vom Jahre 1402 nie wieder erholt. Die Plünderung war allgemein, darauf wurde die Stadt niedergebrannt, Schulen und Moſcheen wurden in Viehſtälle verwandelt. Ganz ebenſo wurden auch Nicäa und Gemlik um dieſelbe Zeit barbariſch entvölkert und zerſtört. — Ihre heutigen lebhaften Einwohner ſind gewerbthätig und arbeitsſam; ſelbſt die Frauen arbeiten in den Maulbeerpflanzungen, den Seidenſpinnereien u. ſ. w. unverdroſſen. Doch erwerben die Armenier und Griechen hierin vor den Türken bei Weitem den Vorrang. Wie wenig die letzteren geeignet ſind, da wo ſich Handels-Intereſſen berühren, erſteren die Waage zu halten, erfuhr ich während meiner Anweſenheit gelegentlich an folgenden Beiſpielen. — Mein Tiſchnachbar, ein griechiſcher Kaufmann aus Conſtantinopel, theilte mir geſprächsweiſe mit, daß er ſich hier befinde, um den Transport großer Maſſen von chromhaltigem Erz an das Meer zu leiten, welches ein franzöſiſcher Reiſender weiterhin im Innern des Landes entdeckt hatte. Die türkiſchen Kameeltreiber hatten ſich geweigert, ihren Thieren die drückenden Erzmaſſen aufzuladen. Der liſtige Grieche hatte es aber durch allerhand Vorſpiegelungen bei den Paſcha's der einzelnen Provinzen dahin zu bringen gewußt, daß die Treiber zur Aufnahme der nachtheiligen Fracht gezwungen wurden. — In der Kajüte des Dampfſchiffes, auf welchem ich die Rückfahrt nach Conſtantinopel machte, erzählte ein junger Grieche dem Schiffs-Capitän, daß er ſo eben ein glückliches Geſchäft mit einer engliſchen Geſellſchaft abgeſchloſſen habe, welche in Weſtaſien Schiffs-Bauholz zuſammen kauft. Da nun die Türken der Ebene den Gebrauch haben, einige große Bäume in ihren Dörfern zu

pflegen, ſo ſei er von Dorf zu Dorf gewandert, um ihnen dieſe Bäume abzukaufen, dies ſei um einen wahren Spottpreis geſchehen, weil die Türken gar keinen Begriff davon hatten, welcher Werth in ſo ſtarkem Bauholze liege. Auf dieſe Weiſe erſparte der klug berechnende Grieche die Transportkoſten des Holzes von den Bergen herab, entkleidete aber freilich zugleich auch die an ſich ſchon baumleere Ebene noch immer mehr vom Baumwuchſe.

Namik-Paſcha, der 1856 Gouverneur von Bruſſa war, hat ſich in den größeren Haupt-Städten Europas bei den dortigen Geſandtſchaften lange genug aufgehalten, um zu wiſſen, was zur Erhebung einer ſolchen Stadt Noth thut. Er iſt außerdem ein durch Intelligenz und Humanität hervorragender Mann. Ich fand ihn in der Moſchee Ulu-Dſchami beſchäftigt, die dortigen Arbeiter zu inſpiciren. Wahrſcheinlich wird man es ihm aber an Fonds fehlen laſſen. Wäre es anders, ſo würde die Vernachläſſigung der Wiege der osmaniſchen Dynaſtie unbegreiflich ſein. Man ſchmeichelte ſich bei meiner Anweſenheit mit dem bevorſtehenden Beſuche des Sultans Abdul Medſchid; dieſer iſt jedoch nicht zur Wirklichkeit geworden.

Warme Bäder von Bruſſa und Tſchekirghe*). — Die Verehrung, welche die Thermen in Weſtaſien genießen, läßt ſich geſchichtlich bis zum trojaniſchen Kriege hinauf verfolgen. Plinius**) ſpricht zwar ſeine Verwunderung darüber aus, daß Homer der warmen Bäder nicht erwähne; er vermuthet ſogar, daß die damalige Medicin zu ihnen keine Zuflucht genommen habe. Philoſtratus†) verſichert dagegen ausdrücklich, den bei Troja verwundeten Achvern ſeien durch Orakelſpruch die joniſchen Thermen als heilſam bezeichnet worden, welche 40 Stadien von Smyrna entfernt liegen und welche hernach die „agamemnoniſchen" genannt wurden††). So wäre denn bereits in dem grauen Alterthum bekannt geweſen, was ich perſönlich in den Jahren 1813 zu Warmbrunn und Landeck in Schleſien, 1814 zu Burtſcheid bei Aachen beſtätigt gefunden

*) Ueber dieſe Bäder iſt vorläufig eine kurze Mittheilung gegeben worden in den „Verhandlungen des naturhiſtoriſchen Vereines der preußiſchen Rheinlande und Weſtphalens". 14. Jahrgang. Bonn, 1857. S. LVII.

**) Historia nat. Lib. XXV. Cap. IV.

†) Heroic. Protesil. p. m. 150. edit. Venet.

††) Vergl. J. H. Schvlzii Historia medicinae. Lipsiae, 1728. pag. 167.

habe, — daß nämlich zweckmäßig gewählte warme Mineralbäder zur Heilung von mancherlei nach Verwundungen übrig gebliebenen Uebeln, z. B. Gelenksteifheit, langwierige Anschwellungen, Schmerz in Narben u. dergl. in hohem Grade heilsam werden können. — Zur Zeit der griechischen Kaiser wurden die Bäder von Brussa aus Constantinopel häufig besucht. Sultan Suleiman der Große wurde hier vom Podagra geheilt, und ließ zum Danke die Bäder von Jeni-Kaplidscha durch seinen Großwesir Rustem prachtvoll neu aufbauen. Noch heute stehen sie bei dem Volke in dem Ansehen wunderthätiger Wirkung. Von vielen werden sie deshalb ohne ärztlichen Rath, bei den verschiedensten Gebrechen, so benutzt, daß sie mitunter nothwendig Unheil stiften müssen. Wesentlich mag hierzu beitragen, daß die meisten Türken der Meinung sind, je heißer das Bad genommen werden könne, je wohlthätiger müsse es werden. Doch alle diese und ähnliche Thorheiten haben den weit ausgebreiteten Ruf dieser Bäder nicht zu beschränken vermocht. — Sie liegen außerhalb der Stadt, an der Südwestseite derselben, theils neben dem Wege, welcher nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Tschekirghe führt, theils in dem letzteren selbst Von jenen ist das der Stadt zunächst liegende:

Jeni-Kaplidscha (Neubad), zugleich das ansehnlichste von Allen. Man nennt es auch Eisenbad, weil seine Quelle in der That etwas mehr kohlensaures Eisenoxidul zu enthalten scheint, als die übrigen. Seine Einrichtung hat mit der des in Constantinopel beschriebenen Bades (S. 27) große Aehnlichkeit. Zwei domartige Kuppeln erheben sich in der Richtung nach Norden, hintereinander über zwei zusammenhängenden großen viereckigen Sälen; diese sind nahe unter der Decke mit Fenstern ausgestattet, die Außenseite der Kuppeln mit Blei gedeckt. Mehrere an der Ostseite jener angebaute kleinere Räume, welche ein Bassin, sowie einzelne Badekabinette enthalten, empfangen dagegen ihr Licht durch kleine glasgedeckte Oeffnungen ihrer Kuppeln. Die Badewannen, ebenso die Umfassungswand und die Bänke des großen Bassins, auch der Fußboden sind von weißem Marmor. Dieser soll von Cyzikus herkommen. — Indem ich von der Landstraße aus auf dem sich nordwärts absenkenden Boden zu dem nahen Bade hinabstieg, gelangte ich in der Nähe desselben zu seinem Haupt-Reservoir; der aus ihm aufsteigende heiße Wasserdampf leitete mich zu ihm hin. Ich fand

den Behälter nur ungenügend mit Brettern gedeckt, so, daß ich die Wasserfläche mit der Hand und dem Thermometer zu erreichen vermochte. Es ergab sich hier eine Temperatur von + 59° R. Dr. Thirk aus Brussa und Prof. Gräfebach aus Göttingen erhielten indessen früher in einem damals tiefer gelegenen Reservoir + 66° R. Das Erdbeben von 1855 hatte ein gänzliches Versiegen der Quelle bewirkt, während die zahlreichen Quellen zu Tschekirghe zugleich überſprudelten, den Ort überſchemmten und kluges Anlegen von Abzugskanälen nöthig machten. Durch tieferes Nachgraben hat man indessen die Quelle von Jeni-Kaplidſchu wieder gefunden; doch liegt ihr Reservoir jetzt frei an der Oberfläche und einiger Temperaturunterſchied ließe ſich ſchon hieraus erklären. Den Geſchmack des aus dem Behälter genommenen Waſſers fand ich ſchwach ſäuerlich und gelind zuſammenziehend. — Die von mir gefundene Temperatur iſt alſo ganz die des Sprudels der Hygea-Quelle zu Carlsbad oder des oberſten Baſſins zu Burtſcheid. Der Geruch des hieſigen Waſſerdampfes erinnerte mich lebhaft an den des heißen Waſſers von Burtſcheid. Bei dem Hervorſtrömen des klaren Waſſers aus der Röhre entwickelten ſich hier aus ihm ſo ſtarke Gasblaſen, daß es zu kochen ſchien. Die Abzugsröhren zeigten einen ſchwachen Anflug von rothbraunem Eiſenoxyd; auch dieſer ſoll nicht immer vorhanden ſein. Von Schwefelwaſſerſtoffgas bemerkte ich keine Spur; Hr. Dr. Thirk will jedoch dergleichen wahrgenommen haben. — Die durch das letzte Erdbeben herbeigeführte Erſcheinung, deren ſo eben gedacht wurde, läßt kaum irgend einen Zweifel daran zu, daß ſämmtliche Quellen tief unter der Oberfläche einen gemeinſchaftlichen Zuſammenfluß haben. Demnach wird der Gehalt des hervortretenden Waſſers nur weniger bedeutende Varianten darbieten können, die ſich nach den Schichten richten müſſen, durch welche ſie den Ausfluß gewinnen. Die Bäder liegen auf einem weit ausgebreiteten Lager von Kalktuff jüngerer Formation, deſſen Pflanzenabdrücke auf nahe Beziehung zu der noch gegenwärtig dort vorhandenen Vegetation hindeuten (vergl. S. 194). Als ich mich in das Gebäude ſelbſt begab, trat ich durch den Haupteingang unmittelbar in einen kirchenartig großen, länglich-viereckigen Raum ein, in deſſen Mittelpunkt ein dort aufgeſtelltes Marmorbecken einen Waſſerſtrahl hervorſpringen ließ. Zum Abfluſſe des Waſſers aus dem Becken dienten in ihm angebrachte Seitenöffnungen. Ueber dem ſo ausgeſtatteten

Mittelpunkte wölbt ſich der erwähnte Dom. Rings an den Wänden herum erheben ſich zwei Fuß hohe, breite hölzerne Bänke mit Binſenmatten und Teppichen bedeckt. Man reichte mir indeſſen noch eine dünne Matratze und überdeckte dieſelbe mit einer weißen baumwollenen Decke. Auf dieſem Sitze wurde die Entkleidung langſam vorgenommen. Die Lufttemperatur fand ich hier + 17° R., indem ſie außerhalb + 15° R. gezeigt hatte. Hiermit war alſo eine ziemlich paſſende Vorbereitung zum Bade ſelbſt gegeben. Mit einem um die Hüften gewundenen Tuche und Holzpantoffeln an den Füßen wurde ich dann in den zweiten großen, gleichfalls mit einer Kuppel überwölbten Raum geführt, der vollkommen viereckig iſt und bei einer Temperatur von + 21° R. als Tepidarium zur weiteren Vorbereitung für eine noch höhere Temperatur dient. Hierauf erſt wird man in einen dritten, gleichfalls viereckigen, aber beſchränkteren Raum, das Calidarium, geführt, der ein großes ſteinernes Baſſin enthält, deſſen dampfendes Mineralwaſſer eine Temperatur von + 32° R. ergab. Im Innern des Baſſin's laufen an dem Rande rings herum ſteinerne Bänke unter der Waſſerfläche; der Raum würde hier für vierzig gleichzeitig Badende genügen. Ich fand jedoch bei meiner Anweſenheit Keinen in dieſem Bade. An den Seitenwänden des Saales befinden ſich marmorne Waſſerbecken, aus denen man lauwarmes Waſſer zum Abſpülen hervorſpringen laſſen kann. Außer jenen beiden größeren Räumen enthalten nun kleinere, beſonders überwölbte Zimmer, große ſteinerne Badewannen für einzelne Perſonen. Ich fand die Temperatur des Waſſers in einer ſolchen Wanne + 29° R., und als ich dem Wärter begreiflich machte, daß mir dies zu heiß ſei, drehte er einen Hahn herum, um kaltes Waſſer hinzuſtrömen zu laſſen; ich erfuhr bald, daß dies reines Quellwaſſer war. Als ich bei + 27° R. hineingeſtiegen war, erſchien mir dies, indem zu gleicher Zeit heiße Waſſerdämpfe den ganzen Raum erfüllten, ſo erhitzend und beklemmend, daß ich nicht über zehn Minuten darin auszuhalten vermochte. Das allmälige Abkühlen des erhitzten Körpers und Zurückführen in den Bekleidungsraum geſchieht hier mit lobenswerther Vorſicht. Nachdem ich in letzterem die Transpiration gehörig abgewartet hatte, fand ich die nachfolgende Wirkung ſehr wohlthuend. Der Pächter des Bades, ein Türke, ſaß auf einem Comptoir, innerhalb des Einganges, ſchien indeſſen nur um das Rechnungsweſen zu kümmern.

Wir beſitzen zwei öffentlich bekannt gemachte Analyſen des Waſſers von Jeni-Kaplidſcha. Die eine iſt das Reſultat der Arbeit des Hrn. Dr. Himly in Göttingen, welcher das von Hrn. Prof. Griſebach aus Bruſſa mitgebrachte Waſſer dort hierzu benutzte. Die zweite Analyſe rührt von Hrn. Noë her, welcher theils in Bruſſa, theils in Conſtantinopel gearbeitet zu haben ſcheint. Erſtere Analyſe iſt von Hrn. Prof. Griſebach, letztere durch die Hrn. Dr. Bernard*) und Rigler**) bekannt gemacht worden. Beide Analyſen ergeben jedoch bedeutende Differenzen, ſo, daß eine abermalige entſcheidende, auf die neueſten Fortſchritte der Chemie gegründete Unterſuchung dringend wünſchenswerth erſcheint. Die erwähnten Analyſen mögen zur Vergleichung hier neben einander geſtellt werden.

Herr Dr. Himly.		Herr Noë.	
In 1000 Theilen.			
Kohlenſaures Natron .	0,739	Doppelkohlenſaures Natron	0,721
Schwefelſaures Natron .	0,389	Schwefelſaures Natron .	2,395
Kohlenſaurer Kalk . .	0,220		
Chlornatrium	0,193		
Kohlenſaure Kalkerde .	0,118	Salzſaures Natron . .	0,945
Kieſelſäure.	0,085	Doppelkohlenſaure Kalkerde	3,352
Beigemengtes Eiſenoxyd mit kohlenſaurem Eiſenoxydul	0,087	Silicium	0,003
	1,831		
		Schwefelſaure Magneſia	1,494
		Schwefelſaure Thonerde	0,918
		Freie Hydrothionſäure .	0,552
		Freie Kohlenſäure . .	1,521

Das ſpecifiſche Gewicht beträgt 1,0121.

Bemerkungen. Der in der Analyſe des Hrn. Noë fehlende Eiſengehalt ergibt ſich, wie oben bemerkt, ſchon aus dem Niederſchlage von rothbraunem Eiſenoxyd an den Abzugsröhren, obgleich dieſe erſt nach dem Erdbeben neu gelegt worden waren. Der Name

*) A. a. O. S. 52.

**) Die Türkei und deren Bewohner. I. Bd. Wien, 1852. S. 15.

„Eisenbad", welchen diese Quelle von alter Zeit her führt, wäre somit gerechtfertigt, obgleich das Quantum des Eisengehaltes sehr geringfügig ist. Der schwache Gehalt an freier Kohlensäure konnte von Hrn. Himly wohl nicht gefunden werden, indem er entweder bei der Füllung oder während des weiten Transportes verloren gegangen war. Hinsichtlich des fehlenden Schwefelwasserstoff's stimme ich Hrn. Himly bei. Den Geschmack fand Hr. Roë hepatisch und gesalzen; ich fand keines von Beiden. Das Quantum der festen Bestandtheile, welches nach Hrn. Himly 14,0654 Grm in einem Civilpfunde Wassers beträgt, stellt es in die Reihe der zahlreichen Thermen, die durch ihre festen Bestandtheile allein, aber auch nur zum größeren Theile, ihre eigenthümliche Wirkung gemäß nicht hervorbringen. Wenn nun einige Jahrhundertee lang fortgesetzte Erfahrung keinen Zweifel übrig läßt, daß die letztere des hiesigen Mineralbades von der des gewöhnlichen Wasserbades unterscheidet, so müssen wir von den Fortschritten der analytischen Chemie späterhin hierüber Aufklärung erwarten. — Zum Trinken wird das Wasser von Jeni-Kaplidscha eben so wenig, als irgend ein anderes hiesiges Mineralwasser benutzt.

Den Namen seines Erbauers Kara-Mustafa, eines Großwesirs, trägt ein, wenige hundert Schritte von Jeni-Kaplidscha entfernt, etwas weiter abwärts nahe am Alluvium der Ebene liegendes kleineres Bad. Der chemische Gehalt seines Wassers ist dem des schon beschriebenen ähnlich, doch quantitativ merklich geringer, seine Temperatur nur + 36° R. Man benutzt es besonders zum Baden bei solchen Krankheiten, die durch Gesunkensein der Energie des Nervensystems entstanden sind. Zu solchem Zwecke hatte es Hr. Dr. Thirk bei einem bekannten englischen Diplomaten kurz vor meinem Eintreffen in Brussa nicht ohne Nutzen in Anwendung gebracht. In dieser Hinsicht will es Hr. Dr. Rigler mit Gastein auf eine Stufe gestellt wissen. Doch ist hierbei nicht erwogen worden, daß Gastein zugleich durch seine erfrischende Alpenluft nervenstärkend wird, da hingegen die hiesige Luft, besonders für den nicht Acclimatisirten erschlaffend wirken kann.

Auf gleicher Höhe mit dem von Jeni-Kaplidscha, aber weiter südwestlich, liegt das sogenannte Schwefelbad, Kökürdli. Es befinden sich gegenwärtig hier zwei dicht aneinander gebaute Badehäuser, deren eines gelb das andere grün angestrichen ist; nach dieser Für-

bung pflegt man ſie in der Rede von einander zu unterſcheiden. Bis zum Jahre 1844 ſoll hier nur ein Badehaus vorhanden geweſen ſein. Damals ſprang aber bei dem Wegräumen eines Felſens eine zweite heiße Quelle hervor, die zum Erbauen eines zweiten Badehauſes Veranlaſſung gab. Nach der durch das letzte Erdbeben hervorgebrachten Revolution iſt es wieder eine gemeinſchaftliche Quelle geworden, welche zwiſchen beiden Häuſern liegend ihnen nach beiden Seiten hin Waſſer zutheilt. Das gelbe und zugleich ältere von beiden Gebäuden iſt ähnlich wie Jeni-Kaplidſcha mit gewölbter Decke über den Sälen u. ſ. w. ausgeſtattet und heißt jetzt auch das größere. Doch iſt das Ganze in kleinerem Maßſtabe angelegt als das vorerwähnte, obgleich doch das Waſſer dieſer Schwefelquells von Allen am berühmteſten iſt. Das zweite, grüne Haus, hat eine einfache platte Decke über ſeinen Räumen, und wird deshalb auch das kleinere genannt, läßt jedoch im Uebrigen keine der ſchon beſchriebenen Einrichtungen vermiſſen. Dieſes letztere wird von einem Armenier, das erſtere von einem Türken gehalten. Ich begab mich zu dem Armenier, um von ihm mit einem Bade bedient zu werden. In dem gelben Hauſe fand ich zum erſten Male außer den großen Marmorbadewannen auch eine Anzahl hölzerner Wannen, in welche man des Abends das heiße Waſſer einläßt, um es bis zur Stunde des Gebrauchs am nächſten Morgen abkühlen zu laſſen. Alle übrigen Bäder kühlen das heiße Mineralwaſſer einfach durch Zufluß von kaltem Quellwaſſer ab, welches vom Olymp herabgeleitet wird. — Die Reiſenden, welche dieſe Quelle vor dem Erdbeben 1855 beſucht haben, verſichern ſämmtlich, einen Geruch nach Schwefelwaſſerſtoffgas deutlich wahrgenommen zu haben; nur Hr. Griſebach meint, der Gehalt an dieſem Gaſe könne unmöglich bedeutend ſein. Hr. Noë*) gibt in ſeiner Analyſe dieſes Schwefelwaſſers in 10,000 Grammen, Hydrothionſäure 3,321 an, nennt auch den Geſchmack pikant und ſchwefelig. Hiernach erſchien es mir auffallend, weder während meines Aufenthaltes im Bade, noch in den Räumen, welche der Waſſerdampf füllt, irgend eine Spur von Geruch nach Schwefelwaſſerſtoffgas wahrnehmen zu können. Ich war alſo begierig, die Quelle dort aufzuſuchen, wo ſie unmittelbar aus dem Geſtein hervorbricht. Man führte mich bereitwillig dorthin.

*) S. Rigler A. a. O. 1. Bd. S. 14.

Hrr. Griſebach hatte hier die Quelle in der Dicke eines Menſchenarmes 1½′ hoch in die Höhe getrieben hervorbrechen geſehen, ohne jedoch Gasentwicklung zu bemerken. Ich ſah einen etwa 1½″ im Durchmeſſer haltenden Waſſerſtrahl ziemlich lebhaft aus einer Spalte des Kalktuffs hervorſprudeln, ohne daß ſie jedoch in die Höhe getrieben wurde. Da die Quelle nahe unter der Oberfläche des Bodens liegt, ſo wurde es mir leicht, das Geſicht dem Waſſer ſo weit zu nähern, als es der heiße Waſſerdampf erlaubte. Aber vergebens beſtrebte ich mich, Schwefelwaſſerſtoffgas durch den Geruch wahrzunehmen. Es mag nicht überflüſſig erſcheinen, zu bemerken, daß mein Geruchsorgan damals vollkommen normal fungirte. Das in die Quelle ſelbſt geſenkte Thermometer zeigte eine Temperatur von + 56° R. Hr. Dr. Thirk verſicherte jedoch, noch nach dem Erdbeben hier + 67° R. gefunden zu haben; andere Beobachter nahmen + 66° R. wahr. Während meiner Unterſuchung der offen ſtehenden, durch einen Behälter von geringem Umfange abfließenden Quells betrug die Lufttemperatur im Schatten + 15° R. Wenn ich auch anerkenne, daß gewiſſe Gasentwickelungen mehr oder weniger von atmoſphäriſchen Veränderungen abhängig ſein können, ſo müſſen ſie hier wenigſtens quantitativ ſehr gering ſein und dürfen ſich jedenfalls mit denen des Waſſers zu Aachen nicht entfernt meſſen. Da ich früher Gelegenheit gehabt hatte, in den Abzugsröhren des Mineralwaſſers zu Aachen einen Anflug von Schwefel wahrzunehmen, ſo forſchte ich auch in den hieſigen Leitungen darnach, — jedoch vergebens. In dem Geruche des Waſſerdampfes fand ich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem des Sprudels zu Carlsbad. Doch möchte ich nicht Hrn. Griſebach beiſtimmen, welcher eine ſolche Aehnlichkeit mit Carlsbad auf das Waſſer ſelbſt ausdehnt, denn Carlsbad enthält 41 Gran, Bruſſa nur 14 Gran feſter Beſtandtheile in einem Pfunde Waſſers gelöſt, kohlenſaures Natron nach Noë gar nicht, ſchwefelſaures und kohlenſaures Natron auch nach Himly nur in ſehr geringem Quantum. Aus letzteren Verhältniſſen läßt ſich einigermaßen erklären, warum man in Bruſſa nicht auf den Gedanken gekommen iſt, das Waſſer kurmäßig zu trinken. In dem Geſchmacke des aus der Quelle genommenen Waſſers fand ich nichts Pikantes, nichts Schwefeliges; nur eine ſchwache Andeutung von Salzigem mochte hervortreten Das Waſſer fand ich übrigens an der Quelle vollkommen klar. Dichtigkeit beträgt nach

Roë 1,0111. — Einer besonderen Erwähnung verdient noch ein Anflug von Kalksinter, der stalaktitenförmig von einem Gesimse herabhängt, welches flach hervorspringend nahe unter der Decke des Salons herumläuft, in dem die meisten warmen Bäder bereitet werden. Der Aufseher des Bades, der ungern mein Mißtrauen hinsichtlich des Schwefelgehaltes seines Mineralwassers wahrgenommen hatte, holte gern etwas von diesem Anfluge herab, fügte auch Kalksinter aus einer Abzugsröhre hinzu; Beides werde brennen, wenn ich es der Flamme einer Kerze nähern wolle. Daß Letzteres nicht der Fall war, brauche ich Sachverständigen kaum zu bemerken. Der Anflug von der Decke bestand aus einem Aggregat von zarten Nadeln, welches, aus der Ferne betrachtet, ein baumwollenartig lockeres Ansehen ergab. Mehrerer Sicherheit wegen bewahrte ich einen Theil desselben sorgfältig auf, und übergab ihn später in Bonn meinem verehrten Freunde, Hrn. G.-R. Gustav Bischof, welcher die Masse für kohlensauren Kalk erklärte. Dieselbe Erscheinung wird bekanntlich an manchen feuchten Mauern öfter wahrgenommen; so fand ich sie z. B. im Juni 1859 an der inneren Seite eines massiven runden Thurmes der Schloß-Ruine von Blankenberg an der Sieg, hier aber freilich in derber Gestalt.

Eski-Kaplidscha oder Altbad heißt ein unmittelbar an dem Eingange in das Dorf Tschekirghe zur rechten Hand liegendes ansehnliches Badehaus. Der Name rührt davon her, daß es zu den Zeiten der Griechen bereits bestand; doch hat Sultan Murad I. den gegenwärtigen Dom darauf setzen lassen, der zwar an Umfang den von Jeni-Kaplidscha nicht erreicht, doch aber bei seiner hervorragenden Lage eine imposante Wirkung hervorbringt. Unterhalb des Gesimses der domartigen Kuppel fand ich einen Frieß von blauen Arabesken auf weißem Grunde angebracht. Die innere Einrichtung des Bades ist einfacher als die, welche man in den neueren Bädern vorfindet, und wird hauptsächlich von der ärmeren Volksklasse benutzt. Das hier zur Anwendung kommende Mineralwasser entströmt derselben Quelle, welche gemeinschaftlich die sämmtlichen Badeanstalten des Dorfes Tschekirghe, etwa 11 bis 12 an der Zahl, speiset. Der hier in der Abzugsröhre massenhaft angelagerte Kalksinter besitzt eine marmorartige Härte und nimmt Politur an.

Da mir hauptsächlich daran lag, die erwähnte gemeinschaftliche Quelle der Bäder von Tschekirghe an ihrem Ursprunge zu untersuchen, so ließ ich mich vor Allem zu ihr hinführen. Sie findet sich an einer mäßigen Anhöhe in einem kleinen, mit einigen Bäumen ausgestatteten Garten. Sie tritt etwa zehn Fuß unter der Oberfläche hervor, welche mit zwei Oeffnungen versehen ist, einer senkrechten und einer schräg ausmündenden. Die letztere diente mir dazu, auf durchfeuchtetem Thonboden den Eingang bis zur Wasserfläche zu finden. Das mehrmals eingetauchte Thermometer zeigte + 34° R. Das Wasser selbst erschien vollkommen klar und ergab weder mir noch meinem Dragoman einen irgend hervorragenden Geschmack; es dürfte also qualitativ dem von Kara-Mustafa nicht sehr fern stehen. — Die Badhäuser des südwestlichen Endes des Dorfes entfernen sich von den bisher genannten durch eine der west-europäischen ähnlichere Einrichtung. Namentlich befindet sich dort am westlichen Ende der Hauptstraße zur rechten Hand ein casernenartig aufgeführtes langes Gebäude mit zahlreichen Zimmern zur Aufnahme von Badegästen, an seiner Außenseite mit langen hölzernen Altanen zweckmäßig ausgestattet. Die Hauptfronte des Gebäudes ist nach Süd-West, die schmalere nach Nord-West gewendet. Seine das nahe Thal beherrschende Lage auf einer Anhöhe zeichnet sich sehr vortheilhaft aus. Sie gewährt zugleich eine überraschend schöne Aussicht über das reiche Thal hinaus auf das gegenüber liegende Katerlü-Gebirge, in der Richtung auf Mudania. Mehrere andere zur linken Hand der Hauptstraße gelegene Anstalten der Art zeigen geringeren Umfang und weniger zahlreiche Wohnungen, deren spärliche Ausstattung freilich von dem Luxus der west-europäischen Bäder sehr entfernt bleibt.

Auch letztere Quellen werden bis jetzt nicht zum Trinken, sondern allein zum Baden benutzt. — Die verhältnißmäßig hohe Temperatur, in welcher die Bäder hier genommen zu werden pflegen, der Wasserdampf, in welchem der Badende während der ganzen Operation eingehüllt bleibt, stempeln sie zu wahren Dampfbädern, die vorzugsweise durch eine bedeutende Erhöhung der Haut-Ausdünstung wirksam werden. Auf die an und für sich nicht ansehnlichen mineralischen Bestandtheile dürfte es hierbei um so weniger ankommen, als man sie in der Regel noch durch den Zusatz von kaltem Quellwasser stark verdünnt. Mit Rücksicht auf das west-asiatische Klima,

sowie bei der musterhaften Vorsicht, welche die dort angestellten Badewärter entwickeln, müssen sie dessen ungeachtet als höchst schätzenswerthe Hülfsmittel bei zahlreichen fieberlosen Körperleiden betrachtet werden, wenn diese sich überhaupt für eine so kräftige Einwirkung eignen. Der S. 181 angeführte Umstand, daß das Erdbeben von 1855 die Quellen von Tschekirghe zum Ueberfluthen, die von Brussa aber zum Stocken brachte, legt freilich die Vermuthung sehr nahe, daß alle diese Mineralwasser in den tiefen Kluften des Kalktuffes, aus welchem sie hervorsprudeln, einen gemeinschaftlichen Zusammenhang haben, der sie ihrer chemischen Constitution nach einander nähren muß, wie dies sich in der That auch durch die Analyse bewährt hat. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie ursprünglich aus dem granitischen Gebirgsstock des Olymp den Ursprung nehme, um hernach den aufgelagerten Kalktuff zu durchdringen. Die Aehnlichkeit mit den berühmten Quellen von Teplitz in Böhmen, auf welche Hr. Dr. Rigler schon hingedeutet hat, ist allerdings vorhanden. Gicht, veraltete fieberlose Rheumatismen, langwierige Hautkrankheiten werden sich vorzugsweise zur Behandlung durch diese Bäder eignen. Die an festen Bestandtheilen ärmeren Quellen dürften in ähnlicher Weise wie Pfäffers und Gastein zur Anregung gesunkener Nervenkraft benutzt werden können, mithin auch auf lähmungsartige Zustände vortheilhaft einwirken, die mit solchen Nervenübeln verbunden sind. Für letztere wird indessen die heißere Zeit des Sommers zu vermeiden, und der beginnende Herbst oder der Frühling zu benutzen sein. Im Innern des Körpers bereits eingetretene Zerstörungen schließen den Gebrauch dieser warmen Bäder aus; doch würde zu untersuchen sein, ob unter solchen Umständen nicht das kurmäßige Trinken dieser Mineralwasser Nutzen schaffen könnte. — Bekanntlich haben manche Aerzte das endemische Vorkommen des Kropfes einiger Gegenden aus dem Kalkboden derselben ableiten wollen; ich bemerke dazu, daß ganz Brussa auf Kalktuff liegt, mir dessen ungeachtet keine Kröpfe hier aufgefallen sind.

Asklepiades von Bithynien. — Sowie die höchste staatliche und politische Blüthe der Völker jeder Zeit durch die Erhebung der Künste und Wissenschaften erkennbar geworden ist, so war dies auch mit Brussa der Fall, als die Könige von Bithynien dort ihre Residenz aufgeschlagen hatten. Das Ansehen und die Macht dieses Königthums läßt sich schon daraus einigermaßen entnehmen, daß

Hannibal, als ihn die Römer allenthalben verfolgten, dorthin zuletzt seine Zuflucht nahm. Unter den dortigen Männern der Wissenschaft damaliger Zeit ist es besonders Einer gewesen, dessen Thätigkeit mit den Gegenständen, welche diese Schrift berührt, in näherem Zusammenhange stand. Es ist Asklepiades von Bithynien, der Gründer einer berühmten medicinischen Schule zu Rom. Von ihren Lehrsätzen ist wenigstens so viel bis auf uns gekommen, daß wir ihre Resultate noch heute dankbar anerkennen müssen. — Asklepiades lebte in Rom zu Ende des zweiten und im Laufe des ersten Jahrhunderts v. Chr. Er war der Schöpfer eines mechanischen System's der Heilkunde, gegründet auf die Corpusculartheilosophie Epikur's. Sein Schüler Themison bildete es später zu dem sogenannten methodischen Systeme aus, welchem die meisten wissenschaftlichen Aerzte der damaligen Zeit drei Jahrhunderte lang huldigten. Er gelangte durch zahlreiche glückliche Kuren, durch hinreißende Beredtsamkeit und liebenswürdiges Benehmen in Rom zu dem höchsten Ansehen. Von ersteren ist uns der interessante Fall aufbewahrt worden, daß er eine Scheintodte wieder zu erwecken versprach, die bereits auf dem Scheiterhaufen lag, und hierin Wort hielt. Daß wir eines solchen den Einfluß auf Jahrhunderte erstreckenden Arztes Bildungsgeschichte nicht näher kennen, muß wahrhaft bedauert werden. Jedenfalls läßt sich aber annehmen, daß die medicinische Schule seiner Vaterstadt einigen Einfluß auf ihn werde geübt haben, obgleich ihm Athen und Alexandrien die höheren Wehen gaben. Wahrscheinlich darf sich aber Brussa einen Theil des Ruhmes seines Schülers zuschreiben, dessen Lehren heutigen Tages bei den Aerzten um so mehr Aufmerksamkeit erregen mögen, als ihre Grundlagen mit denen der gegenwärtig geltenden exacten Medicin manche Aehnlichkeit nachweisen. Seine Atome nennt man zur Zeit Molecüle, und wenn er diese Atome aus bloßer Naturnothwendigkeit sich durch unsichtbare Kanäle bewegen, auch von der ungehinderten, freien Strömung jener in diesen den gesunden Zustand abhängig sein läßt, so darf man ihm solchen Verstoß gegen die feinere Anatomie doch wohl jetzt nicht zu hoch anrechnen. Läßt doch ein Mann, der sich zu einem der Führer heutiger exacter Naturforschung aufzuwerfen strebte, unsere Gedanken und Vorstellungen durch Hirnorgane secerniren, die noch kein Unbefangener gesehen, und sie durch Kanäle wirksam werden, die noch kein

Mikroskop nachzuweisen vermocht hat. Wenn aber Asklepiades sehr weise den Wust specifischer und abergläubischer Heilmittel, welche die damalige alexandrinische Schule anpries, verurtheilte, so wußte er doch sehr wohl die einfachen und durch vorurtheilsfreie Beobachtung erprobten Mittel zur Erreichung seiner Heilzwecke zu benutzen. Er war der erste, der ein zweckmäßiges diätetisches Verhalten in der Krankenbehandlung obenan stellte, der durch kalte oder warme Bäder, durch geordnete tägliche Körperbewegung, durch Reiben der Haut, richtige Wahl der Speisen und Getränke, sowie der Beschäftigungen, Krankheiten zu beseitigen wußte. Dabei spannte er seine Phantasie keineswegs bis zu der Vision, daß es für den menschlichen Körper einerlei sei, ob man ihm Blut entziehe, ihm Brechmittel reiche, oder gar nichts thue, wie es eine gewisse Schule jüngst lehrte, die so das Princip mephistopheliſcher Verneinung auf die Spitze trieb und nothwendig Schüler schaffen mußte, die hernach, von einem solchen Princip durchdrungen, rathlos am Krankenbette stehen.

Wie überhaupt die Wissenschaften dort gern gedeihen, wo sie mächtigen Schutz finden, so scheint die höhere Ausbildung des Asklepiades mit der höchsten Blüthe des alten Prusa der Zeit nach zusammen zu fallen. Denn damals war die Stadt nicht blos die Residenz der Könige von Bithynien, sondern ihr König Prusias hatte es auch gewagt, den Todtfeind Rom's, den Hannibal, an die Spitze seines Heeres zu stellen.

Dem oströmischen Reiche wurde Prusa schon im Jahre 941 n. Chr. durch Seifed-dewlet, nach einjähriger Belagerung abgenommen, und von jener Zeit ab folgten sich barbarische Zerstörungen, die nicht selten noch durch Erderschütterungen begleitet wurden, dergestalt auf einander, daß man die Zähigkeit des Bodens billig bewundern muß, der noch heute eine so bedeutende Stadt trägt.

Der bithynische Olymp. — Der bithynische oder mysische Olymp, welchen die Türken Keschisch-Dagh oder Mönchsberg nennen, ist nach den Messungen des Marschall's Marmont 6920′ hoch, mit denen die späterhin von Hrn. Moritz Wagner unternommenen, zu 7000′, nahezu übereinstimmen. Hr. C. Ritter*)

*) Die Erdkunde. 18. Th. oder: Vergleichende Erdkunde des Halbinsellandes Klein-Asien. 1. Th. Berlin, 1858. S. 658.

hält eine Höhe von 7800′ für die richtigere. Hr. J. Emslie*) gibt ihm neuerdings eine Höhe von 9100 engl. Fuß. Es ist dabei zu bemerken, daß nach ihm der englische Fuß = 135,1 pariser Linien, der preußische Fuß = 139,1 par. Linien beträgt. Hr. Kiepert hat auf seiner Karte der asiatischen Türkei die Ziffer auf 8000′ für die Höhe des Olymp angegeben und diese dürfte nahezu das richtige Mittel halten, so lange, bis eine trigonometrische Messung dereinst die Höhe dieses wichtigen Punktes sicher bestimmt haben wird. — Die Hauptmasse des westlichen Asiens ist ein Plateau von 3000 bis 6000′ Höhe über dem Meere. Mit diesem steht der Olymp durch einige Mittelglieder in Verbindung, von welchen der sich an ihn nach Süd-Ost zu anschließende Dumanytsch-Dagh das nächste und massenhafteste ist, obgleich es den Olymp an Höhe bei weitem nicht erreicht.

Ungeachtet seiner ansehnlichen Höhe kann man den Scheitel des Olymp keineswegs den Träger ewigen Schnee's nennen, wie es von einigen poetischen Reisebeschreibern, z. B. de Lamartine**) geschehen ist. v. Hammer***) schenkt dem Berge ein Haupt, „welches die Stirnbinde ewigen Schnee's schmückt." Als ich ihn am 15. Oktober zum letzten Male in der Nähe sah, befand er sich noch vollkommen frei von solchem Schmucke. Daß dies in einzelnen Jahren ausnahmsweise sich anders verhalten mag, versteht sich von selbst. Es ist übrigens alljährlich lange genug mit Eis bedeckt, um fast vegetationslos zu sein und Constantinopel zugleich als Haupt-Lieferant von Eis und Schnee zu dienen. Die Schiffsherren von Bosto[illegible] welche seit 1802 so schwunghaften Eishandel mit China und Ostindien treiben, werden deshalb freilich mit Constantinopel niemals derartige Geschäfte zu machen haben, obgleich sie doch 1847 schon mehr wie 300 Schiffe damit beschäftigten. Hr. Grisebach fand den Olymp Anfangs Mai noch mit Schnee bedeckt, und ritt um dieselbe Zeit in der Ebene von Brussa durch eine vom Nilufer überschwemmte Niederung, zugleich durch eine Sumpf-Strecke. Dem

*) Uebersichts-Profile über das Relief der Continente und deren Erhebung über den Meeresspiegel. Nach dem Plane von Humboldt und Ritter. Stuttgart und Leipzig. 1858.

**) L. c. pag. 230.

***) Reise nach Brussa und den Olymp. 1818. S. 5.

Marschall Marmont*) versicherten die Hirten, welche von ihm oben angetroffen wurden, daß der Schnee durchschnittlich am 10. Juni von dem Berge fortgehe. Höchstens kann dann in den tiefen Spalten des nördlichen Abhanges des Berges sich noch einiger Rest davon erhalten. In manchen Winters fällt zu Constantinopel so viel Schnee, daß man gar nicht nöthig hat, ihn von außerhalb herbei zu holen. In anderen muß der Olymp freilich den Hof des Sultans vorzugsweise damit verpflegen. Es bezieht sich darauf eine geschichtliche Notiz, die so bezeichnend für die türkische Regierungs-Wirthschaft ist, daß ihr hier ein kleiner Raum nicht versagt werden kann. Unter dem wetterwendischen und grausamen Sultan Ibrahim, gegen 1647, bemühte sich Idris-Efendi, der Richter von Brussa, so eifrig, dieser Pflicht zu genügen, daß er bei einer persönlichen Besteigung des Olymp sich einst verirrte und man ihn bereits für umgekommen hielt. Als er endlich nach Brussa zurückkehrte, fand er sein Amt besetzt durch einen Schützling der Wäscherin des Harems des Sultans!

Der 11. October wurde von mir dazu gewählt, die Spitze des Olymp zu besteigen. Ein heiterer, sonniger, wolkenloser Horizont versprach die dazu erforderliche Witterung. Drei kräftige Maulthiere trugen außer mir meinen Dragoman und einen mit dem Berge wohlbekannten italienischen Diener, der seit Jahren in Brussa lebte. Wir machten uns um 6 Uhr Morgens, als es eben vollkommen hell geworden war, auf den Weg, und durchritten den Haupttheil der Stadt, seiner Länge nach, in der Richtung von Westen nach Osten. An vielen Orten hatten sich bereits die Arbeiter an den zahlreichen Bauten, namentlich an der Moschee Ulu-Dschami, versammelt; doch fehlte es auch jetzt schon nicht an tabakrauchenden Müssiggängern. Vor der Ostseite der Stadt allmälig ansteigend, bemerkte ich einen ziemlich breiten Erdriß, wahrscheinlich eine Folge des letzten Erdbebens. Wir passirten dann über einer ziemlich schlechten hölzernen Brücke den jetzt vollständig ausgetrockneten Gök-Dere, der sich hier ein ansehnlich tiefes Felsenbett ausgehöhlt hat. In diesem fand Hr. Grisebach**) Anfangs Mai zwei Pflanzen, die bis dahin dort nirgend anderswo vorgekommen

*) Voyage du Maréchal Duc de Raguse. V. II. pag. 155.

**) A. a. O. I. S. 59.

hält eine Höhe von 7800′ für die richtigere. [illegible]
gibt ihm neuerdings eine Höhe von 9100 [illegible]
zu bemerken, daß nach ihm der englische [illegible]
Linien, der preußische Fuß = 139,1 [illegible]
Kiepert hat auf seiner Karte der [illegible]
auf 8000′ für die Höhe des Ol[illegible]
nahezu das richtige Mittel halt[illegible]
trische Messung dereinst die [illegible]
bestimmt haben wird. — [illegible]
ein Plateau von 3000 b[illegible]
diesem steht der Olymp [illegible]
von welchen der sich [illegible]
manytsch-Dagh [illegible]
den Olymp an H[illegible]

Ungeachtet [illegible]
des Olymp [illegible]
es von einig[illegible]
geschehen ist [illegible]
die Stirn[illegible]
zum [illegible]
frei [illegible]
nah[illegible]
ist [illegible]

[illegible] ...nken und ver-
...ok-Dere hinter uns
...ndlich den Vorhügel oder
...welchen sich Brussa anlehnt.
...es Vorhügels wird durch Kalktuff
...det, welcher häufige Blattabdrücke ent-
...nd namentlich in den 1855 durch das Erd-
...en enormen Blöcken des Kalktuffs zu Tage ge-
...re von mir dem Museum zu Poppelsdorf übergebene
...en enthalten deutlich erkennbare Abdrücke der Blätter
...nus Frangula, einer Prunus-Art (wahrscheinlich
...), mehreren Weiden-Arten u. s. w., von lauter solchen
...en, wie sie der untere Abschnitt des Olymp noch heute
Diese Region des Kalktuff's läßt sich von dem Alluvium
Ebene Brussa's bis oberhalb der Ruinen seines alten Schlosses
Sicherheit verfolgen. Die vielgestalteten Klüftungen und röhren-
...igen Höhlen lassen nicht zweifeln, daß hier eine massenhafte
Vegetation zu Grunde gegangen ist, indem sie durch einen Süß-
wasser-Niederschlag überdeckt wurde. Die Mächtigkeit des letzteren
läßt sich ungefähr ermessen, wenn man weiß, daß die Höhe der
Schloß-Ruine über der Ebene mindestens 500′ beträgt. Da nun
die Stadt 800′ hoch über dem Meere liegt, so darf man annehmen,
daß der durch den Kalktuff begründete Vorhügel des Olymp bis
zu einer Höhe von etwas über 1000′ hoch über dem Meere an den
Fuß desselben hinauf reicht. Insofern es aber zweckmäßig erscheint, die
Regionen des Berges selbst oberhalb der Stadt beginnen zu lassen,
sowie es auch von Seiten meiner Vorgänger in der Beschreibung
desselben geschehen ist, so würde die Eintheilung dem Maße von
7000′ angepaßt werden müssen. Hiernach sind die folgenden Be-
stimmungen zu beurtheilen.

Kastanien-Region. — Substrat des Bodens: für die Saumthiere gebahnte Pfad, welcher von des Gök-Dere aus schräg über den Vorhügel nansteigt, wird schon bald etwas unbequem niger Kalk tritt allenthalben zu Tage, n und zerbröckelten Bruchstücken rechts einzelne humuslose Absätze an vielen nt an dem Abhange selbst ziemlich d des Schmelzens des Schnee's wassern herrühren mag, welche von Vieles nach abwärts herunter schwemmen. ser Region des Kalkes läßt sich ohne Ueber- eine Höhe von 2000′ feststellen. Hr. Grisebach hat einigen Stellen einen der künstlerischen Bearbeitung voll- amen würdigen Marmor gesehen. In der zweiten Region ist es ein Gürtel von Gneiß, der den Granit umgibt. — Die Vegetation dieser Region des Kalkes ist ungemein üppig, und erschien gegen die Mitte des Oktobers noch in frischestem Grün. Im untersten Absatze herrschen die echten Kastanien bei Weitem vor, meistens jedoch junger Ausschlag, da man den Bäumen keine Zeit gönnt, sich zu mächtigeren Stämmen zu entwickeln, deren verhältnißmäßig nur wenige da, wo sie von der Stadt nicht zu fern liegen, übrig geblieben sind. Es mag hinzukommen, daß die Kastanie in der feuchten Ebene ungleich üppiger gedeiht, und daß der schon beschriebene Kastanienwald Früchte in solcher Menge liefert, daß Brussa das ganze Land weit und breit damit versorgen kann. Oberhalb der Kastanien treten dann vorherrschend Weißbuchen, darauf Linden, Eschen, Haselnuß-, Cornelkirschen-, und Kreuzdornsträucher in buntem Gemenge hervor. Bei Abdalla Murad finden sich Styrax officinalis und Periploca graeca. Unser gemeiner Wachholder läßt sich hier nur selten sehen, dahingegen in der folgenden Region, bis zu dem Fuße des höchsten Kegels hin Juniperus Oxycedrus und nana weite Flächen bedeckt. Sestini*) wollte deshalb eine Wachholderregion am Olymp feststellen. Er und Sibthorp fanden auch Juniperus Sabina, welches Hr.

*) Voyage dans la Grèce asiatique. Traduit de l'Italien. Londres et Paris, 1789. pag. 144. sq.

ſein ſollen, Aubrietia purpurea Dec., Lamium veronicaefolium Benth. — Oberhalb des öſtlichen Theiles der Stadt dehnen ſich am Bergabhange zahlreiche türkiſche Begräbnißplätze hin, die mit zahlreichen rieſenhaften Cypreſſen geſchmückt ſind, unter denen hier und da eine umfangreiche orientaliſche Platane ſich erhebt, welche die Cypreſſen überragt. Man erkennt an dieſen Bäumen deutlich, welche Vegetation auf dem Kalkboden unter dieſem Himmel durch einen zweckmäßig geleiteten anhaltenden Fleiß beſchafft werden könnte. — Wir behielten die Vorſtadt Emir Sultan zur Linken und verfolgten den Weg ſchräg nach aufwärts, den Gök-Dere hinter uns laſſend. Auf dieſe Weiſe hatten wir endlich den Vorhügel oder Fuß des Olymp überſchritten, an welchen ſich Bruſſa anlehnt.

Die feſte Grundlage dieſes Vorhügels wird durch Kalktuff neuer Formation gebildet, welcher häufige Blattabdrücke enthält. Die letzteren ſind namentlich in den 1855 durch das Erdbeben abgeſprengten enormen Blöcken des Kalktuffs zu Tage gekommen. Mehrere von mir dem Muſeum zu Poppelsdorf übergeben Stücke deſſelben enthalten deutlich erkennbare Abdrücke der Blätter von Rhamnus Frangula, einer Prunus-Art (wahrſcheinlich P. Padus), mehreren Weiden-Arten u. ſ. w., von lauter ſolchen Gewächſen, wie ſie der untere Abſchnitt des Olymp noch heute trägt. Dieſe Region des Kalktuff's läßt ſich von dem Alluvium der Ebene Bruſſa's bis oberhalb der Ruinen ſeines alten Schloſſes mit Sicherheit verfolgen. Die vielgeſtalteten Klüftungen und röhrenartigen Höhlen laſſen nicht zweifeln, daß hier eine maſſenhafte Vegetation zu Grunde gegangen iſt, indem ſie durch einen Süßwaſſer-Niederſchlag überdeckt wurde. Die Mächtigkeit des letzteren läßt ſich ungefähr ermeſſen, wenn man weiß, daß die Höhe der Schloß-Ruine über der Ebene mindeſtens 500′ beträgt. Da nun die Stadt 800′ hoch über dem Meere liegt, ſo darf man annehmen, daß der durch den Kalktuff begründete Vorhügel des Olymp bis zu einer Höhe von etwas über 1000′ hoch über dem Meere an den Fuß deſſelben hinauf reicht. Inſofern es aber zweckmäßig erſcheint, die Regionen des Berges ſelbſt oberhalb der Stadt beginnen zu laſſen, ſowie es auch von Seiten meiner Vorgänger in der Beſchreibung deſſelben geſchehen iſt, ſo würde die Eintheilung dem Maße von 7000′ angepaßt werden müſſen. Hiernach ſind die folgenden Beſtimmungen zu beurtheilen.

Erſte oder Kaſtanien-Region. — Subſtrat des Bodens: dichter Kalk. Der für die Saumthiere gebahnte Pfad, welcher von dem rechten Ufer des Gök-Dere aus ſchräg über den Vorhügel zur erſten Region hinanſteigt, wird ſchon bald etwas unbequem ſteil. Ein derber körniger Kalk tritt allenthalben zu Tage, und bedeckt in abgeſprengten und zerbröckelten Bruchſtücken rechts und links neben dem Pfade einzelne humusloſe Abſätze an vielen Stellen. Die Humusdecke ſcheint an dem Abhange ſelbſt ziemlich dünn zu ſein, was von den während des Schmelzens des Schnee's mit Macht herabſtürzenden Bergwaſſern herrühren mag, welche von dieſer Erdkruſte alljährlich Vieles nach abwärts herunter ſchwemmen. Die Mächtigkeit dieſer Region des Kalkes läßt ſich ohne Uebertreibung auf eine Höhe von 2000′ feſtſtellen. Hr. Griſebach hat hier an einigen Stellen einen der künſtleriſchen Bearbeitung vollkommen würdigen Marmor geſehen. In der zweiten Region iſt es ein Gürtel von Gneiß, der den Granit umgibt. — Die Vegetation dieſer Region des Kalkes iſt ungemein üppig, und erſchien gegen die Mitte des Oktobers noch in friſcheſtem Grün. Im unterſten Abſatze herrſchen die echten Kaſtanien bei Weitem vor, meiſtens jedoch junger Ausſchlag, da man den Bäumen keine Zeit gönnt, ſich zu mächtigeren Stämmen zu entwickeln, deren verhältnißmäßig nur wenige da, wo ſie von der Stadt nicht zu fern liegen, übrig geblieben ſind. Es mag hinzukommen, daß die Kaſtanie in der feuchten Ebene ungleich üppiger gedeiht, und daß der ſchon beſchriebene Kaſtanienwald Früchte in ſolcher Menge liefert, daß Bruſſa das ganze Land weit und breit damit verſorgen kann. Oberhalb der Kaſtanien treten dann vorherrſchend Weißbuchen, darauf Linden, Eſchen, Haſelnuß-, Cornelkirſchen-, und Kreuzdornſträucher in buntem Gemenge hervor. Bei Abdalla Murad finden ſich Styrax officinalis und Periploca graeca. Unſer gemeiner Wachholder läßt ſich hier nur ſelten ſehen, dahingegen in der folgenden Region, bis zu dem Fuße des höchſten Kegels hin Juniperus Oxycedrus und nana weite Flächen bedeckt. Seſtini*) wollte deshalb eine Wachholderregion am Olymp feſtſtellen. Er und Sibthorp fanden auch Juniperus Sabina, welches Hr.

*) Voyage dans la Grèce asiatique. Traduit de l'Italien. Londres et Paris, 1789. pag. 144. sq.

hält eine Höhe von 7800′ für die richtigere. Hr. J. Emslie*) gibt ihm neuerdings eine Höhe von 9100 engl. Fuß. Es ist dabei zu bemerken, daß nach ihm der englische Fuß = 135,1 pariser Linien, der preußische Fuß = 139,1 par. Linien beträgt. Hr. Kiepert hat auf seiner Karte der asiatischen Türkei die Ziffer auf 8000′ für die Höhe des Olymp angegeben und diese dürfte nahezu das richtige Mittel halten, so lange, bis eine trigonometrische Messung dereinst die Höhe dieses wichtigen Punktes sicher bestimmt haben wird. — Die Hauptmasse des westlichen Asiens ist ein Plateau von 3000 bis 6000′ Höhe über dem Meere. Mit diesem steht der Olymp durch einige Mittelglieder in Verbindung, von welchen der sich an ihn nach Süd-Ost zu anschließende Dumanytsch-Dagh das nächste und massenhafteste ist, obgleich es den Olymp an Höhe bei weitem nicht erreicht.

Ungeachtet seiner ansehnlichen Höhe kann man den Scheitel des Olymp keineswegs den Träger ewigen Schnee's nennen, wie es von einigen poetischen Reisebeschreibern, z. B. de Lamartine**) geschehen ist. v. Hammer***) schenkt dem Berge ein Haupt, „welches die Stirnbinde ewigen Schnee's schmückt." Als ich ihn am 15. Oktober zum letzten Male in der Nähe sah, befand er sich noch vollkommen frei von solchem Schmucke. Daß dies in einzelnen Jahren ausnahmsweise sich anders verhalten mag, versteht sich von selbst. Er ist übrigens alljährlich lange genug mit Eis bedeckt, um fast vegetationslos zu sein und Constantinopel zugleich als Haupt-Lieferant von Eis und Schnee zu dienen. Die Schiffsherren von Boston, welche seit 1802 so schwunghaften Eishandel mit China und Ostindien treiben, werden deshalb freilich mit Constantinopel niemals derartige Geschäfte zu machen haben, obgleich sie doch 1847 schon mehr wie 300 Schiffe damit beschäftigten. Hr. Grisebach fand den Olymp Anfangs Mai noch mit Schnee bedeckt, und ritt um dieselbe Zeit in der Ebene von Brussa durch eine vom Nilufer überschwemmte Niederung, zugleich durch eine Sumpf-Strecke. Dem

*) Uebersichts-Profile über das Relief der Continente und deren Erhebung über den Meeresspiegel. Nach dem Plane von Humboldt und Ritter. Stuttgart und Leipzig, 1858.

**) L. c. pag. 230.

***) Reise nach Brussa und dem Olymp. 1818. S. 5.

Marschall Marmont*) versicherten die Hirten, welche von ihm oben angetroffen wurden, daß der Schnee durchschnittlich am 10. Juni von dem Berge fortgehe. Höchstens kann dann in den tiefen Spalten des nördlichen Abhanges des Berges sich noch einiger Rest davon erhalten. In manchen Winnen fällt zu Constantinopel so viel Schnee, daß man gar nicht nöthig hat, ihn von außerhalb herbei zu holen. In anderen muß der Olymp freilich den Hof des Sultans vorzugsweise damit verpflegen. Es bezieht sich darauf eine geschichtliche Notiz, die so bezeichnend für die türkische Regierungs-Wirthschaft ist, daß ihr hier ein kleiner Raum nicht versagt werden kann. Unter dem wetterwendischen und grausamen Sultan Ibrahim, gegen 1647, bemühte sich Idris-Efendi, der Richter von Brussa, so eifrig, dieser Pflicht zu genügen, daß er bei einer persönlichen Besteigung des Olymp sich einst verirrte und man ihn bereits für umgekommen hielt. Als er endlich nach Brussa zurückkehrte, fand er sein Amt besetzt durch einen Schützling der Wäscherin des Harems des Sultans!

Der 11. Oktober wurde von mir dazu gewählt, die Spitze des Olymp zu besteigen. Ein heiterer, sonniger, wolkenloser Horizont versprach die dazu erforderliche Witterung. Drei kräftige Maulthiere trugen außer mir meinen Dragoman und einen mit dem Berge wohlbekannten italienischen Diener, der seit Jahren in Brussa lebte. Wir machten uns um 6 Uhr Morgens, als es eben vollkommen hell geworden war, auf den Weg, und durchritten den Haupttheil der Stadt, seiner Länge nach, in der Richtung von Westen nach Osten. An vielen Orten hatten sich bereits die Arbeiter an den zahlreichen Bauten, namentlich an der Moschee Ulu-Dschami, versammelt; doch fehlte es auch jetzt schon nicht an tabakrauchenden Müssiggängern. Vor der Ostseite der Stadt allmälig aufsteigend, bemerkte ich einen ziemlich breiten Erdriß, wahrscheinlich eine Folge des letzten Erdbebens. Wir passirten dann über einer ziemlich schlechten hölzernen Brücke den jetzt vollständig ausgetrockneten Göl-Dere, der sich hier ein ansehnlich tiefes Felsenbett ausgehöhlt hat. In diesem fand Hr. Grisebach**) Anfangs Mai zwei Pflanzen, die bis dahin dort nirgend anderswo vorgekommen

*) Voyage du Maréchal Duc de Raguse. V. II. pag. 165.

**) A. a. O. I. S. 59.

in ſollen, Aubrietia purpurea Dec., Lamium veronicaefolium Benth. — Oberhalb des öſtlichen Theiles der Stadt dehnen ſich am Bergabhange zahlreiche türkiſche Begräbnißplätze hin, die mit zahlreichen rieſenhaften Cypreſſen geſchmückt ſind, unter denen hier und da eine umfangreiche orientaliſche Platane ſich erhebt, welche die Cypreſſen überragt. Man erkennt an dieſen Bäumen deutlich, welche Vegetation auf dem Kalkboden unter dieſem Himmel durch einen zweckmäßig geleiteten anhaltenden Fleiß beſchafft werden könnte. — Wir behielten die Vorſtadt Emir Sultan zur Linken und verfolgten den Weg ſchräg nach aufwärts, den Gök-Dere hinter uns laſſend. Auf dieſe Weiſe hatten wir endlich den Vorhügel oder Fuß des Olymp überſchritten, an welchen ſich Bruſſa anlehnt.

Die feſte Grundlage dieſes Vorhügels wird durch Kalktuff neuer Formation gebildet, welcher häufige Blattabdrücke enthält. Die letzteren ſind namentlich in den 1855 durch das Erdbeben abgeſprengten enormen Blöcken des Kalktuffs zu Tage gekommen. Mehrere von mir dem Muſeum zu Poppelsdorf übergebene Stücke deſſelben enthalten deutlich erkennbare Abdrücke der Blätter von Rhamnus Frangula, einer Prunus-Art (wahrſcheinlich P. Padus), mehreren Weiden-Arten u. ſ. w., von lauter ſolchen Gewächſen, wie ſie der untere Abſchnitt des Olymp noch heute trägt. Dieſe Region des Kalktuff's läßt ſich von dem Alluvium der Ebene Bruſſa's bis oberhalb der Ruinen ſeines alten Schloſſes mit Sicherheit verfolgen. Die vielgeſtalteten Klüftungen und röhrenartigen Höhlen laſſen nicht zweifeln, daß hier eine maſſenhafte Vegetation zu Grunde gegangen iſt, indem ſie durch einen Süßwaſſer-Niederſchlag überdeckt wurde. Die Mächtigkeit des letzteren läßt ſich ungefähr ermeſſen, wenn man weiß, daß die Höhe der Schloß-Ruine über der Ebene mindeſtens 500′ beträgt. Da nun die Stadt 800′ hoch über dem Meere liegt, ſo darf man annehmen, daß der durch den Kalktuff begründete Vorhügel des Olymp bis zu einer Höhe von etwas über 1000′ hoch über dem Meere an den Fuß deſſelben hinauf reicht. Inſofern es aber zweckmäßig erſcheint, die Regionen des Berges ſelbſt oberhalb der Stadt beginnen zu laſſen, ſowie es auch von Seiten meiner Vorgänger in der Beſchreibung deſſelben geſchehen iſt, ſo würde die Eintheilung dem Maße von 7000′ angepaßt werden müſſen. Hiernach ſind die folgenden Beſtimmungen zu beurtheilen.

Erſte oder Kaſtanien-Region. — **Subſtrat des Bodens:** dichter Kalk. Der für die Saumthiere gebahnte Pfad, welcher von dem rechten Ufer des Gök-Dere aus ſchräg über den Vorhügel zur erſten Region hinanſteigt, wird ſchon bald etwas unbequem ſteil. Ein derber körniger Kalk tritt allenthalben zu Tage, und bedeckt in abgeſprengten und zerbröckelten Bruchſtücken rechts und links neben dem Pfade einzelne humusloſe Abſätze, an vielen Stellen. Die Humusdecke ſcheint an dem Abhange ſelbſt ziemlich dünn zu ſein, was von den während des Schmelzens des Schnee's mit Macht herabſtürzenden Bergwaſſern herrühren mag, welche von dieſer Erdkruſte alljährlich Vieles nach abwärts herunter ſchwemmen. Die Mächtigkeit dieſer Region des Kalkes läßt ſich ohne Uebertreibung auf eine Höhe von 2000′ feſtſtellen. Hr. Griſebach hat hier an einigen Stellen einen der künſtleriſchen Bearbeitung vollkommen würdigen Marmor geſehen. In der zweiten Region iſt es ein Gürtel von Gneiß, der den Granit umgibt. — Die Vegetation dieſer Region des Kalkes iſt ungemein üppig, und erſchien gegen die Mitte des Oktobers noch in friſcheſtem Grün. Im unterſten Abſatze herrſchen die echten Kaſtanien bei Weitem vor, meiſtens jedoch junger Ausſchlag, da man den Bäumen keine Zeit gönnt, ſich zu mächtigeren Stämmen zu entwickeln, deren verhältnißmäßig nur wenige da, wo ſie von der Stadt nicht zu fern liegen, übrig geblieben ſind. Es mag hinzukommen, daß die Kaſtanie in der feuchten Ebene ungleich üppiger gedeiht, und daß der ſchon beſchriebene Kaſtanienwald Früchte in ſolcher Menge liefert, daß Bruſſa das ganze Land weit und breit damit verſorgen kann. Oberhalb der Kaſtanien treten dann vorherrſchend Weißbuchen, darauf Linden, Eſchen, Haſelnuß-, Cornelkirſchen-, und Kreuzdornſträucher in buntem Gemenge hervor. Bei Abdalla Murad finden ſich Styrax officinalis und Periploca graeca. Unſer gemeiner Wachholder läßt ſich hier nur ſelten ſehen, dahingegen in der folgenden Region, bis zu dem Fuße des höchſten Kegels hin Juniperus Oxycedrus und nana weite Flächen bedeckt. Seſtini*) wollte deshalb eine Wachholderregion am Olymp feſtſtellen. Er und Sibthorp fanden auch Juniperus Sabina, welches Hr.

*) Voyage dans la Grèce asiatique. Traduit de l'Italien. Londres et Paris, 1789. pag. 144. sq.

aber eigentliches Knieholz trifft man nirgends an. Auffallend bleibt es immer, daß hier unter dem 40. Grade nördlicher Breite ſchon mit einer Höhe von 6500′ jede Baum- und Strauch-Vegetation aufhört. Der gänzliche Mangel einer Humus-Decke auf dem derben Sandſtein ſcheint hierbei beachtet werden zu müſſen. — Die dem äußeren Rande der Ebene zunächſt liegenden Granitblöcke zeigen hier und da ſo barocke Formen, daß die rege Phantaſie eines Märchenſchreibers hier reichen Stoff zu neuen Dichtungen finden könnte. Einen Verſuch der Art hat Hr. v. Hammer*) bereits geliefert. Man kann dieſe Region des vorherrſchenden Granit's auf 2500′ Höhe ſchätzen. Sie erhebt ſich ſehr langſam bis zu dem Fuße des letzten Kegels. Dieſer bildet demnach die vierte Region oder die Bergſpitze. Sie iſt faſt vegetationslos; Seſtini fand hier oben außer Steinflechten nur noch Nardus stricta und andere verkümmerte Gramineen.

Als wir in dieſer Höhe angekommen waren, ſank die Luft-Temperatur, welche in der Ebene um 6 Uhr Morgens + 8° R. betragen hatte, bis auf + 2° R. herunter. An dieſem höchſten Rande der Granit-Region hatte ich mit einem frugalen Frühſtücke die letzte Vorbereitung zur Erſteigung der Spitze des Berges gemacht, als dieſe ſich unerwartet mit einer dunkeln runden Wolke hutförmig bedeckte. Dieſe Nebelkappe überzog den vor uns liegenden Kegel in raſchem Fortſchreiten bis zum Fuße, und wickelte uns endlich in einen zwar feinen aber dichten Regen ein. Da dieſer es unmöglich machte, umher zu ſehen, ſo blieb uns nichts weiter übrig, als die erſehnte Erſteigung der Bergſpitze aufzugeben. Doch war ſo viel Zeit vorhanden, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der noch vor uns liegende letzte Kegel aus dichtem Sandſtein und aus Quarz beſteht. Letzterer ſoll, wie Hr. Dr. Thirk verſicherte, hier und da Goldadern zeigen. Es wird ſomit ſehr wahrſcheinlich, daß in einer frühern Bildungs-Periode vulkaniſche Gewalten die coloſſale Granitmaſſe des Olymp's in die Höhe getrieben, mit ihr aber zugleich auf ihrem Scheitel eine 1500′ hohe Sandſteinmaſſe gleich einer Krone nach oben gehoben habe. Auf dieſe Weiſe läßt ſich auch die Umhüllung der erſten Region mit einem Mantel von dichtem Kalk genügend erklären. — Der Regen begleitete uns nach

*) A. a. O. S. 79.

abwärts bis in den obern Abſchnitt der erſten Region. Von dort ab trafen wir wieder dieſelbe heitere Atmoſphäre, welche uns am Morgen nach oben geleitet hatte. Doch behielt die von der Ebene aus betrachtete Bergſpitze den größeren Theil des übrigen Tages hindurch ihre ſchwarze Kappe, und ließ es alſo nicht bedauern, daß wir oben nicht im Regen ausgeharrt hatten, um eine etwaige Luftklärung abzuwarten. — Proben der erwähnten Geſteine ſind in dem mineralogiſchen Muſeum der Univerſität zu Bonn von mir niedergelegt worden.

Von der Spitze des Olymp ſagt v. Hammer, daß dort die Ruinen eines ehemaligen griechiſchen Kloſters ſichtbar ſeien; neuere Reiſende wollen dergleichen nirgends bemerkt haben. Der türkiſche Name „Mönchsberg" würde ſich leichter erklären laſſen, wenn ſie auf ſeiner Spitze ein ſolches Gebäude etwa gefunden haben ſollten. Nun iſt es aber hiſtoriſch gewiß, daß ein Kloſter auf dem Olymp vorhanden war; nicht ſo gewiß iſt ſein ehemaliger Standpunkt. Kaiſer Conſtantin II. beſuchte es und der Abt des dem Märtyrer Athenogenes geweihten Kloſters zeigte ihm ein Diplom des Kaiſers Leo, ſeines Vaters, vor, welchem vorausgeſagt worden, daß ſein Sohn bald nach ſeinem Beſuche des Olymp ſterben werde. Letzterer Umſtand trug vielleicht dazu bei, daß Conſtantin II. wirklich bald darauf ſtarb. Der oberſte Abſatz des Berges läuft in zwei Spitzen aus, zwiſchen denen ſich eine ſattelförmige Vertiefung vorfindet. Einige Türken behaupten, daß ſich hier oben das Grab eines Mönches vorfinde. — Den Nilufer, welcher während ſeines Laufes durch die Ebene von Bruſſa die Waſſer des Olymp aufnimmt, läßt v. Hammer nicht aus dem Olymp ſelbſt, ſondern aus dem Gebirge Boſaghan entſpringen, welches durch das Thal von Adranos vom Olymp getrennt iſt. Letzteres trägt ſeinen Namen davon, daß Kaiſer Hadrian hier eine Stadt anlegte, welche ſeinen Namen trug.

Einwohnerzahl der in Weſtaſien durchreiſten Provinzen. — Der Boden der Ebene und ſeine Erzeugniſſe. — Ein in der Ebene durch Erdbeben zerſtörtes Dorf. — Ritt nach Gemlik. — Das Katerlü-Gebirge. — Die durch Feuersbrunſt in Aſche gelegte Stadt. — Rückkehr nach Stambul.

Den 15. Oktober hatte ich zur Rückreiſe von Bruſſa nach Conſtantinopel beſtimmt, indem ich mich des an dieſem Tage

von Gemlik abgehenden Dampfschiffes zu bedienen beabsichtigte. Vorher veranlaßte mich ein Umblick auf die durchwanderten Gegenden West-Asien's, die im Verhältnisse zu früheren besseren Zeiten ärmliche Bevölkerung derselben näher in's Auge zu fassen. Die türkische Regierung hatte im Laufe des Jahres 1856 eine Volkszählung im Staate angeordnet. Einen Theil der Resultate derselben hat späterhin Hr. Dr. Mordtmann*) veröffentlicht. Hiernach zählt: 1. Der District Brussa in 128 Gemeinden 152,907 Einwohner. 2. Die Provinz Brussa im General-Gouvernement Chudavendigiar (Chodawendkar nach v. Hammer), dessen Hauptstadt Brussa ist, enthält in 858 Gemeinden 395,925 Einwohner. 3. Der District Iskimid (Ismid, Iznikmid, Nikomedien) umfaßt in 80 Gemeinden 35,400 Einwohner. 4. Der District Isnik (Nicäa) in der Provinz Brussa wird durch 34 Gemeinden mit 13,899 Einwohnern zusammengesetzt. Vergleicht man jene dürftigen Ziffern mit dem Reichthum des Bodens und der Gunst des Klima's, wirft man zum Ueberflusse auch wohl noch einen Blick auf die geschichtlichen Ueberlieferungen über die in früher Zeit hier zahlreich blühenden Städte mit ihren massenhaften Einwohnerzahlen, so muß man zu dem niederschlagenden Resultate gelangen, daß das herrliche Land unter der Herrschaft der Türken entvölkert und in einen Zustand von Marasmus versetzt worden ist. — Die gegenwärtigen Bewohner sind durchschnittlich milde gesinnt, kommen den Fremden freundlich entgegen, und ich habe der Schutzwaffen hier nirgends bedurft, ohne welche ich in der europäischen Türkei zu reisen nicht wagen durfte. — Die Atmosphäre von Brussa fand ich in der dort verlebten ersten Hälfte des Oktobers ausgezeichnet rein, elastisch und milde. Sonnen-Auf- und Niedergang warfen täglich eine solche zauberische Beleuchtung auf die Landschaft, daß ich, in ihr Anschauen versenkt, oft jede andere Beschäftigung darüber vergaß. Auch Hr. Dr. Thirk erklärt den Herbst für den genußreichsten Jahres-Abschnitt. Aber Hr. Prof. Grisebach**) hatte das Glück, in der ersten Hälfte des Mai durch ganz Bithynien eine Durchsichtigkeit der Atmosphäre und Bläue des Himmels zu finden, welche die Conturen ferner Berge scharf erscheinen ließen, und wobei eine milde, liebliche, frische Luft den ganzen Tag gleichsam

*) Petermann's geographische Mittheilungen. Jahrgang III. S. 82.

**) A. a. O. S. 98.

in einen fortgesetzten Sonnenaufgang verwandelte. Aus dem dunklen elastischen Laube blühender Sträucher schlugen zahllose Nachtigallen. Auf dem Olymp fingen damals die Kastanien freilich erst an auszuschlagen. Sestini traf Ende Mai's und Anfangs Juni abwechselnd Regengüsse und unwiderstehliche Hitze an, auch nennt er die Luft drückend und schwül; er wohnte aber in einem türkischen Chan mitten in der Stadt. — Die zum Lebensunterhalte unentbehrlichen Materialien kann man sich mit geringem Aufwande leicht verschaffen. Das Fleisch der auf dem Olymp geweideten Thiere ist besonders saftig. Forellen liefern die Bäche des Olymp in Menge; die der sogenannten vierzig Quellen sollen die ausgezeichnetsten sein. Hechte und Karpfen ernährt der ansehnliche See von Mualitsch reichlich. Die von diesem See aus sich nach Brussa hindehnende schöne Ebene hat in der Richtung von Süd nach Nord sechs Stunden Länge und fast eben so viel Breite; sie geht unmittelbar in die von Brussa über.

Die Türken nennen die Ebene von Brussa das Feld von Filahdar. Ich durchritt diese Ebene auf dem Wege nach Gemlik, zum Theil im Trabe, bis an das Gebirge innerhalb zwei Stunden; zum Uebersteigen des Katerlü-Gebirges, des Arganthonios der Griechen, welches etwa 1000′ hoch ist, brauchte ich drei Stunden; während dieser war zwanzig Minuten gerastet worden. Wir haben es hier mit einem Uebergangs-Gebirge zu thun, welches aus Grauwacke besteht, die an vielen Stellen von Thonschiefer überlagert wird. Es ist ein Ausläufer des höheren Sfamanlü-Gebirges, dessen Höhe Hr. Grisebach, der es zwischen Jalova und Basardschyk überstieg, auf 2500′ schätzt. Es umkränzt das nordwestliche Ufer des See's von Nicäa und bildet auf diesem Wege mehrere Nebenketten. Dieser Hauptstock des Gebirges scheint bei den Griechen vorzugsweise den Namen des Arganthonios getragen zu haben.

Die Landstraße von Brussa nach Gemlik ist über eine halbe Stunde lang, rechts und links durch Bäume und Hecken angenehm eingefaßt. Von dort aus windet sie sich aber ohne irgend einen Schutz von Seiten einer Vegetation über die Ebene hin. Nicht blos Stoppelfelder, die Getreide getragen hatten, fanden wir, sondern auch weit ausgedehnte Weingärten. Den Nilufer, welcher in diesem Augenblicke vollständig ausgetrocknet war, überstiegen wir auf einer

ſchlechten hölzernen Brücke. Hr. Griſebach fand Anfangs Mai die Ufer dieſes Fluſſes weithin überſchwemmt und mußte auf demſelben Wege eine verſumpfte Strecke durchreiten. — Das ungefähr in der Mitte der Ebene liegende Dorf Demirtaſch fanden wir vom vorjährigen Erdbeben noch ſtärker heimgeſucht als Bruſſa ſelbſt. Kaum eines ſeiner hölzernen Häuſer war ſtehen geblieben und erſt jetzt hatte man ſich ſo weit ermannt, zum Wiederaufbau zu ſchreiten. Andere Häuſer lagen noch in Trümmern. — Die Landſtraße über den Berg fanden wir gut unterhalten; auch begegneten wir mehreren Zügen von beladenen Laſtthieren, die die Erhaltung der Landſtraße um ſo nothwendiger erſcheinen laſſen. Zu beiden Seiten derſelben treten anſehnliche Strecken bloßliegenden Geſtein's hervor, denen eine Humusdecke gänzlich fehlt. Der nach Bruſſa hinſchauende ſüdweſtliche Abhang des Berges iſt weniger ſteil als der nordweſtliche. Auf der Höhe des Berges findet ſich eine Mühle, mit einigen Nebenhäuſern angebaut. Ungefähr in der Mitte des nördlichen Abhanges folgt dann ein Derwend mit einem Militärpoſten, der zugleich als Kaffehaus dient. Während des Raſtens in demſelben fielen mir einige Marmor-Fragmente auf, die man zu häuslichen Zwecken benutzte, weil ſie das griechiſche Kreuz ſo eingegraben trugen, daß die gute Arbeit einer vortürkiſchen Zeit angehören mußte. Vielleicht hatten ſie einer jetzt verſchwundenen griechiſchen Kirche angehört. Am Ufer des Meeres angekommen, fanden wir das erwartete Dampfſchiff bereits unſern eines großen Hofes mit mehreren Gebäuden vor Anker liegen. Der Gedanke lag nahe, ſich direct in eine der vorhandenen Barken einzuſchiffen, um den Dampfer in wenigen Minuten zu erreichen. Ein hier ſtationirter alter Polizei-Soldat machte uns jedoch begreiflich, daß wir durchaus nach dem eine kleine halbe Stunde von hier entfernten Gemlik reiten müßten, um dort unſere Päſſe vorzuzeigen. Dort überzeugten wir uns freilich, daß es ſich nur darum gehandelt hatte, auf dem Paß-Bureau eine Abgabe zu zahlen, die wir in dem erwähnten Hauſe gern doppelt entrichtet haben würden, wenn man uns den anſehnlichen Umweg erſpart hätte. Dennoch gewährte dieſer Umſtand den Vortheil, daß die Seeküſte in genaueren Augenſchein genommen werden konnte. Ihre ganze Außenſeite deutete darauf hin, daß das hieſige Klima ein merklich milderes, als das von Bruſſa ſein muß. Herrliche kräftige Oelbäume decken den unteren Saum des Bergabhanges

allenthalben; ſie erinnerten mich an ähnliche ſchöne Bäume, die ich ehedem bei San Remo, zwiſchen Nizza und Savona geſehen hatte. Bekanntlich entwickelt der Oelbaum das Bild der Kraft nur ſelten an ſolchen Stellen, die ſeinem Gedeihen ganz beſonders zuſagen. Unter den Oelbäumen grünt hier Piſtaziengebüſch behaglich. Die von der Cultur nicht eingenommenen Strecken werden von der graziöſen Pinus maritima eingenommen, zwiſchen deren Stämmen ſich aber auch der dornige Paliurus australis hervordrängt; Pyrus salicifolia gewährt dazwiſchen eine angenehme Abwechſelung, auch zeigt ſich Quercus coccifera mitunter. Die allenthalben ſichtbar werdende fleißige Garten-Cultur veranlaßte mich, nach den Einwohnern zu forſchen, die dieſen Fleiß entwickeln und erfuhr, daß ſie vorherrſchend Griechen ſeien. Das Städtchen Gemlik, welches etwa 8000 Einwohner zählt, die von Schiffahrt und Handel leben, iſt faſt nur von Griechen bewohnt. Es lehnt ſich maleriſch gegen die Berghöhe des innerſten geſchloſſenen Endes des Golfes von Mudania oder Gemlik. Dieſe Griechen nennen es Kios, bei den Kreuzfahrern hieß es Kibotos; es ſoll zur Zeit der Blüthe Bruſſa's eine anſehnliche Handelsſtadt geweſen ſein. König Pruſias hatte es nämlich wieder aufgebaut, als es durch die Perſer zur Zeit des Darius zerſtört worden war. Auch war der Ort ſo ſtark befeſtigt, daß er nach dem Falle von Bruſſa den Türken noch drei Jahre widerſtand. Er liegt, wie oben bemerkt, 7000 Schritte von dem ſüdlichen Ende des See's von Nicäa entfernt. Leider fand ich ihn durch eine Feuersbrunſt, die vor wenigen Monaten hier gewüthet hatte, dem größeren Theile nach in Aſche verwandelt. Der Anblick dieſer Zerſtörung war ein höchſt trauriger; nur eine geringere Anzahl der dem Meere nahe gelegenen Häuſer war bereits aus der Aſche wieder erſtanden. Unter dieſen hob ſich ein zweiſtöckiger Gaſthof beſonders hervor, der durch die lebhaften Farben ſeines Anſtriches, weiß und blau, weithin leuchtete. Die meiſten Einwohner lebten jedoch noch unter Zelten oder Baraken, die man vor der Stadt aufgeſchlagen ſah. — Die Sonne ſank bereits hinter das Gebirge, als wir endlich, mit einer anſehnlichen Geſellſchaft zuſammen, die Barke beſteigen durften, welche uns dem fernliegenden Dampfſchiffe zuführen ſollte. Auf dieſem trafen wir bereits eine ſehr lebhafte Bewegung; doch lichtete es die Anker erſt ſpät. Nach Mitternacht hielt es bei Mudania, dem alten Apamaia, an.

Die Dunkelheit verhinderte, etwas von ihm gewahr zu werden; doch ſoll die Umgegend fleißig cultivirt ſein. Da der Weg von Bruſſa nach Mudania um etwa eine Stunde kürzer iſt, als der nach Gemlik, ſo ſuchen die dortigen Pferdeverleiher die Reiſenden zu dieſem kürzeren Ritte zu veranlaſſen. Hiermit iſt indeſſen der Nachtheil verbunden, während der Nacht entweder am Meeresufer des Dampfſchiffes harren zu müſſen, oder Unterkommen zu ſuchen in einem ſchlechten, theuern Wirthshauſe, welches von Inſecten aller Art ſchon hinlänglich bevölkert iſt. In der erſten Kajüte des Schiffes ging dagegen die Nacht ganz erträglich, und nicht ohne lebhafte Unterhaltung, hin. Das Meer blieb eben ſo ruhig, als es ſich früher, bei der Ueberfahrt nach der aſiatiſchen Küſte, gezeigt hatte. Bei dem Herannahen an Conſtantinopel entwickelte die Stadt abermals mit ihren herrlichen Umgebungen den Glanz, welcher ſie zu einem der hervorragendſten Punkte der bewohnten Erde macht.

XIV.

wächse, welche entweder hervorragenden Einfluß auf die Vegetationsansichten üben, oder die von den Einwohnern vorzugsweise cultivirt werden. — Beiträge zur herbstlichen Flora.

Die dem Gebiete der herbstlichen Flora entnommenen folgenden kurzen Notizen können nur insofern auf einige Beachtung Anspruch machen, als sie sich auf selbst Gesehenes beziehen. Die Naturforscher, welche die üppige Fülle der Vegetation des Orients kennen lernen wollen, müssen dazu den Frühling und Anfang des Sommers wählen; auch ist dies in der Regel geschehen, und solchen Beobachtungen verdanken wir u. A. das treffliche Werk des H. Prof. Grisebach. Die herbstliche Flora zieht sich vor den sengenden Strahlen der Sonne des hohen Sommers entweder in den Schutz der wenigen Waldungen zurück, die der zerstörenden Hand der Menschen bisher entgangen sind, oder sie suchen feuchte Gründe an den Ufern der Flüsse, die Inseln der Donau u. s. w. auf. Es ist mühsam, und bietet in der Regel nur spärlichen Lohn, ihr überall hin zu folgen. Nur in dieser Hinsicht dürfen an und für sich unbedeutende Beobachtungen der Art vielleicht auf Nachsicht rechnen. — Einige Gewächse, die auf die Physiognomie der bereisten Länder wesentlichen Einfluß ausüben, konnten nicht übergangen werden, obgleich ihre Blüthe in eine andere Jahreszeit fällt, also höchstens ihre Früchte beobachtet werden mochten. Die Beachtung dieser wurde durch ihren allgemeinen Gebrauch wünschenswerth und mit ihnen wird hier der Anfang gemacht werden.

Die wilde Rebe. — Nach dem einstimmigen Urtheile der Botaniker, welche die Hochebenen Armeniens durchwandert haben, findet sich die wilde Rebe dort am weitverbreitetsten und üppigsten vor, um sich über Grusien, Kachetien und Lesghien auszu-

breiten. Tournefort, Güldenſtedt, Biberſtein und Parrot fanden ſie zwiſchen dem Ararat, dem Kaukaſus und Taurus. Von dort aus ſcheint die Rebe ohne menſchliche Beihülfe den Weg über die ſüdlichen Ufer des ſchwarzen Meeres hinaus, über den Bosporus, an die Ufer der Donau hingefunden zu haben. Der nördlichſte Punkt, an welchem ich die wilde Rebe vorfand, boten die Gebirge in der Umgebung von Mehadia dar, wo ihrer bereits erwähnt wurde (Bd. I, S. 59). Ebenſo ſah ich ſie dann in dem Walde von Belgrad und an den Ufern des Bosporus, wo ihr irgend Schutz gewährt wird, häufig. Dieſe wilde Rebe bringt ſaftloſe, für Menſchen ungenießbare Trauben. Die untere Seite ihrer Blätter iſt mit einem grauen weichen Filz überzogen. Durch die Cultur kann dieſe Filz-Bedeckung vermindert, oder zuletzt auch bis auf einen unmerklichen Reſt vertilgt werden. Die durch ſorgfältige Cultur hervorgebrachten edleren Sorten der Rebe ermangeln jenes Filzes. Hr. Prof. Koch *) fand eine große Aehnlichkeit zwiſchen dieſer wilden Rebe des Orients und der nordamerikaniſchen Vitis Labrusca L. Ihre Ranken ſind kurz, befähigen ſie aber dennoch, an den Bäumen hoch aufzuſteigen und maleriſche, lianenartige Gehänge zu bilden. Hr. Kolenati **) zählt 1400 Spielarten von Reben auf der Erde. Unter dieſen befinden ſich 48 kaukaſiſche und gruſiſche. Er beſchreibt die ſeit uralter Zeit dort gebräuchliche Art der Wein-Bereitung, führt auch die Vorzüge auf, welche die aus Büffel- oder Ziegenfell bereiteten Schläuche vor den Tonnen voraus haben. Die araratiſchen oder armeniſchen Weine ſind pomeranzengelb, ſüß-balſamiſch, von durchdringendem Geruche. Die edelſte kachetiſche Rebe, sapiranica praecox und major, liefert in den Gärten von Tiflis einen dunkeln Saft, mit dem die Damen dort zu ſchreiben pflegen. Die Herrſchaft des Korans, welcher den Wein-Genuß den Gläubigen verbietet, hat die Cultur der Rebe allenthalben, wohin jene ſich ausbreitete, entweder vertilgt oder doch auf eine niedere Stufe hinabgedrückt. Daß der Prophet volle Urſache hatte, ſeinen Anhängern den Weingenuß zu verbieten, wird Niemand leugnen wollen, der die damals allgemein vorherrſchende

*) Reiſe in den Orient. S. 76.

**) Bereiſung Hoch-Armeniens und Eliſabethopols. Dresden, 1858. Mit 10 Holzſchn. S. 122 u. f.

Unmäßigkeit in demſelben kennt. Petrarca*) hat uns u. A. ein kurzes, aber ſprechendes Bild der Wirkungen des Weins hinterlaſſen, wie ſie ſich bei einem hohen Geiſtlichen ſeiner Zeit äußerten, der zu dem Entſtehen des Sprichwortes Veranlaſſung gab: „bibamus papaliter!“ Von dieſem ſagt er: „Vino madidus, aevo gravis, ac soporifero rore perfusus, jamjam nutitat, dormitat, jam somno praeceps, atque (utinam solus) ruit“. — — — Den chriſtlichen Bewohnern des Landes, welche bis heute fortfahren, ſich mit der Cultur der Rebe zu befaſſen, fehlt es an Abſatz-Wegen, um ihr Product zu verwerthen, dem ſie deshalb geringe Sorgfalt zuwenden. Dieſer Sorgloſigkeit zum Trotz liefert die Rebe dennoch in der Nähe ihres urſprünglichen Vaterlandes ſehr anerkennenswerthe Producte. Da die Schläuche, in welchen man den Rebenſaft aufbewahrt, inwendig in der Regel geharzt ſind, ſo löſt der Wein einen Theil dieſes Harzes auf. Der echte Cypern-Wein wird an ſeinem Harzgeſchmack erkannt. Man ſagte mir, daß dieſer Harzgehalt bei den Griechen nicht ſelten die Bright'ſche Nierenkrankheit hervorbringe. — Was deutſcher Fleiß hier aus der Rebe zu machen verſteht, beweiſt in der jetzigen Zeit beſonders der Wein von Bruſſa.

Tabak, Opium und Hadſchiſch. — Der unter den Türken jetzt bis zum höchſten Exceß ausgedehnte Gebrauch des Tabakrauchens hat erſt im 17. Jahrhundert unter ihnen begonnen. Noch 1633 verbot Sultan Amurad ihn bei Todesſtrafe, mit eben ſo geringem Erfolge, als dies früher ſchon in Perſien geſchehen war. Nur die Sihks, eine religiöſe Secte in Lahore, verachten den Tabak als verunreinigend. Ebenſo die Wahabiten. — Der etwas wohlhabende Türke legt ſeinen Tſchibuk vom frühen Morgen bis zum Abende nur während des vorgeſchriebenen Gebetes, oder bei unabwendbaren Abhaltungen zur Seite. Schon um 7 Uhr Morgens ſah ich die Muſelmänner häufig vor oder in den Kaffehäuſern ſitzend, den Rauch von ſich blaſen, indem der dämmernde Blick in eine unbeſtimmte Ferne hinausſchweift. Auch iſt dies allenthalben ebenſo, wohin ſich die Türken ausgebreitet haben. Hr.

*) Sadé, Mémoires sur la Vie de Petrarque. T. I. pag. 259. II. not. XV. pag. 13—16.

Aubert-Roche*) schreibt: „Je me hornerai seulement à dire, que fumer et prendre du café, est aussi indispensable pour le habitant de la mer rouge, que manger et dormir.“ Ein unberechenbarer Verlust an Zeit und Arbeits-Capital wird auf diese Weise geschaffen und man übertreibt gewiß nicht, wenn man diese allgemein verbreitete Manie für das Rauchen als eine der bedeutenderen Ursachen des Sinkens des türkischen Reiches betrachtet.

Wo ich in Kleinasien auf Tabaks-Pflanzungen stieß, war es immer nur Nicotiana Tabacum, welches man hier, wie in einem großen Theile Europa's, angepflanzt hatte. Die beste Sorte desselben soll von Ladakieh, dem alten Laodicea, herkommen. Dieser türkische Tabak, Tutun, kann indessen für das Narghilé nicht gebraucht werden. Man bedient sich dazu des persischen Tabaks, der nach Lindley von der Nicotiana persica gewonnen wird**), denn gründlich weiße Blüthe ein feines Aroma ausduftet. Die Perser sind aber auch die Feinschmecker unter den Tabaksrauchern. Sie pflegen ihren Tabak vor dem Gebrauche mit Rosenwasser anzufeuchten, vermengen ihn auch wohl mit Specereien oder aromatischen Kräutern. Ebenso sind sie es, welche die Wasserpfeife, das Narghilé (Nargil, Nardschili, Galyoun, Khalioun) zuerst in Gebrauch brachten; von ihr ist die Hucka der Hindu's, Gurgorri oder Gurguru, wenig verschieden. Den Persern ist der Tabak noch weniger entbehrlich geworden, als den Türken. Jacques Morier***) bildet einen reitenden Perser ab, neben dessen Pferd ein das Narghilé tragender Diener her läuft, indem der Reiter, mit Hülfe eines langen biegsamen Rohres, ununterbrochen fortfährt, den Rauch durch das Wasser des dazu bestimmten Gefäßes nach aufwärts zu ziehen. Die Einrichtung einer solchen Wasserpfeife ist so häufig beschrieben und abgebildet worden, daß dies hier nicht wiederholt zu werden braucht. Jedenfalls gewährt sie den Vortheil, daß der Tabaksdampf nicht blos abgekühlt, sondern auch mit etwas Feuchtigkeit be-

*) Essai sur l'acclimatement des Européens dans les pays chauds. Paris, 1854. pag. 97.

**) S. Edwards botanical Register. New Series. Vol. VI. Plate 1592.

***) Voyage en Perse, en Arménie, en Asie-mineure etc. à Constantinople. Enrichi de XXIV planches. Traduit de l'Anglais par M. E... Paris, 1813. Tab. I.

den, dem Munde zugeführt wird. Hierin mag es liegen, daß die elften Europäer im Orient das Narghilé dem Tschibuk vorziehen. ir iſt indeſſen das gurgelnde Geräuſch ſtets widerwärtig aufgeſallen, welches die durch das Waſſer aufſteigenden Dampf-Blaſen zeugen. — Die Species des Tabaks, welche das meiſte Nicotin thält, ſoll übrigens nach Batſch Nicotiana glutinosa ſein. um Schnupfen wird der Tabak nur von Wenigen gebraucht. — n der Regel bringt das übermäßige Tabakrauchen zuletzt Mangel i Eßluſt, Trägheit der Darmverrichtungen, einen hohen Grad von leichgültigkeit, Widerwillen gegen körperliche und geiſtige Anſtrenungen hervor.

Der Gebrauch des Opium's, der ehedem zu Conſtantinopel erſchreckender Weiſe überhand genommen hatte, iſt durch die ſtrenn Maßregeln der Regierung jetzt wenigſtens ſo weit beſchränkt rden, daß man in den öffentlichen Café's nichts mehr davon wahr wird. Doch ſoll es noch Schlupfwinkel für dieſen im höchn Grade entnervenden Genuß geben, die der ſchwachen Polizei entgehen wiſſen. Immerhin iſt es erfreulich, zu ſehen, daß es n Türken gelungen iſt, zu derſelben Zeit den depotenzirenden Geuß des Opiums zu beſchränken, in welcher die Engländer China rch Waffengewalt zwangen, ihnen die Einfuhr des berauſchenden iftes zu geſtatten, damit engliſcher Handel das Uebergewicht über enſchenwohl davontragen möge. Sind es doch nur Barbaren, ren Vergiftung man auf ſolche Weiſe begünſtigte. — Erwähnenserth ſcheint es noch, daß man im Orient Betrübten die Mohnlanze als ein Sinnbild der Theilnahme darbietet, welche den hmerz ähnlich dem Opium lindere. Hr. Dr. Rigler*) hat ſich s Verdienſt erworben, den Stand des Opiumgenuſſes in Conntinopel, wie er ſich um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunrts geſtaltet hatte, genauer darzuſtellen. Es gibt immer noch verbeſſerliche Opiumraucher, die entweder ein reines Stück eingeſten Mohnſaftes auf ihren glimmenden Tabak legen, oder ihm e Unterlage von Ambra, Moſchus, Roſenöl und Gummiſchleim vor geben, die man Kurs nennt. Andere bringen das Opium ter Pillenform in den Magen; man nennt ſie Tiryaki. Wenn ele Menſchen durch fortgeſetzten mehr und mehr geſteigerten Ge-

*) A. a. O. Th. I. S. 222 u. f.

noch nicht so weit zum Exceß getrieben zu werden, [illegible]
len Theilen des übrigen Europa's geschieht; ich [illegible]
außer dem oben (S. 175) erwähnten Falle [illegible]
auf der Straße angetroffen zu haben. [illegible]
wird für Männer der wohlhabenderen Kl[illegible]
Liqueur hinzugesetzt. Der Säuferwah[illegible]
kommen. — Man genießt den Raki [illegible]
nach der Mahlzeit.

Salep. — Bekanntlich di[illegible]
Orchis, wird der Salep i[illegible]
ches häufig zum Frühstück [illegible]
Stärkemehl bedingten kräfti[illegible] hat sich
len, als auch um die d[illegible] erworben, ihn aus
anzuregen. Man kocht [illegible] gegen ihn führt, nach
bulante Köche der A[illegible] pflanzen. Sollte nicht die herr-
Straße aus, auf der [illegible] Ceder eine ähnliche Berücksichtigung
und ganz Thessalie[illegible]
mein verbreitet. — Die kräftigen Oelbäume, welche ich auf
grauen Alterth[illegible] nur am Meerbusen von Gemlik gefunden hatte,
wahrscheinlich [illegible] daran, daß die Alten in ihnen die Symbole der
zel mit Am[illegible] der Wohlhabenheit, des Friedens und des Glückes ver-
und diese [illegible] Somit ist es charakteristisch, daß sie gegenwärtig in
heute ve[illegible] Gegenden des türkischen Reiches verschwunden sind, wo sie
sich di[illegible] cultivirt wurden. Es war mir schon auffallend gewe-
welch[illegible] ich weder bei Nicomedien, noch bei Nicäa eines Oelbau-
ist, [illegible] ansichtig geworden war; wahrscheinlich fordert er an diesen
ch[illegible] eine etwas sorgfältigere Pflege. — Schon im 52. Psalm
[illegible] des auf die Gräber gepflanzten Oelbaumes als eines Zei-
[illegible] Erwähnung, daß der hier ruhende Mensch nach dem Wille[illegible]
Gottes gelebt habe. Im südlichen Frankreich soll man noch gegen
[illegible]ärtig die Weihwedel hier und da aus Oelbaumzweigen bereiten,
um bei der Einsegnung der Todten gebraucht zu werden. — De[illegible]
Gebrauch der Römer, ihre Gränzmarken durch herum gepflanzt[illegible]
Oelbäume zu bezeichnen, erinnere ich mich nicht, in Italien irgen[illegible]
wo aufrecht erhalten gesehen zu haben. Das „extra oleas vagari[illegible]

*) Eine charakteristische Abbildung in kleinem Maßstabe, s. bei Thom[illegible]
Milner the Gallery of Nature. New edit. London, 1849. pag. 5[illegible]9.

kaum Jemand verſtehen. Sorgfältig gepflegte
auf Sicilien und in Neapel häufig mit hohen
und geſchützt. — Einer Landſchaft gereicht das
e meines Erachtens nicht zur Zierde; nur
aubholze angepflanzt vermögen ſie dem
bieten. — Hr. Aubrey de Vere*)
e Färbung der Landſchaft, welche
um einen ernſten, nüchternen
der ganzen übrigen Scene
öglich, die dort ſo aus-
atten beſſer zu würdigen.
laubten Baumgruppen ſtets als
n, dergleichen dem Auge wohlthuende
. In der Regel kommt dieſem hierbei
der grünen Färbung verſchiedenartig geformter
ulſe, die den Olivenpflanzungen völlig abgeht. End-
en viele gealterte Oelbäume eine krüppelhafte Form dar,
che die Phantaſie unangenehm anſpricht. — Für den Naturforſcher
t außerdem der Oelbaum die weſentliche Bedeutung, daß, wo er
t gedeiht, ſicher ein mildes Klima anzunehmen iſt. Wenn er
ter der Herrſchaft der Osmanen weiter ſüdwärts getrieben wor-
n iſt, ſo läßt ſich daraus freilich noch nicht entnehmen, daß das
ima dort ſeit einem halben Jahrtauſend rauher geworden ſei; der
um iſt vielleicht gegen den Verluſt „des Friedens und des
ückes" ebenſo empfindlich, als gegen den Nordwind.

Granatbäume. — Wenn die Granatbäume am Golf von
omedien ſo ausgezeichnet gedeihen, und der Granatapfel ſchon in
ter Zeit als ein Symbol der Liebe und der Fruchtbarkeit galt,
möchte man ſich geneigt fühlen, hiernach zu vermuthen, daß letz-
an dem herrlichen Golfe ihren Lieblingsſitz aufgeſchlagen haben
ſte. Mit Unrecht; auch hier iſt ſie vor barbariſchen Machtha-
r geflohen. Indem in dieſer Hinſicht die Alten mit der „Liebe"
leich die „Fruchtbarkeit" zuſammen ſtellten, verwieſen ſie die er-
e zugleich in die materielle Sphäre. In der That iſt des Gra-
apfels äußere Seite, mit ihren rothen Wangen, anziehender als

*) Picturesque sketches of Greece and Turkey. Vol. I. London, 1850. pag. 9.

der ſtärkſten Aeſte verloren. Ihr ungemein dichtes Nadellaub begünſtigt ſolche Unfälle *). Sollte vielleicht der unheimathliche Boden dem edlen Baume die inſtinctartige Kraft geraubt haben, die Aſtſtellung gegen den Winter hin zweckmäßiger einzurichten? Die phantaſiereichen Araber erblicken in dieſem Vorgange eine Art von Vorgefühl, ſogar von Intelligenz, des Baumes. — Jedenfalls würde es die geſchichtlich wie naturhiſtoriſch wichtige Ceder verdienen, daß eine humanere Regierung ſie auf dem Libanon fortan beſchütze. Den Rieſen unter den Nadelhölzern, die Wellingtonia, beeilt man ſich gegenwärtig, über Europa auszubreiten, um ſie vor dem Untergange durch die Barbaren ihrer Heimath zu bewahren, dem ſie bereits nahe war. Um den heilkräftigen Chinabaum hat ſich die holländiſche Regierung das große Verdienſt erworben, ihn aus Süd-Amerika, wo man einen Vertilgungskrieg gegen ihn führt, nach Java auf geſicherten Boden zu verpflanzen. Sollte nicht die herrliche und zugleich hoch nutzbare Ceder eine ähnliche Berückſichtigung verdienen?

Der Oelbaum. — Die kräftigen Oelbäume, welche ich auf dieſer Reiſe allein nur am Meerbuſen von Gemlik gefunden hatte, erinnerten mich daran, daß die Alten in ihnen die Symbole der Fruchtbarkeit, der Wohlhabenheit, des Friedens und des Glückes verehrt haben. Somit iſt es charakteriſtiſch, daß ſie gegenwärtig in ſo vielen Gegenden des türkiſchen Reiches verſchwunden ſind, wo ſie ſonſt fleißig cultivirt wurden. Es war mir ſchon auffallend geweſen, daß ich weder bei Nicomedien, noch bei Nicäa eines Oelbaumes anſichtig geworden war; wahrſcheinlich fordert er an dieſen Orten eine etwas ſorgfältigere Pflege. — Schon im 52. Pſalm geſchieht des auf die Gräber gepflanzten Oelbaumes als eines Zeichens Erwähnung, daß der hier ruhende Menſch nach dem Willen Gottes gelebt habe. Im ſüdlichen Frankreich ſoll man noch gegenwärtig die Weihwedel hier und da aus Oelbaumzweigen bereiten, um bei der Einſegnung der Todten gebraucht zu werden. — Den Gebrauch der Römer, ihre Gränzmarken durch herum gepflanzte Oelbäume zu bezeichnen, erinnere ich mich nicht, in Italien irgendwo aufrecht erhalten geſehen zu haben. Das „extra oleas vagari"

*) Eine charakteriſtiſche Abbildung in kleinem Maßſtabe, ſ. bei Thomas Milner the Gallery of Nature. New edit. London, 1849. pag. 559

rde dort heute kaum Jemand verſtehen. Sorgfältig gepflegte elbäume ſah ich auf Sicilien und in Neapel häufig mit hohen auern umſchloſſen und geſchützt. — Einer Landſchaft gereicht das aue Laub der Oelbäume meines Erachtens nicht zur Zierde; nur chſelsweiſe mit grünem Laubholze angepflanzt vermögen ſie dem ge angenehme Gegenſätze darzubieten. — Hr. Aubrey de Vere*) det dagegen die einförmige graue Färbung der Landſchaft, welche r Olivenbäume zeigt, ganz paſſend, um einen ernſten, nüchternen genſatz zu der glänzenden Beleuchtung der ganzen übrigen Scene liefern; dem Auge werde es dadurch möglich, die dort ſo aus-ichneten Abſtufungen von Licht und Schatten beſſer zu würdigen. ir ſind hingegen die dunkelgrün belaubten Baumgruppen ſtets als gleich mehr geeignet erſchienen, dergleichen dem Auge wohlthuende ſtufungen zu liefern. In der Regel kommt dieſem hierbei Mannichfaltigkeit der grünen Färbung verſchiedenartig geformter äter zu Hülfe, die den Olivenpflanzungen völlig abgeht. End-h bieten viele gealterte Oelbäume eine krüppelhafte Form dar, lche die Phantaſie unangenehm anſpricht. — Für den Naturforſcher t außerdem der Oelbaum die weſentliche Bedeutung, daß, wo er t gedeiht, ſicher ein mildes Klima anzunehmen iſt. Wenn er ter der Herrſchaft der Osmanen weiter ſüdwärts getrieben wor-n iſt, ſo läßt ſich daraus freilich noch nicht entnehmen, daß das ima dort ſeit einem halben Jahrtauſend rauher geworden ſei; der tum iſt vielleicht gegen den Verluſt „des Friedens und des ückes" ebenſo empfindlich, als gegen den Nordwind.

Granatbäume. — Wenn die Granatbäume am Golf von omedien ſo ausgezeichnet gedeihen, und der Granatapfel ſchon in lter Zeit als ein Symbol der Liebe und der Fruchtbarkeit galt, möchte man ſich geneigt fühlen, hiernach zu vermuthen, daß letz-an dem herrlichen Golfe ihren Lieblingsſitz aufgeſchlagen haben ſte. Mit Unrecht; auch hier iſt ſie vor barbariſchen Machtha-n geflohen. Indem in dieſer Hinſicht die Alten mit der „Liebe" leich die „Fruchtbarkeit" zuſammen ſtellten, verwieſen ſie die er-e zugleich in die materielle Sphäre. In der That iſt des Gra-apfels äußere Seite, mit ihren rothen Wangen, anziehender als

*) Picturesque sketches of Greece and Turkey. Vol. I. London, 1850. pag. 9.

Aubert-Roche*) ſchreibt: „Je me bornerai, seulement à dire, que fumer et prendre du café, est aussi indispensable pour le habitant de la mer rouge, que manger et dormir.“ Ein unberechenbarer Verluſt an Zeit und Arbeits-Kapital wird auf dieſe Weiſe geſchaffen und man übertreibt gewiß nicht, wenn man dieſe allgemein verbreitete Manie für das Rauchen als eine der bedeutenderen Urſachen des Sinkens des türkiſchen Reiches betrachtet.

Wo ich in Kleinaſien auf Tabaks-Pflanzungen ſtieß, war es immer nur Nicotiana Tabacum, welches man hier, wie in einem großen Theile Europa's, angepflanzt hatte. Die beſte Sorte deſſelben ſoll von Ladakieh, dem alten Laodicea, herkommen. Dieſer türkiſche Tabak, Tutun, kann indeſſen für das Narghilé nicht gebraucht werden. Man bedient ſich dazu des perſiſchen Tabaks, der nach Lindley von der Nicotiana persica gewonnen wird**), deren gründlich weiße Blüthe ein feines Aroma ausduftet. Die Perſer ſind aber auch die Feinſchmecker unter den Tabaksrauchern. Sie pflegen ihren Tabak vor dem Gebrauche mit Roſenwaſſer anzufeuchten, vermengen ihn auch wohl mit Specereien oder aromatiſchen Kräutern. Ebenſo ſind ſie es, welche die Waſſerpfeife, das Narghilé (Nargil, Nardschili, Galyoun, Khalioun) zuerſt in Gebrauch brachten; von ihr iſt die Hucka der Hindu's, Gurgorri oder Gurguru, wenig verſchieden. Den Perſern iſt der Tabak noch weniger entbehrlich geworden, als den Türken. Jacques Morier***) bildet einen reitenden Perſer ab, neben deſſen Pferd ein das Narghilé tragender Diener her läuft, indem der Reiter, mit Hülfe eines langen biegſamen Rohres, ununterbrochen fortfährt, den Rauch durch das Waſſer des dazu beſtimmten Gefäßes nach aufwärts zu ziehen. Die Einrichtung einer ſolchen Waſſerpfeife iſt ſo häufig beſchrieben und abgebildet worden, daß dies hier nicht wiederholt zu werden braucht. Jedenfalls gewährt ſie den Vortheil, daß der Tabaksdampf nicht blos abgekühlt, ſondern auch mit etwas Feuchtigkeit be-

*) Essai sur l'acclimatement des Européens dans les pays chauds. Paris, 1854. pag. 97.

**) S. Edwards botanical Register. New Series. Vol. VI. Plate 1592.

***) Voyage en Perse, en Arménie, en Asie-mineure etc. à Constantinople. Enrichi de XXIV planches. Traduit de l'Anglais par M. E... Paris, 1813. Tab. I.

laden, dem Munde zugeführt wird. Hierin mag es liegen, daß die meisten Europäer im Orient das Narghilé dem Tschibuk vorziehen. Mir ist indessen das gurgelnde Geräusch stets widerwärtig aufgefallen, welches die durch das Wasser aufsteigenden Dampf-Blasen erzeugen. — Die Species des Tabaks, welche das meiste Nicotin enthält, soll übrigens nach Batsch Nicotiana glutinosa sein. Zum Schnupfen wird der Tabak nur von Wenigen gebraucht. — In der Regel bringt das übermäßige Tabakrauchen zuletzt Mangel an Eßlust, Trägheit der Darmverrichtungen, einen hohen Grad von Gleichgültigkeit, Widerwillen gegen körperliche und geistige Anstrengungen hervor.

Der Gebrauch des Opium's, der ehedem zu Constantinopel in erschreckender Weise überhand genommen hatte, ist durch die strengen Maßregeln der Regierung jetzt wenigstens so weit beschränkt worden, daß man in den öffentlichen Café's nichts mehr davon gewahr wird. Doch soll es noch Schlupfwinkel für diesen im höchsten Grade entnervenden Genuß geben, die der schwachen Polizei zu entgehen wissen. Immerhin ist es erfreulich, zu sehen, daß es den Türken gelungen ist, zu derselben Zeit den depotenzirenden Genuß des Opiums zu beschränken, in welcher die Engländer China durch Waffengewalt zwangen, ihnen die Einfuhr des berauschenden Giftes zu gestatten, damit englischer Handel das Uebergewicht über Menschenwohl davontragen möge. Sind es doch nur Barbaren, deren Vergiftung man auf solche Weise begünstigte. — Erwähnenswerth scheint es noch, daß man im Orient Betrübten die Mohnpflanze als ein Sinnbild der Theilnahme darbietet, welche den Schmerz ähnlich dem Opium lindere. Hr. Dr. Rigler*) hat sich das Verdienst erworben, den Stand des Opiumgenusses in Constantinopel, wie er sich um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts gestaltet hatte, genauer darzustellen. Es gibt immer noch unverbesserliche Opiumraucher, die entweder ein reines Stück eingedickten Mohnsaftes auf ihren glimmenden Tabak legen, oder ihm eine Unterlage von Ambra, Moschus, Rosenöl und Gummischleim zuvor geben, die man Kurs nennt. Andere bringen das Opium unter Pillenform in den Magen; man nennt sie Tiryaki. Wenn diese Menschen durch fortgesetzten mehr und mehr gesteigerten Ge-

*) A. a. O. Th. I. S. 222 u. f.

nuß in einen Zuſtand tiefer Erſchlaffung gefallen ſind, ſo haſchen ſie nach neuen Reizmitteln, welche die Wirkungen des Opiums noch höher treiben ſollen. Wir erfahren durch Hrn. Dr. Rigler, daß dazu ſogar der Queckſilber-Sublimat benutzt wird. Man läßt ihn mit dem Opium entweder zu Pillen formiren, oder verſchlingt beide Subſtanzen von einander geſondert. Der Magen kann ſich nach und nach auch an die Wirkung des ätzenden Giftes gewöhnen. Man weiß ja, daß es in Steyermark Menſchen gibt, welche Arſenik verſchlucken, — um fett zu werden oder das jugendliche Anſehen zu verlängern! Dies kann Jahre lang ertragen werden; das letzte Ende eines ſolchen das innerſte Mark des Lebens unterwühlenden Gebrauches iſt aber endlich die höchſte Apathie und unheilbare Waſſerſucht. Daß der Gebrauch des Opiums unter allen Schichten der Geſellſchaft bekannt iſt, beweiſt der Umſtand, daß mehrere Soldaten invalidiſirt werden mußten, die ſich dadurch zu Grunde gerichtet hatten.

Von dem Gebrauche des Hanfs als Berauſchungsmittel, dem Hadſchiſch, iſt mir in der Türkei keine Kunde zugekommen. Auch vermochte Hr. Dr. Rigler*), als er ſich des Harzes des Hanfes als Heilmittel bedienen wollte, es dort nicht aufzufinden. Doch verſichert er, daß es zu ſeiner Zeit drei Kaffehäuſer gegeben habe, in welchen Hadſchiſch geraucht wurde. Bekanntlich liefert nur die in Indien und Arabien wachſende Cannabis indica das berauſchende Harz. Sie iſt höchſt wahrſcheinlich nichts als eine Varietät unſeres gemeinen Hanfes, der Cannabis sativa, welche im heißen Klima jenes Harz ausſchwitzt. Der Nachtheil, welcher von dem Gebrauche dieſes Berauſchungsmittels ausgeht, iſt leichter vorübergehend als der des Opiums, äußert auch keine verſtopfende Wirkung und ſoll ſogar die Eßluſt ſteigern. Es giebt Betrüger, welche dem Volke vorſpiegeln, das Geheimniß (Esrar) zu beſitzen, durch welches ihnen die Freuden des Paradieſes ſchon hier auf Erden für 24 Stunden verſchafft werden könnten. Den Kern dieſes Geheimniſſes bildet ſtets der Hadſchiſch, der auch ſchon zu den Zeiten des Herodot demſelben Zwecke gedient zu haben ſcheint.

Kaffee, Branntwein. — Der Kaffe iſt den Orientalen ein eben ſo großes Bedürfniß geworden, als der Tabak. Kaum kann

*) Die Türkei und deren Bewohner. Bd. 1. Wien, 1852. S. 217 uf..

eine freundſchaftliche Begegnung ſtattfinden, ohne daß ſie durch eine Taſſe Kaffe gefeiert würde. Bei Beſuchen wird den Fremden als Zeichen der Gaſtfreundſchaft unabänderlich eine Taſſe Kaffe und der Tſchibuk dargeboten. Es wäre beleidigend und unvorſichtig, ein ſolches Anerbieten ablehnen zu wollen. Es iſt daher nichts Seltenes, daß in einem Tage 20—30 Taſſen Kaffe genoſſen werden, aber dieſe Taſſen ſind freilich nur halb ſo groß, als die im übrigen Europa gebräuchlichen. — Das Material zu dieſem Getränke iſt in der Regel dem, welches man im übrigen Europa benutzt, weit vorzuziehen. Der Java-Kaffe ſcheint ſeinen Weg hierher bis jetzt noch ſelten gefunden zu haben. Der zerſtoßene arabiſche Kaffe wird einfach gekocht und, ohne durchgeſeihet zu werden, in die Taſſe geſchüttet, welche gewöhnlich aus Metall, häufig von Silber, verfertigt iſt und auf einem kleinen Geſtelle ruht. Zucker wird zu dem Kaffe nicht gereicht; er muß in den Kaffehäuſern beſonders begehrt werden, iſt auch meiſtens ſchlechter Qualität. Milch findet man nirgends. Mir iſt der Genuß der zerſtoßenen Bohnen mit dem Aufguſſe ſelbſt ſtets zuwider geblieben; andere Europäer gewöhnen ſich daran, ihn wie die Türken mitzuſchlürfen, vermehren aber auch dadurch die aufregende Wirkung des Kaffe's. Auf Reiſen darf man hoffen, ſelbſt in den elendeſten Chans, die kein genießbares Brod darbieten können, wenigſtens mit einer Taſſe Kaffe gelabt zu werden.

Der durch den Koran bekanntlich verbotene Genuß des Weines wird von den heutigen Türken in der Regel auch jetzt noch vermieden. In den höchſten Schichten der Geſellſchaft hat er hier und da Eingang gefunden, beſonders bei den mit den Sitten des Occident's bekannt gewordenen Männern. Dagegen konnte der Branntwein von dem Propheten nicht verboten werden, weil man ihn als Genußmittel eben ſo wenig als den Tabak und den Kaffe zu ſeiner Zeit kannte. Daher wird er auch ziemlich weit verbreitet, unter mancherlei Formen getrunken. Der Gebrauch der Kartoffel zu ſeiner Bereitung iſt indeſſen hier noch unbekannt; daher kommt auch die nachtheilige Vermiſchung mit Solanin nicht vor, wie man ſie allenthalben dort zu befürchten hat, wo man ſich gekeimter Kartoffeln zum Brennen bedient. Man brennt ihn hier aus Getreide, Trauben, Pflaumen und Birnen. Mit mancherlei aromatiſchen Stoffen verſetzt, wird er dann unter dem Namen Raki verkauft. Glücklicherweiſe ſcheint ſein Genuß indeſſen immer

noch nicht so weit zum Exceß getrieben zu werden, als dies in vielen Theilen des übrigen Europa's geschieht; ich erinnere mich nicht, außer dem oben (S. 175) erwähnten Falle taumelnde Menschen auf der Straße angetroffen zu haben. Dem beliebten Scherbeth wird für Männer der wohlhabenderen Klassen auch wohl ein feiner Liqueur hinzugesetzt. Der Säuferwahnsinn soll kaum jemals vorkommen. — Man genießt den Raki gewöhnlich nicht vor, sondern nach der Mahlzeit.

Salep. — Bekanntlich die Wurzel verschiedener Arten von Orchis, wird der Salep in vielen Theilen des türkischen Reiches häufig zum Frühstück benutzt, ebensowohl um seines durch Stärkemehl bedingten kräftigeren vegetabilischen Nahrungsstoffes willen, als auch um die durch Mißbrauch gesunkene männliche Kraft anzuregen. Man kocht das Saleppulver mit etwas Ingwer; ambulante Köche der Art rufen den Brei schon ganz früh auf der Straße aus, auf der Kohlenpfanne ihn warm haltend. In Lariſſa und ganz Theſſalien fand Hr. Fallmerayer den Gebrauch allgemein verbreitet. Dieſer ſchreibt ſich indeſſen im Orient aus dem grauen Alterthume her; das Satyrion des Dioscorides war wahrſcheinlich nichts als Salep. Man pflegte die gepulverte Wurzel mit Ambra, Moſchus, Zimmet und Gewürznelken zu verbinden und dieſe Zuſätze ſind es, welche ihr die ſtimulirende Wirkung noch heute verleihen. In der Pharmacopoea Wirtenbergica *) befindet ſich die Vorſchrift zu einem Electuarium diasatyrium Nicolai, welchem außer jenen Gewürzen noch der Stincus marinus zugeſetzt iſt. Noch jetzt ſteht das „Knabenkraut" in Deutſchland bei manchen Landleuten in Anſehen; auffallend bleibt die Mittheilung Linné's **), daß man in Dalekarlien mattgewordene Zuchtochſen mit den Wurzeln der Orchis bifolia zu füttern pflegt, um ihrer geſunkenen Kraft aufzuhelfen. Die geſchätzteſten Wurzeln kommen aus Perſien, namentlich von Orchis rubra und papilionacea; der Salep von Kaſchmir wird nach Royle aus einer Eulophia gewonnen.

Cypreſſen und Cedern. — Die herrlichen, im Oriente heimiſchen Cypreſſen würden dort durch die verwüſtende Hand der

*) Lausannae, 1785. T. II. pag. 50.

**) Flora Suecica, pag. 309.

Menschen wahrscheinlich längst vertilgt worden seln, wenn sie sich nicht unter dem Schilde frommen Glaubens hätten zu den Gräbern der Türken flüchten dürfen. Die Hügel, welche die Bucht von Valta-Liman (ehedem Phidalia) im Norden umgeben, waren vor Zeiten mit dichten Cypressenhainen bedeckt, und hießen deshalb Kyparodes. Ihre Spuren sind verweht. — Das düstere Grün und die starre, regungslose Form der Cypressennadeln mag die erste Veranlassung gegeben haben, sie zum Sinnbilde des Todes zu stempeln. Eine edlere Poesie erblickt in der trauernden Freundin der Gräber das Symbol der Freiheit, mit welcher der vom Körper getrennte Geist zum ewigen Lichte aufstrebt. Die tadellos schlanke Gestalt, welche die Cypresse dort stets behauptet, wo sie einen ihr zusagenden Boden fand, hat den Orientalen häufig Gelegenheit dargeboten, schlanke Jungfrauen poetisch mit ihr zu vergleichen. Weniger einleuchtend erscheint der Gebrauch der alten Griechen, unnütze Schwätzer mit Cypressen zu vergleichen, deren Früchte ungenießbar sind; letztere Eigenschaft theilen ja tausend andere Gewächse mit der Cypresse.

Leider darf sich die edle Ceder eines ähnlichen Schutzes bei den Muselmännern nicht rühmen. Die Ceder, welche sich außer dem Libanon noch nirgends einheimisch vorgefunden hat, schreitet dort, unter der Sorglosigkeit der Menschen, ihrem Aussterben entgegen. Seitdem Salomo das Holz zu seinem Tempelbaue in Jerusalem vom Libanon holen ließ, sind sich im Laufe der Jahrhunderte ähnliche Cederzerstörungen häufig genug gefolgt. Ueppige Venetianer ließen Cedern vom Libanon herbeiführen, um sie in den Sumpf ihrer Lagunen zu versenken, damit ihre Marmorpaläste einen sicheren und zugleich kostbaren Boden bekämen. Ballonius fand im Jahre 1550 noch 28 Cedern auf dem Libanon, Pococke 1738 deren fünfzehn, Lamartine 1832 noch sieben. — Im fremden Vaterlande habe ich die mächtigsten Cedern in England gesehen, namentlich im Garten von Kew, und in Ealing-Park bei Richmond. Auch im botanischen Garten bei Bonn gedeihen zwei jüngere Exemplare in etwas geschützter Stellung gut. Aber die von der Ceder gerühmte Eigenschaft, daß sie vor dem Schneefalle die Aeste in die Höhe richte, genügt in England nicht, die letzteren vor dem Zusammenbrechen unter der Wucht des Schnee's zu bewahren; in Ealing-Park hatte eine majestätische Ceder auf diese Weise einige

der ſtärkſten Aeſte verloren. Ihr ungemein dichtes Nadellaub begünſtigt ſolche Unfälle *). Sollte vielleicht der unheimathliche Boden dem edlen Baume die inſtinctartige Kraft geraubt haben, die Aſtſtellung gegen den Winter hin zweckmäßiger einzurichten? Die phantaſiereichen Araber erblicken in dieſem Vorgange eine Art von Vorgefühl, ſogar von Intelligenz, des Baumes. — Jedenfalls würde es die geſchichtlich wie naturhiſtoriſch wichtige Ceder verdienen, daß eine humanere Regierung ſie auf dem Libanon fortan beſchütze. Den Rieſen unter den Nadelhölzern, die Wellingtonia, beeilt man ſich gegenwärtig, über Europa auszubreiten, um ſie vor dem Untergange durch die Barbaren ihrer Heimath zu bewahren, dem ſie bereits nahe war. Um den heilkräftigen Chinabaum hat ſich die holländiſche Regierung das große Verdienſt erworben, ihn aus Süd-Amerika, wo man einen Vertilgungskrieg gegen ihn führt, nach Java auf geſicherten Boden zu verpflanzen. Sollte nicht die herrliche und zugleich hoch nutzbare Ceder eine ähnliche Berückſichtigung verdienen?

Der Oelbaum. — Die kräftigen Oelbäume, welche ich auf dieſer Reiſe allein nur am Meerbuſen von Gemlik gefunden hatte, erinnerten mich daran, daß die Alten in ihnen die Symbole der Fruchtbarkeit, der Wohlhabenheit, des Friedens und des Glückes verehrt haben. Somit iſt es charakteriſtiſch, daß ſie gegenwärtig in ſo vielen Gegenden des türkiſchen Reiches verſchwunden ſind, wo ſie ſonſt fleißig cultivirt wurden. Es war mir ſchon auffallend geweſen, daß ich weder bei Nicomedien, noch bei Nicäa eines Oelbaumes anſichtig geworden war; wahrſcheinlich fordert er an dieſen Orten eine etwas ſorgfältigere Pflege. — Schon im 52. Pſalm geſchieht des auf die Gräber gepflanzten Oelbaumes als eines Zeichens Erwähnung, daß der hier ruhende Menſch nach dem Willen Gottes gelebt habe. Im ſüdlichen Frankreich ſoll man noch gegenwärtig die Weihwedel hier und da aus Oelbaumzweigen bereiten, um bei der Einſegnung der Todten gebraucht zu werden. — Den Gebrauch der Römer, ihre Gränzmarken durch herum gepflanzte Oelbäume zu bezeichnen, erinnere ich mich nicht, in Italien irgend wo aufrecht erhalten geſehen zu haben. Das „extra oleas vagari“

*) Eine charakteriſtiſche Abbildung in kleinem Maßſtabe, ſ. bei Thomas Milner the Gallery of Nature. New edit. London, 1849. pag. 559.

würde dort heute kaum Jemand verſtehen. Sorgfältig gepflegte Oelbäume ſah ich auf Sicilien und in Neapel häufig mit hohen Mauern umſchloſſen und geſchützt. — Einer Landſchaft gereicht das graue Laub der Oelbäume meines Erachtens nicht zur Zierde; nur wechſelsweiſe mit grünem Laubholze angepflanzt vermögen ſie dem Auge angenehme Gegenſätze darzubieten. — Hr. Aubrey de Vere*) findet dagegen die einförmige graue Färbung der Landſchaft, welche nur Olivenbäume zeigt, ganz paſſend, um einen ernſten, nüchternen Gegenſatz zu der glänzenden Beleuchtung der ganzen übrigen Scene zu liefern; dem Auge werde es dadurch möglich, die dort ſo ausgezeichneten Abſtufungen von Licht und Schatten beſſer zu würdigen. Wir ſind hingegen die dunkelgrün belaubten Baumgruppen ſtets als ungleich mehr geeignet erſchienen, dergleichen dem Auge wohlthuende Abſtufungen zu liefern. In der Regel kommt dieſem hierbei die Mannichfaltigkeit der grünen Färbung verſchiedenartig geformter Blätter zu Hülfe, die den Olivenpflanzungen völlig abgeht. Endlich bieten viele gealterte Oelbäume eine krüppelhafte Form dar, welche die Phantaſie unangenehm anſpricht. — Für den Naturforſcher hat außerdem der Oelbaum die weſentliche Bedeutung, daß, wo er gut gedeiht, ſicher ein mildes Klima anzunehmen iſt. Wenn er unter der Herrſchaft der Osmanen weiter ſüdwärts getrieben worden iſt, ſo läßt ſich daraus freilich noch nicht entnehmen, daß das Klima dort ſeit einem halben Jahrtauſend rauher geworden ſei; der Baum iſt vielleicht gegen den Verluſt „des Friedens und des Glückes" ebenſo empfindlich, als gegen den Nordwind.

Granatbäume. — Wenn die Granatbäume am Golf von Nicomedien ſo ausgezeichnet gedeihen, und der Granatapfel ſchon in uralter Zeit als ein Symbol der Liebe und der Fruchtbarkeit galt, ſo möchte man ſich geneigt fühlen, hiernach zu vermuthen, daß letztere an dem herrlichen Golfe ihren Lieblingsſitz aufgeſchlagen haben dürfte. Mit Unrecht; auch hier iſt ſie vor barbariſchen Machthabern geflohen. Indem in dieſer Hinſicht die Alten mit der „Liebe" zugleich die „Fruchtbarkeit" zuſammen ſtellten, verwieſen ſie die erſtere zugleich in die materielle Sphäre. In der That iſt des Granatapfels äußere Seite, mit ihren rothen Wangen, anziehender als

*) Picturesque sketches of Greece and Turkey. Vol. I. London, 1850. pag. 9.

das innere Mark. Auch habe ich im Orient, wie in Italien, den Granatapfel wohl als Schaugericht, selten aber zum wirklichen Genusse, auf die Tafel setzen sehen. Auffallend ist es mir daher gewesen, daß die Mosaisten den Granatapfel zum Symbol des Wortes Gottes gemacht haben. Gleichwie die Granatfrucht der Apfel der Aepfel ist, so soll auch das Wort Gottes das Wort der Worte sein. Der Hohepriester trug deshalb an seiner Amtstracht eine Einfassung von Granatäpfeln.

Die Linde. — Vor dem Portal der Moscheen fand ich neben der orientalischen Platane, welche die gesammte Umgegend beherrscht, auch die Linde gepflanzt. Sie ist bei den Orientalen, wie bei den germanischen Völkern, ein Sinnbild des Heiligen und Erhabenen. Bei den Süddeutschen finden noch heute öffentliche Feierlichkeiten häufig „unter der Linde" Statt. Der noch öfters vorkommende Ortsname „Heiligelinde" spricht noch mehr für die Bedeutung des Baumes, den ich selbst in Norddeutschland, an geeignetem Standorte, die Eichen zwar nicht an Höhe erreichen, an Umfang aber überragen gesehen habe. Nur bei den Norddeutschen und den Dänen scheint die Eiche symbolisch von je an das Uebergewicht gehabt zu haben.

Tamariske. — Von den Egyptern wurde die Tamariske als Lebensbaum verehrt; sie beschattete das Grab des Osiris. Die Auguren hielten bei ihren Amtsverrichtungen einen Tamarisken-Zweig in der Hand; daher kam es aber auch, daß der schöne Baum endlich zum Symbol des Betruges herabgewürdigt wurde. Sein leichtes, zartes Laub, welches mit den langen, schlanken Zweigen durch die leiseste Luftströmung in zierliche Schwankungen versetzt wird, macht den Baum zu einer höchst anziehenden Erscheinung, die im Frühling durch zahllose kleine Blüthen verherrlicht wird, welche dann gleich einem leichten Dufte über das Ganze ausgegossen sind. Die libanotische Art der Tamariske, welche sich von der gewöhnlichen (Tamarix gallica) auszeichnet und am Rhein gut gedeihet, wird bereits hier und da bei uns an die Gräber gepflanzt, ohne daß man sich dabei des egyptischen Vorbildes bewußt sein dürfte.

Agnus castus. — Das keusche Lamm war ehedem ein Sinnbild der Keuschheit, die man zu fördern glaubte, wenn man junge Leute auf Kissen schlafen ließ, die mit ihrem Laube gefüllt waren. Das Bild des Aeskulap soll in einem Tempel von Lakonien aus

seinem Holze bereitet gewesen sein, — gewiß nicht ohne Beziehung auf jene Bedeutung. Den wild wachsenden Agnus castus habe ich übrigens in West-Asien nie anders als in Strauchform gefunden, höchstens 10—12′ hoch.

Buxbaum. — Der immergrüne Buxbaum wird als ein Sinnbild des Lebens und der Freude betrachtet. Jesaias nennt den Bux unter den Bäumen, welche der Herr für die Kinder Israel in der Wüste wolle wachsen lassen. Noch heute pflanzen die Orientalen ihn gern an heilige Oerter, bedienen sich seiner auch, um an seine Zweige Votivzeichen anzuheften, meistens freilich in sehr unzarter Form (vergl. oben S. 93). In manchen Gegenden Deutschlands bedeckt man die Särge von Kindern oder unverehelicht gestorbenen jungen Leuten mit Buxbaum-Zweigen, als Symbol des durch den Tod eröffneten neuen Lebens.

Terebinthe. — Wegen ihrer mächtigen, erhabenen Gestalt und des immergrünen Laubes hat man sie als ein Sinnbild des Göttlichen, sowie des menschlichen Glückes angesehen. Den Propheten war sie heilig, weil der Engel des Herrn zu Gideon aus ihren Zweigen gesprochen haben sollte. Hierin finden sich die Anhaltspunkte für den im osmanischen Reiche so weit verbreiteten Gebrauch der Christen, die Terebinthe auf ihre Gräber zu pflanzen, nachdem ihnen die Cypresse von den Türken verboten worden ist. Beide Bäume bilden auch in ihrer äußeren Gestalt so auffallende Gegensätze, daß die tiefe Kluft, welche zwischen lebenden Türken und Christen bis heute besteht, durch sie auch noch nach dem Tode verewigt wird.

Als blühende Repräsentanten der herbstlichen Flora wurden folgende von mir an Ort und Stelle gesammelt.

1. In Bulgarien.

A. Auf der Hochebene südlich von Ruschtschuk.

Verbascum phlomoides. — Chondrilla juncea. — Althaea cannabina. — Ononis spinosa. — Salvia pratensis. — Centaurea jacea. — Salvia sylvestris. — Thymus Calamintha. — Ballota nigra. — Centaurea diffusa, Lamk. — Chymas Calamintha.

B. Bei Schumla.

Helleborus officinalis (üppig wuchernd, ohne Blüthe). —

Marrubium peregrinum. — Nigella arvensis. — Sambucus Ebulus.

C. Bei Jeni-Bazar.

Teucrium Chamaedrys. — Salvia Sclarea. — Eryngium campestre. — Datura Stramonium, in der Nähe vieler bulgarischer Dörfer auf Schutthaufen ungemein häufig und üppig.

D. Am Ufer des Dewna-(Dewnos-)See's.

Cerinthe minor. — Lotus corniculatus. — Daucus Carota. — Eupatorium syriacum. — Agrimonia Eupatoria. — Chenopodium ficifolium. — Stachys recta. — Ajuga Chamaepitys. — Echium italicum. — Conyza squarrosa. L. — Anthemis Cotula. — Sisymbrium Columnae. — Senecio Jacobaea. — Anthemis tinctoria. — Mentha sylvestris. — Xeranthemum annuum. — Teucrium Polium (angustifolium. Benth.). — Atriplex roseum. L., nahe an dem Ausflusse des Dewna-See's bei Varna.

Ulva Lactuca, aus dem schwarzen Meere in der Bucht von Varna.

2. In der Dobrudscha.

A. Im Walde südlich von Basardschyk.

Quercus Cerris. — Lavatera Thuringiaca. — Scabiosa transsylvanica. — Chrysanthemum Leucanthemum. — Pyrethrum inodorum.

B. Auf der Ebene zwischen Basardschyk und Rassowa.

Centaurea solstitialis. — Linum perenne. — Senecio Jacobaea.

C. Im Walde zwischen Kol-Punar und Adam-Kelissi, südlich von Rassowa.

Asparagus verticillaris. — Centaurea Scabiosa. — Evonymus latifolius. — Rubus caesius. — Aster Amellus. — Hieracium foliosum. — Euphrasia lutea. — Viburnum Lantana. — Dianthus Carthusianorum. — Campanula rapunculoides. — Berteroa orbicularis Dc. — Seseli annuum.

D. Südlich von Raſſowa.

Artemisia Absinthium. — Convolvulus arvensis. — Veronica longifolia. — Nonnea ventricosa Griseb. — Delphinium Consolida. — Euphorbia Gerardiana. — Ajuga Chamaepitys.

E. Auf einer Donauinſel ſüdweſtlich von Braila.

Polygonum Persicaria. — Sonchus arvensis. — Vicia polyphylla.

Salix fragilis, am linken Donauufer gegenüber Hirſowa.

3. Weſt-Aſien.

A. Am Rieſenberge.

Marrubium peregrinum. — Crataegus Pyracantha. — Mentha sylvestris. — Buxus sempervirens, auf der Spitze des Berges in der Nähe des Rieſengrabes. Ebendaſelbſt: Zizyphus spina Christi und Laurus nobilis.

B. In der Gegend von Nicomedien und Nicäa.

Osyris alba und Salvia pratensis, am Ufer des Golfs von Nicomedien. — Momordica Elaterium, um Nicomedien und häufig in den Ruinen von Nicäa. — Glaucium luteum und Vitex Agnus castus, am Ufer des See's von Nicäa. —

C. Am Göl-Dagh.

Lepidium graminifolium, an der Nordſeite. — Seseli montanum und Lactuca Scariola, auf den Vorhügeln. — Artemisia annua, in den untern Regionen. — Quercus Toza Bosc. Strauchartig an der Oſtſeite von 100—500′ Höhe des Berges. — Plumbago europaea, an der Nordſeite bei 200—1200′ Höhe. — Epilobium grandiflorum, bei 600—800′ Höhe. — Leontodon Taraxacum, bis zu 1000′ Höhe. — Crataegus Oxyacantha, ſteigt von der Ebene bis zu 1800′ Höhe hinauf. — Rhamnus Alaternus, an der Nordſeite bis zu 2000′ Höhe; als 6—10′ hoher Strauch. — Arbutus Unedo, bei 2—3000′ Höhe ſehr häufig. In derſelben Höhe Celtis australis und Hypericum calycinum, welches den Gebirgszug an baumleeren Stellen in Millionen von Exemplaren bedeckt. Die großen gelben Blüthen, deren Anfangs Oktober nur noch wenige vorhanden waren, dienen der Gegend zur wahren Zierde. Die Pflanze wird hier 1 ½—2′ hoch. — Diospyros

Lotus, — Staphylea pinnata, — Ruscus Hypoglossum und Erythraea Centaurium 3000′ hoch über dem Meere. Ebenso Quercus pubescens in 25—35′ hohen Bäumen. — Helleborus officinalis Salisb. und Daphne pontica, in einer Höhe von 3—4000′. — Rhododendron ponticum, im Schatten der Weißbuchen und Eichen bei 4000′ Höhe ungemein häufig.

D. In der Ebene von Jenischehr.

Salvia verticillata. — Senecio erraticus, Anfangs Oktober reichlich blühend. — Cirsium lanceolatum, hier sehr häufig, seltener bei Brussa.

E. In der Ebene bei Brussa.

Salix alba, hier und da in Bäumen von 30—40′ Höhe. Daneben eine strauchartige Salix mit ungewöhnlich breiter Blattform. — Celtis australis, die Blätter sind etwas breiter und ihr weicher Filz weniger stark als auf der Höhe des Göl-Dagh. — Salix fragilis, ein bis zu 30′ hoher Baum. — Clematis Vitalba, häufig. — Smilax excelsa, durchzieht die meisten Hecken, steigt bis zur Höhe von 6—8′ an ihnen hinauf und kann durch ihre kurzen aber starken Dornen sehr unangenehm werden. — Polygonum Persicaria. — Ballota nigra. — Paliurus vulgaris (Rhamnus Paliurus L.). — Inula dysenterica. — Physalis Alkekengi. — Solidago Virgaurea. — Mentha sylvestris, in feuchten Boden-Einschnitten Brussa's noch im Oktober blühend. — Heliotropium europaeum. — Erigeron canadense. — Solanum nigrum. — Althaea pallida. — Oxalis corniculata. — Thymus Nepeta. — Plumbago europaea. — Platanus orientalis. — Sternbergia lutea, auf den Kirchhöfen von Brussa besonders in den Ebenen. Anfangs Oktober allgemein blühend. — Cynanchum erectum, in der Ebene und auf den Hügeln von Brussa bis zu 200′ Höhe. 2—3′ hohe Staude. Ziert den Rand der Wege. — Imperatoria (Angelica) sylvestris. — Laurus nobilis, außerhalb der Gärten Brussa's selten Frucht. Anfangs Oktober reife Beeren und Blüthenknospen zugleich. — Antirrhinum majus, in den Ruinen des Schlosses von Brussa.

F. Am Olymp.

Digitalis ferruginea, am Fuße des Berges. — Salvia grandiflora, Achillea nobilis und Juniperus communis in der untern Waldregion, letzterer selten. — Hypericum calycinum, auf freien Plätzen der Waldregion im mittleren und unteren Abschnitte. — Cistus laurifolius, 2—3000′ hoch. — Pinus Laricio, (forma olympica Grisebach) 4—5000′ hoch. — Pinus Picea, 5—7000′ hoch. — Juniperus nana und Oxycedrus, sehr häufig bei einer Höhe von 5—6500′.

XV.

Rückreiſe von Conſtantinopel nach Marſeille, und über Paris in die Heimath. — Gallipoli. — Die Dardanellen. — Piräus. — Coron. — Modon und Navarin. — Meſſina. — Die liparischen Inſeln. — Corſica. — Der Hafen von Marſeille.

Kurz vor der bereits beſchloſſenen Abreiſe gewährte mir die Stadt noch eines jener traurigen Schauſpiele, von welchen ſie durch die maaßloſe Gleichgültigkeit der Türken ſo häufig heimgeſucht wird. Um 9 Uhr Abends am 18. Oktober erſcholl Feuerlärm, den man dadurch erzeugt, daß Polizeimänner mit eiſenbeſchlagenen ſtarken Knitteln das Straſſenpflaſter bearbeiten. Gleichzeitig dröhnten Kanonenſchüſſe von der Feuerwache des Thurm's des Seraskiers aus Conſtantinopel herüber. Es gelang diesmal, durch zeitiges Eingreifen des Feuers Herr zu werden. Am andern Morgen aber erfuhr ich, daß an fünf verſchiedenen Orten zugleich Feuer ausgebrochen war, — ein Umſtand, den man, gewiß nicht mit Unrecht, der Böswilligkeit Unzufriedener zuſchreiben zu müſſen glaubte. Dies wurde um ſo mehr noch dadurch beſtätigt, daß dieſe Feuersbrünſte, raſch einander folgend, ſich wiederholten. Am 21. entſtand ſogar Feuer in einem am Bosporus gelegenen Palaſte des Sultans. Schon im nächſten Winter erhielt ich die briefliche Nachricht aus Pera, daß dort 600 Häuſer abgebrannt ſeien. Dieſe ſich fortwährend wiederholenden Zerſtörungen laſſen der Stadt kaum Ruhe zu einem ſtetig fortſchreitenden Aufblühen.

Ich hatte beſchloſſen, die Rückreiſe zu Waſſer durch die Fahrt von Conſtantinopel nach Marſeille einzuleiten. Hierzu wählte ich das franzöſiſche Dampfſchiff „le Danube", deſſen Capitän Mr. Balance, mir wegen ſeiner Umſichtigkeit beſonders gerühmt worden war. Die Dimenſionen des Schiffes luden außerdem zu ſeiner Benutzung ein; das Schiff hat nämlich 75 Meter Länge bei

15 Meter Breite, wodurch wenigstens einige Garantie gegen die heftigen Schwankungen auf dem Meere dargeboten wird. Bei der Ankunft im Hafen von Marseille überzeugte ich mich hernach, daß jene Dimensionen die von zwanzig anderen Dampfschiffen, welche hier vor Anker lagen, hinlänglich übertrafen, um neben ihnen nicht Raum finden zu können; unser Schiff mußte sich queer vor ihnen lagern. Auch genießen die Schiffe der Messageries impériales im mittelländischen Meere wegen ihrer ausgezeichneten Einrichtung und Ordnung eines vorzüglich guten Rufes, den ich unterwegs vollkommen bestätigt fand. Der Capitän dieser Schiffe muß jedesmal ein Lieutenant der kaiserlichen Marine sein, zu welcher Bedingung die Gesellschaft vom Staate durch eine jährliche Subvention von drei Millionen Francs verpflichtet worden ist, wobei sie zugleich im Falle des Krieges ihre Schiffe dem Staate darbieten muß. — Am 20. Oktober des Nachmittags 4 Uhr befand ich mich am Bord des Danube. Mein Platz der ersten Kajüte war, mit Einschluß der Beköstigung, mit 472 Francs bezahlt worden. Die Küche des Schiffes fand ich vollkommen zufrieden stellend und auch die für die Ueberfahrt nach Marseille festgesetzte Zeit von 6 bis 7 Tagen hielt das Schiff ziemlich inne, indem wir am 28. Oktober Morgens 5 Uhr am Bestimmungsorte anlangten; am 20. Oktober um 7 Uhr Abends waren im goldenen Horn die Anker gelichtet worden — Die mir angewiesene Kajüte hatte ich mit einen jungen Engländer zu theilen, dessen ruhiges und gemessenes Verhalten ich nur rühmend anerkennen konnte. Dagegen fordert es schon einige Gewöhnung an das Geräusch, welches die die Schraube des ansehnlichen Schiffes in Bewegung setzende Maschine hervorbringt, um ruhig schlafen zu können. Dieses Geräusch weiß ich nicht besser zu vergleichen, als mit dem, welches von einer Holzsäge-Mühle ausgeht. — Da wir das Marmara-Meer während der Dunkelheit durchschifften, so ging die Ansicht der Inseln desselben und seiner beiden Ufer für uns verloren. Ein günstiger Nordwestwind hatte unsere Fahrt so rasch gefördert, daß wir am 21. schon um 7 Uhr Morgens vor Gallipoli die Anker fallen lassen konnten. Man hatte, wie dies bei günstigem Winde immer geschieht, einige Segel aufgesetzt und das Schiff stöhnte und ächzte aus allen seinen Fugen nun dergestalt, daß der Schlaf oft unterbrochen wurde, indem zugleich das erwähnte Säge-Geräusch bisweilen dicht hinter meinem Ohre her-

faſſung von Granatäpfeln.

Die Linde. — Vor dem Portal der Moſcheen fand der orientaliſchen Platane, welche die geſammte Umgegend auch die Linde gepflanzt. Sie iſt bei den Orientalen, w germaniſchen Völkern, ein Sinnbild des Heiligen und G Bei den Süddeutſchen finden noch heute öffentliche Fe häufig „unter der Linde“ Statt. Der noch öfters vor Ortsname „Heiligelinde“ ſpricht noch mehr für die Bede Baumes, den ich ſelbſt in Norddeutſchland, an geeigneten orte, die Eichen zwar nicht an Höhe erreichen, an Um überragen geſehen habe. Nur bei den Norddeutſchen und nen ſcheint die Eiche ſymboliſch von je an das Uebergewi zu haben.

Tamariske. — Von den Egyptern wurde die Ta als Lebensbaum verehrt; ſie beſchattete das Grab des Oſi Auguren hielten bei ihren Amtsverrichtungen einen Ta Zweig in der Hand; daher kam es aber auch, daß der ſchl endlich zum Symbol des Betruges herabgewürdigt wurd leichtes, zartes Laub, welches mit den langen, ſchlanken Zwe die feſteſte Luftſtrömung in zierliche Schwankungen verſ macht den Baum zu einer höchſt anziehenden Erſcheinung Frühling durch zahlloſe kleine Blüthen verherrlicht wir dann gleich einem leichten Dufte über das Ganze ausgeg Die libanotiſche Art der Tamariske, welche ſich von der

nem Holze bereitet gewesen sein, — gewiß nicht ohne Beziehung
uf jene Bedeutung. Den wild wachsenden Agnus castus habe
h übrigens in West-Asien nie anders als in Strauchform gefunden,
höchstens 10—12′ hoch.

Buxbaum. — Der immergrüne Buxbaum wird als ein
ymbild des Lebens und der Freude betrachtet. Jesaias nennt den
ux unter den Bäumen, welche der Herr für die Kinder Israel
der Wüste wolle wachsen lassen. Noch heute pflanzen die Orien-
len ihn gern an heilige Oerter, bedienen sich seiner auch, um an
re Zweige Votivzeichen anzuheften, meistens freilich in sehr unzarter
rm (vergl. oben S. 93). In manchen Gegenden Deutschlands bedeckt
an die Särge von Kindern oder unverehelicht gestorbenen jungen
uten mit Buxbaum-Zweigen, als Symbol des durch den Tod
öffneten neuen Lebens.

Terebinthe. — Wegen ihrer mächtigen, erhabenen Gestalt und
s immergrünen Laubes hat man sie als ein Sinnbild des Göttlichen,
wie des menschlichen Glückes angesehen. Den Propheten war sie
lig, weil der Engel des Herrn zu Gideon aus ihren Zweigen
prochen haben sollte. Hierin finden sich die Anhaltspunkte für
i im osmanischen Reiche so weit verbreiteten Gebrauch der Christen,
Terebinthe auf ihre Gräber zu pflanzen, nachdem ihnen die
presse von den Türken verboten worden ist. Beide Bäume bil-
auch in ihrer äußeren Gestalt so auffallende Gegensätze, daß die
e Kluft, welche zwischen lebenden Türken und Christen bis heute
eht, durch sie auch noch nach dem Tode verewigt wird.

Als blühende Repräsentanten der herbstlichen Flora wurden
ende von mir an Ort und Stelle gesammelt.

1. In Bulgarien.

A. Auf der Hochebene südlich von Ruschtschuk.

Verbascum phlomoides. — Chondrilla juncea. — Althaea cannabina. — Ononis spinosa. — Salvia pratensis. — Centaurea jacea. — Salvia sylvestris. — Thymus Calamintha. — Ballota nigra. — Centaurea diffusa, Lamk. — Chymas Calamintha.

B. Bei Schumla.

Helleborus officinalis (üppig wuchernd, ohne Blüthe). —

vorzutreten ſchien. Ich begab mich daher Morgens, ſobald es hell wurde, auf das obere Verdeck, da ich dem Tag ſchon mit Sehnſucht entgegen geſehen hatte. Dieſes das Schiff überragende hohe Verdeck iſt rings mit einer Gallerie umgeben, und trefflich geeignet, nach allen Richtungen in die Ferne zu ſchauen. Da wir vor Gallipoli drei Stunden liegen blieben, um Waaren an Bord zu nehmen, ſo ergab ſich hinlänglich Gelegenheit, dieſen durch ſeinen lebhaften Handelsverkehr bekannten Ort näher zu betrachten. Die Stadt gewährte durchaus nicht das äußere Anſehen, welches ihre Bedeutung in der Handelswelt vermuthen läßt; ſelbſt ihr Umfang iſt ein ſehr mäßiger. Ihre amphitheatraliſche Lage an einem Bergabhange, zu welchem ſie ſich vom Ufer aus erhebt, ſodann die unmittelbare Nachbarſchaft des Einganges in die Dardanellen, müſſen jedenfalls als ſehr begünſtigende Umſtände angeſehen werden. Einige dem Meere näher gelegene weiß angeſtrichene Häuſer, die rothen Ziegeldächer der Gebäude, die ſchlanken Minaret's einer Anzahl von Moſcheen, ein Leuchtthurm in der Nähe, geben dem Bilde faſt allein Lebhaftigkeit. An grüner Vegetation fehlt es in der Umgegend faſt ganz; der graue Boden, auf welchem der Ort ruht, gewährt ihm keine maleriſche Unterlage. — Die Zahl der hier vor Anker liegenden Segelſchiffe erſchien auffallend beſchränkt. — Die Marmara-Inſel lag bei Anbruch des Tages ſchon ſo weit hinter uns, daß ich ſie nicht zu Geſicht bekommen habe. Eine trübe kalte Atmoſphäre, ſowie ein mit Wolken bedeckter Himmel waren nicht geeignet, uns in die heitere Stimmung zu verſetzen, die den Vollgenuß paſſend eingeleitet haben würde, welchen uns die herannahende Betrachtung der Ufer der Dardanellen-Meerenge verſprach. Dieſe nahm von der grauen Vorzeit her bis heute hiſtoriſch wie maleriſch die geſpannteſte Aufmerkſamkeit der Wanderer in Anſpruch, welche das Glück hatten, die Windungen des ſchmalen Meerarmes zu durchkreuzen, der die Propontis mit dem ägeiſchen Meere verbindet. Freilich hat ſich die Hand ängſtlich beſorgter Menſchen bemüht, die majeſtätiſche Schönheit dieſer Felſenufer Europa's und Aſien's durch ſtarre Feſtungsmauern zu verdunkeln, deren hervorlugende Geſchützmündungen dem Hindurchfahrenden Tod und Verderben zu drohen ſcheinen. Im Oktober 1856, wo die Kriegsſchiffe der beiden vorherrſchenden Seemächte Europa's ſo eben den Schutz der Türkei verfochten hatten, welchem dieſe kriegeriſchen Vorbereitungen gewidmet ſind, war von der Armirung der Dardanellenſchlöſſer nur wenig zu

ſehen. Anders mag es ſich im Juni 1859 verhalten, wo uns der Moniteur de la Flotte aus Paris her verkündigt, daß die Armirung dieſer Schlöſſer erneut und faſt um das Doppelte vermehrt worden ſei. Wer dieſe enge Straße durchſchifft hat, muß es erkennen, daß für Kriegsſchiffe jeder Art unmöglich ſein werde, in einer Länge von 13 Kilometer dem Kreuzfeuer dieſer zahlreichen Batterien zu widerſtehen, die großentheils im Niveau des Meeresſpiegels angebracht ſind, — ſofern nicht die Arme der Bedienungsmannſchaft durch ſchlafmachenden Mohn oder durch blendendes Gold gelähmt worden waren. Nur von der Landſeite her würden dieſe feuerſpeienden Felsneſter, mittelſt ausgeſchiffter Truppen, angegriffen werden können. Doch auch gegen einen ſolchen Angriff ſind kräftige Werke errichtet worden, namentlich durch die den Türken zu Theil gewordenen Hülfe eines ausgezeichneten, leider zu früh verſtorbenen preußiſchen Ingenieurs, des Generals Fiſcher. Gelegentliche Aufſchlüße, die der viel erfahrene Mann, als er ſich ſpäter zwei Jahre lang in Bonn aufhielt, hier über jene Befeſtigungswerke ertheilte, die von der Natur des feſtungsartig geſtalteten Felsbodens ſchon äußerſt zweckmäßig eingeleitet und vorbereitet worden ſind, ließen ſie bei energiſcher und intelligenter Vertheidigung, den am ſchwerſten zu überwindenden der gegenwärtigen Zeit zuzählen.

Eine halbe Stunde nach der Abfahrt von Gallipoli hatte unſer „Danube" die Einfahrt der Dardenellen erreicht. Trotz der mächtigen Strömung von Nord nach Süd bewegte ſich das Schiff ſo ruhig, als befinde es ſich auf einem Strome des Continents. Von dieſer Seite her würde ſich alſo nicht das geringſte Hinderniß dargeboten haben, jeden Punkt der beiden Ufer auf das Genaueſte zu betrachten; leider klärte ſich aber die Luft auch Nachmittags nicht auf. Vergebens ſchaute ich mich hier nach dem rieſigen Olymp um; ſeine Scheitel waren in tiefes Dunkel gehüllt. Daſſelbe war, als wir den Ausgang erreicht hatten, mit dem Ida der Fall; unſicherer ſchienen uns, ſelbſt durch gute Fernröhre, Troja's Ebene, des Achill und des Patroklus Grabhügel, undeutlich auch die ſchmale Schlucht, durch welche ſich der Scamander in das Meer ergießt. Klar traten dagegen die Uferlinien mit den hinter ihnen liegenden Höhenzügen hervor. Die aſiatiſche Küſte zeigt auch hier anziehendere, zum Theil in der That liebliche Landſchaftsbilder, in welchen häufige Thalgründe durch eine lebhaft grüne Vegetation wohlthuend einwirken,

aus der ſich Platanen, Cypreſſen, Pappeln, Feigen, Sycomoren, Terebinthen und Piſtazien beherrſchend hervorheben. Grau belaubte Oelbäume, gruppenweiſe geſtellt, bringen Abwechſelungen in das Bild. Reben bekränzen in der Nähe armer griechiſcher Dörfer hier und da die Hügel; aber dem aus der Ferne Hinblickenden erſcheinen ſie unmaleriſch und geringfügig. Kleine Flüßchen, gegenwärtig ziemlich waſſerleer, drängen ſich durch Felsſchluchten zu dem ſie verſchlingenden Meere, unter ihnen der Simois der bedeutendſte, der Rhodius zunächſt folgend. Graue oder rothbraune Felſen treten nackt aus dem Ufer hervor. Anſtatt grüner Bewaldung, die ſie in der Urzeit getragen haben mögen, wo die verwüſtende Betriebſamkeit der Menſchen ſie noch nicht vertilgt haben mochte, ziehen jetzt Seeadler, über den Felszacken Kreiſe beſchreibend, den Blick auf ſich. Noch vegetationsloſer, kahler und ſchroffer erſcheint das europäiſche Ufer. Faſt könnte das vom ſchwarzem Meer her offenbar bevorzugte aſiatiſche Uferland auf den Gedanken bringen, als ſei das hervorragende Wohlwollen der ſchaffenden Natur für die Wiege des Menſchenlebens heute noch nicht erſchöpft.

Schon drängte ſich unſer Schiff durch die ſchmalere Furth zwiſchen dem aſiatiſchen Abydos und dem europäiſchen Seſtos, deſſen Stellung wir mit Hrn. v. Proteſch *) in die Bucht von Zemenik legen. Die Betrachtung der ſo gegenüber liegenden Punkte macht die gegenſeitige Entfernung beider von 875 Schritten, die Strabo hier feſtſtellt, wahrſcheinlich. Hier alſo hätten Phönizier und Egypter auf den Wink des Xerxes dem Meere das Joch der Brücke aufgelegt, über welche die 1,700,000 Fußgänger und 80,000 Reiter während ſieben Tage nach Europa hinzogen, um das kleine Häuflein der Griechen zu ſchlagen. Hier auch würde der beſiegte Xerxes, auf einſamer Barke flüchtend, den Rückweg gefunden haben. Auf dem aſiatiſchen Ufer am Vorgebirge Nagara erhebt ſich der Felſen, auf welchem Xerxes den Sitz nahm, um ſein Heer, die Schiffe, das herbeigeſtrömte Volk und das Meer gleichzeitig zu überſehen. Nur das heutige Maltepeh gewährt allein die Möglichkeit einer ſo umfaſſenden Ueberſicht und muß daher als ehemaliger Königsſitz bezeichnet werden. Wie ärmlich erſchienen die gegenwärtig menſchenleeren Ufer, denen gegenüber, welche in jener frühen Zeit von

*) Denkwürdigkeiten. Th. 1. S. 188.

einem so unerhörten Menschengewimmel bedeckt wurden. Ein Jahrhundert nach Xerxes dürfte Alexander, persischen Uebermuth strafend, in umgekehrter Richtung mit seinen Macedoniern denselben Weg genommen haben. In der That erschien der Mangel an Verkehr zwischen den beiden Ufern, hervorgehend aus der Schwäche ihrer Bevölkerung, der Anblick winziger Barken, die sich hier und da in den Buchten bemerken ließen, wohl geeignet, diese malerischen Ufer zu bedauern, denen man als Ersatz für ihre große Vorzeit, von Seiten der Osmanen nichts zu geben gewußt hat, als starre Festungsmauern. Einige vorüberziehende größere Schiffe trugen meistens die Flagge fremder Nationen; der Halbmond war wenig vertreten. — Unser Schiff folgte den Krümmungen des Kanals, durch die Strömung südwärts getragen, mit großer Leichtigkeit und schwankungslos. Erst als wir ihn verlassen hatten, hoben die mächtigen Wellen des ägeischen oder weißen Meeres, wie es die Türken nennen, das Schiff; wir durchschnitten sie rascher, als unser Capitän am Besan- und Hauptmaste viereckige Segel („la mizaine quarrée") hatte aufspannen lassen. Von jetzt an wurde angestrengtere Aufmerksamkeit nöthig, um auf der asiatischen Seite die Ebene Troja's zu erspähen. Die Beschreibung, welche Hr. v. Prokesch*), der einst in einer griechischen Barke längs des Ufers hinfuhr, von diesen Gestaden gibt, ist jedem Reisenden, der sich über sie zu belehren wünscht, zu empfehlen. Durch sie geleitet, vermochte ich das felsige höhere Ufer des Gebietes Troja's von der sandigen Ebene (Kum-burun) zu unterscheiden, die südlich darauf folgt. Die Strahlen einer bleichen Abendsonne beleuchteten die weißen Festungsmauern des südlichsten der Dardanellenschlösser auf der asiatischen Seite. Aber ein frischer, unangenehm kalter Nordwind strich über das Verdeck und die von ihm aus unbeweglich Schauenden hin, und ließ nichts von der südlichen Gluth erkennen, welche diese Gegend so häufig bezeichnet. Sie bereitet den feurigen Wein der Insel Tenedos, die wir bereits zu unserer Linken als einen hochragenden grauen Felsen gewahrten. Die Gestalt derselben, wie sie sich dem den Hellespont Verlassenden darstellt, möchte ich mit der der Insel Capri vergleichen, wenn man diese von Cap Campanella aus betrachtet. Zwei höher ansteigende Endpunkte

*) A. a. O. S. 116 u. f.

werden durch eine ſattelförmige, flache Vertiefung, mit einander verbunden; doch erſchien mir ihre Maſſe viel bedeutender. Der Cours unſeres Schiffes, der ſich zur Rechten nach Süd-Weſten wendete, entfernte uns indeſſen von der Inſel ſo ſchnell, daß wir nichts von ihrem Städtchen, ebenſo wenig von ihren grünen Schluchten zu ſehen vermochten. Bald zwang uns auch die trübe Abendluft im Vereine mit dem ſcharfen Nord, das Verdeck zu verlaſſen. Unſer Capitän war grauſam genug, uns an den maleriſchen Inſeln und Küſten Griechenlands in dunkler Nacht vorüber zu führen. Inzwiſchen ſchaukelten die hohen Wellen unſer großes Schiff gleich einem Spielballe, als deſſen Flanke vom ſtarken Winde gefaßt worden war. Dennoch muß ich dankbar erkennen, daß das „weiße Meer" gnädiger mit mir umgegangen iſt, als das „ſchwarze". Als ich um 8½ Uhr Morgens das Verdeck wieder beſtieg, wurde ich gewahr, daß das Schiff ſich beeilt hatte, uns ſchon bis an den Eingang des Piräus zu fördern. Der erſte Blick fiel ſogleich in nordweſtlicher Richtung auf die von einer kegelförmigen Anhöhe getragene Akropolis Athen's. Die klare Morgenluft erlaubte mir, die edlen Linien wieder zu erkennen, welche ich ehedem im Muſeum zu London an dem dort aufgeſtellten umfangreichen Modelle bewundert hatte. Damit verband ſich noch der Vortheil, daß ich aus der Ferne keine Spur von dem frevelnden Raube gewahr werden konnte, durch den die „Elgin marbles" nach dem Muſeum von London hingeſchafft worden ſind, wo ich ſie freilich in der unmittelbarſten Nähe zu betrachten Gelegenheit gefunden hatte. Dankbar erkannte ich hier die dunſtfreie klare Atmoſphäre, die mir geſtattete, mit Hülfe eines mäßig ſcharfen Glaſes, das hervorragendſte architektoniſche Monument in einer Entfernung von vier Stunden zu betrachten, welches uns aus dem klaſſiſchen Zeitalter der Kunſt übrig geblieben iſt. Ihm ſo nahe zu ſein, und es nicht erreichen zu ſollen, war freilich ungemein hart. Aber die griechiſche Regierung hatte für alle aus der Türkei ankommenden Reiſenden eine Quarantäne von vier Tagen angeordnet, weil ſich dort die Cholera irgendwo gezeigt haben ſollte, von der man jedoch in Conſtantinopel nichts wußte. Hier war ich von einem Herrn, der in Athen unter Verhältniſſen gelebt hatte, die ihm erlaubten, es gründlich kennen zu lernen, dringend gewarnt worden, jemals eine griechiſche Quarantäne zu betreten, welche nur dazu gemacht ſei, Krankheiten zu erzeugen, nicht aber ſie abzuwenden. Mit bedauern-

der Theilnahme sah ich auch deshalb bald darauf eine junge Griechin mit ihrem dreijährigin Kinde aussteigen, welche unser Schiff hierher geführt hatte. Sie wurde in einem Nachen dem Ufer des Piräus zugeführt, welches der gleichnamigen Stadt gegenüber liegt und einen ziemlich sterilen Anblick darbietet. Sie verschwand bald darauf in eines der kleinen einstöckigen Häuser, die man zu diesem Zwecke hier gegen die Anhöhe erbaut hat. Die einzelnen Gebäude sind zweckmäßig durch einige Entfernung von einander gesondert. Die Cholera hatte vor einem Jahre die Einwohner Athen's hart decimirt und die Regierung mochte sich wohl dadurch veranlaßt gesehen haben, den besorgten Gemüthern eine Concession zu machen. Daß man indessen durch eine solche Maßregel jene Krankheit wirksam zurückgewiesen haben würde, im Falle sie sich gemeldet hätte, steht billig zu bezweifeln, nachdem die Cholera bereits so vieler Quarantänen gespottet hat. Hr. Dubrey de Vere*), der früher hier eine Quarantäne überstand, äußerte sich über sie in ziemlich mildem, zum Theile scherzhaften Tone, indem er sich mit philosophischer Ruhe in das Unabwendbare zu finden wußte. Und in der That mag die griechische Quaratäne vor einer russischen einige Humanität voraus haben; aber ein Unheil bleibt sie für den darin Eingesperrten deshalb nicht minder.

Um 9 Uhr rasselte unsere Ankerkette in dem ausgezeichneten Hafen des Piräus, dessen Mitte wir ungefähr einnahmen. An Muße, die gegenüber liegende Hafenstadt genau zu betrachten, fehlte es nicht. Nach so langer Entbehrung des Anblickes einer regelmäßig gebauten europäischen Stadt machte sie eine um so angenehmere Wirkung. Die vom Hafen aus sichtbaren Häuser zeigen regelmäßige Fenster, flache Dächer, sind reinlich abgeputzt und lassen Wohlstand ihrer Bewohner vermuthen. Aus der Stadt tönten die Hörner des damals hier garnisonirenden französischen Militärs hervor. Ein Quarantäne-Boot mit der griechischen Flagge legte sich uns zur Seite und verließ uns nicht eher, als bis in dieser Hinsicht Alles geordnet war. Die griechischen Ruderer sitzen in der Mite ihres Bootes, wohingegen die meisten andern Nationen das Vorder- oder Hintertheil desselben einnehmen. Es fiel mir auf, daß die griechischen Bootsführer, ungeachtet ihrer großen Lebendigkeit, bei Weitem nicht so betäubendes Geschrei erheben, als die ernsthaften

*) A. a. O.

Türken im Hafen des goldenen Horn's. Doch mag der hier viel weniger lebhafte Verkehr, der den Zuſammenſtoß der einzelnen Barken nicht leicht fürchten läßt, hierzu weſentlich beitragen. Wir blieben bis 4 Uhr Nachmittags hier liegen; aber der 22. Oktober führte hier eine ſo durchdringend kalte Luft herbei, wie ich es unter einer nördlichen Breite von 37° 50′ in ſolcher Jahreszeit nicht erwartet hatte. — Wenn man den gegenwärtigen Zuſtand der Piräus mit dem vergleicht, welchen v. Prokeſch *) unmittelbar nach dem Kampfe zwiſchen den Türken und Griechen im Juli 1827 hier vorfand, ſo muß man bekennen, daß die Stadt ſeitdem ſchnell genug aus ihrer Aſche wieder emporgeſtiegen iſt. Freilich wird ſie den Glanz, den einſt Sylla hier zerſtörte, ſchwerlich jemals wieder erreichen. Aber der Umſtand, daß ſie das Haupt ſtets wieder erhebt, ſo oft es auch niedergedrückt worden war, ſpricht dafür, daß eine Art von Natur-Nothwendigkeit die Völker auf die Benutzung des ſeinem Zwecke in ſo hohem Maaße entſprechenden Hafens hinweiſet. Sollte Athen in der Folge einen Theil ſeines alten Ruhmes wieder erobern, ſo würde auch ſein naher Hafen in gleichem Maße an Bedeutung ſteigen müſſen. Noch heute würde ſein Eingang durch eine Kette geſperrt werden können, wie es zur Zeit der alten Griechen geſchehen ſein ſoll.

So bald wir bei der Fortſetzung der Fahrt das hohe Meer erreicht hatten, wurde es von den hohen Wellen zu mächtig gepeitſcht, als daß ich das Verdeck hätte halten können. Erſt als es am folgenden Tage zwiſchen einigen zu Griechenland gehörenden kleineren Felſeninſeln und dem Feſtlande ein ruhigeres Fahrwaſſer gefunden hatte, wurden die Schwankungen mäßiger. Am Nachmittage des 23. wurde mir, als wir nahe an der Küſte des Feſtlandes hinfuhren, der Genuß zu Theil, die Feſtung Modon und bald nachher Navarin aus der Nähe zu betrachten, deſſen Namen durch die in neuerer Zeit dort ſtattgehabte Zerſtörung der türkiſchen Flotte ein welthiſtoriſcher geworden iſt. Damals hatten ſich die drei ſtärkſten europäiſchen Seemächte mit einander vereinigt, um den Halbmond zu demüthigen, dieſelben, welche nun unlängſt im blutigen Streite gegen einander entbrannten. Ich ſah die ziemlich breit ſich hinſtreckende Felsinſel vor mir, auf welcher damals der ruſſiſche Ad-

*) A. a. O. III. Th. S. 504 u. f.

miral, Gr. Heyden, einen Theil ſeiner Geſchütze aufpflanzte, um das Zerſtörungswerk bequemer vollenden zu helfen. In richtiger Vorausſicht deſſen, was künftighin folgen möchte, tadelte Georg IV. in ſeiner nächſten Parlamentsrede den braven Admiral Codrington wegen ſeiner Theilnahme an dem „untowerd event“. Das kleine Griechenland war aber von hier aus dem ſichern Verderben entriſſen, welches Ibrahim Paſcha gedrohet hatte. Gegenwärtig möchte England vielleicht gern die zerſtörte türkiſch-egyptiſche Flotte wieder beleben, damit ſie mächtig genug wäre, Rußland und Frankreich zugleich zu widerſtehen. — Im Hintergrunde der Bai lehnt ſich die kleine Stadt Navarin, von einer hohen Mauer umgeben, gegen die Anhöhe. Hinter dieſer Mauer hatten ſich damals die Griechen ungemein tapfer gegen die Uebermacht Ibrahim Paſcha's vertheidigt. Tiefer Frieden ſchwebte über das am 13. Mai 1825 mit ſo vielem Blute gedüngten Gefilde. Von der Citadelle fällt jetzt wenig in die Augen. Die ganze Strecke zwiſchen Modon und Navarin, die wir hinter uns hatten, erſchien baumlos und öde. — Die Feſtungswerke von Modon, welche die Venetier erbaut haben, verkünden durch ihre große Solidität und gute Erhaltung den Ruhm ihrer Erbauer. Noch jetzt zeigten ſie an vielen Stellen ein neues, faſt zierliches Anſehen, ungeachtet der großen Sorgloſigkeit, mit welcher eben ſo wenig die Türken als die Griechen für ihre Unterhaltung etwas gethan haben. Das Mauerwerk, welches die Türken hier und da angeklebt hatten, erſcheint zerbröckelnden Schwalbenneſtern ähnlich. Der befeſtigten ſchmalen Erdzunge, welche ſich weit ins Meer hinaus erſtreckt, ſteigt unſern gegenüber die felſige Inſel Sapienza aus dem Meere; zwiſchen dieſer und dem Feſtlande fuhr unſer Schiff hin. Der oſtwärts gelegene Hafen iſt nicht ſehr geräumig, ſcheint aber ſehr ſicher zu ſein. Der Hafen von Navarin iſt dagegen ſo geräumig, daß er 1825 die vier verſchiedenen Flotten bequem aufzunehmen vermochte. Hr. v. Prokeſch ſah am Ende Juni's 1825 die geſchwärzten Leichname der dort Erſchlagenen, unvollkommen von Wellen oder Sand gedeckt, zerſtreut am Geſtade herumliegen. Die Egypter hatten ſelbſt ihren Kampfgenoſſen kein Grab zubereitet und in dem unglücklichen Navarin war die Peſt ausgebrochen.

Ein am Bord befindlicher gebildeter Grieche, mit dem Bande des Erlöſer-Ordens im Knopfloche, ſchien mit dem vor uns liegen-

den Festlande sehr vertraut zu sein. Er war so freundlich, uns die einzelnen Punkte desselben, mit ihrem Hinterlande, näher zu deuten. Das rauhe Lakonien mit dem ehemaligen Sparta, so auch das reich cultivirte Arkadien, hatten wir nach Norden zu im Hintergrunde wechselsweise vor uns. — Bald jedoch verließen wir den schützenden Canal, westwärts uns Sicilien zuwendend, wo der Danube in Messina anlegen sollte. Die Insel Zante blieb uns schon sehr fern; bald umfing uns das hohe Meer.

Am 26. Oktober fiel schon Morgens 1 Uhr der Anker im Hafen von Messina. Sein ersehntes Geräusch trieb mich rasch aus der engen Kajüte auf das Verdeck. Eine wohlthuende, reine, laue Luft empfing mich schmeichelnd. Längs des Ufers dehnte sich vor der Stadt eine ansehnliche Reihe von Gasflammen hin, magische Streiflichter theils über die seewärts gewendete schönere Seite der Stadt, theils über den Hafen und seine Schiffe hinsendend. Derselbe azurne Himmel, den ich bereits hier 1843 bewundert hatte, begrüßte mich von Neuem; unzählige Sterne funkelten an ihm glühender, als an dem bleichen nordischen Himmel. Fischerbarken, mit brennenden Kienfackeln an Bord, durchschwärmten die Meerenge, gleich Leuchtwürmern die ruhige See belebend. Das gegenüber liegende Reggio hob sich gleichfalls durch eine helle Beleuchtung, wahrscheinlich von Gas, aus der Dunkelheit hervor. Die Ruderschläge der Barken entlockten, durch Reizung unzähliger Weichthiere, dem Meerwasser das bekannte Leuchten, — freilich nicht in so großartigem Maßstabe, als ich es in der warmen Jahreszeit des Auguſt einſt an den Schaufelrädern des Dampfschiffes Peloro hier bewundert hatte. Der zauberische Anblick entschädigte mit einem Schlage für tausenderlei von der Reise unzertrennliches Ungemach. Erst der kühlere Morgenwind, welcher die herauf steigende Morgensonne ankündigte, vermochte mich von dem unvergleichlichen, großartigen Bilde fortzureißen.

Um 9 Uhr Morgens ließ sich eine kleine Gesellschaft Reisender an das einladende Ufer setzen; Hr. Dr. Berthet, unser humaner Schiffsarzt, regulirte am Lande die Paß-Formalitäten, und führte uns, der Stadt kundig, zuerst nach der beherrschenden Anhöhe, welche die Kirche S. Gregorio Papa trägt. Bei dem Heransteigen erinnerte ich mich, irgendwo gelesen zu haben, daß hier die mit goldenen Früchten beladenen Orangenbäume, welche zur

rechten Hand einen tieferen Felseinschnitt ausfüllen, einst Göthe zur Dichtung des bekannten herrlichen Liedes der „Mignon“ entflammt haben sollen. So malerisch nun auch das dunkelglänzende Grün der Blätter von den umgebenden Mauern und Felsen absticht, so beschränken die letzteren jedoch die freie Ansicht der herrlichen Bäume zu sehr. Als mehr geeignet, poetische Begeisterung hervorzulocken, möchte ich die Orangengärten von Sorrent bezeichnen. Dort fand ich 1843 einen talentvollen deutschen Maler, Hrn. Vogel, beschäftigt, unter einem fruchtbeladenen mächtigen Orangenbaum eine jugendliche Schönheit aus Sorrent zu malen. Nie habe ich eine der heiteren Kunst würdigere Situation gesehen, als diese; man denke sich das schmeichelnde Plätschern der Wogen des nahen Meeres, die die ganze Scene umhüllende balsamische Luft hinzu. Damals wurde mir klar, wie Torquato Tasso's empfängliches Gemüth in diesen Orangenhainen unsterbliche Dichtungen hatte vorbereiten können. Wie viel leichter mag es der klassischen Kunst unter solchen Umgebungen in Griechenland geworden sein, sich zu einer nicht wieder erreichten Höhe empor zu schwingen. — Oben angelangt, überließ ich einem schwatzhaften Messinesen die Gefährten, denen der vielfarbige reiche Marmor des Innern der Kirche angepriesen wurde, während ich auf die Höhe des Vorplatzes hinaustrat, um mir das zauberhafte Bild möglichst dauernd einzuprägen, welches die zu unsern Füßen sich hindehnende ansehnliche Stadt, der Meeresarm, welcher so eben in der Sonne sein prachtvollstes Feierkleid angethan zu haben schien, auf die mannichfach beflaggten Schiffe des Hafens, auf das bunte Menschengewimmel in ihm, endlich auf den gegenüber sich hinstreckenden Saum des calabrischen Festlandes mit seinen Städten vor mir ausbreitete. — Hinabgestiegen zur Ebene der Stadt, bewunderte ich die mit dem Ufer parallel laufenden Straßen wegen ihres vorzüglichen Steinpflasters und der vielen schönen Häuser, die sich an ihren Seiten erhoben. Ich hatte gefürchtet, noch Spuren des Bombardements der Citadelle zu finden, welches durch die Revolution von 1848 veranlaßt worden war. Sie waren glücklich verwischt; aber Strassenbettelei, die Plage der meisten sicilischen Städte, war nach wie vor zudringlich geblieben. Der reiche Handel des Ortes hat den Schutt zerstörter Gebäude zwar bald beseitigen lassen; die Versunkenheit der unteren Volksklassen würde jedoch nur eine energischere,

wohlmeinendere Regierung zu beſeitigen im Stande ſein. — Wir ſtatteten der merkwürdigen Kathedrale, der Reiterſtatue des Don Juan d'Auſtria, endlich dem am nördlichen Ende der Stadt liegenden öffentlichen Garten unſern Beſuch ab. Die Pfeiler der Gitter-Umgebung des letzteren ſind mit Craſſifolien mancher Art gekrönt, wie man dies auch häufig in Neapel ſieht; zahlreiche andere Repräſentanten der Vegetation eines ſüdlichen Klima's konnten in dem Garten nur eines flüchtigen Blickes gewürdigt werden, denn wir ſollten uns noch Vormittags wieder am Bord einfinden.

Die Witterung blieb uns den ganzen Tag über ungemein günſtig; vollſtändige Windſtille herrſchte, kaum kräuſelte ſich hier und da die Meeresfläche. Dabei erhielt die Atmoſphäre ſich ſo durchſichtig, daß wir jeden Punkt der uns zur Seite bleibenden Küſten mit Hülfe der Gläſer klar überſchauen konnten. Der runde Wachthurm am nördlichen Ende einer flachen ſandigen Landzunge, den ich einſt von Meſſina aus beſucht hatte, erinnerte mich an die zu ſeinen Füßen wirbelnde Charybdis, die jetzt kaum noch ein unvorſichtiger Barkenführer zu fürchten hat. Gegenüber am Feſtlande bezeichnete man mir den Punkt, wo die zur Zeit der Kindheit der Schifffahrt eben ſo gefährliche Scylla liegt. Meſſina und Reggio, dann das nördlicher auf dem Feſtlande hervortretende kleine S. Giovanni hatten wir bald hinter uns. Unſer Schiff wendete ſich um das Cap Peloro herum den liparíſchen Inſeln zu, zwiſchen welchen es ſo hindurch fuhr, daß uns die nördlichſte derſelben, Stromboli, nahe zur rechten Hand blieb. Der kegelförmige Gipfel dieſer Inſel ſtieß, wie immer, graue Dampfwolken aus. Aber die feurige Gluth dieſes Dampfes, die ich früher in dunkler Nacht vorüber fahrend geſehen hatte, wurde heute durch die Strahlen der Sonne verſcheucht. Dagegen vermochte ich heute aus unmittelbarer Nähe mich davon zu überzeugen, daß nur wenige gegen das Meer hinab laufende vertiefte Streifen des Felſens eine mit ſchwacher Vegetation ausgeſtattete Humusdecke trägt. Wohl gehört die ganze gemüthliche Heimathsliebe der Liparioten, wie ſie Spalanzani mit lebhaften Farben ſchildert, dazu, um hier zufrieden leben zu können. Die ſchräg gegenüber ſich erhebende Inſel Bacheluce zeigt etwas breitere grüne Thäler. Die Inſel Stromboli wird, nach Spalanzani*), durch einen Porphyrkegel gebil-

*) Voyage dans les deux Siciles. T. II. Berne, 1795. pag. 56.

det, deſſen Außenſeite jedoch allenthalben dicht mit vulkaniſchen Auswürfen, nämlich Schlacken, Laven, Tuff, Bimsſtein und Eiſenglanz bedeckt iſt. Die Thätigkeit des Vulkans von Stromboli iſt ſeit undenklichen Zeiten dieſelbe geblieben. Seine Dämpfe führen ununterbrochen ſchwefelichte Säure ſo maſſenhaft mit ſich, daß ſie für Menſchen und Thiere leicht gefährlich werden können. Aſchenregen fällt mitunter auf die ſpärlichen Häuſer herab. Die Einwohner vermögen nach der verſchiedenen Stellung, Schwäche oder Heftigkeit der Dampfwolke, welche die Spitze ihres Berges einnimmt, Wind und Wetter ziemlich genau vorher zu beſtimmen. Daß dies in den älteſten Zeiten ſchon ebenſo geweſen ſein mag, ſcheint daraus hervorzugehen, daß die Alten den Wohnſitz des Gottes der Winde hierher verlegt hatten. — Schwefel ſcheint hier nie geſammelt worden zu ſein. Dagegen iſt dies Jahrhunderte lang auf Volcano, der ſüdlichſten der lipariſchen Inſeln, geſchehen. Dieſe Inſel bringt periodiſche Ausbrüche ihres Vulkans von glühender Aſche, Steinen und Lava. Die Einwohner der nachbarlichen Hauptinſel Lipari beuteten ehedem den Erwerbszweig des Einſammelns von Schwefel auf ihr aus, ſcheinen ihn aber in der neueren Zeit, wegen mancher mit dem Einſammeln verbundener Bedenken, aufgegeben zu haben. Dagegen hat der Name des feurigen Weins von Lipari durch ganz Italien einen guten Klang.

Glücklich hatten wir die Inſelgruppe durchſchifft, und immer noch dauerte die Windſtille an. Die Luft aber war ſchwül und hatte die geſammte Schiffsgeſellſchaft auf das Verdeck getrieben. Man erfreute ſich eines faſt ununterbrochenen Wetterleuchtens, welches das feuchte Element oft ſo klar beleuchtete, daß wir, trotz der eingetretenen Dunkelheit und des Mangels an Sternenlicht einzelne auftauchende Delphine gewahr werden konnten. Nicht ſo ruhig, als die Paſſagiere, zeigte ſich die Schiffsmannſchaft, wie wir aus mancher von ihr getroffenen Vorrichtung entnehmen konnten. Und in der That, bald nach 10 Uhr erfuhren wir, weshalb die eben verlaſſenen Inſeln von den Alten die „äoliſchen“ genannt worden ſind. Urplötzlich ſchien das tyrrheniſche Meer zu kochen; bald wühlten haushohe Wellen unter uns, die mit dem „Danube“ ein leichtes Spiel trieben. Wer vom Dienſte nicht oben feſtgehalten wurde, flüchtete in die unteren Räume. Aber auch hier verwandelte ſich die horizontale oft faſt in eine verticale Lage, indem das gepeitſchte

Schiff ſich auf die Seite legte; mir ſchien die Zeit wiedergekommen, wo der ſpielende Knabe ſich wohl einmal auf den Kopf geſtellt hatte. Die ganze Nacht hindurch fuhr der Sturm fort zu toben; erſt am andern Vormittage, nachdem wir die Meerenge von S. Bonifazio durchmeſſen hatten, hörte ſeine Wuth auf. Nachmittags begegneten ſich endlich die bleichen, leidenden Phyſiognomieen der Reiſenden auf dem Verdecke wieder, das harte nächtliche Abenteuer deutlich anklagend. Aber unſerm Laufe war der Sturm förderlich geweſen. Schon lag uns die Südweſtſeite der Inſel Corſica mit ihren ſchroff aufſteigenden Felſenhäuptern gegenüber. Mit doppeltem Intereſſe betrachtete ich dieſe Wiege des Geſchlechtes der Napoleoniden. Und wenn ſich nicht läugnen läßt, daß die Bodenoberfläche eines Landes beſtimmend auf den Charakter ſeiner Bewohner wirkt, — und wenn die Bergbewohner im Allgemeinen feſter, härter, thatkräftiger, energiſcher zu ſein pflegen, als die der Ebene, ſo wird man ſich manche Charakterzüge Napoleons I. ungezwungener erklären können, nachdem man die gewaltige Felsmaſſe mit ihren tiefen dunkeln Schluchten-Windungen vor ſich hat aufſteigen ſehen. Gerade die Bucht von Ajaccio war es, der gegenüber nahe genug unſer Schiff hinfuhr, um die Stadt gleichen Namens im Hintergrunde gewahr zu werden; vielleicht ſchweifte unſer Blick unbewußt über das Geburtshaus Napoleons hin. — Der den bei weitem größeren Theil der Inſel einnehmende Höhenzug läßt es nicht auffallend erſcheinen, daß hier auf 178 Quadratmeilen kaum 200,000 Menſchen leben. Die beiden hervorragendſten Spitzen, welche mit 8 bis 9000′ Höhe die Schneelinie erreichen, erſchienen mir von Mitgliedern derſelben Felſenfamilie ſo nahe umgeben, daß bis dort hinauf fruchtbare Thäler nicht hinreichen können. Dagegen dürften viele bewaldete Höhen dadurch, daß ſie ſchwer zugänglich ſind, des Glückes theilhaftig geworden ſein, daß die gewinnſüchtigen Menſchen ihr Holz bis jetzt nicht vertilgen konnten. Wir genoſſen alſo hier noch des erfreulichen Anblickes wirklicher Wälder. Corſica iſt ſeinem Umfange nach die dritte unter den Inſeln Italiens und ſeine italieniſch redenden Einwohner waren ſtets freiheitdürſtend. — Obgleich nun Corſica ſeit 1811 ein Departement Frankreichs bildet, ſo könnte man doch jetzt (1859), wo Napoleon III. ſo maſſenhaft franzöſiſches Blut vergießt, um — wie er ſagt — Italien ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen, wohl fragen, ob er nicht

mit der Befreiung Corſica's vom franzöſiſchen Joche anfangen wolle? Eine andere Frage iſt es, ob den Corſicanern mit dem Verluſte des franzöſiſchen Schutzes gedient ſein könnte. Sie ſollen der franzöſiſchen Regierung mehr koſten als einbringen. — Wir behielten die Inſel den größeren Theil des Nachmittags im Geſichte, und es wurde ſpät, ehe wir Frankreichs Südküſte als einen fernen Nebelſtreifen erblickten. Es war am frühen Morgen des 28. Oktobers, als wir im innern Hafen von Marſeille Anker warfen. Indeſſen wurde es 8 Uhr, ehe ich nach Erfüllung der nöthigen Formalitäten in den ruhigeren Hafen des Hôtel de l'Empereur, Rue Cannebière, einlief, um nach einigen wohlverdienten Raſttagen den Weg über Paris in die Heimath anzutreten. Den äußerſt zweckmäßig angelegten innern Hafen des reichen Marſeille kann ich jedoch nicht verlaſſen, ohne mein Befremden darüber auszudrücken, daß ihm damals, am Ende des Spätſommers, faule Dünſte maaslos genug entſtiegen, um das Geſundheitswohl der zahlreich dort angehäuften Schiffsmannſchaften, ſo wie der Anwohner der Quai's, in Frage zu ſtellen. Die enorme Maſſe der Auswurfsſtoffe, welche aus Hunderten von Schiffen alltäglich dem Waſſer übergeben werden, — im Verein mit der hier lange andauernden Sommerhitze, laſſen das Entſtehen der Miasmen leicht erklären. Aber ſollte es nicht möglich ſein, vermöge eines von Zeit zu Zeit hindurchzuleitenden Waſſerſtromes den Hafen ſeewärts auszuſchwemmen? Der heutigen Waſſerbaukunſt iſt nichts der Art unmöglich.

lebensfrischeren Sclavin im Orient. Rom wurde zuerst unterjocht, dann unterdrückt, zuletzt verlassen; die Barbaren fanden endlich dort nicht viel mehr zu zerstören."

Aber vermochte Hr. Ampère so zu schreiben, ohne sich zu erinnern, daß er mit diesen Worten zugleich ein strenges Urtheil über das eigne Vaterland sprach? Ein Land, dessen Männer, der großen Mehrzahl nach, sich im Durst nach Gold und Ehrenzeichen verzehren, ist unfähig, den ungemessenen Egoismus der Einzelnen auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Was auch eine kleine Schaar von Brauseköpfen dagegen thun mag, — eine Republik ist dort unmöglich. Starrer Despotismus ist dort zur Natur-Nothwendigkeit geworden; von seiner Herrschaft befreit, würden die Parteien sich so lange gegenseitig zerfleischen, bis sie zu ihm abermals zurückgekehrt, sein Joch schmiegsamer zu ertragen gelernt haben würden. Die spätere Consequenz von einem solchen Zustande hat Hr. Ampère so richtig gezeichnet, daß es unnütz erscheinen dürfte, das Bild hier weiter ausmalen zu wollen. Einzelne treffliche Männer, an denen es auch Rom nicht fehlte, sind unfähig gewesen, das Verhängniß zu beschwören, welches die Sünden Einzelner durch Bestrafung ganzer Völker sühnt, sobald diese sich zum Fußschemel Jener herabgewürdigt hatten. Dem Beispiele des alten folgte das neue östliche Rom willenlos.

Geschichte. — Die Völkerstämme, welche als die Urväter der heutigen Osmanen betrachtet werden müssen, bewohnten eine rauhe, Hochebene Asiens, das heutige Turkistan. Die alten Perser, die Bewohner von Iran, nannten jene Landschaft Turan und ihre Bewohner „Turanier", d. h. Türken. Als Gesammtname bedeutete er zugleich so viel, als bei den Römern und Griechen der Ausdruck „Skythen", d. h. durch Rohheit und Barbarei kennzeichnete Menschen. Auffallend ist es, daß selbst den Osmanen unserer Zeit das Wort „Türke" ungefähr so viel als „Barbar" gilt. — Jene Turanier waren durch die Rauhheit und die Unbilden ihres Klima's abgehärtete Menschen, die durch den starken Widerstand gegen Hindernisse, welche die Natur selbst ihnen bereitete, eine ungewöhnliche, zugleich freilich auch wilde, unbändige Thatkraft erlangt hatten. — Aus Turkistan stammen gleichfalls die Tuskomanen, welche jetzt das östliche und das westliche Ufer des caspischen See's

bewohnen; ihre Sitze bezeichnen denn auch das eigentliche „Turkmanenland". Doch belegen Viele auch das türkische Armenien mit dem Namen „Turkmanien". — Zwischen dem Jaxartes und dem Oxus herrschten in jener frühen Zeit zugleich die Oghusen. Beide nahmen einhundert und fünfzig Jahre nach Mohammed den Islam an und hießen seitdem „gläubige" Türken. Aus dem Volke der Oghusen ging aber der mächtige Stamm der Seldschuken hervor. Diese bewohnten am Ende des zehnten Jahrhunderts das Land von Buchara, von wo sie später ihr Herrscher Mohammed über den Oxus nach Chorasan führte. Hier hatte sich sein Vater Sebektegin nämlich zum Könige erhoben, nachdem es ihm zuvor gelungen war, sich von der Stelle eines türkischen Sclaven in der persischen Leibwache zum Statthalter von Ghasna emporzuschwingen. Mohammed war der Erste, der den Titel „König" mit dem eines „Sultan" vertauschte. — Der letzte Khalife aus diesem Stamme starb im Jahre 1063 n. Chr. Ihm folgte sein Neffe Alparslan, der Seldschuke, der im August 1071 den griechischen Kaiser Romanus Diogenes in der Schlacht besiegte, gefangen nahm und tributpflichtig machte. Sein Sohn Melek-Schah, der größte und berühmteste aller seldschukischen Fürsten, beherrschte ein Reich, welches sich vom caspischen bis zum mittelländischen Meere und vom Lande der Chasaren bis zur Spitze Jemen's erstreckte. Er errichtete in den Hauptstädten Schulen und Akademien, von denen die berühmteste die zu Bagdad war; dadurch erwarb er sich den Namen eines Beschützers der Gelehrten, besonders der Dichter. Auch war er der Begründer einer verbesserten Zeitrechnung. — So stellt v. Hammer *) den Hergang bei der Gründung des Seldschuken-Reiches dar, zu dessen Hauptsitz später Ikonium, Kouiah der Türken, erhoben wurde. Etwas abweichend erzählt den Verlauf dieses für die Begründung der Herrschaft der Osmanen in Asien so wichtigen Geschichts-Abschnittes Wilken **). Nach ihm hätte Melek-Schah, welcher in Bagdad residirte, den Suleiman, den Sohn des Kutulmisch, des Kutlumus der römischen Schriftsteller, nach Kleinasien geschickt, um den Mord des griechischen Kaisers Romanus Diogenes zu rächen.

*) Geschichte der Osmanen. I. S. 12.

**) Geschichte der Kreuzzüge. Th. I. Leipzig, 1807. S. 272.

Dies geſchah wahrſcheinlich 1073 n. Chr. Suleiman bekriegte und vertrieb die verrätheriſchen Griechen, nachdem er ihnen Ikonium abgenommen hatte. Da aber jener Kutulmiſch ein Sohn des Arslan, ein Enkel des Seldſchuk war, ſo wurde das von Suleiman in Aſien geſtiftete ſelbſtſtändige Reich das Reich der Seldſchuken genannt. Letzteres erloſch im Jahre 1307, indem der letzte Fürſt dieſer Dynaſtie, Aladdin II., ſammt ſeinem Sohne von Ghaſan, dem Chan der Mongolen, im Treffen überwunden und getödtet wurde. — Eine nicht unwichtige Rolle ſpielten während dieſer kriegeriſchen Umwälzungen die Hadſchiſchi, welche von den Abendländern Aſſaſſinen genannt wurden. Die Mitglieder dieſer Rotte Ismaels verbanden ſich durch Gelübde zu jedem Meuchelmorde, der ihnen von ihrem Scheich aufgegeben werden würde. Dieſer Scheich, welcher um die Zeit der Annäherung der erſten Kreuzfahrer an Jeruſalem im Juni 1099, Haſſan hieß, wußte ſeine Anhänger durch den Gebrauch des Hadſchiſch (vergl. oben S. 210) ſtets in künſtlicher Aufregung und Begeiſterung zu erhalten, indem er ihnen zugleich vorſpiegelte, daß die in ſeinem Dienſte Umgekommenen aus den von ihm ſchon hier geſchaffenen paradieſiſchen Freuden nach dem Tode direct zu jenen des ewigen Paradieſes übergehen würden. Auch wurden ſie von den Ueberlebenden als Märtyrer und Heilige verehrt. Dieſe mit islamitiſchem Religionshaſſe verbundene dämoniſche Macht hat ſich durch ihre künſtlichen Getriebe geraume Zeit zu erhalten gewußt.

Bei dieſem Punkte der Geſchichte angekommen, kann der vorurtheilsfreie Beobachter kaum mehr daran zweifeln, daß die wilden barbariſchen Söhne der rauhen Hochebene von Turan im Kampfe mit den durch Despotie, Sclaverei und Luxus bereits tief geſunkenen Griechen ſchließlich das Uebergewicht behalten würden. — Ziemlich allgemein wird angenommen, daß es Strabo geweſen, welcher den Satz zuerſt wiſſenſchaftlich begründete, daß es hauptſächlich das Klima ſei, dem der wichtigſte Einfluß auf die Verſchiedenheit der entfernt von einander wohnenden Menſchen in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht eingeräumt werden müſſe. Indeſſen war dies ſchon vierhundert und ſiebzig Jahre vor Strabo durch Hippokrates weit ausführlicher und gründlicher dargeſtellt worden. Seine höchſt ausgezeichnete Schrift „von der Luft, den Waſſern und den Gegenden“ kann den ſpäteren Schriftſtellern unmög-

lich unbekannt geblieben sein; durch ihn sind sie wahrscheinlich zu ähnlichen Untersuchungen angeregt worden. Hippokrates drückt sich in dieser Hinsicht so aus*): „Diejenigen nämlich, die eine bergigte, unebene, hohe und an Wasser arme Gegend bewohnen und große Abwechselungen der Jahreszeiten erleiden, sind große, sehr arbeitsame, muthvolle Menschen und pflegen zugleich sehr wilde und rauhe Sitten zu haben." — „Diejenigen dagegen, die in tiefen, grasreichen und heißen Thälern leben, die mehr warmen als kalten Wintern ausgesetzt sind und sich warmer Wasser zum Getränke bedienen, sind weder groß, noch schlank, sondern vielmehr dick und fleischig." „Von Natur sind sie weder muthig, noch arbeitsam, obgleich sie beides werden könnten, wenn sie durch Gesetze dazu gebildet würden." Für den Zweck der gegenwärtigen Schrift ist besonders wichtig, was Hippokrates über den Unterschied zwischen Europäern und Asiaten seiner Zeit sagt**). Die Ersteren hält er für muthiger und kriegerischer, räumt aber ihrer körperlichen Constitution dabei den gebührenden Einfluß ein. In letzterer Hinsicht heißt es von den damaligen Asiaten bei ihm: „Bei einer sclavischen Denkungsart setzt man sein Leben nicht gern für die Vergrößerung der Macht eines Dritten in Gefahr." — Sodann hatte Polybius***) schon zwei Jahrhunderte vor Strabo aus ähnlichen Ursachen ähnliche Wirkungen abgeleitet. In Arkadien, einer an trefflichen Viehweiden in wellenförmigen Thälern reichen Hochebene geboren, fand er ein rauhes Klima hier vor. Den Unbilden eines häufigen Wechsels der Lufttemperatur ausgesetzt, herrschten durch die die Ebene rings umgebenden schroffen und zerklüfteten Gebirge dort außerdem scharfe Winde und heftige Regengüsse. Diesen Umständen schreibt Polybius es zu, daß seine Landsleute den verfeinerten Sitten und Gebräuchen des helleniſchen Lebens wenig zugänglich waren. — Der wesentliche Charakter-Unterschied zwischen

*) Nach der deutschen Uebersetzung der Ausgabe von Coray durch Hegelmüller. Wien, 1804. § CXX und CXXI. S. 225.

**) A. a. O. §§ 115, 116 und 117. S. 223 und 24.

***) IV. 21. 1.

den Bewohnern der Gebirge und der Ebene in den Donau-Fürstenthümern ist früher (Bd. I. S. 186) bereits erwähnt worden.

Ertoghrul, Schah eines Stammes der Oghusen, war durch den Mongolenführer Dschengis-Chan aus Chorassan nach Armenien vertrieben worden; er wendete sich hierauf mit 400 Familien nach Westen, zu dem Seldschuken-Fürsten Aladdin I., um Schutz bittend. Diesem stand er, tapfer kämpfend, wider die mongolischen Tartaren, sowie gegen die Griechen, bei. Dafür wurde ihm der Distriet Sultan-öni, noch heute ein Sandschak gleichen Namens, zum Lehen angewiesen und ihm fortan die Grenzbewachung gegen die Griechen anvertraut. Ertoghrul's ältester Sohn, Osman, wurde 1258 n. Chr., im Jahre 657 der Hedschra, geboren; er erhob sich zum Stammvater der heutigen osmanischen Herrscher.

Osman, mit dem Beinamen Kara, der Schwarze, durch den letzten Sultan der Seldschuken mit der Fürstenwürde belehnt, wurde durch den im Jahre 1307 (707 der Hedschra, richtiger Hidschret) erfolgten Umsturz des Seldschuken-Reiches selbstständig. Das seldschukische Reich war in zehn unabhängige Theile zerfallen, die erst nach 150 Jahren unter einem Scepter wieder vereinigt wurden, um jetzt eine Statthalterschaft des osmanischen Reiches zu bilden, Anatoli nämlich, Kleinasien. Jene zehn unabhängigen Staaten wurden von islamitischen Häuptern regiert. Unter ihnen war es jener Osman, der in Galatien und Bithynien bis an den Olymp herrschte. Er überwinterte mit seinen Völkern in Städten, übersommerte aber auf Berghöhen und Alpen, um seine zahlreichen Heerden zu weiden. Diese aus Turkistan mitgebrachte Sitte ist in den von dort her ausgewanderten Volksstämmen so tief eingewurzelt, daß sie noch heute von den Turkmanen allenthalben, namentlich an dem bithynischen Olymp, geübt wird. Schon vorher hatte Osman mehrere griechische Schlösser in der Nähe des bithynischen Olymp erobert. Jetzt machte er sich zum unabhängigen Fürsten der Umgegend des Olymp und schlug als solcher seine Residenz zu Jenischehr (Neustadt), zwischen Nicäa und Brussa, auf. Die unter den griechischen Befehlshabern der umliegenden festen Punkte herrschende Zwietracht begünstigte die Eroberung derselben. Es kam hinzu, daß der Kaiser Michael, der Paläologe, nach der Zurückeroberung Constantinopels von den

Franken, den Grenzbefehlshabern nicht nur den bisher genossenen Sold entzog, sondern sie sogar noch mit Auflagen plagte und dadurch thörichter Weise in ihnen die Neigung zur Vertheidigung der ihnen anvertrauten Vesten abkühlte. So konnte es schon 1301 in der Nähe von Nicomedien (bei Bapheum), also gleichsam im Angesichte von Constantinopel, zu einem Treffen zwischen Osman und den byzantinischen Leibwachen kommen, in welchem ersterer Sieger blieb. Dann siegte er 1307 sogar in offener Feldschlacht gegen den Befehlshaber von Brussa und gelangte dadurch in den Besitz der letztere wichtige Stadt schützenden nachbarlichen Schlösser, wagte auch hierauf die vor dem Eingange in den Meerbusen von Mudania (dem kianischen) liegende reiche Insel Kalolimne, das heutige Galios, wegzunehmen.

Die Osmanen legen großen Werth auf die prophetische Bedeutung von nachtweissagenden Träumen Ertoghrul's und Osman's. Dies beruht auf einer im Morgenlande allgemein verbreiteten Sitte, der deshalb hier ein Raum gegönnt werden mag. — Nach dem Worte Mohammed's des Propheten kommen „die guten Träume vom Herrn". Der Morgenschlaf ist der der wahren Zeit prophetischer Traumerscheinungen. Die romantische Sage bemächtigt sich bald der patriarchalischen Ueberlieferung; dichterische Kunst schmückt sie weiterhin aus. — Die Träume Ertoghrul's und Osman's scheinen dem bekannten Traume Jakobs nachgebildet zu sein, wie dies auch mit den Träumen des Großvaters des Cyrus, der Mutter des Dschengis-Chan u. s. w. der Fall gewesen sein mag. Sie thun dar, daß der Sinn für Prophezeiungen, der die Morgenländer seit der grauen Vorzeit her beherrscht, nicht untergegangen ist im Laufe der Jahrhunderte. Oft stützen sie sich auf geschichtliche Begebenheiten, oder stehen mit diesen in Zusammenhang. Der dort durch eine lebhafte Phantasie leichter entflammte Enthusiasmus, der an und für sich schon die Klarheit ruhigen, verständigen Nachdenkens stört, spornt, auf ein solches Gewebe von Wahrheit und Dichtung weiter bauend, zu großen und leidenschaftlichen Unternehmungen an, welche die Geschichte morgenländischer Völker ungleich häufiger durchziehen, als die der Abendländer. Ob und was der Traum Osman's, von einem aus seinen Lenden emporstrebenden Baume, der die Meere, Berge und Flüsse der Erde überschattete, wie ihn die meisten Werke über die Ge-

ſchichte der Osmanen wiedererzählen*), dazu beigetragen haben mag, ſeinen Enthuſiasmus zu entflammen, würde ſich freilich kaum durch Zeitgenoſſen haben nachweiſen laſſen.

Eine in der eigenen Familie verübte Mordthat Osman's wirft ein blutiges Streiflicht auf das in ihm lodernde wildbarbariſche Feuer, durch welches angeſtachelt er jeden ſich ihm entgegenſetzenden Widerſtandsverſuch augenblicklich niederzuwerfen vermocht wurde. Sein beinahe neunzig Jahre alter Oheim Dindar rieth nämlich einſt im Kriegsrathe, welchem Osman einen Plan zur Eroberung des dicht vor ſeiner Reſidenz (Jeniſchehr) liegenden Schloſſes Köpri-hiſſar vorgelegt hatte, zum Verſchieben der Ausführung. Wüthend über ſolche Durchkreuzung ſeines Lieblingsplanes, ſchoß Osman den klugen Alten auf der Stelle mit einem Pfeile nieder. Als Alexander der Macedonier ſich durch die an dem Sohne eines ſeiner Gefährten verübte ähnliche Mordthat beſudelte, war er durch Wein berauſcht. Osman aber war es durch ungebändigten Stolz und grenzenloſes Selbſtvertrauen, vor welchem jede Regung der Pietät verſtummen mußte. Sehr bezeichnend für die in den Osmanen vorherrſchenden Geſinnungen hierüber erſcheint es, daß osmaniſche Geſchichtsſchreiber, unter ihnen beſonders der berühmte Edris, jenen Familienmord zu den rühmlichen Thaten Osman's rechnen. So ſteht denn wirklich jene geſchichtlich conſtatirte Gräuelthat als blutiges Wahrzeichen an der Pforte des Einganges zur Geſchichte der osmaniſchen Dynaſtie; Bruder- und Vatermord ſind ſeitdem in ihr an der Tagesordnung geweſen. —

Dem Naturforſcher mag es auffallen, wie die Orientalen es dem Osman als einen körperlichen Vorzug anrechnen konnten, daß er lange, mit den Händen bis über die Kniee hinabreichende Arme hatte, obgleich dieſe eine Eigenthümlichkeit des Affengeſchlechtes bilden. Doch ſchon lange vor ihm war aus einer ſolchen Körpereigenſchaft dem perſiſchen Artaxerxes Longimanus Ruhm und Beiname erwachſen. Die in dieſer Weiſe erreichte Verkörperung der altrömiſchen Behauptung: Regibus longas esse manus — dürfte freilich nicht allenthalben eine gleich bereitwillige Anerkennung finden. Doch bei Osman galt ſogar die arabiſche Wort-

*) Vergl. z. B. v. Hammer, a. a. O. I. S. 47.

bedeutung der Wurzel ſeines Namens: „Beinbrecher“ — als günſtige Vorbedeutung *).

Osman nahm die beiden vornehmſten Souverainetätsrechte des Islam, die Erwähnung ſeines Namens im Kanzelgebete am Freitage und das Münzrecht, bei dem Tode Aladdin's II. des Seldſchuken, an. — Die Abkunft der Osmanen von den Seldſchuken, ihren Vorgängern, ſteht nicht blos durch jene hiſtoriſchen Data, ſondern auch durch Gleichheit der Sprache feſt. Die Sprache der heutigen Osmanen iſt nämlich die neu-türkiſche oder ſeldſchukiſche, im Gegenſatze zu der alt-türkiſchen oder tſchagataiſchen, d. h. der Sprache der Uiguren oder Usbegen, welche noch heute das öſtliche Turkiſtan bewohnen.

Orchan, oder Urchan, der älteſte Sohn Osman's, trat ſchon früh in die Fußtapfen des Vaters, dem er noch kurz vor ſeinem Tode die Genugthuung verſchaffte, im Jahre 1326 n. Chr. das lange vergeblich belagerte Bruſſa durch friedliches Uebereinkommen mit dem Befehlshaber der wichtigen Stadt einzunehmen. Dieſer zahlte für die Erlaubniß, frei nach Gemlik an das Meer abziehen zu dürfen, noch außerdem dreißigtauſend Ducaten. Die uralte Hauptſtadt der Könige Bithyniens wurde von jetzt an die Reſidenz der Osmanen; ſie blieb es bis zur Verlegung des Thronſitzes nach Adrianopel, mit welchem ſie fortan jenen Vorzug theilte.

Orchan, der blonde und blauäugige Sohn des ſchwarzen Osman, von der ſchönen Malchatun, war von hoher Statur und Stirn, mit breiter Bruſt und kräftiger Fauſt ausgeſtattet. Er war mit einem angebornen Muttermale unter dem rechten Ohre gezeichnet, was nach morgenländiſchem Schönheitsbegriffe als großer Vorzug gilt. Er ſcheint mit etwas milderen Geſinnungen die Herrſchaft angetreten zu haben, als ſein Vater. Nachdem ſein jüngerer Bruder Aladdin die ihm angebotene Hälfte der vom Vater zurückgelaſſenen Heerden beſcheiden ausgeſchlagen hatte, erhob ihn Orchan zu ſeinem Vezier. — Dieſer erwarb ſich durch Einführung einer geregelten Geſetzgebung und feſter Heeres-Einrichtung großes Verdienſt um das Aufblühen des türkiſchen Reiches. Beſonders bemerkenswerth bleibt aber die unter Orchan ſtattgehabte

*) Vergl. v. Hammer a. a. O. I. S. 64.

Begründung des ersten stehenden Heeres im Mittelalter. Carl VII. von Frankreich folgte damit erst um ein ganzes Jahrhundert später. Neben den turkomanischen Reitern, den Rennern oder Streifern, Akindschi, die nur zur Zeit kriegerischen Bedürfnisses einberufen wurden, formirte man jetzt zuerst stehend besoldete Fußtruppen, Piade oder Jaja, denen bald die Janitscharen (Jeni-Tscheri, d. h. neue Truppe) folgten, die so charakteristisch für das Türkenthum erscheinen, als daß sie nicht an diesem Orte etwas näher in's Auge gefaßt werden sollten.

Nur asiatische teuflische Grausamkeit konnte mit kalter Berechnung den furchtbaren Plan entwerfen, den besiegten und zu Sclaven herabgewürdigten Christen ihre Knaben gewaltsam zu entreißen, diesen schon früh mit den Eltern zugleich Religion und Vaterland zu rauben, sie dann zur Annahme des Islam zu zwingen und endlich zu Soldaten, als solche auch zu den wildesten Widersachern des Christenthums heranzuziehen. Was ließ sich nicht von Menschen erwarten, deren Brust durch das süße Gefühl der Liebe zu den Eltern, der Familie, dem Vaterlande nicht erwärmt, denen außerdem der wüthendste Religionshaß gegen Andersdenkende vom zartesten Lebensalter her methodisch, mit elserner Consequenz, eingeprägt worden war. Man versäumte dabei nicht, sie mit allmälig steigendem Solde und mit ausgezeichneter Verpflegung auszustatten. — Indessen wurden die geraubten Christenkinder nicht bloß zu Soldaten erzogen, sondern die Begabteren unter ihnen auch in den Civil-, sogar in den Kirchendienst entlassen. Dieselbe kaiserliche Hand jedoch, welche diese gläsernen Standbilder — so nennt sie ein türkisches Sprichwort — erhoben hatte, konnte sie auch, sobald sie mißfällig wurden, zerbrechen. — Den in der Erfahrung sich stets bewährenden Grundsatz, daß, wer gut fechtende Soldaten haben wolle, vor allen Dingen für ihren Magen sorgen müsse, erkannte man dort schon früh in solchem Grade an, daß die Offiziere der Janitscharen sogar ihre Namen nach Verpflegungs-Bedürfnissen führten. Der Oberste des Regiments (der „Kammer") hieß z. B. Tschorbadschi, d. h. der Suppenmacher, die nach ihm folgenden Oberoffiziere „der oberste Koch", „der Wasserträger" u. s. w. Der Fleischkessel diente nicht bloß zum Mittelpunkte der Versammlung während des Essens, sondern auch während der Berathung. Unser civilisirtes Zeitalter mag über solche

Gebrauche ſtarke Heiterkeit empfinden; daß ſie aber ſehr geeignet waren, für rohe Menſchen ein kräftiges argumentum ad hominem abzugeben, läßt ſich dennoch nicht in Abrede ſtellen. In dem türkiſchen Ogusname (der Väter Worte) findet ſich der Spruch: „Dem, der mit dem Löffel Speiſe austheilt, ſtich mit dem Löffel die Augen nicht aus.“ Hatten doch auch ſchon die Römer ihr: „Bovi trituranti os ne clauseris.“ — Erwägt man ferner, daß der gemeine Janitſchar nicht bloß wohlbegründete Ausſicht hatte, durch Tapferkeit zu den höchſten Ehrenſtellen aufzuſteigen, in ſpäteren Zeiten ſogar Einfluß auf die Thronfolge und die oberſten Regierungsbeamten auszuüben, ſo erſcheint es erklärlich, wie hier durch klug berechnete Zuſammenfügung mächtig auf die Menſchen wirkender Motive die großen Erfolge der türkiſchen Heere, äußerſt zweckmäßig vorbereitet, die Söldner des altersſchwachen Europa's dagegen mehrere Jahrhunderte lang durch die jugendlich wilde Kraft jenen in Erſtaunen geſetzt und erſchüttert werden konnten. — Die Zahl der alljährlich zu ſolchem Zweck ausgehobenen Chriſtenknaben betrug anfänglich tauſend, unter Mohammed II., dem Eroberer Conſtantinopels, zwölftauſend, unter Mohammed IV. vierzigtauſend. Unter des Letzteren Regierung fing man an, die eigenen Kinder der Janitſcharen zu Hülfe zu nehmen, und von dieſer Zeit an datirt der Verfall der ſonſt ſo mächtigen Inſtitution, der von da ab die frühere ununterbrochene Verjüngung durch eltern- und heimathloſe Menſchen fehlte. In demſelben Maße, als ihre Energie nach außen hin abnahm, ſteigerte ſich die nach innen gerichtete Thätigkeit und ihr Uebermuth. — Nach Art der römiſchen Prätorianer maßten ſie ſich allmälig die Herrſchaft über das Staatsoberhaupt an, ſetzten Sultane ab und wählten Andere an ihre Stelle. So unerträglich war endlich ihre Anmaßung geworden, daß Sultan Mahmud endlich 1826 ihre Vernichtung beſchloß. Mangel an Disciplin und zahlloſe Beeinträchtigungen der ruhigen Einwohner in ihrem rechtlichen Erwerbe hatten ihnen längſt ſchon den allgemeinen Haß zugezogen, als ſie ſich endlich in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni 1826 auf dem At-Meidan (dem alten Hippodrom) verſammelten, um von dem Sultan die Beſeitigung der ihnen ſeit drei Tagen zugeſchickten egyptiſchen Inſtructions-Offiziere zu verlangen. Gütliche Aufforderungen, zum Gehorſam zurückzukehren, blieben ohne Erfolg; als Antwort darauf zerſtörten ſie den Palaſt des

Großveziers. Da ließ man die auf ſie gerichteten Geſchütze wirken; ein Theil von ihnen ſuchte ſich nun vergebens in die Kaſernen zu retten, die man anzündete. Man berechnet, daß 5- bis 6000 Janitſcharen an dieſem und dem nächſtfolgenden Tage theils niedergeſchoſſen, theils verbrannt, theils hingerichtet worden ſind; 15,000 wurden nach Aſien exilirt. Sultan Mahmud ließ ſich vom Zorn gegen ſie ſo weit fortreißen, daß auf ſeinen Befehl den Grabſteinen der Janitſcharen auf dem großen Begräbnißplatze zu Scutari der mit dem Turban gezierte Kopf abgeſchlagen wurde; noch heute bezeugen die verſtümmelten und herumliegenden Steine dort, daß der Grundſatz, von den Todten nur Gutes zu ſprechen, dem Sultan fremd war, obgleich doch die Osmanen die Gräber ihrer Vorfahren heilig zu halten pflegen.

Jouannin und van Gaver geben eine gedrängte aber genügende Ueberſicht jenes geſchichtlich bedeutenden Ereigniſſes*).

Bis zu dem tragiſchen Ende der Janitſcharen hin überboten ſich die osmaniſcher Geſchichteſchreiber einſtimmig in anerkennenden Ausſprüchen über die Weisheit jener Inſtitution. Nach ihrer blutigen Vertilgung wagt kaum noch einer von ihnen zu ſprechen; aber die orthodoxen Türken, welchen die Geſchichte ihres Stammes nicht ganz fremd iſt, werfen ſehnſüchtige Rückblicke auf jene Zeiten, in denen die Janitſcharen ihre ſiegreichen Waffen bis nach Wien tragen durften und das Abendland vor ihnen zitterte.

Die oben erwähnten Piade wurden noch unter Orchan mit Landgütern belehnt und übernahmen damit die Verpflichtung, während des Krieges dem Heere die Straßen und Brücken zu bauen, auch bei Belagerungen dienſtbar zu ſein. Sie gaben alſo ſchon ein Vorbild für unſere Pioniere. Auch dieſe Inſtitution verfiel ſpäter; mit den frei gewordenen Gütern belehnte man verdiente Janitſcharen-Offiziere. — Eine entfernte Aehnlichkeit mit ihnen haben die ruſſiſchen Militär-Colonien unſerer Tage gehabt. Doch auch ſie ſcheinen bekanntlich den von ihnen gehegten Erwartungen nicht entſprochen zu haben.

Der einzige Verſuch, den griechiſcher Seits der Kaiſer Andronikus der Jüngere im Jahre 1330 machte, ſich den Osmanen entgegen zu ſtellen und namentlich das längſt bedrängte hochwichtige

*) Turquie. Paris, 1840. pag. 402. sq.

Nicäa zu retten, lief traurig ab. Das Gefecht bei Pelekanon (dem heutigen Maltepeh) endete mit einem Rückzuge; auf diesem wurden die verwirrt ziehenden Griechen bei Philokrene (Tawschandschil) von den Reitern Orchans ereilt und mit bedeutendem Verluste geschlagen. Bald hernach fiel das durch Hunger und Pest erschöpfte Nicäa zum dritten Male mittelst Vertrages in die Hände der Türken. Seine festen hohen Mauern hatten aber früher, von diesen vertheidigt, dem großen Heere der Kreuzfahrer und den berühmtesten christlichen Führern der damaligen Zeit sieben Wochen lang widerstanden. Nach jenen Vorfällen verhielt sich Orchan ruhig. Außer den erwähnten Staatseinrichtungen beschäftigten ihn die Gründung von Schulen, Moscheen, Klöstern und Armenküchen, zuerst 1327 zu Aidos nach dessen Eroberung, dann drei Jahre später zu Nicäa, endlich 1335 zu Brussa. — Als er 60 Jahre alt war, warb er um die Tochter des Kaisers Kantakuzeno; er scheint durch die 1346 wirklich erfolgte feierliche Vermählung mit der Prinzessin Theodora von weiteren Unternehmungen gegen die Christen persönlich abgehalten worden zu sein. Doch war er nicht im Stande, den räuberischen Ueberfällen seiner wilden Osmanen genügend zu wehren, die schon 1348, fortan aber immer häufiger die gewohnten Uebergänge über den Hellespont nach Europa fortsetzten und mit Beute beladen zurückzukehren pflegten.

Für die Geschichte der Dobrudscha ist es wichtig, daß der erste türkische Versuch, sich in Europa anzusiedeln, dieser Landschaft sich zuwendete, die im letzten Kriege durch Unvorsichtigkeit französischer, nicht minder auch russischer Führer, einen so unheilvollen klimatischen Einfluß auf die dorthin geführten Heeressäulen ausgeübt hat. Zehn- bis zwölftausend Turkmanen setzten sich 1263 n. Chr. unter Anführung von Saltukdede am westlichen Ufer des schwarzen Meeres fest. Mit ihrer Hülfe streifte hernach Berkechan, der Beherrscher der Tartaren der Krim, bis unter die Mauern Constantinopels, führte aber später die ganze Colonie mit sich nach der Krim zurück, — wie 1855 umgekehrt die Türken eine tartarische Colonie aus der Krim nach der Dobrudscha übergesiedelt haben. — Jener „heilige Saru Saltukdede" hat zugleich eine Geschichte der Seldschuken verfaßt, die einen Theil des ältesten, unter dem Namen „Ogusname" berühmten türkischen

Sitten- und Geschichtsbuches ausmacht*). — Erst 1307 folgte ein zweiter Uebergang. Diesmal waren es die, durch den griechischen Kaiser bedrängten Katalanen (Almogavaren, Mygabaren), welche den aus den Trümmern des Seldschuken-Reiches in ähnlicher Art wie Osman hervorgegangenen Herrscher von Aidin um Hülfe ersuchten. Dreitausend Turkmanen gingen nahe bei Constantinopel nach Europa über; sie, und der Verrath der Turkopolen, d. h. zum Christenthum bekehrten Türken, im Heere des Kaisers, bewirkten für diesen den Verlust der Schlacht von Kypsella (jetzt Ypsala), nach welcher die Türken Thracien, von Rodosto bis Bisa am schwarzen Meere durchstreiften. Der Kaiser Andronikus wußte sich ihrer nicht anders zu erwehren, als daß er eine Mauer vom Gebirge bis an's Meer zog. Besser gelang dies den Katalanen, die die Führer der Türken hinrichteten, — so wie dem König der Serben, Milutin Urosch, der 1500 in seinen Sold übergetretene, später sich wider ihn empörende Türken großentheils niederhauen ließ und die Uebriggebliebenen zwang, nach Kleinasien zurückzukehren.

Der erste Zug osmanischer Türken fällt in das Jahr 1321; sie setzten nach der thracischen und macedonischen Küste über und brachten brennend und verheerend Städte und Land achtzehn Monate lang in schweren Verlust. Als aber der Kaiser Andronikus der Aeltere sich nicht scheute, gegen seinen empörten Enkel Andronikus den Jüngeren im Jahre 1327 die Osmanen zu Hülfe zu rufen, — dieser dagegen in Folge dessen sich mit den turkmanischen Beherrschern Joniens und Lydiens verbündete, da erschien ihr Eindringen in Europa durch die christlichen Herrscher selbst genügend gerechtfertigt. Fortan kann es nicht mehr befremden, daß die Osmanen aus der heillosen Verwirrung des tief demoralisirten griechischen Kaiserreiches Nutzen zu ziehen strebten. Es muß vielmehr Verwunderung erregen, daß die Reste des zusammenbrechenden Staates sich noch über ein Jahrhundert lang nach der letzterwähnten unheilvollen Katastrophe aufrecht zu erhalten vermochten, wenngleich nur in der Metropole concentrirt.

Ein solches Hülfsbegehren Kantakuzeno's war es auch, dem Orchan 1349 Folge leistete, als er dem Schwiegervater Hülfs-

*) Vergl. Eichhorn, Geschichte der Literatur. 3. Bd. 2. Abth. Göttingen, 1812. S. 1107.

truppen gegen die Serben unter seines Sohnes Suleiman Befehl sendete. Die Serben wurden besiegt. Dies hinderte indessen nicht, daß Orchan schon 1353, durch genuesisches Gold gewonnen, den Genuesen gegen den Kaiser, in der Vorstadt der kaiserlichen Residenz zu Galata thätig beistand. Von da ab leistete er bald seinem Schwager Joannes dem Paläologen, dem Mitregenten Kantakuzeno's, bald diesem, seinem Schwiegervater, Hülfe. Diese zweideutige Politik Orchan's macht es sehr wahrscheinlich, daß er den Plan seines Sohnes Suleiman, auf europäischem Boden festen Fuß zu fassen, gutgeheißen und befördert habe. Dieser setzte nämlich im Jahre 1356 von Cyzikus aus über den Hellespont, überrumpelte das feste Schloß Tzympe oberhalb Gallipoli und ließ von dort aus, durch ein heftiges Erdbeben unterstützt, seine Gefährten durch die geborstenen Mauern der nachbarlichen Städte in diese eindringen und sie besetzen. Außer Gallipoli fielen Rodosto, Ipsala, Konur und Bulair noch während des nämlichen Jahres in ihre Hände. Indem Kantakuzeno und sein Mündel Joannes um die griechische Herrschaft stritten, strömten stets neue Horden von Türken und Arabern über den Hellespont, oft nur um im Sommer zu rauben und zu zerstören und dann im Winter mit ihrer Beute nach Asien zurückzukehren. Suleiman aber stürzte 1358 auf der Jagd so, daß er zur Stelle todt blieb. Diesem Sohne hatte Orchan, sowie früher seinem Bruder Aladdin, die Würde eines Pascha verliehen. Das persische Pai Schah, aus welchem das Wort zusammengezogen entstanden, heißt Fuß des Schah's*). Nach altpersischer Sitte hatte man nämlich dort die hohen Staatsbeamten Füße, Hände, Augen und Ohren des Herrschers genannt.

Orchan selbst starb, 75 Jahre alt, im Jahre 1359. Ihm folgte sein zweiter Sohn Murad I. (Amurat I.). Als Krieger hat er sich durch weitausgedehnte Eroberungen in Europa bekannt gemacht, die ihm durch die Feigheit und Zwietracht der gesunkenen Griechen leicht wurden. An humaner Bildung erreichte er aber weder den Vater, noch die meisten seiner Nachfolger. Er scheint zuerst die in rothe Dinte getauchte Hand anstatt des Namenszuges unter amtliche Actenstücke gedruckt zu haben; die Gelehrten wanderten unter ihm aus seinem Reiche aus. Doch baute er nach-

*) Vergl. v. Hammer. I. S. 157.

ahmend Moſcheen und Collegien, z. B. die durch eine eigenthümliche architektoniſche Verbindung beider ausgezeichnete große Moſchee zu Tſchekirghe bei Bruſſa, verſah auch das berühmte alte griechiſche Bad daſelbſt mit einem neuen Dom, indem er ſich dazu eines muſelmänniſchen (wahrſcheinlich griechiſchen) Baumeiſters bediente.

Für ganz Europa mußte es bedeutungsvoll erſcheinen, daß die zweite Stadt des griechiſchen Reiches in Europa, Adrianopel, 1361 ohne ernſte Vertheidigung in die Hände Murad's fiel. Durch einen ſeiner Heerführer, Lalaſchahin, waren die Griechen vor der Stadt geſchlagen worden und ihr feiger Befehlshaber darauf entflohen. Nachdem dieſe durch Natur und Kunſt reich ausgeſtattete Vormauer Conſtantinopels, die zweite Stadt des Reiches, nicht hatte erhalten werden können, ließ ſich der nachfolgende Fall der Hauptſtadt ſelbſt bereits mit Sicherheit vorherſehen. Murad begriff die Wichtigkeit der neuen Eroberung vollkommen, indem er ſeine Reſidenz 1365 nach Adrianopel verlegte; zwei Jahre vorher war ſeine Macht in Europa nämlich noch durch eine Niederlage der gegen ihn verbündeten Serben, Ungarn, Bosnier und Walachen befeſtigt worden, aus der der König Ludwig von Ungarn ſein Leben nur kümmerlich gerettet hatte. Lalaſchahin hatte indeſſen Philippopolis (Filibe) beſetzt und ſich von dort aus der Bergpäſſe des Balkan (Haemus, Orbelos, Soardus der Alten, — Schardagh, Egriſſudagh der Türken) bemächtigt. Die damals wichtige Stadt Ginstendil (ehedem Ulpiana) wurde 1371 von einem bulgariſchen Fürſten gegen Erlaſſung des Tributs übergeben, das ſehr feſte Naiſſos, das heutige Niſſa, der Geburtsort Conſtantin I., durch 25-tägige Belagerung genommen; das noch feſtere Sofia folgte 1382 durch Liſt nach mehrtägiger Einſchließung. Schon dehnte ſich des Sultans Macht vom ſchwarzen Meere bis zum ägeiſchen, über den größten Theil Bulgariens und Thraciens, aus, als die türkiſche Macht eine neue Gewähr erhielt durch die 1389 gegen den Kral der Serben, Lazar und deſſen Bundesgenoſſen, die Bosnier und Bulgaren, auf dem Felde von Koſſowa gewonnene entſcheidende Schlacht. Mit ihr ſchloß jedoch zugleich die Laufbahn Murad's ab, der hier durch die kühne That des ſich opfernden Serben Miloſch Kobilovich fiel, der in ſerbiſchen National-Liedern noch heute gefeiert wird.

Bajazid Yilderim (d. h. der Wetterſtrahl), der älteſte Sohn Murad's, beſiegelte die Thronbeſteigung ſogleich durch den Mord ſeines Bruders Jacub, obgleich dieſer neben ihm ſoeben in der Schlacht geſiegt hatte. Dieſe barbariſche Sitte des Brudermordes wurde durch osmaniſche Geſetzes-Gelehrte ſogar mittelſt des ſophiſtiſchen Grundes vertheidigt, daß „Gottes Schatten auf Erden, der Herrſcher der Gläubigen, ebenſo ohne Nebenbuhler, einzig, auf dem Throne ſitzen müſſe, als Gott ſelbſt, denn „Unruhe ſei ärger als Hinrichtung.“ Eine Jahrhunderte lang fortgeſponnene Reihe von Brudermorden iſt jenem gefolgt; es deutete ſchon auf ungleich humanere Geſinnungen hin, wenn bei der Thronbeſteigung die Brüder des Regenten blos eingeſperrt oder exilirt wurden, z. B. nach den Prinzen-Inſeln.

Ein wahres Jammerbild ſclaviſcher Verworfenheit bot ſich dem Bajazid von Seiten der griechiſchen Herrſcherfamilie bald nach jener blutigen That dar. Der Kaiſer Joannes der Paläologe hatte ſeinen rebelliſchen Sohn Andronikus, ſowie deſſen Sohn (ſeinen Enkel) Joannes, nach dem Rathe von Murad, blenden laſſen, weil beide mit des letzteren Sohn Saudſchi ein Complot zur Thronentſetzung der Väter geſchloſſen hatten. Die durch heißen Eſſig nur unvollkommen geblendeten Rebellen wendeten ſich an Bajazid um Hülfe. Dieſer begab ſich, um Nutzen aus dem Zwiſt zu ziehen, mit 10,000 Kriegern nach Conſtantinopel, fing den Kaiſer ſammt ſeinem Sohne Manuel, ſetzte den Andronikus auf den Thron, der nun ſeinerſeits den Vater wieder mit dem Bruder einkerkern ließ, auch dem Bajazid einen jährlichen Tribut von vielen Zentnern Silbers und Goldes entrichtete. Der Vater entkam indeſſen mit Manuel aus dem Kerker, floh zu Bajazid und verſprach dieſem nicht bloß denſelben jährlichen Tribut an Silber und Gold, welchen Andronikus bereits zahlte, ſondern auch außerdem in jedem Frühjahre mit 12,000 Kriegern ſich vor dem osmaniſchen Herrſcher zu deſſen Dienſte zu ſtellen. Dieſer Vertrag wurde beſchworen, worauf dann der alte Kaiſer wieder auf den Thron geſetzt, neben ihm aber auch ſein Sohn Manuel zugleich gekrönt wurde. Andronikus aber erhielt zur Abfindung den kleinen Reſt des griechiſchen Staates, der außerhalb Conſtantinopel noch übrig war. — Doch die Schande ſollte bald noch gehäuft werden. Bajazid beſchloß, die einzige damals in Aſien noch übrige griechiſche Beſitzung, die

feste Stadt Philadelphia, jetzt Alaschehr, durch seine neuen Bundesgenossen einzunehmen. Der griechische Befehlshaber, ehrenhafter als sein slavischer Kaiser, versicherte, die Stadt nicht an barbarische Türken übergeben zu wollen. Da erstürmten Griechen unter des Kaisers Befehl die griechische Stadt und lieferten sie darauf den Barbaren aus. Mit jenen Schandthaten war nun das Maß griechischer Verworfenheit überfüllt; die faule Frucht war zum Abfallen längst reif. Kaum verlohnt es sich der Mühe, von da ab das widrige Schauspiel der letzten Zuckungen des hinsterbenden Leichnam's des griechischen Kaiserreiches noch zu verfolgen.

Nachdem Bajazid fortgefahren hatte, seine Besitzungen in Asien weithin auszudehnen, auch selbst Konia, die ehemalige Residenz der seldschukischen Khalifen, in seine Hände gefallen war, sammelte er ein großes Heer, um nach Europa überzugehen und dort die Eroberungen fortzusetzen. Zu spät schien es dem Kaiser Joannes an der Zeit zu sein, die Befestigungen Constantinopel's zu verstärken; er baute zwei neue starke Thürme aus drei zu dem Zwecke niedergerissenen Kirchen. Als Bajazid hiervon Kunde bekam, befahl er ihm, die Thürme wieder zu schleifen, widrigenfalls er ihm seinen Sohn Manuel, der sich in Brussa aufhielt, mit ausgestochenen Augen zurückschicken würde. Joannes gehorchte, starb aber 1391 aus Gram. Manuel entfloh den Türken und gelangte nach Constantinopel, welches hierauf von dem Heere Bajazid's sieben Jahre lang eingeschlossen wurde. In demselben Jahre wurde auch die Walachei den Türken zuerst tributpflichtig.

Noch einmal flammte Bajazid's Glücksstern hoch auf, als der König Sigismund von Ungarn, dem ihm drohenden Ungewitter zuvorzukommen, ein großes Heer zusammen gebracht hatte. Der König von Frankreich sendete die Blüthe französischer Ritterschaft unter erfahrenen und tapferen Führern zu Hülfe. Ihnen schlossen sich Friedrich Graf zu Hohenzollern mit deutschen Heeren, der Großmeister der Johanniter von Rhodos her, bairische Ritter unter Anführung des Kurfürsten von der Pfalz u. s. w. an. Bei Nicopolis erfolgte 1396 der blutige Zusammenstoß. Sechzigtausend Türken bedeckten das Schlachtfeld, und dennoch wurde das christliche Heer in wilde Flucht aufgelöst.

Durch sein Glück übermüthig gemacht, schwelgte hierauf Bajazid zu Brussa in einem bei den Osmanen bis dahin unerhört

gewesenen Luxus; auch dem Wein fröhnte er, seinen Gläubigen zum Aerger. Da zog in Timur (Tamerleng, Tamerlan) ein drohendes Ungewitter gegen ihn heran; verblendet, wie er war, schätzte er es gering. Im Jahre 1402 kam es bei Angora zwischen den Tartaren und den Osmanen zur Schlacht. Die letzteren wurden geschlagen und Bajazid gerieth mit seinem Sohne Musa und den vornehmsten Offizieren seines Hofes in Gefangenschaft, in der er 1403 starb.

Dem Tode Bajazid's folgte ein zehnjähriges Interregnum, während welches die aus der Schlacht bei Angora entkommenen vier Söhne desselben, Suleiman, Isa, Musa und Mohammed um die Herrschaft in Asien und Europa kämpften, bis endlich der letztere den Sieg über die Brüder davon trug. Hierbei wurde er von den christlichen Serben unter ihrem tapferen Kral Stephan unterstützt, dem auch schon bei Angora die Rettung der Reste des osmanischen Heeres großentheils zu danken war. Selbst nach seinem über Musa, den letzten der Brüder, bei Tschamurli im Jahre 1413 erfochtenen Siege hatte Mohammed, während seiner nachfolgenden achtjährigen Alleinherrschaft, hauptsächlich gegen Empörungen zu kämpfen. Der Kaiser Manuel, der zehn Jahre lang im westlichen Europa herumgereiset war, um Unterstützung gegen die Osmanen zu erbitten, deren er sich so unwürdig gezeigt hatte, war nach Constantinopel zurückgekehrt. Mit reicher Lebenserfahrung ausgestattet, würde er jetzt den blutigen Bruderzwist zur Wiedereroberung der verlorenen Macht vortheilhaft haben benutzen können. Großer Entschlüsse unfähig, fuhr er statt dessen fort, die bisher befolgte perfide griechische Politik beizubehalten. Er verband und verschwägerte sich mit Suleiman, den er in seine Residenz aufnahm, rief aber, nach des letzteren Fall, Mohammed aus Brussa gegen Musa nach Europa zu Hülfe, — zur Selbsterhebung zu ohnmächtig. Auch die abendländischen Christen ließen sich durch Kirchenspaltungen und innere Streitigkeiten abhalten, gegen die Wiedervereinigung der feindlichen Brüder aufzutreten. Hätten sie die Meerenge von Gallipoli mit einer verbündeten Flotte besetzt, so würden die Osmanen, wenigstens in Europa, bald vertilgt gewesen sein. Aber sie genossen der augenblicklichen Ruhe, ohne an die Zukunft zu denken. Glücklich für den schwachen Kaiser war Mohammed I., Tschelebi, ebenso an humaner gei-

ſtiger Bildung, wie an körperlicher Kraft und Wohlgeſtalt ausgezeichnet; er zeigte ſich ſtets als Freund der Griechen und hielt ſeine Bündniſſe mit Treue aufrecht. Das Kaiſerreich athmete noch einmal freier auf. Als aber Mohammed I. geſtorben war und ſein Sohn Murad II. im Jahre 1421 den Thron beſtiegen hatte, erſchien es der griechiſchen Politik geeignet, ihm den Thronanmaßer Muſtapha, der ſich den bei Angora verloren gegangenen älteren Bruder Murad's nannte, entgegen zu ſtellen. Muſtapha aber wurde mit Hülfe der Genueſer, welche Murad und ſein Heer auf ſieben Galeeren, von ihrer aſiatiſchen Colonie zu Phocaea aus, nach Europa überſetzten, geſchlagen und aufgehängt. Zweitauſend Italiener begleiteten ihn ſogar zur Eroberung von Adrianopel. Zur Vergeltung wurde bald darauf Phocaea von den Türken zerſtört. — Schon 1422 belagerte Murad II. Conſtantinopel zwei Monate lang, um den Kaiſer Manuel für ſeine Aufwiegelung zu ſtrafen. Doch wurde er durch die für ihr Leben ſtreitenden Einwohner damals noch zurückgetrieben, obgleich die Türken ſich hierbei zum erſten Male des Geſchützes bedienten, welches Genueſer ihnen zugeführt hatten. Manuel, dem Tode nahe, theilte aber nun thörichter Weiſe ſein Reich unter ſieben Söhne, deren älteſter Joannes, Conſtantinopel erhielt. — In dieſer Zerſplitterung wurden die Griechen nur noch durch die Angriffe aufrecht erhalten, welche die Ungarn, Polen, Serben, Walachen und deutſche Kreuzfahrer gegen die Türken richteten. Unter des tapfern Hunyad Leitung überſtiegen ſie gegen Weihnachten 1443 den durch Eis und Schnee verſperrten ſteilen Slatina-Paß des Hämus und ſchlugen die Türken auf den Feldern von Jalovaz. Der König Wladislaus war hierbei zugegen; dieſer ſchloß im folgenden Jahre, nachdem Murad eine Geſandtſchaft zu ihm nach Szegedin geſchickt hatte, einen für Ungarn vortheilhaften Frieden ab, der von beiden Seiten feierlich beſchworen wurde. Schon zehn Tage nachher wußte aber der päpſtliche Legat, Cardinal Julian Ceſarini, den König zum Bruche des Friedens zu bewegen, indem er dieſem vorſtelle, daß ein ohne Zuſtimmung der apoſtoliſchen Kirche mit Ungläubigen geſchloſſener Friede ungültig und rechtlos ſei. Die wahre Urſache der Aufwiegelung zum neuen Kriege lag aber in der durch den Kaiſer Johann dem Paläologen eingeſendeten Nachricht von Aufſtänden in Aſien, mit deren Bekämpfung der Sultan hinlänglich

beſchäftigt ſei, ſowie die Ankunft eines Haufens von Kreuzfahrern an der Donau und der päpſtlichen Flotte im Hellespont. So gab denn ein in Folge deſſen unternommener unkluger Zug des chriſtlichen Heeres längs der Donau durch Bulgarien bis nach Varna dem Sultan Gelegenheit, die bei Jalovaz erlittene Schmach zu rächen. Das chriſtliche Heer war nämlich ſchwach an Zahl der Streiter, aber reich an vornehmen Geiſtlichen, unter denen ein Cardinal und zwei Biſchöfe. Murad ſchlug im Juli 1444 dieſes Heer bei Varna; der König Wladislaus und die Geiſtlichen fielen unter dem türkiſchen Schwerte, Hunyades entkam.

Unter Murad II. fing die türkiſche Sprache an, ſich auszubilden, wozu er dadurch beitrug, daß er Geſchichtsſchreiber und Dichter beauftragte, ihre Werke niederzuſchreiben und ſie belohnte. Auch übte er ſelbſt die Dichtkunſt und verſammelte zweimal wöchentlich Gelehrte und Dichter bei ſich, um in ſeiner Gegenwart wiſſenſchaftliche Gegenſtände verhandeln zu laſſen. Doch ſelbſt der grauſame Timur (Tamerlan) ließ ſich witzige Einfälle und Scherze der Dichter und Gelehrten gern gefallen, erkannte ſie auch durch Belohnungen an. — Zweimal legte indeſſen Murad die Regierungsgeſchäfte in des Sohnes Hand, ohne deshalb Verjagung vom Throne zu fürchten, und eben ſo wenig nahm er zu der barbariſchen Sitte des Brudermordes die Zuflucht.

Mohammed II., der einundzwanzigjährige Sohn Murad's, beſtieg den durch des letzteren Tod erledigten Thron im Februar 1451. Schon im März 1452 begann er den Bau eines feſten Schloſſes auf der europäiſchen Seite des Bosporus. Ohne die geringſte Rückſicht auf des Kaiſers Conſtantin des Paläologen Gegenvorſtellungen zu nehmen, vollendete er es in drei Monaten; der Krieg ſelbſt begann ſchon im Juni, veranlaßt durch die Verheerungen der Türken im nächſten Umfange der griechiſchen Reſidenz. Der Paläologe kämpfte jetzt mit dem ſiebenten Osmanen um den Beſitz von Conſtantinopel, dem Schlüſſel des Orients. — Am 6. April 1453 erſchien endlich Mohammed II. vor den Mauern Conſtantinopel's mit einer Armee, deren Kopfzahl auf 250,000 berechnet ward. Zur Vertheidigung der Stadt hatte der ohnmächtige Kaiſer kaum 5000 Griechen zuſammenbringen können. Durch Fremde, großentheils Venetianer und Genueſer, wurde die ſchwache Beſatzung bis auf 7—8000 Mann ergänzt. Auch waren

unter den Befehlshabern der zwölf Hauptposten der Vertheidigung nur zwei Griechen; die übrigen waren Venetianer, Genueser, Spanier, ein russischer Cardinal, ein Deutscher (Johann Grant, ein Geschützkundiger) und ein Dalmatier. — Noch einmal lächelte den Griechen die Sonne des Sieges; am 15. April wurden 150 türkische Schiffe von einem großen griechischen und vier genuesischen Schiffen geschlagen und zum Theil verbrannt. Mohammed wußte darauf aber achtzig seiner Schiffe über das feste Land auf einer hölzernen mit Fett bestrichenen Bahn in den Hafen des goldenen Horn's zu schaffen, um die geängstigte Stadt auch von dieser Seite anzugreifen, — wie dies durch ein ähnliches Manöver schon vor ihm an anderen Orten ausgeführt worden war. — Am 29. Mai, nach siebenwöchentlicher Belagerung, erstürmte Mohammed endlich die tapfer vertheidigten Mauern. Constantin, der im Augenblicke der dringenden Gefahr, leider zu spät, viel Entschlossenheit und Muth gezeigt hatte, fiel fechtend; Mohammed zog erst ein, als die Seinigen ihm eine sichere Bahn gebrochen hatten und überlieferte die Stadt der Plünderung, die Gefangenen der Sclaverei, erhielt aber die kaiserlichen Paläste und die Kirchen für sich.

Das alte Byzanz gerieth somit 1125 Jahre nach seiner Neubegründung durch Constantin I., nach neunundzwanzig seit ihrer ersten Begründung ausgehaltenen Belagerungen, von denen sieben frühere ihren Fall nach sich gezogen hatten, durch die achte und bis jetzt letzte in die Hände der Türken. Ihnen ist dieser Edelstein unter den Städten Europa's, die Erdtheilscheidende, durch die stete Zwietracht der Christen bis heute verblieben. Kraft ihres Besitzes durften die Türken es wagen, in das Herz von Europa bis nach Wien, mit ihren herumstreifenden Reutern sogar bis in die Gegend von Regensburg, vorzudringen. Die Griechen hatten durch ihre schwächliche Verkommenheit und Feigheit den tiefen Fall längst schon vollkommen verdient. Dennoch hatte am meisten der entartete griechische Hof mit seinen den Türken schon früh Tribut zahlenden, sogar an ihrer Pforte in Asien zu Diensten herabgewürdigten, Herrschern hierzu beigetragen. Die Humanität aber verhüllt dort gern ihr Antlitz, um nicht Zeuge zu sein von der Zerstörung und Entvölkerung, welche eine barbarische Nation über Länder gebracht hat, die Gott zu Paradiesen für die Menschen geschaffen zu haben schien. Indessen — hätten weichliche Klagen über das tiefe

Hinsinken der reichsten Erdstriche zu Wüsteneien und Einöden irgendwie Nutzen bringen können, so wären diese freilich schon längst aus der Barbarei gerettet. An Thatkraft zum Widerstande fehlte es aber nicht blos damals. Auch in den folgenden Jahrhunderten sehnte sich Europa's Orient vergebens nach genügend energischer Hülfe. Indem man noch heute ein Gleichgewicht unter den Mächten Europa's erhalten zu müssen wähnt, welches noch nie bestanden hat, auch ebenso wenig künftighin wird beschafft werden können, dürften die herrlichsten Länder der Erde ihrer Auferstehung von einem tiefen physischen und moralischen Siechthum lange noch traurig entgegensehen müssen. Hier aber galt es nicht, alte Klagelieder zu wiederholen, sondern nur den allmähligen Untergang des griechischen Kaiserreiches sammt der Erhebung des Osmanenreiches auf den Trümmern jenes, historisch kurz anzudeuten, um von dieser sicheren Grundlage aus Anknüpfungspunkte für später zu entwickelnde Folgesätze zu begründen. Wie das Osmanenreich sich nach der Besitznahme des griechischen Kaiserthum's weiter in Europa befestigt hat, wie es diesem seine Central-Lebensader, die Donau, umgarnen und gleichsam abbinden konnte, liegt nicht in der Absicht, an diesem Orte geschichtlich zu verfolgen.

Charakteristik. — Wer die aus der Geschichte der Osmanen bis zu ihrer Eroberung Constantinopel's hervortretenden Charakterzüge besonnen verfolgt, und gegenwärtig, nachdem sich jener Edelstein unter den Städten Europa's 400 Jahre lang in den Händen der Türken befunden hat, diese besucht, und ihnen die Züge abzulauschen trachtet, durch welche sie sich von andern Völkern unterscheiden, mit denen sie in so nahe Berührung getreten sind, — der wird über die Kluft staunen müssen, welche sich zwischen dem Volke von ehedem und von jetzt aufgethan hat. „Suche nicht die Freundschaft der Ungläubigen, du wirst sonst ihnen gleichen; meide sie, sie könnten dich verwirren.“ So schreibt der Koran vor. Aber so sehr auch die Türken ihrer großen Mehrzahl nach sich bemühen mochten, das Wort des Propheten zu befolgen, so ist ihnen dies doch im Laufe der Zeit immer weniger, am wenigsten jüngsthin gelungen, als französische und englische Heeresmassen Ungläubiger nicht nur vor ihren Augen vorüberzogen, sondern selbst als Freunde des Padischa in dessen Residenzstadt verweilten, — ja noch mehr — für ihn kämpften. Der von religiösem

Fanatismus berauſchte wilde Barbar, der das neue Rom ſtürmte und ſtürzte, ſitzt jetzt kauernd, total umgewandelt, — wo irgend möglich — vom Morgen bis zum Abend auf den Ferſen, um Rauchwolken von ſich zu blaſen!

Schon die äußere Form hat eine frappante Umgeſtaltung erfahren. Wer in den erſten Jahrzehnden des laufenden Jahrhunderts die Türken als Männer kennen gelernt hat, die durch langen Bart, Turban auf dem Kopfe, weiten pelzverbrämten Kaftan, Pantoffeln au den nackten Füßen ausgezeichnet ſind, mag nicht wenig betroffen ſein, dieſelben Männer jetzt zu Tauſenden in eng anliegendem Tuchrocke, Pantalons mit Stiefeln, faſt ohne Bart, mit dem Fes auf dem Kopfe herumwandern zu ſehen. Die Kreiſe dehnen ſich vom Mittelpunkte der Hauptſtadt her fortwährend weiter aus, innerhalb welcher die Neuerungen vorherrſchen, für deren Abwendung die Janitſcharen ihr Leben vergebens geopfert haben. Wenn Hr. de Lamartine*) bald nach jener gewaltigen Umwälzung ausrufen konnte, „die Türkei hängt von dem Leben Mahmud's ab; er und das Reich werden an demſelben Tage ſterben," ſo iſt dieſe Prophezeihung des Dichters im Reiche der Dichtung verblieben. Der Ethnograph, welchem daran liegt, das alte orthodoxe Türkenthum zu ſtudiren, ſollte ſich nach den entfernteren Provinzen Aſiens begeben, wo die Türken noch in frommem Wahn an dem Satze des Korans feſthalten, „der Muſelmann bedarf keines Freundes oder Beſchützers unter den Ungläubigen."

Der heutige Osmanli leugnet nicht das Uebergewicht des Genie's und Talent's der Franken; er ſcheint jedoch hierbei das Auge nur auf die hervorſtechenden Produkte der großen Fortſchritte der neueren Mechanik zu werfen, welche ihm während des letzten Orientkrieges in erſtaunenswerthem Umfange vorgeführt worden ſind. Die religiöſe Seite der Chriſten konnte es bisher nicht ſein, welche ihn zur Anerkennung irgend eines ſolchen Uebergewichtes bewegen mochte, denn man bemüht ſich, ihn täglich Zeuge ſein zu laſſen, von dem hohen Grade der Anfeindung zwiſchen den einzelnen Bekenntniſſen und Secten der Chriſten. Nicht leicht kann es an einem anderen Orte ſo klar werden, als zu Conſtantinopel, daß die lautere Religion der Liebe durch unlautere Menſchenſatzungen zur Religion des Haſſes und der Verachtung verſtümmelt wird. Griechen und

*) M. a. O. T. III. Bruxelles, 1838. pag. 294.

Armenier verabſcheuen ſich gegenſeitig bis zum Extreme. Wo in einem Dorfe Türken, Griechen und Armenier zugleich wohnen, halten ſich die beiden Secten der Chriſten ſicherlich viel eher zu den Türken, als unter ſich zuſammen. Die Armenier haben ihren Hauptſitz zu Conſtantinopel im Oſten der Stadt errichtet; die Griechen wohnen im Weſten durch die ganze Stadt von jenen getrennt, obgleich ſie doch die Juden dicht neben ſich wohnen laſſen. Kein Armenier würde von der Speiſe genießen, welche ein Grieche zubereitet hat, aus Beſorgniß, daß ſie abſichtlich verunreinigt ſein möchte. Im Juni 1856 machte man dem Journal des Debats die Mittheilung, daß zu Harput in Kleinaſien das Kind einer armeniſchen Familie geſtorben war, die den proteſtantiſchen Cultus angenommen hatte. Man begrub das Kind auf dem einzigen dort befindlichen chriſtlichen Kirchhofe, dem armeniſchen; in Folge deſſen begab ſich der armeniſche Biſchof an der Spitze ſeiner Gemeinde auf den Kirchhof, ließ das Kind ausgraben und auf das Feld werfen. Der Gouverneur mußte die Leiche polizeilich begraben laſſen, ſendete darüber einen Bericht an die Regierung zu Conſtantinopel und dieſe bedeutete den armeniſchen Patriarchen, daß der intolerante Biſchof abgeſetzt werden müſſe, ſendete auch Fonds nach Harput, um den dortigen Proteſtanten einen geſonderten Kirchhof zu beſchaffen. Wie könnten auch die Türken ohne Empörung die Schlägereien mit anſehen, die zwiſchen griechiſchen und katholiſchen Chriſten in der Kirche des heiligen Grabes am hohen Oſterfeſte vorkamen, und die nur durch türkiſche Soldaten geſchlichtet werden konnten. Als erſtes großes Beiſpiel des Religionshaſſes unter den Chriſten mag angeführt werden, daß bei dem Eroberungszuge des Chosroes, 603 u. f. n. Chr., Juden, Neſtorianer und Jacobiten ſich mit ihm gegen die Orthodoxen verbanden *). Die Jacobiten oder Syrer ſollen 30,000 Familien in Vorderaſien ſtark ſein. Ihr Patriarch wohnt im Kloſter Saferan bei Mardin, und etwa 12 Biſchöfe ſtehen unter ihm, einer zu Jeruſalem. Zu den Jacobiten halten ſich die Schemſich in Mardin und werden von jenen geſchützt. Sie ſind indeſſen einem in Dunkel gehüllten Sonnendienſt ergeben nnd ſollen ohne heiliges Buch ſein. Die Labier oder ſog. Johanniſchriſten beſitzen einige Bücher oder Pſalmen. Was würden die Türken aber erſt urtheilen

*) S. Gibbon, a. a. O. Cap. 46.

müſſen, wenn ſie den Umfang des geiſtlichen Hochmuths und Stolzes ermeſſen könnten, welcher ſo manche Bekenntniſſe des Chriſtenthums im Weſten Europa's beſeelt und ſie unfähig macht, ſich gegenſeitig Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Freilich werden die Türken zugleich anerkennen müſſen, daß es auch bei ihnen an ähnlichen Gegenſätzen nicht fehlt. Die Schiiten und Sunniten haſſen ſich einander tödtlich und hierin liegt der Hauptgrund, daß eine vom Weſten etwa zu beſorgende thatkräftige Vereinigung Perſiens und der Türkei niemals zu Stande gekommen iſt. Moavie, das Haupt der Ommejaden, ließ den Ali meuchelmörderiſch umbringen, der der bevorzugte Liebling Mohammeds war. Seit jener That ſind die Mohammedaner zerfallen in Aliten oder Schiiten und Sunniten. Zu erſteren gehören die Perſier und Tartaren, zu letzteren die Osmanen: zwiſchen ihnen herrſcht unvertilgbarer Religionshaß. „Schmutz, Fluch und Verderben auf die Häupter der Sunniten, welche den Ali verfolgt und getödtet!“ So rief der Mullah vom Predigerſtuhl in der Moſchee zu Eriwan, als Bodenſtedt*) dort ſein Zuhörer war. Aber die Bekenner des Korans haben wenigſtens die „Liebe“ nicht auf ihr Banner geſchrieben; ſie geſtehen ihren Haß gegen alle anders Glaubende frei, — ſie ſind ſo wenig Heuchler, daß ſie oft genug öffentlich bekannt haben, jeder Giaur müſſe mit Feuer und Schwert von der Erde vertilgt werden und in ihren früheren Kriegen haben ſie dieſen Grundſatz leider blutig zur Wahrheit zu machen getrachtet. — Jener tief greifende Sectenhaß zieht ſich, gleich einem rothen Faden, durch die Geſchichte der Türken von ihrem erſten Auftreten her. Wären die Chriſten nicht in ganz ähnlicher Weiſe ſtets unter ſich zerfallen geweſen, ſo würde es ihnen deshalb leichtes Spiel geworden ſein, die weite Ausbreitung des Mohammedanismus zu beſchränken. Dennoch haben ſie ohne ihr Zuthun hieraus mitunter Nutzen gezogen. Bei Erzählung der Geſchichte der Annäherung der erſten Kreuzfahrer an Jeruſalem, Juni 1099, ſagt Fr. Wilken**): „Aber der Haß unter den beiden Secten, in welche ſich die Gläubigen Mohammed's getheilt hatten, gegeneinander ſelbſt war viel heftiger, als der Haß, mit welchem beide gemein-

*) Tauſend und ein Tag im Orient. I. Berlin, 1853. S. 243.

**) Geſchichte der Kreuzzüge. 1. Theil. Leipzig, 1805. S. 272.

ſchaftlich die Chriſten verfolgten. Darum wünſchten die ſeldſchukiſchen Sultane in Bagdad und ihre Verwandte, welche die egyptiſchen Moslem als Ketzer haßten, daß Jeruſalem jenen Ketzern entriſſen würde." So konnte denn die Einnahme von Jeruſalem, am 15. Juli 1099, nach 432jähriger Beherrſchung durch die Muſelmänner, um ſo leichter erfolgen. — Doch welcher Secte der gläubige Moslem auch angehören möge, er verrichtet zur beſtimmten Stunde knieend ſein Gebet mit nach Mekka gewendetem Geſichte. Der Ruf des Muezzim von der Galerie des Minaret's verfehlt ſeine Wirkung ſelten. Mitten im Gewühle des Bazars ſah ich bei dieſem Rufe die Muſelmänner ſtill ſtehen, und geſenkten Hauptes wenigſtens ein kurzes Gebet murmeln. Ebenſo bemerkte ich, daß die türkiſchen Deck-Paſſagiere ſich bei dem Aufgange der Sonne auf die Knie warfen und auf untergelegtem Teppiche während des Gebetes mit der Stirn den Boden berührten. Die vorſchriftsmäßige Waſchung geſchieht vorher. Das rege Getümmel rings umher hindert ſie hierbei nicht immer. Wenn der Sultan am Freitage nicht in feierlichem Aufzuge ſein Gebet in der Moſchee verrichtet, ſo darf man mit Recht vorausſetzen, daß ihn wirklich Krankheit dazu unfähig gemacht habe und man hat Beiſpiele, daß dann Unruhen unter der Bevölkerung der Hauptſtadt ausbrechen, namentlich, wenn Unzufriedene einen ſolchen Vorfall benutzen, das Gerücht zu verbreiten, der Sultan werde gefangen gehalten. — Der Chriſtenhaß hat ſich allenthalben dort am meiſten vermindert, wohin engliſche und franzöſiſche Truppen gekommen ſind, und ich möchte den von anderer Seite bereits ausgeſprochenen Satz unterſchreiben, daß 50,000 weſteuropäiſche Truppen, in der Türkei zurückgelaſſen, mehr zur Annahme des Hatti-Hümayum würden beigetragen haben, als alle Decrete von oben herab. Das Wort „Giaur", mit dem jeder anders gläubige Menſch betitelt wird, hört man in der Regel nur dort noch, wo bisher Fremde ſelten geſehen worden ſind. Als bei meiner Dampfſchifffahrt nach Iskimid das Wort Giaur laut ausgeſprochen worden war, ereiferte ſich mein Dollmetſcher, ein katholiſcher Chriſt, darüber ſtark und führte den uns umgebenden Türken den Befehl des Sultans hiergegen in heftigſter Rede vor. Der eifrige Mann erlebte die Genugthuung, daß kein lautes Wort dagegen aufgebracht wurde. Und doch waren nur fünf oder ſechs Chriſten unter mehreren Hunderten von Türken

müſſen, wenn ſie den Umfang des geiſtlichen Hochm[illegible] ſonſt jede Ge-
ermeſſen könnten, welcher ſo manche Bekenntni[illegible] gegen die Unglän-
im Weſten Europa's beſeelt und ſie unfäh[illegible] Aſiens ſtatt deſſen
Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. würden, muß ich frei-

Freilich werden die Türken zugl[illegible] übrigens nicht annehmen,
es auch bei ihnen an ähnlichen [illegible]ets eine Beleidigung aus-
Schiiten und Sunniten haſſen ſich [illegible]t die Bedeutung des Wortes
Hauptgrund, daß eine vom P[illegible]amit faſt jeder Ausländer, ohne
Vereinigung Perſiens und [illegible] wird. Ich habe Nächte in türkiſchen
iſt. Moavie, das Haup[illegible] verlebt, in denen ſich außer mir und
derisch umbringen, d[illegible] kein Chriſt befand. Die Moſcheen wur-
Seit jener That ſin[illegible] ohne daß ich den ehedem erforderlichen
Schiiten und [illegible] mit der einzigen Moſchee Sultan Ejub habe
Tartaren, zu [illegible] gemacht, jedoch nicht blos, weil ſich dort
tilgbarer R[illegible] durch Hrn. v. Grimm gegebenen Notiz über dieſe
die Hä[illegible] kein Verlangen in mir übrig geblieben war,
getöd[illegible]
zu [illegible]
di[illegible] Bazars, in die mit Türken überfüllten Kaffehäuſer,
[illegible] türkiſchen Bäder begeben und glaube bemerkt zu haben, daß
[illegible] ihnen in der Regel ſogar mit mehr Rückſicht behandelt
[illegible], als ihre eigenen Glaubensgenoſſen. Auch war dies nicht
[illegible] in der europäiſchen Türkei der Fall, die von fremden Chriſten
[illegible] viel häufiger beſucht wird, ſondern auch in der
aſiatiſchen, in Dörfern wie in Städten. Freilich habe ich mich ſo
viel wie möglich in ihre Gebräuche zu fügen geſucht, und muß an-
nehmen, daß häufig genug ein entgegengeſetztes Verfahren die Ver-
anlaſſung zu Streitigkeiten gegeben haben mag. Wenn die Türken
ſelbſt jedesmal vor dem Eintritte in eine Moſchee die Schuhe aus-
ziehen, ſo kann man es ihnen ſchwerlich verargen, daß ſie den
Chriſten ausweiſen, der den geheiligten Ort mit ſchmutzigen Stie-
feln betritt. Wenn kein Türke die verſchleierten Frauen auf der
Straße oder an öffentlichen Orten auch nur mit Blicken zu
verfolgen wagt, ſoll er es ſich ungerügt gefallen laſſen, wenn
Chriſten ſie frech lorgnettiren? Ueber die von mir nicht beſuchten
türkiſchen Provinzen enthalte ich mich in dieſer Hinſicht des Urtheils;
es dürften vielleicht noch Jahrhunderte darüber hingehen, ehe es einer
türkiſchen Regierung gelingen wird, alle ihre wilde Horden zu

Die große Masse der Türken entwickelt dagegen im Privat- würdiges Entgegenkommen und eine Zuverlässigkeit, die Orient schätzenswerth erscheinen. Sobald man jedoch n antastet, regt sich ihr Stolz, der, mißachtet, zu selbst gefährlichen Scenen ausschreiten kann. Tür- ich Diplomaten, scheuen sich in der Regel nicht, zu verleugnen; nicht leicht lassen sie irgend , selbst Wortbruch und Unwahrheit nicht ganz m ihren Gegner im amtlichen Verkehr zu besiegen. erehrung ist dem Türken ein Gräuel; Heiligenverehrung für Vielgötterei und den Sinn des Ausdruckes „Sohn ates" ist er unfähig zu begreifen. Er nennt deshalb auch den Christen einen Muschrikin, d. h. einen Menschen, der Gott Genossen gibt. Dessenungeachtet verehren auch die Türken ihre heiligen Derwische und wallfahrten nach ihren Gräbern, um dort zu beten. Die reellen Gefährlichkeiten der Reise bleiben dabei ungescheut. Die alljährlichen Pilgerfahrten in zahlreichen Karawanen nach Mekka, zu dem Grabe des Propheten, sind allgemein bekannt; sie unterbleiben in keinem Jahre, obgleich man sehr wohl weiß, daß diese Züge in dem fernen Süden sehr häufig durch Raub und Mord von den Völkern der Wüste, oder noch gefährlicher durch ansteckende Krankheiten decimirt werden.

Klöster und Mönche scheinen die Türken schon in sehr früher Zeit durch Nachahmung von den Christen ererbt zu haben. Die Gebrechen des beschaulichen Lebens unter Trennung von der menschlichen Gesellschaft, welche v. Zimmermann*) mit so lebhaften Farben gemalt hat, fallen in solchem Maaße den Derwischen nicht zur Last, denn sie nehmen keinen Anstand, sich häufig im Volksgewühle zu zeigen, wo man ihnen in der Regel mit einer gewissen Achtung begegnet. Beleidigung eines solchen Derwisches durch Christen hat für Letztere oft unangenehme Folgen herbei gezogen. Die glänzenden Grabstätten der Vorsteher von Mönchsorden, die man bei der Moschee Sultan Ejub zu Constantinopel sieht, sprechen gleichfalls für diese Verehrung. Doch scheint diese während der letzten Jahrzehnte wesentlich abgenommen zu haben, wenn man nach der fast allgemeinen Vernachlässigung schließen darf, welche

*) Von der Einsamkeit. Th. I. Leipzig, 1784.

am Bord; selbst an Derwischen fehlte es nicht, die sonst jede Gelegenheit gerne ergreifen, als laute Wortführer gegen die Ungläubigen aufzutreten. Ob in entferntern Theilen Asiens statt dessen nicht Steinwürfe die Antwort gebildet haben würden, muß ich freilich dahin gestellt sein lassen. Man darf übrigens nicht annehmen, daß der Türke in jenem Ausdrucke stets eine Beleidigung aussprechen wolle; die Gewohnheit scheint die Bedeutung des Wortes dahin gemildert zu haben, daß damit fast jeder Ausländer, ohne böse Nebenabsichten bezeichnet wird. Ich habe Nächte in türkischen Dörfern ohne Belästigung verlebt, in denen sich außer mir und meinem Dollmetscher kein Christ befand. Die Moscheen wurden von mir besucht, ohne daß ich den ehedem erforderlichen Ferman besaß. Nur mit der einzigen Moschee Sultan Ejub habe ich eine Ausnahme gemacht, jedoch nicht blos, weil sich dort Schwierigkeiten entgegengesetzt haben würden, sondern mehr noch, weil nach der durch Hrn. v. Grimm gegebenen Notiz über diese Moschee durchaus kein Verlangen in mir übrig geblieben war, sie zu betreten. Ich habe mich unbedenklich in das dichteste Gedränge der Bazars, in die mit Türken überfüllten Kaffehäuser, in die türkischen Bäder begeben und glaube bemerkt zu haben, daß ich von ihnen in der Regel sogar mit mehr Rücksicht behandelt wurde, als ihre eigenen Glaubensgenossen. Auch war dies nicht blos in der europäischen Türkei der Fall, die von fremden Christen verhältnißmäßig viel häufiger besucht wird, sondern auch in der asiatischen, in Dörfern wie in Städten. Freilich habe ich mich so viel wie möglich in ihre Gebräuche zu fügen gesucht, und muß annehmen, daß häufig genug ein entgegengesetztes Verfahren die Veranlassung zu Streitigkeiten gegeben haben mag. Wenn die Türken selbst jedesmal vor dem Eintritte in eine Moschee die Schuhe ausziehen, so kann man es ihnen schwerlich verargen, daß sie den Christen ausweisen, der den geheiligten Ort mit schmutzigen Stiefeln betritt. Wenn kein Türke die verschleierten Frauen auf der Straße oder an öffentlichen Orten auch nur mit Blicken zu verfolgen wagt, soll er es sich ungerügt gefallen lassen, wenn Christen sie frech lorgnettiren? Ueber die von mir nicht besuchten türkischen Provinzen enthalte ich mich in dieser Hinsicht des Urtheils; es dürften vielleicht noch Jahrhunderte darüber hingehen, ehe es einer türkischen Regierung gelingen wird, alle ihre wilde Horden zu

zügeln. Die große Masse der Türken entwickelt dagegen im Privatverkehr ein würdiges Entgegenkommen und eine Zuverlässigkeit, die besonders im Orient schätzenswerth erscheinen. Sobald man jedoch ihr Osmanenthum antastet, regt sich ihr Stolz, der, mißachtet, zu unangenehmen und selbst gefährlichen Scenen ausschreiten kann. Türkische Beamte, namentlich Diplomaten, scheuen sich in der Regel nicht, ihren Nationalcharakter zu verleugnen; nicht leicht lassen sie irgend ein Mittel unversucht, selbst Wortbruch und Unwahrheit nicht ganz ausgenommen, um ihren Gegner im amtlichen Verkehr zu besiegen.

Bilderverehrung ist dem Türken ein Gräuel; Heiligenverehrung hält er für Vielgötterei und den Sinn des Ausdruckes „Sohn Gottes" ist er unfähig zu begreifen. Er nennt deshalb auch den Christen einen Mu schrikin, d. h. einen Menschen, der Gott Genossen gibt. Dessenungeachtet verehren auch die Türken ihre heiligen Derwische und wallfahrten nach ihren Gräbern, um dort zu beten. Die reellen Gefährlichkeiten der Reise bleiben dabei ungescheut. Die alljährlichen Pilgerfahrten in zahlreichen Karawanen nach Mekka, zu dem Grabe des Propheten, sind allgemein bekannt; sie unterbleiben in keinem Jahre, obgleich man sehr wohl weiß, daß diese Züge in dem fernen Süden sehr häufig durch Raub und Mord von den Völkern der Wüste, oder noch gefährlicher durch ansteckende Krankheiten decimirt werden.

Klöster und Mönche scheinen die Türken schon in sehr früher Zeit durch Nachahmung von den Christen ererbt zu haben. Die Gebrechen des beschaulichen Lebens unter Trennung von der menschlichen Gesellschaft, welche v. Zimmermann*) mit so lebhaften Farben gemalt hat, fallen in solchem Maaße den Derwischen nicht zur Last, denn sie nehmen keinen Anstand, sich häufig im Volksgewühle zu zeigen, wo man ihnen in der Regel mit einer gewissen Achtung begegnet. Beleidigung eines solchen Derwisches durch Christen hat für Letztere oft unangenehme Folgen herbei gezogen. Die glänzenden Grabstätten der Vorsteher von Mönchsorden, die man bei der Moschee Sultan Ejub zu Constantinopel sieht, sprechen gleichfalls für diese Verehrung. Doch scheint diese während der letzten Jahrzehnte wesentlich abgenommen zu haben, wenn man nach der fast allgemeinen Vernachlässigung schließen darf, welche

*) Von der Einsamkeit. Th. I. Leipzig, 1784.

die religiösen Uebungen in den türkischen Klöstern erfahren. Auch habe ich nicht gehört, daß neue Gemeinschaften der Art errichtet worden wären, wohl aber, daß ältere zu Grunde gegangen sind. Die ersten Strahlen der Morgenröthe der Civilisation werden im Oriente dem Abschließen von der Menschengesellschaft bereits feindlich. Sollte sich bei fernerem Fortschreiten dieser dort das Sinken jener religiösen Institute erhalten, so dürfte sich daraus für christliche Länder, in denen die Klöster, welche des praktischen Nutzens für ihre Mitmenschen entbehren, wieder überhand nehmen, kein vortheilhafter Schluß ergeben. — Die eigenthümliche Form der Gottesverehrung durch Körper-Drehungen, welche die Mewlewie-Derwische üben, können auf den ersten Anblick schwer begreiflich erscheinen. Doch glaubt v. Hammer diese feierlichen Drehungen als eine Wiederholung der Planetenwanderung um die Sonne betrachten zu dürfen, durch welche die vier Jahreszeiten nachgeahmt werden sollen, indem der Rundgang der Derwische viermal wiederholt wird. Somit könnten sie den samothrakischen Mysterien nachgebildet erscheinen. Ob von letzteren der Stifter jener Derwische etwas gewußt hat, dürfte jedenfalls sehr zweifelhaft bleiben. Hr. Quitzmann*) beschreibt den Tanz genauer, als es mir oben möglich wurde. — Von den Rufai- oder heulenden Derwischen spricht Dr. Sandreczki **) ausführlicher in folgender Weise: „Aus der Moschee in unserer Nähe (zu Mosul) hörten wir den wirklich dämonischen Chor heulender Derwische. Zuerst fing einer das „la Illah illah Allah“ intonirend an, worauf nach und nach immer mehr einfielen ꝛc. ꝛc. Allmälig aber wurden die Stimmen der ganzen Schaar immer stärker und rascher, bis sie zuletzt wie von Rasenden hervorgestoßen wurden.“ — „Man kann sich kaum eines Schauers erwehren, wenn man diesen Chor hört.“ Um billig zu sein, müßte man sich einem ähnlichen Schauer hingeben, wenn man sich der christlichen Säulen-Heiligen lebhaft erinnert, die ehedem am Bosporus in hoher Verehrung standen (vergl. oben S. 86).

Jeder Familienvater besitzt im Orient eine absolute Gewalt über seine Frau, Kinder und Sclaven. So wie er selbst despotisch beherrscht wird, despotisirt auch er seinerseits innerhalb des Hauswesens. Kein Agent der öffentlichen Macht würde ihn hieran

*) Reisebriefe aus Ungarn, dem Banatu. s. w. Stuttgart, 1850. S. 398.
**) A. a. O. II. Th. S. 22.

hindern dürfen. Man läßt ihn heraus rufen, oder wartet, bis er ausgeht, wenn Einschreiten nöthig werden sollte. — Die Sclaverei verliert im Oriente Vieles von dem Gehässigen, welches ihr im Occidente allenthalben anklebt; der Türke ist in dieser Hinsicht der directe Gegensatz zum Amerikaner, — er erhebt seine Sclavin ohne Bedenken zur rechtmäßigen Gemahlin, wenn sie es ihm zu verdienen scheint. Ebenso heirathet die Tochter des Hauses einen Sclaven mit Bewilligung ihres Vaters, dessen Vermögen nun auf den Schwiegersohn übergehen kann; kein Türke findet darin etwas Herabsetzendes. Napoleon I.*) nahm an, daß Mohammed jedem Türken vier Weiber zu nehmen erlaubt habe, damit er um so mehr geneigt werde, Frauen verschiedener Stämme und Farbe, weiße, braune, schwarze und ihre Mischlinge an sich zu ziehen, und so dem Haß, der zwischen den Menschen verschiedener Hautfarben leider so häufig entsteht, in seinem Reiche gründlich vorzubeugen. Ich kann nicht glauben, daß der Prophet hierbei von so weit reichendem prophetischem Instinct geleitet worden sein möchte; die Vielweiberei war von den ältesten Zeiten in Asien allgemein angenommen und Mohammed war klug genug, die Zahl seiner Anhänger nicht etwa durch Rigorismus hiergegen zu vermindern. Die feine Ueberlegung, welche aus der Benutzung jener eingewurzelten Landessitte hervorgeht, drückt sich noch stärker dadurch aus, daß er seinen Gläubigen sogar, nach dem Tode, ein Paradies versprach, in welchem sie von seeligen Houri's stets umgeben sein würden. — Ein gern benutzter Titel des Sultans ist Kiul oglu, Sohn der Sclavin; dies soll auf die biblische Tradition von der Geburt des Ismael beruhen, der als Stammvater der Araber, also auch als Vorfahr Mohammed's angesehen wird. — Deshalb hat auch die Sclavin, sobald sie Mutter wird, das Recht einer Frau, — und die Beschaffung von Sclavinnen, die mit Gold bezahlt oder geraubt werden, hat deshalb einen besonderen Werth für die Türken. Da die wohlhabenderen Türken Jahrhunderte lang Gelegenheit gehabt haben, auf reich besetzten Sclavenmärkten schöne Frauen aus Kaukasien, Georgien u. s. w. für ihre Harems zu erkaufen, so mußte dadurch allmälig eine Veredelung ihrer Raçe hervorgehen. Gewiß sind Physiognomie und Schädelbildung der Osmanen, welche zuerst nach

*) Mémorial de S. Hélene.

Europa überſetzten, durchaus anders geſtaltet geweſen, als wir ſie in Folge jener Veredelungen gegenwärtig an ihnen wahrnehmen. Phyſiognomien, welche abſtoßend häßlich waren oder den deutlichen Ausdruck von Wildheit und Barbarei an ſich trugen, ſind mir dort viel ſeltener aufgeſtoßen, als in den meiſten anderen Theilen Europa's. Daß die ſchönen Kaukaſierinnen ſich in den türkiſchen Harems nicht gar zu übel befunden haben müſſen, ſcheint daraus hervorzugehen, daß, als der Sultan Abdul-Medſchid den Handel mit weißen Sclavinnen verbot, er dadurch die kaukaſiſchen Völkerſchaften in ſolchem Grade von ſich abwendig machte, daß ſie die von ihnen erwartete Hülfe gegen Rußland im letzten Orientkriege nicht leiſteten. Man hatte wenigſtens erwartet, daß ſie das nur ſchwach beſetzt gebliebene Tiflis überfallen würden, ſah ſich aber hierin getäuſcht. — Unter den afrikaniſchen Sclavinnen ziehen die heutigen Türken mit Recht den Negerinnen die Abyßinierinnen bei Weitem vor, welche ſtärker und höher als jene, auch durch edlere Geſichtszüge vor ihnen ausgezeichnet ſind. — Nicht ungeeignet mag es erſcheinen, wenn an dieſem Orte die einige innere Wahrſcheinlichkeit an ſich tragende Erzählung eingefügt wird, nach welcher, wenn ſie die Probe jener ferner beſtehen ſollte, eine Verwandtſchaft zwiſchen dem Sultan Abdul Medſchid und dem Kaiſer Napoleon III. vorhanden ſein würde. Eine 17jährige ſchöne und fein gebildete franzöſiſche Dame aus Martinique nämlich, Madem. Aimée Dubuc de Rivery, wurde 1784 in der Nähe der Inſel Majorca von einem algieriſchen Corſaren gekapert, und gelangte nach mancherlei Wechſelfällen in den Harem des Sultan Abdul Hamid nach Conſtantinopel. Von dieſem wurde ſie die Mutter des bekannten Janitſcharen-Zerſtörers Mahmud II., dem ſie früh ſchon Züge weſteuropäiſcher Civiliſation einzuprägen wußte. Mahmud's Sohn iſt bekanntlich der gegenwärtig regierende Sultan, ein Enkel der Mad. Dubuc. Auf der andern Seite war die letztere Dame nahe verwandt mit der auf Martinique lebenden Familie Taſcher de la Pagerie, welcher bekanntlich Joſephine entſproſſen war, die den Grafen Al. Beauharnais heirathete, nach deſſen Hinrichtung aber die Gemahlin Napoleons I. wurde. Ihre Tochter erſter Ehe, Hortenſe, verband ſich mit Louis Bonaparte, dem Könige von Holland, und wurde Mutter des gegenwärtigen Kaiſers Napoleon III. Die Verwandtſchaft der beiden Kaiſer würde jedenfalls etwas fern liegen, dennoch

durch Subtilitäten nicht ungeschehen gemacht werden können. Das Verhalten Frankreichs gegen die Türkei hat freilich, seit der Einnahme von Sebastapol, durchaus keinen irgendwie verwandtschaftlichen Charakter, obgleich nach A. v. Humboldt in demselben „Frankreich jetzt die ganze Türkei ausgebrochen ist" *).

Obgleich nun die große Mehrzahl der Türken nur eine Frau zu erhalten im Stande ist, so gibt es doch auch wohlhabende, die deren vier ernähren; es finden sich eben sowohl Harems der Reichen und Hochstehenden, welche zahlreich besetzt sind. Daß die Lebensweise in den letzteren unabwendbar große Inconvenienzen mit sich führen müsse, braucht kaum bemerkt zu werden. Der Naturkundige darf aber nicht ungerügt lassen, daß mit den zahlreichen Frauen jener Harems oft in hohem Grade rücksichtslos verfahren wird. Dies scheint, namentlich in Egypten, nicht selten in das Maaßlose hinaus zu gehen. Aerzte, welche die dortigen Zustände genauer in das Auge gefaßt haben, gaben mir die Versicherung, daß dort alle Weiber darauf abgerichtet seien, die Kunst, Frühgeburten zu bewirken, auszuüben, wie sie die europäischen Geburtsärzte der heutigen Zeit wissenschaftlich ausbilden. Asien scheint das Geburtsland eines wahrhaft verbrecherischen Treibens der Art von frühe an gewesen zu sein, denn schon das Zend-Avesta bezeichnet unnatürliche Laster, Knabenliebe, Schädigung der Leibesfrucht als unsühnbare Handlungen, durch die der Schuldige die Beute der bösen Geister wird. — Der Besitzer eines reichen Harems in Egypten fand es geradezu lächerlich, daß man ihm sollte zumuthen können, von seinen sämmtlichen Frauen Kinder zu erziehen; er meinte, in solchem Falle würde ja sein Wohlstand bald dem völligen Ruin entgegen gehen. — Durch Hrn. Dr. Rigler **) erfahren wir außerdem noch, daß man sich in Constantinopel für berechtigt hält, Schwangerschaften künstlich zu unterbrechen, wenn diese oder die nachfolgende Entbindung der Frau irgend einen Nachtheil zu bringen droht, ja, daß es dort sogar Priester gibt, welche unter solchen Umständen Amulette verkaufen, durch deren zauberischen Einfluß jene Unterbrechung bewirkt werden soll. Hierin sowohl als in dem höchst unverständigen Benehmen der Frauen, welche bei Entbindungen helfen sollen, liegt eine so reiche Ursache des Mangels einer Zunahme der türkischen Bevölkerung, daß

*) Briefwechsel und Gespräche A. v. Humboldt's. Berlin, 1861. S. 89.
**) A. a. O. 1. Bd. S. 211 ff.

ſie hier nicht übergangen werden durfte. Es kommt indeſſen noch hinzu, daß die Vielweiberei, ſowie der Umſtand, daß der Türke oft ſchon im 16. oder 17. Lebensjahre heirathet, eine frühzeitige Erſchöpfung der Manneskraft nothwendig bedingen muß. Auch ſtimmen alle europäiſchen Aerzte darin überein, daß ihnen Anforderungen, die letztere wieder zu ſchaffen, alltäglich vorgekommen ſeien. Sodann iſt der Koran ſelbſt nicht unſchuldig an dem ſo höchſt verderblichen Umgange der Männer mit Knaben, denn er verſpricht den Männern im Paradieſe, außer nie alternden ſchönen Frauen, auch „Gülmen", d. h. reizende Knaben oder Jünglinge zur Bedienung *). Man hat daher Unrecht, den Griechen die Mittheilung jenes ſchändlichen Mißbrauches an ihre Eroberer, die Türken, aufzubürden; er war lange vor Mohammed über einen großen Theil von Aſien, ganz Griechenland, Rom u. ſ. w. verbreitet. Doch ſcheint der Koran einen ſchwachen Unterſchied zwiſchen dem Umgange mit Männern und dem mit Knaben zuzugeſtehen; er ſagt nämlich auch: „Wenn zwei Männer unter ſich durch Unzucht ſich vergehen, ſo ſtrafet Beide, wenn ſie aber bereuen und ſich beſſern, dann laſſet ab von ihnen" **). Wie weit es mit der Knabenliebe im alten Rom gekommen war, beweiſen die dagegen erlaſſenen Geſetze. Die Scantinia lex verurtheilte die Ueberwieſenen zu einer Buße von 10,000 Seſterzien (250 Thaler). Nachdem ſich das Geſetz ungenügend erwieſen hatte, verfügte die ſpätere lex Julia ſogar die Todesſtrafe gegen dergleichen Schandthaten. Der Koran ſcheint die letzteren endlich noch im Paradieſe verewigen zu wollen.

Nur auf dieſe Weiſe kann man es ſich erklären, daß die Türken Jahrhunderte lang den fünften Theil aller chriſtlichen Knaben, zur Erfriſchung ihres Janitſcharenthums, gewaltſam wegnehmen konnten, — daß ſie ferner bis auf den heutigen Tag die ſchönſten Jungfrauen von ferne her entweder durch Kauf oder durch Raub in ihre Harems ſchleppen ließen, ohne dadurch ihrem eigenen Stamme an Zahl aufzuhelfen. Endlich darf auch das unter den Türken weitverbreitete Mißbehagen nicht unerwähnt bleiben, welches ſich ihrer bemächtigen muß, wenn der Augenſchein ſie von dem allmäligen Hinſinken ihrer Macht überführt. Dieſe moraliſche Nieder-

*) Der Koran. 56. Sure. ſ. Ueberſ. v. L. Ullmann. Crefeld, 1840. S. 467.

**) Vierte Sure. — Ebend. S. 56.

geſchlagenheit, dieſes Mißtrauen in ihre ſich den Chriſten zuneigende Regierung können unmöglich erfriſchend auf die Nation wirken. Doch es iſt nöthig, dieſen Worten die beweiſenden Ziffern hinzuzufügen. Nach den neueſten von Hrn. Dieterici*) angeſtellten Berechnungen leben in der aſiatiſchen Türkei, namentlich in Kleinaſien, Syrien, Armenien und Meſopotamien auf 31,582 □Meilen 15,150,000 Einwohner, woraus ſich für jede Quadratmeile eine Bevölkerung von 476 Menſchen ergibt. Alſo 476 dort, wo im Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung zwiſchen drei bis zehntauſend Menſchen ſich des Lebens erfreuten. Wir wiſſen ſehr wohl, daß dieſe grauenhafte Entvölkerung ſo reicher Länder nicht allein den Osmanen zur Laſt gelegt werden darf. Der fürchterliche blutgierige Tamerlan hat vielleicht auf einem einzigen Raubzuge mehr gemordet, verbrannt und geraubt, als es die Osmanen Jahrhunderte lang vermochten. Aber wir fragen, was haben die Osmanen, ſeitdem ſie in unbeſtritten ruhigem Beſitze jenes hochwichtigen Theiles von Aſien ſind, gethan, um jene erbarmungswerthen Zuſtände zu verbeſſern? Und die traurige Antwort hierauf iſt: gar Nichts! — Ja, es darf als unbeſtritten angeſehen werden, daß, mit Ausnahme einiger durch ihre Lage bevorrechteten, ſich ſelbſt aufhelfenden Handelsſtädten, die Bevölkerung des türkiſchen Aſiens im letzten Jahrhunderte noch abgenommen hat. — In der europäiſchen Türkei ſtellt ſich das Verhältniß etwas vortheilhafter, nicht, ſoviel ſich ſehen läßt, durch Hinzuthun der Türken, ſondern durch den widerſtandskräftigeren Charakter der Europäer, ſowie durch die Anfriſchungen und Hoffnungen, welche ihnen ſtets mehr oder minder aus Nachbarſtaaten zu Theil wurden. Nach den erwähnten Berechnungen ernährt die europäiſche Türkei auf 9545 □Meilen, 18,700,000 Einwohner, mithin auf die Quadratmeile 1963 Köpfe. Wir müſſen den Vergleich mit der Bevölkerung zur Zeit der höchſten Blüthe des oſtrömiſchen Kaiſerreiches anderen Forſchern überlaſſen. Wenn wir aber die abſolute Einöde, welche den Hauptſitz des Türkenthums, ihr geprieſenes Iſtambul, von der Landſeite rings umgibt, in ernſte Betrachtung ziehen, ſo gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß es den Osmanen bis heute noch wenig am Herzen gelegen hat, auch nur den äußeren Schein einer regen Sorge um den Wohlſtand und das Gedeihen der von ihnen eroberten Länder zu retten.

*) S. Petermann's geographiſche Mittheilungen. 1859. Nr. 99. S. 7 und 8.

Das Geſetz heiligt die Frau; ſie wird im Zwinge geſchont, und der Mann iſt verpflichtet, ſie standesmäßig zu unterhalten. Letzteres iſt um ſo wichtiger, als die Frau in der Regel geringes Heirathsgut mitbringt; die Anſprüche der Knaben und der Mädchen ſind vor denen der Töchter an das Vermögen bevorzugt. Selbſt nach der Trennung von der Frau muß für dieſe noch geſorgt werden. Jede Sclavin, die von ihrem Herrn zur Mutter wird, iſt dadurch zugleich geſetzlich zu ſeiner rechtmäßigen Frau erhoben worden.

Das Leben einer türkiſchen Frau im Harem muß nothwendig ein höchſt einförmiges und langweiliges ſein. Erträglich wird es nur dadurch gemacht, daß ſie in der Regel auf einer ſehr niedrigen Stufe geiſtiger Ausbildung ſteht; höchſt ſelten hat ſie Leſen und Schreiben gelernt. Auch kommt es ihr zu Gute, daß der Türke, außer dem Beſuche des Kaffehauſes, kaum eine Gelegenheit findet, an öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen; für dieſe iſt er alſo auf den häuslichen Kreis angewieſen. Immerhin vermag alſo die Frau, durch angeborne Liebenswürdigkeit oder freundliches Entgegenkommen den Mann dauerhaft an ſich zu feſſeln. Das ſie ſtets umlagernde Mißtrauen, die fortgeſetzte Bewachung durch ältere Frauen oder Eunuchen, das Eingeſchloſſenſein hinter eng vergitterten Fenſtern, die ſtete Verſchleierung und Umhüllung, welcher die Frau unterworfen iſt, ſo oft ſie den Harem verläßt, dürfte daher für eine dazu nicht erzogene Weſt-Europäerin, beſonders wenn es ihr an geiſtiger Bildung nicht fehlt, wahrhaft unerträglich, ja lebensabkürzend ſein. Und dennoch hat es nicht an Europäern gefehlt, die dieſe Exiſtenz der Frauen für eine mehr als blos erträgliche hielten. Hr. Brayer*) z. B., der als Arzt häufige Gelegenheit fand, Harems und ihre Einwohnerinnen zu beſuchen, gibt zwar zu, daß jugendliche Frauen mit einigen wohlbegründeten Anſprüchen, ſich hier weniger behaglich fühlen dürften, meint aber doch, daß, wenn das Alter der Leidenſchaften fern hinter ihnen liegt, wenn eine traurige Erfahrung jedem Lebensereigniſſe ſeinen richtigen Werth verleiht, man dann im Allgemeinen ſagen müſſe, daß ſich die Türkin einer größeren Summe von Glück erfreuet, als die Nichttürkin (la Franque). Man ſieht, daß Hr. Brayer diejenigen Frauen ſeines Vaterlandes im Auge gehabt

*) Neuf années a Constantinople. T. I. Paris, 1836. pag. 368. sq.

haben mag, welche, nachdem ſie in der Jugend nur der Gefallſucht und Eitelkeit gelebt haben, im vorgerückteren Lebensalter ſich durch den Verluſt ihrer Reize über die Gebühr unglücklich fühlen. Hierüber läßt ſich mit Hrn. Brayer nicht rechten. Mit der echten Würde der Frauen, welche auf einer Stufe der Bildung ſtehen, die ihnen nicht erlaubt, blos eitlem Tand und Prunk zu leben, iſt die erniedrigende Stellung der eingeſperrten türkiſchen Frauen durchaus unvereinbar; eine der hervorragendſten und eingreifendſten Errungenſchaften des Chriſtenthums iſt eben die Erhebung der Frau zur gleichberechtigten Gefährtin des Mannes. Wie kann man hoffen bei den Muſelmännern jemals die Sclaverei abzuſchaffen, ſo lange ſelbſt die edelſte Blüthe des häuslichen Lebens, die Frau, noch in ſclaviſcher Erniedrigung ſchmachtet? Auch bemerkt man, aller Gewohnheiten ungeachtet, an den ſchlaffen, theilnahmsloſen Geſichtszügen und dem frühen Hinwelken der Jugendfriſche bei den Frauen, die man auf der Straße oder in den Kaufläden ſieht, daß ſie, meiſtens unbefriedigt, das Erniedrigende ihrer Lage genugſam fühlen. Selbſt der ſackförmig weite Mantel und die ſchlotternde Fußbekleidung, mit denen ſie öffentlich erſcheinen müſſen, iſt darauf berechnet, etwa vorhandene körperliche Vorzüge nicht einmal ahnen zu laſſen und ſo dem angeborenen und eben darum wohlberechtigten Schönheitsſinn der Frauen unaufhörlich wehe zu thun. So umſchleiert der Ausdruck des Ueberdruſſes und der Langeweile die meiſtens edel geformten Geſichtszüge, das dunkle Auge mit der regelmäßig geſchlitzten Augenlidſpalte, die hochgewölbten Augenbrauen, die gerade, griechiſche, gewöhnlich etwas zu ſcharf zugeſpitzte Naſe, die flachgewölbten Wangenbeine, — angeborne Vorzüge, welche die gebräuchliche Art der Verſchleierung unverdeckt laſſen muß; und doch iſt es der lebendige, ausdrucksvolle Blick, der dieſen Vorzügen erſt den geiſtigen Stempel aufdrücken ſollte. Erwägt man nun noch, daß die kritiſche Lebensperiode der muſelmänniſchen Frauen gewöhnlich ſchon vom 38. bis 40. Lebensjahre eintritt und dann gleichzeitig verrätheriſche Runzeln die erſchlafften Geſichtszüge noch mehr verunzieren, ſo erkennt man mit tiefem Bedauern, daß deſpotiſche Unſitte die kurze Blüthenzeit auf ihr Minimum zu beſchränken gewußt hat. Bis zu welcher ſcheuslichen Barbarei jene Deſpotie über die Frauen geſteigert werden kann, beweiſt ſchon die Thatſache, daß Mohammed III. bei ſeiner Thronbeſteigung, 1595, nicht bloß ſeine

19 Brüder umbringen, ſondern auch 10 ſchwangere Frauen ſeines Vaters erſäufen ließ. — Faſt muß man erſtaunen, daß allen jenen Unbilden zum Trotze türkiſche Frauen ſich dennoch mitunter einen weithin reichenden Einfluß auf ihre Männer erworben haben. Die Gräfin Dora d'Iſtria*) hat mit der den wahrhaft gebildeten Frauen eigenthümlichen Feinheit eine ſehr belehrende Sammlung charakteriſtiſcher Züge dieſer Art veröffentlicht. Will man erfahren, was, jener Barbarei gegenüber, der orientaliſchen Frau die ſchaffende Natur mit verſchwenderiſcher Hand geſpendet hat, ſo bleibt es allein übrig, die 12 und 13jährigen jungen Mädchen aufmerkſam zu beobachten, welche der Mutter noch unverſchleiert folgen dürfen. Dieſe verbinden in der großen Mehrzahl mit graciöſen Körperformen, mit einer etwas dunklen Hautfarbe, wie ſie den ſüdeuropäiſchen Frauen eigen zu ſein pflegt, ein dunkles, ausdrucksvolles Auge und eine friſche, roſige Geſichtsfarbe, — mit einem Worte, ſie tragen alle Naturanſprüche auf eine vortheilhafte Entwicklung an ſich. Wenn aber dieſe Anſprüche der heranreifenden Jungfrau durch Vorenthalten jeder geiſtigen Cultur, durch ſtete Beſchränkung ihres Umganges auf Weiber und Kinder, ja ſogar durch Verſagung der nothwendigen körperlichen Bewegung in freier Luft, verkannt und mißachtet werden, ſo muß endlich die die herrlichſte Blüthe einſchließende Knospe ſchon bei halber Entwicklung zu welken beginnen. „Der Menſch iſt in einſamem Müſſiggange wie ein ſtehendes Waſſer, das keinen Abfluß hat und fault. So verwittert auch der Geiſt deſſen, der immer nur Eins thut, immer die nämlichen Gegenſtände ſieht, immer die gleiche Arbeit hat, immer zieht an dem nämlichen Laſtwagen. Die weibliche Einbildungskraft iſt viel empfänglicher, als die der Männer, daher die Hinneigung zu Thorheiten, die einzelne zuerſt begehen, — die Fortpflanzung von Nervenübeln in Klöſtern, Waiſenhäuſern, Hoſpitälern. Plato hält die Weiber für Urheberinnen des Aberglaubens und der Schwärmerei.“ So ſpricht der tief erfahrene Zimmermann**), und er wird ewig Recht behalten. Was ſeiner Zeit wüthende Rigoriſten, unnatürliche Abſperrung vertheidigend, gegen ihn

*) Les femmes en Orient. Zurich, 1860. T. I. pag. 443.
**) A. a. O. II. S. 4.

vorgebracht haben, ist zu unseren Zeiten längst schon von Neuem wieder durch die Strafe der Einzelhaft nach dem pensylvanischen System gründlich widerlegt worden. Bei dergleichen unglücklichen Gefangenen entwickelt sich nach und nach eine Neigung zum Irrsein, von welchem statistische Berechnungen ein wahrhaft erschreckendes Verhältniß nachweisen. Auch sollen die alljährlich nur einmal sprechenden Karthäuser früh kindisch werden. — Es gab eine frühere Zeit, in welcher die jungen Männer es liebten, ihr Leben für die Ehre der Frauen gern ritterlich in die Schanze zu schlagen; diese Sitte scheint unserer Zeit ziemlich abhanden gekommen zu sein, — man sucht sich mit tönenden Phrasen zu behelfen. Da aber mit diesen den türkischen Frauen wenig genützt werden dürfte, so will ich mich ihrer enthalten, um zu anderen Dingen überzugehen.

Der Orient scheint mehr geeignet, den Sinn für das Uebertriebene, das Maaß des Schönen Ueberschreitende zu nähren, als der Occident; man erinnere sich der colossalen Kunstwerke aus der Blüthezeit Egyptens, des früheſten Auftretens der Asceten und Anachoreten u. s. w. So hat auch die höchste Ungebundenheit der Frauen, wie sie in der Stadt des Krösus und des Xerxes vorherrschte, dort mit ihrer vollständigen Abgeschlossenheit wechseln können. Es würde historisch nicht uninteressant sein, den Motiven nachzuspüren, durch welche Mohammed und seine Muselmänner zu ihrer Frauen-Despotie gelangt sind. Anstatt einer historischen Digression, die an diesem Orte zu weit führen würde, beschränke ich mich darauf, die zu einer solchen Geneigten auf die Art und Weise hinzuleiten, in der ein Orientale etwa den Uranfang mancher türkischen Mißbräuche aufsuchen könnte. — Nach der heiligen Sage im Vendidad schuf Ormuzd den Ort der Anmuth auf dem Hochlande Iran's, im Quellengebiete des Oxus und Jaxartes. Die Sonne, welche den Winterfrost und die Schneemassen auf den Bergen schwinden macht, die Morgenröthe, welche die Nebel der Nacht vertreibt, das auflodernde Feuer, der irdische Abglanz der himmlischen Lichtkraft, in dessen aufsteigender Flamme der Zug der Menschenseele zu der ewigen Lichtquelle symbolisch angedeutet ist, wurden von den Hirtenvölkern Ost-Iran's, wie von den Ariern am Indus als göttliche Wesen verehrt. Aber der Böses sinnende Ahriman verdarb die Welt durch die Nebel des Winters, durch Schneefälle und Wasserfluthen, so, daß die Kälte

in der Erde Herz drang. Im Reiche Turan, im kalten, nebeligen Norden, wo das Leben aufhört, und im Westen, am Untergange der Sonne, von woher der Steppensand die Fruchthöfe von Baktrien und Sogdiana verschüttete, da herrschten nun die bösen Geister in Höhlen und Schlünden, stets bedacht, den Menschen das „böse Auge" anzuthun, — da ist das Land der Finsterniß, der Nacht, des Todes *). — Wie weit die Herrschaft des „bösen Auges" — des Malocchio der Neapolitaner — in unserem mit seiner Erleuchtung prunkenden Jahrhundert noch über die Phantasie der Naturmenschen hinreicht, bewies u. A. bei dem festlichen Einzuge der italienischen Armee in Paris, am 14. August 1859, die von den Turko's entfaltete Fahne, welche neben dem Halbmonde die ausgestreckte Hand darbot, die den „bösen Blick", das „böse Auge" abzuwenden bestimmt ist. — Aus jenem Reiche Turan sind nun auch die selschukischen und osmanischen Stämme hinabgestiegen in die sonnenreichen und fruchtbaren Thäler Kleinasiens, um den heimathlichen bösen Geistern zu entfliehen. Aber die bösen Geister der Despotie über die mit gleichen Rechten gebornen Frauen, sowie des Durstes nach dem Blute andersgläubender Menschen, haben sich an ihre Fersen geheftet und verfolgen sie bis heute, nachdem der Koran beide gleichsam heilig gesprochen hat.

Mit der regen Sorgsamkeit für die Erhaltung des eigenen Lebens, mit der aufmerksamen Pflege, welche sie selbst ihrem Vieh angedeihen lassen, steht der grausame Charakterzug der Türken in schneidendem Contraste, welcher sie das Leben ihrer Mitmenschen mißachten oder mit Leichtigkeit opfern läßt. Wenn irgend etwas ihre asiatische Abkunft bezeugt, so sind es die unsäglichen Grausamkeiten, welche sie auf ihren Eroberungszügen gegen wehrlose Männer, Weiber und Kinder begangen haben, jene Sucht, menschliche Wesen zu vertilgen, in deren Folge noch heute weitgedehnte Länderstrecken in Europa und in Asien menschenleer und wüst liegen, welche sonst von Tausenden betriebsamer und glücklicher Einwohner bebaut wurden. Das grausamen Tamerlenz menschenvertilgende Züge, die ihm den Beinamen „Geißel Gottes" zugezogen

*) Vergl. Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte. 1. Bd. Leipzig, 1857. S. 331—32.

haben, waren von der gegenwärtigen Generation beinahe vergessen, als die furchtbaren Grausamkeiten der wuthentbrannten Hindu's und Mohammedaner in Bengalen sie 1857 wieder auffrischen mußten. Auch sie würden wahrscheinlich Pyramiden von englischen Schädeln gebaut haben, wenn diese zahlreich genug dazu gewesen wären. Lange vor dem gräßlichen Timur hatten schon die Türken dergleichen Pyramiden aus den Schädeln der Kreuzfahrer erbaut, welche Peter von Amiens bei ihrem ersten Zuge von Gemlik nach Nicäa führte. Die heiße Sonne Asiens scheint dort, wo der Tiger haus't, etwas Tigerähnliches in dem Hirn der Menschen auszubrüten, welches durch europäische Cultur wohl übertüncht, aber nicht vertilgt werden kann. Rena Sahib wußte sich in den gesellschaftlichen Cirkeln der Engländer vollkommen als europäischer Gentleman zu benehmen; dennoch übertraf bald darauf seine entfesselte Grausamkeit Alles, was seine roheren Landsleute der Art erdenken mochten. Man täusche sich darüber nicht; wäre es denkbar, daß ein neuer Sulaiman oder Bajazid Yilderim aus dem schwächlich gewordenen Herrschergeschlechte der Osmanen hervorginge, so würde es ihm leicht werden, die große Masse der heutigen Türken zu ähnlichen Metzeleien und Abschlachtungen zu entflammen, durch die jener sein Andenken besudelt hat. Fordert doch ihr höchstes Gesetzbuch, der Koran, oft wiederholt zur Vertilgung der Ungläubigen auf; schon dadurch ist sein Ursprung aus asiatischem Boden blutig gewährleistet. Naturam furca expellas — —.

Umgekehrt verhält es sich mit der stolzen Schwerbeweglichkeit, welche den meisten wohlhabenden Türken der jetzigen Zeit eigenthümlich ist. Nur durch eine äußerst thatkräftige Beweglichkeit konnte es ihnen ehedem gelingen, die erschlafften Griechen in Asien und Europa niederzuschlagen. Die Sprache der Hände indessen, welche der Neapolitaner bis zur höchsten Vollkommenheit, ja bis zur Grimasse ausgebildet hat, kannte der Türke wahrscheinlich nie. Lessing, der auf diese Cheironomie für den Dramaturgen so großen Werth legte, würde in Verzweiflung gewesen sein, wenn ihm die Aufgabe gestellt worden wäre, aus den Türken einen solchen hervorzusuchen. Unbeweglich auf den Fersen hockend, findet er, falls er wohlhabend genug ist, sich ununterbrochen bedienen zu lassen, eine seine Aufmerksamkeit stark in Anspruch nehmende Anstrengung des Tages darin, sorgfältig jede Körperbewegung zu ver-

meiden. Das wichtige Geſchäft des Tabakrauchens und des Kaffetrinkens erhält einen eigenen Diener in Athem, der ſo abgerichtet iſt, daß er die Pfeife und die kleine Kaffeſchale in einer Weiſe darreicht, welche die Hand des Herrn in möglichſter Ruhe zu verharren erlaubt. Ein türkiſches Sprichwort lautet: „Sprich gerade — ſitz krumm“. Man will dadurch andeuten, daß man auch im Sitzen vermöge, höher ſtehenden Männern Verbindlichkeit zu äußern, ohne daß man ſich dabei zur Lüge herabwürdigen ſoll. Ein anderes bemerkenswerthes Wort der Orientalen lautet: „Es gibt eine Alchemie des Betragens, die Alles in Gold zu verwandeln im Stande iſt.“ Mohammed huldigte vielleicht zum Theil einer diätetiſchen Rückſicht, wenn er das fünfmal am Tage zu verrichtende Gebet anordnete; es fordert wenigſtens eine kurze Bewegung und das dabei vorgeſchriebene Berühren des Bodens mit der Stirn würde ſelbſt einen ſtets beweglichen weſteuropäiſchen Touriſten in Verlegenheit ſetzen. — Die Bewegung der Füße zum Tanze würde für einen Türken in hohem Grade unanſtändig ſein. Ich erinnere mich nicht, jemals einem fußreiſenden Türken begegnet zu ſein, wenn er nicht etwa Thiere vor ſich her zu treiben hatte. Er reitet und benutzt dazu nur das Pferd; Kameel und Eſel überläßt er gern den Frauen. Und doch iſt er großer Körperanſtrengungen fähig, wenn ihn die Noth dazu treibt. Die türkiſchen Laſtträger (Hamals) ſchleppen enorme Laſten auf den Schultern oder auf dem Rücken durch die eng gewundenen, ſchlecht oder gar nicht gepflaſterten Gaſſen Conſtantinopels bergauf und bergab, mit tauſend Hinderniſſen kämpfend. Die Barkenführer des Bosporus und des goldenen Horns dürfen ſich dreiſt an Kraft und Geſchwindigkeit mit den Venetianern meſſen, die in ihren Lagunen keine Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, die ſich mit der Gewalt des Stromes aus dem ſchwarzen nach dem Marmara-Meere, oder mit dem Nordoſtſturm, der von erſterem aus nicht ſelten hinein bricht, vergleichen ließe. Die türkiſchen Soldaten marſchiren nöthigenfalls mit den meiſten europäiſchen Truppen um die Wette, und hungern zur Faſtenzeit dabei noch den ganzen Tag. Augenſcheinlich iſt es das übel verſtandene, ſtolze Bewußtſein des Eroberers, welches den eingebildeten Türken veranlaßt, Alles, was der Arbeit und Mühe ähnlich ſieht, dem Ureinwohner des eroberten Landes zu überlaſſen, der in ſeinen Augen wenig über dem Sclaven erhaben

iſt, da er ihn ja täglich dazu machen könnte, wie dies dem aſiatiſchen Eroberer allenthalben zuſteht.

Welche Ausdauer im Ertragen von Körper-Anſtrengungen und Hunger der türkiſche Soldat beſitzt, hat der letzte Orient-Krieg mehrfach dargethan. Die erſten zur öffentlichen Kunde gekommenen Beweiſe von muthiger Ausdauer und Tapferkeit lieferte bekanntlich während des ſtrengen Winters 1854—55 das bei Kalafat in Erdhöhlen lagernde türkiſche Corps, welches, unter der Führung des polniſchen Grafen Ilinski, endlich die Ruſſen nöthigte, die kleine Walachei zu verlaſſen. Die berühmt gewordene Vertheidigung von Siliſtria, die großentheils von Erdwerken aus geführt werden mußte und die den Abzug der Belagerer zum Reſultate hatte, folgte. Die türkiſchen Artilleriſten, befehligt von dem aus der preußiſchen Schule hervorgegangenen trefflichen Oberſten Grach, verdienen hier eine beſonders rühmliche Erwähnung. Das Höchſte aber, was unter ſolchen Umſtänden von Menſchen erwartet werden darf, die während einer ſechsmonatlichen Belagerung, unter einem rauhen winterlichen Himmel, mit Mangel an Subſiſtenzmitteln aller Art kämpfen, hat die türkiſche Garniſon von Kars unter dem tapferen General Williams geleiſtet. Nicht eher öffnete ſie dem Feinde die Thore, als bis Hunderte von Verhungerten den erſtarrten Boden bedeckten. Die dem Tode nahen, kraftlos Hingeſtreckten verweigerten den eingedrungenen Ruſſen ſogar die Annahme von Speiſen, auf die in gleichem Zuſtande daliegenden Frauen und Kinder zeigend. Mr. H. Sandwith *) hat ſich ein weſentliches Verdienſt durch die Aufbewahrung der Einzelnheiten dieſer glänzenden Vertheidigung erworben, die eines beſſeren Erfolges würdig geweſen wäre. — Aber auch ohne dieſe hervorragenden Züge würde es feſtſtehen, daß der heutige türkiſche Soldat, obgleich ihm die fanatiſche Wuth früherer Jahrhunderte gegen Ungläubige abgeht, dennoch unter einer intelligenten und energiſchen Führung hinter dem Militär anderer Nationen ſchwerlich zurückſtehen würde. Wenn Frankreich es verſtanden hat, Turko's aus Afrika auf europäiſchem Boden mit großem Nutzen für ſich fechten zu laſſen, warum ſollte die Türkei nicht Aehnliches vermögen, der es in der That an dem nationalen Material zu Turko's noch weniger fehlt. Aber ihr mangeln

*) A Narrative of the Siege of Kars. Third edit. London, 1856.

die wiſſenſchaftlich gebildeten Offiziere, um dergleichen Pläne zu realiſiren. Schon der Umſtand, daß der Sultan einen zum Islam übergetretenen Chriſten, Omer Paſcha, wählte, als er 1855 ſeiner Armee einen Serdar vorſetzte, ſpricht für jenen Umſtand, — eine Wahl, der in früheren Jahrhunderten ähnliche Beiſpiele zahlreich vorangegangen ſind. Die in Conſtantinopel errichtete Kriegsſchule genügt nicht; blos die Artillerie-Schule, an welcher preußiſche Offiziere lehren, hat die türkiſche Artillerie auf einen reſpectabeln Fuß gebracht. — Die irregulären türkiſchen Truppen, die Baſchi-Bozuks, haben in dem letzten Kriege ſo viele Beweiſe von Indisciplin und Widerſetzlichkeit gegeben, daß Omer Paſcha ſich zuletzt nothgedrungen ſah, ſie gewaltſam aufzulöſen. Hiernach durchſtreiften ſie in Banden das Land, um chriſtliche Unterthanen des Sultans zu plündern. Ich habe in der Dobrudſcha die Brandſtätten der Häuſer geſehen, welche ſie, vor den Koſaken fliehend, angezündet hatten, um bequemer rauben und morden zu können (vergl. Th. 1, S. 248). Noch im Herbſt 1856 trieben Einzelne von ihnen das Banditen-Handwerk. Mir iſt nicht bekannt geworden, ob man Maßregeln ergriffen hat, um ähnliche tief eingreifende Uebelſtände für die Folge zu vermeiden.

Nach den letzten Nachrichten beſtand 1858 die reguläre Armee aus 178,680 Mann, die Reſerve, Redifs, aus 125,880 Mann. Hierin ſind die Hülfstruppen aus den tributpflichtigen Provinzen und aus jenen Gegenden nicht mitgerechnet, welche dem Rekrutirungs-Geſetze noch nicht unterworfen ſind; dieſe ſchlägt man, mit den irregulären Truppen zuſammen, auf 100- bis 110,000 ſtreitbare Männer an. Welche Zuverläſſigkeit den letzteren beigemeſſen werden darf, wird ſich danach richten müſſen, ob man ſich in den Stand geſetzt ſieht, durchgreifende Verbeſſerungen bei ihnen eintreten zu laſſen. Leider ſcheitern hier gute Vorſätze nur zu oft an dem traurigen Zuſtande der Finanzen. Dieſem letzteren hat wohl auch das Mißlingen der Expedition Omer Paſcha's nach Georgien und Lesghien zugeſchrieben werden müſſen.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der türkiſchen Kriegs-Marine ſind mir nähere Aufſchlüſſe nicht zugänglich geworden. Ihr letztes Zuſammentreffen mit der ruſſiſchen Flotte zu Sinope lief bekanntlich für ſie ſehr unglücklich ab, indem man ſich in ſchlecht gewählter Stellung überfallen ließ. Aber im Allgemeinen ſtehen die türkiſchen Schiffsführer auf einer ſehr niedrigen Stufe der Ausbildung;

auch fehlt es ihnen oft an den nöthigsten Instrumenten und Karten, oder man weiß sich dieser nicht zu bedienen. Unter den zahlreichen traurigen Folgen hiervon zeichnete sich noch neuerdings, im Juni 1859, ein Schiffbruch des Dampfers „Silistria" aus, der offenbar nur durch die Unwissenheit und Barbarei des türkischen Capitäns herbeigeführt, 77 Passagieren das Leben kostete *). Die einzelnen hiermit verbundenen Umstände sind im höchsten Grade empörend und sollten Jeden, für den sein Leben noch einigen Werth hat, warnen, sich irgend einer türkischen Schiffsführung anzuvertrauen.

Die Sorglosigkeit der Türken, ein unvermeidlicher Sprößling ihres Schicksalsglaubens, offenbart sich in den Ruinen alles Großen und Schönen, was ihnen durch Eroberung jemals in die Hände fiel. Ein wahrhaft zum Himmel schreiender Beweis für den hohen Grad derselben, den die neueste Zeit geliefert hat, ist die Pulver-Explosion auf Rhodus, welche dort am 6. November 1856 einen großen Theil der Hauptstadt der Insel zerstörte und den Verlust von 800 bis 1000 Menschenleben herbeiführte, — ein um so tiefer eindringendes Unglück, als sich die geängstigten Bewohner damals von dem Jammer noch nicht erholt hatten, den drei Wochen früher das Erdbeben über sie brachte. Und die Veranlassung zu diesem namenlosen Unheil? Es klingt fast unglaublich, ist aber doch wahr, daß seit der Eroberung von Rhodus durch Suleiman (1647) in dem Glockenthurme der auf der Spitze des Hügels liegenden Johanniskirche 6000 Centner venetianischen Pulvers lagerten. Dieser Thurm ist der erhabenste Punkt der ganzen Gegend; er war früher schon zweimal vom Blitz getroffen worden, — er hatte durch die Erdbeben tiefe Risse bekommen, — vor nicht langer Zeit hatte ein aus Constantinopel kommender Commissar es für die Stadt gefahrvoll erklärt, dort so viel Pulver aufgespeichert liegen zu lassen. Vergebens; die Localbehörden blieben allen Vorstellungen unzugänglich; — endlich drang denn der Blitz bis in das Gewölbe des Thurmes und veranlaßte die Katastrophe, deren Folgen die Behörde nachher möglichst glimpflich darzustellen suchte, indem sie blos 3000 Centner Pulver und 100 Menschenopfer der Explosion, eine Kleinigkeit, zugeben wollte. — Doch nicht genug! Noch jetzt sollen

*) Nach der „Presse d'Orient" von Constantinopel.

drei große und mehrere kleine Pulvermagazine der Stadt 20- bis 25,000 Centner Pulver enthalten. Ein türkiſcher Ingenieur hat dies für gefahrlos erklärt, weil — die Mauern der Gewölbe ſtark ſeien. — Eine der Wahrheit näher liegende Erklärung ſcheint jedoch darin zu liegen, daß die Aufſeher dieſer Magazine in wenigen Jahren reiche Leute zu werden pflegen, — indem ſich die bedeutende Quantität des „jährlich verfliegenden" Pulvers nicht genau berechnen läßt *).

Der in den unzähligen Brand-Zerſtörungen Conſtantinopels liegende Beweis für jene unheilbare Sorgloſigkeit iſt um ſo ſchlagender, als er ſich unter den Augen des Sultans und der Central-Regierung ſelbſt alljährlich wiederholt erneuert. Unter Selim II. (etwa 1569) brannte das Feuer in Conſtantinopel ſieben Tage lang. Man würde es komiſch finden müſſen, wenn es nicht zugleich gar zu niederdrückend wirkte, daß bis in die jüngſte Zeit die Löſch-Mannſchaft Conſtantinopels aus Maurern und Zimmerleuten beſtand, in deren dringendem Intereſſe es liegt, daß möglichſt viele Neubauten nöthig werden möchten.

Volksmedicin. — Wenn es wahr iſt, was der verdienſtvolle Tiſſot **) von dem Einfluſſe der Quackſalberei auf Verminderung der Menſchenzahl ſagt, ſo würde ſich die Abnahme dieſer unter den Mohamedanern um ſo leichter erklären laſſen. „Il me reste à parler d'un fleau qui fait plus de ravage, que tous les maux que j'ai d'écrits, et qui, tant qu'il subsistera, rendra inutiles toutes les précautions qu'on prendra pour la conservation du peuple; ce sont les Charlatans." — Seit Jahrhunderten eingewurzelte Vorurtheile ſind die Mutter jener unter den Türken in Europa und Aſien allmächtig herrſchenden Quackſalberei. Dr. L. Rigler ***) hat ſich das Verdienſt erworben, ſie unter dem beſchwichtigenden Namen der „Volksmedicin" nach allen ihren mannigfachen mäandriſchen Windungen zu verfolgen und ſie ſyſtematiſch zu ca-

*) Vergl. Weſtermann's illuſtrirte deutſche Monatshefte. April 1857. S. 36.

**) Avis au peuple sur sa santé. 5. édit. T. II. Lausanne, 1770. pag. 302.

***) A. a. O. Bd. I. S. 351 u. f.

talogisiren. Man darf hierbei nicht vergessen, daß Mohammed, der Prophet, auch als Arzt bei den Seinigen bereits viel gegolten haben soll *).

„Vielen gab er das Heil durch seine berührenden Hände,
Von des Wahnsinns Joch rettet er Vielen das Haupt."
Al Bussiri im Lobgedicht Al Borda **).

So hat denn Mohammed früh schon die Sitte geübt, welcher in späteren Jahrhunderten auch die Könige von Frankreich und England folgten.

Die von Hrn. Dr. Rigler mit seltener Ausdauer angestellten Beobachtungen der Art ergeben ein so vollständiges Resultat, wie es früherhin noch nicht zur allgemeinen Kunde hatte gelangen können. Der für solche Studien empfängliche Leser möge sich daher für diese Gegenstände der Lectüre des angeführten Ortes zuwenden. Für den kalt betrachtenden Sachkenner erscheinen sie nicht selten ergötzlich; für den lebhaft empfindenden Menschenfreund müssen sie jedoch zu tiefer Trauer über die gigantische Macht des Vorurtheils, dem gesunden Menschenverstande gegenüber, hinreißen. „Quid miserius misero non miserante se ipsum!"

Vor alten Zeiten übte Montpellier das Recht, die Charlatans, welche sich in der Stadt betreten ließen, mit der Strafe zu belegen, welche seiner Zeit ein deutscher Kaiser dem Abt von St. Gallen angedroht haben soll, d. h. man setzte den Charlatan auf einen Esel, mit dem Gesichte gegen dessen Schwanz, und führte ihn unter dem Hohngeschrei der Gassenbuben durch alle Straßen der Stadt; während dieser Promenade wurde er reichlich durch Kothwürfe decorirt ***). Dieser nützliche Gebrauch ist den Universitäts-Städten seitdem abhanden gekommen, obgleich er ihnen in glänzenden Residenzen auf gleiche Weise, wie in den bescheidenern der Provinz noch heute vielleicht wohlthätig sein könnte. „Vielleicht"!

*) S. Reiske et Fabri opuscula medica ex monumentis Arabum. Halae, 1776. pag. 13 sq.

**) v. Hammer, Constantinopolis und der Bosporos. 1. Bd. Pesth, 1822. S. LXVI.

***) Vergl. Tissot a. a. O. S. 314.

Der Unverſtand pflegt dergleichen Beſtrafte zu Märtyrern zu ſtempeln; er umgibt ihr Haupt mit einem myſtiſchen Heiligenſchein. Durfte doch Racine es wagen, Ludwig XIV. um das Verbot ſeiner Schriften zu bitten, „damit ſie um ſo fleißiger gekauft werden möchten!“ Können wir es dem rohen Türken verargen, wenn ihm die ſpitze Mütze eines Derwiſches mehr Vertrauen einflößt, als irgend ein weſteuropäiſches Diplom, von deſſen Bedeutung ihm jede Ahnung abgeht? Der Derwiſch erſcheint ihm aber als ein Menſch, bei dem er einige, wenn auch noch ſo ſchwache, Geiſtes-Cultur vorausſetzen darf, der alſo über ihm ſteht. Wie wollten wir es auch wagen, in dergleichen Dingen über die Türken zu Gericht zu ſitzen, wenn gleichzeitig das hochgebildete Europa mit Amerika um den Vorrang in Begünſtigung der Quackſalberei ſtreitet? In keiner früheren Zeitperiode hat ſie es wagen dürfen, die längſten Spalten der öffentlichen Blätter mit ekelhaften Anpreiſungen alltäglich zu füllen, die jedem Menſchenverſtande frech Hohn ſprechen, die aber damit endigen, ihre Verfaſſer in kurzer Friſt zu reichen Geldmännern zu erheben, — nicht etwa durch Beiträge, die aus den urtheilsloſen unterſten Volksſchichten allein hervorſteigen, ſondern die ſelbſt aus maaßgebenden Regionen herabfließen. Dies ſind die Auswüchſe jener Cultur, welche wir neuerdings den Türken einzuimpfen wünſchen. Bedauernswerther Tiſſot!

„Ach, was giebt es der Eſel noch viel, die,
gleißenden Worten gläubig zu trauen geneigt, ſicherem Verderben ſich weih'n.“

Carl Simrock. Die Eſelbeichte.

Einer näheren Unterſuchung dürfte hierbei der bemerkenswerthe Umſtand nicht unwürdig ſein, daß ſelbſt der eingefleiſchte Fatalismus, welcher ſeine Bekenner die ſeidene Schnur des Padiſchah in ſtiller Ergebung um den Hals legen läßt, die Feuersbrunſt mit untergeſchlagenen Armen das Eigenthum wegfreſſen ſieht, dem angebornen rein menſchlichen Inſtinct nicht zu widerſtehen vermag, vermöge welches jedes durch Krankheit bedrohte Leben — mit ſeltenen Ausnahmen — um Hülfe ſchreit. Wenn der Verfaſſer des „Malade imaginaire“ bei leichten Uebeln nicht ſchnell genug Aerzte um ſein Bett verſammeln konnte, ſo läßt ſich das allenfalls erklären. Der ſpöttelnde Molière war kein Fataliſt. Wenn aber der in den Willen Allah's ſo leicht ſich ergebende Türke bei jedem

Anlasse nach kindischen Mitteln hascht, die das körperliche Verderben abwenden sollen, so dürfte dies mehr für den dem Menschen tief eingepflanzten Selbsterhaltungstrieb sprechen, als alle philosophische Deductionen.

Man sollte kaum glauben, daß die meisten Bazars und Besestans irgend einen weisen Mann beherbergen, der die schwarze Kunst oder den nicht ganz so nebelvollen Magnetismus übt, ja, daß dessen Manipulationen denen der westeuropäischen Magnetiseurs nicht unähnlich sind, obgleich er mit diesen niemals in Verbindung gestanden hatte. Nur ist der Orientale von der Würde und der Wirksamkeit seines Berufes mehr durchdrungen, als diese es zu sein pflegen. Hr. Charles White*) beobachtete einige dieser Männer. Sie bedienten sich entweder eines Glases Wasser, des Schulterblattknochens eines Schafes, eines magnetisirten Messers u. dgl.; auch spielt der türkische Rosenkranz dabei bisweilen eine Rolle, indem seine Kugeln zwischen den Fingern hindurchgleiten, während ihr Besitzer sich, die Augen nach oben wendend, bedeckt. Es werden auch Striche mit der Hand von der Stirn über die Brust nach abwärts geführt und zuletzt, wenn der Hülfesuchende körperlich leidend ist, ein Abschnitt des Korans, der von Hexen und bösen Geistern handelt, leise in's Ohr gesprochen. Meistens sind es aber gestohlene oder abhanden gekommene Gegenstände, die verlorene Gunst des Eheherrn, der gewünschte Abschluß eines zarten Bündnisses u. dergl., welche gläubige Frauen durch den Astrologen, Magnetiseur, oder Beschwörer von Dämonen und Hexen, zu erlangen wünschen.

Die langen und strengen Fasten der Muselmänner werden die Veranlassung, daß unmittelbar nach dem Aufhören derselben unmäßige Mahlzeiten verzehrt werden, woraus zahlreiche Unterleibskrankheiten hervorgehen, um so mehr, als der Türke es liebt, zugleich Stunden lang auf den Fersen zu hocken. — „Der Araber ißt sich satt, der Türke frißt sich schachmatt." So heißt es in dem türkischen „Ogusname", dem Worte „der Väter".

Literatur der Türken. — Schon Murad II. begünstigte Literatur und Dichtkunst, indem er in seinen beiden Residenzen, Adrianopel und Brussa, neben den Moscheen auch Collegien stif-

*) Three years at Constantinople. Vol. I. pag. 15—22.

tete und zweimal wöchentlich Gelehrte und Dichter um sich versammelte. Doch erst unter seinem Sohne Mohammed II. trat für die Türken die Blüthezeit ihrer Literatur ein. Der Eroberer Constantinopels vermochte den Eindrücken des Glanzes, welchen dort die Künste ausgebreitet hatten, nicht zu widerstehen. Als er bei seinem ersten Eintritte in die Aja Sophia, erstaunt über den Triumph, welchen Architektur und künstlerische, reiche Ausstattung in ihr feierten, einen Soldaten beschäftigt fand, den marmornen Fußboden aufzubrechen, hieb er ihn mit eigner Hand nieder; und als später der Architekt, welchem er den Bau seiner Moschee in der jüngst eroberten Stadt auf dem Grunde der Kirche der heil. Apostel aufgetragen hatte, eine ihm überwiesene Granitsäule von seltener Höhe verkürzte, ließ er ihm beide Hände abhauen. Wenn jene Strafen auf der einen Seite die Macht der asiatischen Barbarei andeuten, welche sich in seiner Brust erhielt, so lassen sie auf der anderen doch auch zugleich den achtunggebietenden Eindruck nicht verkennen, den der Anblick von Kunstwerken in ihr hervorgebracht hatte. Die Ueberreste höherer humaner Cultur, welche die griechischen Gelehrten bei ihrer Flucht nach Italien in dem zerstörten Constantinopel zurückgelassen hatten, reichten noch hin, in den eingedrungenen Barbaren eine Hinneigung zu ihr anzufachen. Mohammed suchte Gelehrte wieder herbei zu ziehen, ohne Rücksicht auf ihre Religion und Herkunft, Griechen und Italiener, wie Perser, Araber und Türken. Die neue Moschee wurde mit acht Collegien und eben so vielen Gebäuden zur Aufnahme von Schülern ausgestattet. Mohammed, der arabisch und persisch verstand, besoldete die Lehrer reichlich und beförderte sie zu den höchsten Staatsämtern. Freilich war die hier gepflegte Literatur nicht die abendländische, sondern die persische und besonders die arabische, welche, schon früher durch die Omejaden nach Spanien übertragen, von dort aus so befruchtend auf das Abendland gewirkt hatte.

Unter Bajazid II., dem Sohne Mohammeds, erfreuete sich die Literatur fortwährender Förderung; der Sultan war, ebenso wie sein Bruder Dschem, selbst Dichter. Er besoldete zuerst einen Reichs-Geschichtschreiber und einen Hofdichter. Dasselbe war unter Selim I. der Fall, der in persischer Sprache, sowie sein Bruder Korkud in türkischer, dichtete.

Ihre höchste Blüthe erreichten die Wissenschaften bei den Türken

jedoch erſt da, als ſie von der Sonne der höchſten politiſchen Machtentwicklung unter Suleiman I. befruchtet wurden. Die zarte Pflanze bedarf des wohlthätig erwärmenden Schutzes zu ihrem Gedeihen allenthalben.

Suleiman vereinigte das Talent des Herrſchers mit dem des Dichters in ausgezeichnetem Maaße. Seine Gedichte ſind durch inneren Werth vor dem Tode bewahrt worden, als dieſer längſt ſchon den Sultan ereilt hatte. Zahlreiche und gute Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen und Perſiſchen machten den Türken die fremde Literatur zugänglich. Eine Sammlung von Geſetzen bildete von da ab die Grundlage der osmaniſchen Staatsverwaltung; ſie beſteht in ihren Hauptformen noch heute. Die Bücherliebe nahm ſo zu, daß der Großvezier Ruſtem Paſcha allein über achttauſend Korane, von verſchiedenen Meiſtern geſchrieben, hinterließ. Auch die Sultaninnen bauten Collegien.

Mit Suleiman's Tode, im Jahre 1566, begann eine beinahe hundertjährige Periode des Stillſtandes in der Machtſtellung, wie in der Literatur der Türken. Sie fing mit Selim II. an und ſchloß mit dem kräftigen Murad IV. In dieſer Periode lebten Saadeddin, der größte Geſchichtſchreiber, Abdalbaki, der größte Dichter, welche im Jahre 1599 n. Chr. ſtarben, und Hadſchichalfa, Geograph und Hiſtoriker, der gegen den Abſchluß dieſes Zeitabſchnittes blühte. Ihr folgt unter Ibrahim, von 1640 an, die Periode des Sinkens des Staates und ſeiner Einrichtungen. Zwar fand unter Ahmed III. im Jahre 1727 die Einführung der Buchdruckerei ſtatt, mit der man auch anfing, einige Notiz von abendländiſchen Sprachen zu nehmen, wozu die fremden Geſandtſchaften das Meiſte beitrugen. Sogar ein Meiſter in der Muſik, Kutſchuk Murſin, gelangte 1695 durch ſie zu politiſchen Ehrenämtern. Daß indeſſen die Druckerei keinen fruchtbaren Boden gefunden hatte, beweiſt ihr Untergang nach zwölfjähriger Dauer. Späterhin unter Abdul-Hamid und Selim III. wieder hergeſtellt, ging ſie 1807 nochmals bei der Entthronung dieſes Sultans zu Grunde, der die Einführung abendländiſcher Cultur zum Mißvergnügen der orthodoxen Türken, beſonders der Janitſcharen, mehrfach begünſtigt hatte. Erſt Mahmud II. gelang es, ſie einige Jahre ſpäter dauerhaft wieder herzuſtellen.

Regierungsformen der Osmanen. — Montesquieu hat

bekanntlich den Grundsatz aufgestellt, daß für die Orientalen, wegen ihrer Weichlichkeit und Arbeitsscheu, der Despotismus die natürlichste Regierungsform sei; Hunderte von Schriftstellern haben ihm seitdem nachgesprochen. So lange die tiefe Unwissenheit und Barbarei der großen Mehrzahl der Muselmänner fortdauert, dürfte Montesquieu Recht behalten. Von dem Augenblicke an, der humane Bildung und wissenschaftliche Erleuchtung über sie zu verbreiten vermöchte, würde es sich jedoch sicherlich anders verhalten. Ich folge dem trefflichen Volney*), wenn ich annehme, daß jene Unwissenheit hauptsächlich dem Mangel an hinlänglich unterrichteten Lehrern und der Schwierigkeit, sich Bücher zu schaffen, gesucht werden müsse. Dem letzteren Mangel hat die gegenwärtige Regierung bereits dadurch abzuhelfen getrachtet, daß sie im Jahre 1859 die Einfuhr der Bücher zollfrei machte. Dagegen hat sie im Jahre 1857 ein Preß- und Censurgesetz veröffentlicht, durch welches die Buchdrucker unter Aufsicht der Polizei gestellt und zugleich für Alles verantwortlich gemacht werden, was sie über fremde Staaten sagen. Seit Sultan Mahmud II. hat man den Nachtheil wohl erkannt, der aus dem Mangel an tüchtigen Lehrern hervorgeht, aber — die Abhülfe stößt auf unsägliche Schwierigkeiten, deren Beseitigung, falls man sie ernsthaft verfolgen wollte, Jahrhunderte an Zeit fordern dürfte. Diejenigen, welche den Muselmännern abendländische Bildung beizubringen trachten, müssen sie vor allen Dingen nüchtern und frei machen von den Resten ihrer specifisch religiösen Begeisterung; dadurch werden sie aber zugleich entkleidet von dem, was ihnen Jahrhunderte lang überwiegende rohe Thatkraft verliehen hatte; der den ganzen Körper belebende Nerv soll abgebunden werden, das trockene Skelet bleibt übrig. Wird die abendländische Cultur ihnen jemals neues Leben einzuhauchen vermögen? Ich zweifle daran sehr, — und die große Mehrzahl der Männer, welche an Ort und Stelle beobachtet haben, theilt diesen Zweifel. Nicht, als ob etwa den Türken Bildungsfähigkeit abgesprochen werden sollte; die auf abendländischen Lehranstalten Unterrichteten, ebenso ihre durch preußische Offiziere ausgebildeten guten Artilleristen, haben sie bewiesen. Aber die große Masse des Volks ist dieser ihrem innersten Wesen völlig fremden Cultur abhold; sie ahnt instinctmäßig,

*) Voyage en Egypte et en Syrie, T. II, pag. 410, 423.

daß jeder Schritt dieſer Cultur vorwärts eben ſo viel bedeutet, als ein Rückſchritt des Türkenthums. Letzteren von ganzem Herzen zu wünſchen, mag ſich das Abendland vollkommen berechtigt fühlen. Nicht ſo der Muſelmann, den die ihm heiligen Erinnerungen auf Zeitperioden einer verſchwundenen Macht und Herrlichkeit zurückweiſen, die allem abendländiſchen Weſen im höchſten Grade feind war. Darum betrachten auch die orthodoxen Türken ihre gegenwärtigen Machthaber als Abtrünnige, als verkappte Chriſten. Das Vertrauen zwiſchen Regierung und Regierten iſt dahin; die Bande, welche die weithin ausgedehnten Provinzen des Reiches zuſammen hielten, ſind gelockert. Das Volk grollt, die Regierung ſchwankt durch häufigen Wechſel in der Beſetzung der oberſten Verwaltungsſtellen hin und her; diplomatiſche Rathgeber benutzen ihren Einfluß zunächſt im Intereſſe der von ihnen vertretenen Staaten, die begreiflich mit denen der Türkei ſelten Hand in Hand gehen können, — öfter noch es gar nicht wollen.

Eine Regeneration des bisher durch Chriſten aufrecht gehaltenen türkiſchen Staates, die vor allen Dingen England am Herzen liegen muß, würde nicht von oben herab, ſondern nur von unten herauf bewirkt werden können. Zahlreiche, über alle Dörfer und Flecken verbreitete Schulen müßten die aufwachſende Generation durch eifrigen Unterricht allmählig zur Civiliſation heranziehen. Wer ſoll nun dieſe Tauſende von Lehrern ſchnell genug herbeiſchaffen? Haben die Regeneratoren wohl erwogen, daß Jahrhunderte erforderlich waren, um die Barbarei des Mittelalters zu vertilgen? — die doch bis heute noch ihr Haupt an mehr als einem Punkte Europa's ſtets von Neuem zu erheben trachtet. Schmeichelt man ſich etwa mit der eiteln Hoffnung, daß der nordöſtliche Machtcoloß, der mit unſäglichen Opfern von der Gränze der Türkei jüngſt um einen ſchwachen Schritt zurückgedrängt worden iſt, Jahrhunderte lang den ruhigen Zuſchauer der langſam vorwärtsſchreitenden Civiliſation der Türken machen werde? Iſt es nicht eine wahre Satyre auf die claſſiſche Theorie vom Gleichgewichte der europäiſchen Staaten, wenn man von vielen Seiten her Pläne und Entwürfe freundnachbarlich herbeitragen ſah, um Rußland das ihm unentbehrliche Eiſenbahnnetz zu ſchaffen, durch deſſen Hülfe es fortan ſeine Armeen mit größtmöglichſter Eile an das ſchwarze Meer und die türkiſche Gränze würde ſenden und ſchnell an jedem beliebigen Punkte derſelben con-

centriren können? Bis zu dieſem Augenblicke ſind weitgedehnte unfruchtbare Steppen und grundloſe Wege die ſicherſten Verbündeten der Türkei; man hat jetzt das rechte Mittel entdeckt, ſie allmählig in einer nicht fernen Friſt zu beſeitigen. Der ruſſiſche General Gerebetzkow*) hat eine intereſſante Schrift veröffentlicht, die den Titel führt: „Les trois questions du moment.“ Eine dieſer Fragen betrifft die ruſſiſchen Eiſenbahnen. Der General verſichert, daß in zwei bis drei Jahren der Schienenweg von Rußlands Weſtgränze mit der 400 Kilometer langen Eiſenbahn von Niſchnei-Nowgorod in Verbindung gebracht ſein könne, und dann ein Waarenballen von Paris durch Deutſchland und Rußland in zwanzig Tagen nach Taſchkend, dem Thore von Central-Aſien, werde gelangen können. Auf der Wolga wird man von Aſtrachan bis an die Oſtküſte des kaſpiſchen Meeres zwei Tage brauchen. Die ruſſiſche Regierung beabſichtige, einen 300 Kilometer langen Schienenweg von dort nach dem Aralſee zu bauen. Dieſer wird mit Schleppbooten befahren, indem man ſich an der Mündung des Syr-Daria zu Bainsk einſchifft. Somit wäre dann der Karavanen-Weg nach Afghaniſtan, Kandahar, Kaſchmir, Kabul bis Delhi erreicht. — Die Ausführung dieſer ungemein weitſchichtigen Plane wird freilich noch geraume Zeit auf ſich warten laſſen; mit ihr würde aber das engliſche Indien umgangen ſein. — Im Falle nun aber Rußland durch innere Zerwürfniſſe, oder durch eine ſeinem bisher entwickelten Charakter völlig fremde Langmuth dahin gebracht werden ſollte, dem Gährungs- und Veredelungs-Proceſſe der Türkei einige Jahrhunderte lang ruhig zuzuſchauen, ſo würde ſich doch Aehnliches von dem Machthaber Frankreichs und von ſeinem ſtets gährenden Volke nicht erwarten laſſen dürfen. Wenn Frankreich jemals die gewaltige Idee, das mittelländiſche Meer zu einem franzöſiſchen Binnenſee zu machen, zur Thatſache ſollte erheben wollen, ſo würde es vor allen Dingen Egypten und die Weltſtraße zum rothen Meere beſetzen und feſthalten müſſen. Der Ton, welchen die franzöſiſche Regierung ſeit dem Orient-Kriege gegen die Türkei, auffallend ſchon in Montenegro, deutlicher ſodann in Syrien, angeſchlagen hat, läßt mit Sicherheit erkennen, daß es ihr an einem plauſiblen Grunde, die Hand nach Egypten auszuſtrecken und die verunglückte Un-

*) Vergl. S. 734 der illuſtr. Leipziger Zeitung v. 25. Juli 1857.

ternehmung des Onkels durch den kaiſerlichen Neffen dauerhafter ausführen zu laſſen, nicht fehlen würde. Nur möchte eine innigere Verbindung mit Rußland, als die bisherige, vorangegangen ſein müſſen. Man muß zwar anerkennen, daß auch in dieſer Hinſicht die wohlunterrichteten Männer Frankreichs nicht immer die an maaßgebender Stelle bei ihnen vorwaltenden Anſichten theilen; doch wiſſen ſie ſich zu fügen.

Mr. Hommaire de Helle*) hält u. A. nach eigener Anſicht der Sachlage die Auferweckung und Verbeſſerung des türkiſchen Stammes für ausführbar und traut dieſem in ſolcher Hinſicht mehr zu, als den chriſtlichen Stämmen. Er erachtet es ſogar dem Intereſſe Frankreichs für angemeſſen, die Türken in ihrer Erhebung zu unterſtützen. Wahrſcheinlich wird er hierin eine „vox clamans in deserto“ bleiben. Doch auch mit ſeiner Geſinnung kann er ſich nicht enthalten, die unter den Barbaren zu Stande gekommene Entvölkerung Kleinaſiens tief zu bedauern, wo eine Menge Dörfer ebenſowohl als im türkiſchen Rumelien total verſchwunden oder auf wenige Hütten herabgeſunken ſind. Wahrlich, die wankende Türkei dürfte dreifache Urſache haben, ihren Neubelebungs-Proceß gleichſam mit Dampfkraft vorwärts zu treiben, wenn ſie den gegen ſie vielleicht ſchon heranreifenden Ungewittern gewachſen ſein wollte.

Wie dem auch ſei, die europäiſche Geſittung wird ſich nicht mehr auf die Dauer verhindern laſſen, den von der Natur wunderbar reich ausgeſtatteten Theil Europa's und das ihm gegenüber liegende noch reichere Kleinaſien einzunehmen, von welchen die Türken ſie jetzt noch zurückhalten. Scheint es doch, als ob die Osmanen ſich auf dem von ihnen eroberten Boden noch immer nicht heimiſch fühlten, denn noch bis heute haben ſie nirgends Landſtraßen gebaut. Sie nennen einen zum Hals- und Beinbrechen eingerichteten rauhen Pfad „Náldüken“ — d. h. die Hufeiſen abſchlagend. — Auch iſt es ein übles Zeichen, daß man Moſcheen zerfallen läßt, an die ſich wichtige hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen. Nicht bloß in Bruſſa geſchieht dies; Hr. Sandreczki**) ſah in Siwas zwei alte Moſcheen von edler arabiſcher Bauart zuſammenbrechen. Humane

*) Voyage en Turquie et en Perse, exécuté par ordre du Gouvernement français pendant les années 1846—48.

**) A. a. O. S. 121.

Gesittung würde sicherer im Stande sein, fremdartigen Ueberfluthungen zu begegnen, als Koran und Fatalismus. Ob sie aber von den jetzigen Besitzern des Landes freiwillig angenommen, oder ihnen gewaltsam aufgedrungen werden soll, ist nicht gleichgültig; im letzteren Falle würde sie wohl nur über Blut und Ruinen einherschreiten können und die westliche Civilisation fordert daher gebieterisch das versuchsweise Beschreiten des ersteren, milderen Weges. Die gegenwärtigen Machthaber in Constantinopel sind hiermit einverstanden; aber sie sind energielos. — Der Hatti-Hümayun, welchen der gegenwärtige milde Herrscher der Osmanen am 18. Februar 1852 für alle Bewohner seiner Länder erlassen hat, würde selbst ausschweifenden Forderungen an eine liberale Staats-Verfassung zu genügen im Stande sein, wenn man ihn einst zur allgemeinen Geltung zu bringen vermöchte. Er darf als ein Beweis des mächtigen Einflusses angesehen werden, welchen damals Lord Stratford in Constantinopel ausübte. Von ihm sagt Hr. F. Eichmann*), welcher sich dort in der Lage befand, die Fäden der Diplomatie zu verfolgen: „er vertrat nicht blos England's Regierung im Orient, er war diese Regierung selbst." Schon der § 1 jenes Staatsgesetzes sichert allen Unterthanen die nämlichen Rechte der persönlichen Sicherheit, Ehre, des Besitzes, des Cultus u. s. w. zu. Die §§ 2, 3, 4, 5, besonders aber 6, stellen die Freiheit der Ausübung jedes christlichen Cultus unter die sichere Garantie der hohen Pforte. § 10 schreibt vor, daß die öffentlichen Aemter jedem Unterthanen nach seinen Fähigkeiten gleich zugänglich sein sollen, ohne Rücksicht auf seine Nationalität. § 12 autorisirt jede bürgerliche Gemeinschaft, öffentliche Schulen zu errichten. § 13 ordnet gemischte Gerichte an für streitende Parteien verschiedener Confessionen; die Sitzungen dieser Gerichte sollen öffentlich sein. § 17 läßt christliche Unterthanen zum Dienste in der Armee zu.

Hätte nun einer der jüngsten Vertheidiger der türkischen Institutionen, Hr. Ernst Hollander**), nachweisen können, daß der Hatti-Hümayun innerhalb einer bestimmten, nicht ad calendas graecas hinauszuschiebenden Frist zur Ausführung kommen würde,

*) Die Reformen des osmanischen Reiches. Berlin, 1858. S. 143.

**) La Turquie devant l'Opinion publique. Paris, 1858. —. Die kleine Schrift enthält einen officiellen Abdruck des Hatti-Hümayun.

ſo wäre mit einem großen Schlage die wahre Regeneration des türkiſchen Volkes angebahnt geweſen. Leider ſind ſeit jenem Erlaſſe neun Jahre in das Meer der Ewigkeit hinabgefloſſen, ohne daß die Ausführung in den weſentlichſten Punkten zur Wahrheit geworden wäre. — Möge der Regierung der ſchwere Wurf gelingen, ihren bunten Völker-Complex empfänglich für die Durchführung einer ſo höchſt nöthigen, wohlthätigen Reorganiſation zu machen und ſo die wohlbegründeten Zweifel gegen die Möglichkeit eines noch rechtzeitigen und auch genügenden Vorſchreitens derſelben niederzuſchlagen, denn ſchon dröhnt aus der Ferne der ſchwere Tritt des herannahenden eiſernen Verhängniſſes!

Am directeſten iſt freilich Hr. Pitzipios-Bey*) der Emancipirung des Türkenthums entgegen getreten, indem er auf den grotesken Einfall kam, den Sultan ſelbſt zum Chriſtenthum übergehen zu laſſen. Als eine Antwort hierauf mag der Umſtand gelten, daß der Sultan Ende Auguſt's 1859 das Feſt ſeiner Wiedergeneſung unter Kanonendonner in der Moſchee Sultan Ejub feierte, bekanntlich der heiligſten unter den türkiſchen Gotteshäuſern Conſtantinopel's, die ſonſt nur zur Umgürtung eines neuen Sultan's mit dem Schwerte des Propheten benutzt zu werden pflegt. Der mit dem Oriente ſo vollkommen vertraute Hr. v. Prokeſch**) iſt der Anſicht, daß den Türken durch das Chriſtenthum nicht aufzuhelfen ſei und ich muß ihm hierin vollſtändig beiſtimmen. Nachdenkende Türken haben, indem ſie die Gebräuche der Chriſten in Conſtantinopel beobachteten, ſogar behauptet, das Chriſtenthum habe ſich bereits zu ihnen in den Koran geflüchtet.

Bei anderen Türken hat ſich folgende eigenthümliche Anſicht von dem Charakter der verſchiedenen chriſtlichen Glaubensgenoſſen eine Art von Anerkennung geſchaffen. „Wenn Chriſtus, der größte Prophet nach Mohammed, heutigen Tages im Gefängniß ſäße, ſo würden die um ſeine Rettung beſorgten Religionsparteien, eine jede nach ihrer eigenthümlichen Form, in folgender Weiſe Hülfe angeboten haben:“

1) Die chriſtlichen Europäer (mit Ausnahme der Ruſſen

*) L'orient. — Les Reformes de l'empire byzantin. Paris, 1859.

**) Denkwürdigkeiten. Bd. III. S. 142.

und Griechen) treten vor ihm hin und bieten ihm an, ihn mit allen Gründen der Wiſſenſchaft und der Weisheit vor ſeinen Richtern zu vertheidigen, wenn dies aber nicht genügen ſollte, ſelbſt zur Magie die Zuflucht zu nehmen.

2) Die Ruſſen bieten ihm Kanonen und Koſaken zur Vertheidigung an.

3) Die Griechen laſſen den Hülfsmitteln der beiden vorigen Parteien alle Gerechtigkeit widerfahren, theilen ihm aber mit, daß ſie die Kenntniß eines Feuers beſitzen, welches in den Palaſt der vornehmen Juden getragen, dort ſicherlich eine mächtigere Wirkung hervorbringen würde, als alle jene.

4) Die Armenier endlich ſtellen ihm vor, daß ſie, im Beſitze goldgefüllter Truhen, zunächſt die Diener und Zofen beſtechen, durch dieſe ſich den Weg zu den höchſten Herrſchaften bahnen, in die Gunſt dieſer einniſten uud ſcheinbar ohne alle äußere Macht dieſe zu ſeiner Rettung hinlenken würden.

„Und Chriſtus der Herr verwirft ſie alle, indem er nur ſeinem himmliſchen Vater die Rettung anheim ſtelle."

Die Raja's empfingen ihre jetzigen Inſtitutionen von der türkiſchen Herrſchaft. Soviel Erniedrigendes dieſe auch für ſie haben mögen, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß das griechiſche Kaiſerreich in der letzten Zeit ſeines Beſtehens moraliſch und politiſch zu tief geſunken war, um nicht den Uebergang zu den Geſetzen der neuen Herrſcher von ſeiner Härte dadurch weſentlich verlieren zu laſſen. Eine in hohem Grade demoraliſirende Ariſtokratie, eine tyranniſche und zahlloſe Geiſtlichkeit, ſtets unter ſich in ärgerlichem Sectenſtreite befangen, ein Syſtem von Monopolen, Fiskalität, Auflagen, mit einer Armee von Zöllnern, vor Allem eine ſchwache, gerechten Beſchwerden ſchwer zugängliche Regierung, die Jahrhunderte lang vergebens auf Verbeſſerungen hatte warten laſſen, — dies waren die griechiſchen Zuſtände. Dieſe wurden nun umgetauſcht gegen eine vollſtändige Rechts-Gleichheit der Raja's unter ſich, einen einfachen, der Zahl nach auf das Bedürfniß beſchränkten Prieſterſtand, der, weil er in ſeinem Verbande wenig Zuſammenhang und Berührungspunkte findet, faſt aufgehört hat, Haß und Zwietracht gegen alle Andersdenkende zu predigen, — Unabhängigkeit von den aus den Satzungen des Ko-

rans ausgehenden Civil-Geſetzen, einen Grad der religiöſen Duldung, wie er ſich im übrigen Europa nicht finden läßt, endlich ein höchſt einfaches, leicht verſtandenes Syſtem der Abgaben, welche großentheils durch Beamte der Gemeinde ſelbſt erhoben werden.

Wenn die griechiſchen Prieſter glauben könnten, in der erwähnten Weiſe an Macht eingebüßt zu haben, ſo können ſie auf der andern Seite die Augen gegen die Wahrheit nicht verſchließen, wie ihr Anſehen in der Gemeinde dadurch bedeutend gewonnen hat, daß die Mitglieder dieſer ihre Privatſtreitigkeiten durch ſie ohne Appell entſcheiden laſſen, obgleich ſie mit einer geſetzlichen Autorität dazu nicht ausgeſtattet ſind. — In Conſtantinopel iſt es der Patriarch, in den Provinzen der Biſchof, welcher in letzter Inſtanz entſcheidet. — Die Befreiung von den mannigfaltigen Vexationen einer Polizei, wie ſie den weſteuropäiſchen Staaten unentbehrlich geworden iſt, darf als eine nicht geringe Wohlthat anerkannt werden.

Freilich wird Hr. Urquhart*) wahrſcheinlich Recht behalten, ſo lange das türkiſche Gouvernement aufrecht ſtehen bleibt, wenn er ſagt: „die Gleichheit der Muſelmänner und der Chriſten iſt letzteren oft genug verſprochen worden, theils durch die türkiſchen Gouverneurs, welche nach Unabhängigkeit trachteten, z. B. Ali Paſcha, theils durch die zur Erſtickung von Revolten hingeſendeten Paſcha's; aber dieſe Verſprechungen ſind nie gehalten worden, der Sultan iſt niemals ſtark genug dazu geweſen.“ — Jedenfalls ſtößt jeder Reform-Verſuch bei den Türken auf die eingewurzelte Gewohnheit der Anarchie und die Neigung zu Gewaltthätigkeiten, die ſich bei einzelnen Veranlaſſungen ſtets von neuem kund gibt, was auch die Regierung zu ihrer Unterdrückung thun mag. Aber die alte hergebrachte Willkühr-Herrſchaft hat wenigſtens einen mächtigen Stoß erhalten, die auffallendſten Veränderungen in dem Verhalten der Türken gegen die reiſenden Fremden geben ſeit den letzten Jahren allein ſchon einen nicht zu verkennenden Beleg dafür.

Die orientaliſche Achtung vor Gaſtfreundſchaft hat ſich durch den Schutz bewährt, den die aus Spanien vertriebenen Juden eben ſowohl, als die Proteſtanten aus Ungarn empfingen, und die noch

*) La Turquie, ses ressources, son organisation municipale etc. Traduit de l'Anglais. T. II. Bruxelles, 1837. pag. 14.

vor Kurzem selbst durch Oesterreichs Drohungen von seinen politischen Flüchtlingen schwer abgewendet werden konnte.

Nicht in Griechenland allein haben übrigens die Muselmänner die vorgefundene Municipal-Einrichtung möglichst zu schonen gesucht, auch in Indien haben sie es ihren Interessen angemessen erachtet, den Hindu's ihre Civil-Administration zu belassen, wie dies Oberst Briggs ausführlich auseinandersetzt. So kann denn die Zustimmung der gegenwärtigen Regierung zur Begründung einer Municipalität in Pera und Galata nicht als etwas Außerordentliches angeschlagen werden. Wie die Raja's die hieraus hervorgehenden Vortheile zu würdigen wissen, hat sich mehrmals daraus ergeben, daß sie die Regierung gegen die Aufstände ihrer muselmännischen Unterthanen, z. B. die Albanesen, unterstützt haben. Diese Municipal-Institutionen konnten von den Türken um so eher aufrecht erhalten werden, als sie zugleich einen Grundpfeiler der arabischen Gesetzgebung darstellen, die von den erleuchteten Türken traditionell mit Recht verehrt wird.

Die Griechen, Armenier und Bulgaren besitzen die nämliche Municipal-Einrichtung; nur die Albanesen und Slavonier sind von je her ihren Knesen oder Militärchefs unterworfen gewesen. Ein Theil jener Nationen hat sich den Türken in religiöser Hinsicht untergeordnet; dies gilt von dem größeren Theile der Albanesen, einem Drittheile der Bosnier und den die höheren Gebirgszüge bewohnenden Bulgaren.

Hr. Urquhart ist mit anderen Reisenden darüber einverstanden, daß diese Gebirgs-Bulgaren einer in hohem Grade ausgezeichneten Menschen-Raçe angehören.

Eine höchst auffallende Erscheinung ist es nun, daß im Allgemeinen jene christlichen Stämme, welche unzugängliche Gebirgsschluchten und von der Natur befestigte Positionen bewohnen, sich leichter dem Islam zugewendet haben, als die Bewohner der thracischen Ebenen, die fast unaufhörlich dem Durchzuge fanatischer Türken-Horden und dem Drucke hin und her ziehender türkischer Beamten ausgesetzt gewesen sind. In der That scheint die unaufhörlich von oben ausgeübte Druckkraft die Elasticität des Widerstandes von unten her gleichsam gestählt und hartnäckiger gemacht zu haben.

Die Juden allein haben sich in der Türkei eben so fern von jeder Vermischung gehalten, als in dem übrigen Europa und Asien.

XVII.

Zur Geſchichte und Charakteriſtik der Griechen. — Vermiſchung der Raçen. — Urſachen des Steigens und Sinkens der Völker. — Blick auf die Geſchichte des oſtrömiſchen Reiches von Conſtantin I. bis zu ſeinem Sturze. — Politiſche Wichtigkeit der Tage von Byzanz. — Urſachen der Verlegung des römiſchen Herrſcherſitzes nach Oſten. — Erhebung des Chriſtenthums. — Angriffe der Barbaren ſeit 378 n. Chr. — Weſtgothen in Attika und Illyrien. — Gräuel in den Kaiſer-Familien von Byzanz. — Erſchlaffung und Entſittlichung des griechiſchen Volkes. — Kreuzzüge. — Kampf der Lateiner mit den Griechen. — Einnahme von Conſtantinopel durch die Franken, 1204. — Religions-Streitigkeiten. — Verſuche zur Vereinigung der griechiſchen mit der lateiniſchen Kirche. — Conſtantin XII., der Paläologe. — Einnahme von Conſtantinopel, 1453. — Charakteriſtik der osmaniſchen Griechen. — Ihre phyſiſchen Eigenſchaften in der gegenwärtigen Zeit. — Moraliſche Seite. — Ihre Beſchäftigungen. — Unduldſamkeit. — Bilder-Verehrung in den Kirchen.

Eine für den unbefangenen Forſcher im höchſten Grade merkwürdige Thatſache iſt das allmälige Hervortreten, Erſtarken, Blühen einzelner Völker, dem ebenſo ſicher, früher oder ſpäter, ihre Kraftabnahme, ihr Hinſinken, ihr Verſchwinden von der Weltbühne, folgt. Sowie der einzelne Menſch die ihm vorgeſchriebenen Stufenalter, bis zum Tode, durchwandert, ſo auch der Aggregatzuſtand der Menſchen, welchen wir Volk nennen. Einzelne Menſchen und einzelne Völker erheben ſich nie über das Kindesalter; ſie zahlen den der ſchaffenden Natur ſchuldigen Tribut früh. Andere wachſen, tauſend Hinderniſſen zum Trotz, oder eben durch ſie geſtählt, kräftig bis zur höchſten Blüthe heran, übertreffen die Genoſſen an Thatkraft und Ausdauer, ragen auch endlich über dieſe weit genug her-

vor, um ſie im Beſonderen und Kleinen, oder im Ganzen und Großen zu beherrſchen. Für eine ſolche Entwicklung iſt die angeborene Kraft von der höchſten Wichtigkeit; die germaniſchen Völkerſtämme z. B. zeichnen ſich in Europa, ſowie in Amerika, durch Energie, Unternehmungsgeiſt und zähe Ausdauer, überwiegend vor den meiſten anderen Stämmen, aus, und dies iſt nicht blos gegenwärtig, ſondern es war ſchon damals ebenſo der Fall, als die Uranfänge der Geſchichte ihrer zuerſt erwähnen. Aber auch die äußeren Verhältniſſe, Klima, Boden, Nahrung, vor Allem Pflege und Erziehung, ſind für die Entwicklung der Individuen wie der Völker von hochwichtigſtem Einfluſſe. Der Araber, welcher in einem warmen Klima ſein ganzes Dichten und Trachten auf die veredelnde Cultur ſeines Pferdes ſetzt, erzielt dort die edelſte Raçe; dieſelbe Cultur würde in Lappland ungefähr erfolglos bleiben. Die Menſchen werden erlauben müſſen, daß man das ſich hieraus ergebende Geſetz, nach Daubenton's Vorgange, auch auf ſie anwende. Wer die erfreulichen Folgen einer ſorgfältig geregelten körperlichen und geiſtigen Pflege, die durch eine Reihe von Generationen zur Anwendung kam, perſönlich kennen lernen will, dem empfehle ich, nach England zu wandern und zu geeigneter Jahreszeit, entweder im Hyde Park am Serpentin River, oder zu Brighton am Meeresufer, die jugendlichen Sprößlinge ſolcher Familien zu beobachten, denen der Wohlſtand ſeit einigen Jahrhunderten andauernd erlaubte, es an nichts fehlen zu laſſen, was dem phyſiſchen und moraliſchen Gedeihen förderlich ſein konnte. Der Beobachter wird ſich genöthigt ſehen, die überraſchend wohlthätigen Erfolge eines ſolchen Zuſammenwirkens günſtiger Umſtände anzuerkennen. In ähnlicher Weiſe erreichten den Gipfelpunkt humaner Civiliſation nur ſolche Völker, deren Individuen, in ihrer großen Mehrzahl, die Sorge um die zunächſt liegenden materiellen Bedürfniſſe überwunden haben, d. h. die durch erfolgreichen Gewerbfleiß und Handel wohlhabend geworden ſind. — Ein ungemein wohlthätiges Naturgeſetz wirkt ſodann dahin, daß bei der Kreuzung der Raçen die edlere, höher ſtehende, das Uebergewicht in dem Producte derſelben erkennen läßt. Der Mulatte verdankt dem weißen Vater mehr Eigenſchaften als der ſchwarzen Mutter, der Meſtize läßt ebenſo den Einfluß des Weißen mehr erkennen, als den der Mulattin, der Quarteron ſteht endlich dem Weißen bereits unge-

mein nahe. Die Mischlinge von Weißen und farbigen Eingebornen haben sich in Brasilien und auf den Philippinen als ausgezeichnet tüchtig in Handwerken und Künsten, an Tapferkeit und Arbeitsamkeit bewährt. Hr. Etwick hat dies in seiner Geschichte von Jamaika noch überzeugender dargethan, als es vor ihm bereits geschehen war. Wenn es richtig ist, daß, wie die Herren DD. Pruner und Rigler*) behaupten, das Product einer Vermischung zwischen einer Frau von lichter Hautfarbe mit einem dunkleren Manne stehe in der Regel der Mutter näher, als dem Vater, so rührt dies nicht von der Hautfarbe, sondern von dem edleren Standpunkte der Raçe der Mutter her. Hr. de Gobineau**) gibt jener wichtigen Thatsache indessen eine übertriebene Anwendung, wenn er annimmt, daß die Degeneration der Völker durch Tilgung ihres ursprünglich reinen Blutes vermöge der Kreuzung mit andern Raçen entstehe und es erscheint auffallend, daß ihm Hr. A. de Quatrefages***) hierin beistimmt. Wenn zu einer solchen Degeneration doch wohl nur die Vermischung mit einer weniger edlen, tiefer stehenden Raçe Veranlassung geben konnte, so hätten diese Herren erwägen mögen, daß das türkische Volk tiefer und tiefer sinkt, obgleich es seit Jahrhunderten bemüht war, durch stets wiederholte Vermischung mit Frauen der edelsten Raçen das Blut seines ursprünglichen Stammes zu verbessern, — was ihm in Bezug auf die äußere Körperform auch in der That gelungen ist. Aehnliches geschah bei den Magyaren. Als diese von Ungarn aus das südliche Deutschland bis nach Augsburg hin überflutheten, zeigten sie die mongolische Gesichtsbildung in sehr widerwärtiger Weise. Fortwährende Kreuzungen mit den Nachbarvölkern haben diese gänzlich verwischt; sie hat einer ungleich edleren Platz gemacht. Ungeachtet nun die Magyaren ihr ursprüngliches Blut gewiß nicht rein erhalten haben, so sind sie doch weder physisch noch moralisch entartet, sie erhalten sich — den Türken hierin zu ihrem Vortheile ungleich — in dieser doppelten Hinsicht nicht blos aufrecht, sondern dürfen jetzt den edelsten Stämmen Europa's zugezählt werden.

---

*) A. a. O. I. S. 154.

**) Essai sur l'Inegalité des raçes humaines.

***) Du croissement des raçes humaines. — V. Revue des deux mondes. Mars., 1857. pag. 159.

Somit muß man zu dem Schluſſe gelangen, daß der Sturz der Völker und ihrer Civiliſation ungleich mehr noch von moraliſchen als von phyſiſchen Urſachen ausgeht. Schlechte Sitten, Ausſchweifungen, maaßloſer Luxus, Fanatismus mit Irreligiöſität gewöhnlich Hand in Hand gehend, Verluſt freiſinniger Staats-Einrichtungen, Deſpotie, die Erzeugerin ſclaviſcher Geſinnungen, der Erſchlaffung und der Feigheit — vor Allem aber die Peſt der Ungerechtigkeit und des böſen Beiſpieles, welche ſich von den Regierenden über die Regierten ausbreitet, — dieſe ſind es, welche ganze Völker ſtürzen und welche aus den Ruinen von Babylon, von Ninive, von Carthago, Rom und Conſtantinopel, den Menſchen vergeblich Buße predigen. — Freilich iſt an die Lebensdauer ganzer Nationen, wie ſie ſich ſelbſt unter ſo traurigen Umſtänden geſtaltet, ein durchaus anderer Maaßſtab anzulegen, als an die der Individuen. „Tauſend Jahre ſind vor Ihm wie ein Tag.“ Es waltet eine ewige Gerechtigkeit, durch welche die Verbrechen der großen Gemeinſchaften oft ſpät erſt, aber ſicher, geſühnt werden. Sie ſtraft ſie vielleicht erſt an den Kindern, Enkeln oder Urenkeln „bis in das vierte Glied“, — aber ſie ſtraft! Die Geſchichte, welche ſolche Wahrheiten in das klarſte Licht ſtellt, iſt den heutigen Menſchen höchſt unbequem; nach modiſchem Zuſchnitte könnte man ſie wohl ungezogen ſchelten. Denn, ſelbſt in den Winkel geſtellt, fährt ſie fort, laut zu rufen.

Geſchichte. — Doch — die Geſchichte der Griechen? Ja, ſie iſt es, die ernſter und eindringlicher als irgend eine andere lehrt, daß die Verbrechen der Fürſten gegen ihre Nation, ſowie die Miſſethaten der Völker, welche ſich zu Mitſchuldigen unwürdiger Fürſten machen, durch eine für uns wenig verſtändliche Langmuth der über ihnen waltenden Macht wohl ein Jahrtauſend lang fortdauern können, daß ſie dann aber von der ſtrengſten Vergeltung erreicht werden. Auch die Art dieſer Vergeltung iſt charakteriſtiſch. Dieſes Volk, zu welchem hin die Künſte und Wiſſenſchaften in einer unſäglich finſteren Zeit ſich geflüchtet hatten, zeigte ſich einer ſolchen Bevorzugung ſo unwürdig, daß coloſſalere Gräuel und widerlichere Verſtöße gegen die Humanität kaum irgendwo anders, als bei ihm verübt worden ſind; darum mußten die roheſten Barbaren das civiliſirteſte der damaligen Völker endlich unter die Füße treten. Hierbei iſt es eine auffallende Erſcheinung, daß der älteſte

proſaiſche Schriftſteller der Griechen, Herodot, ſeinem Volke das endliche Schickſal gleichſam vorausgeſagt hat. Gleich einem rothen Faden zieht ſich durch ſein ganzes Werk die herrſchende Idee von einer gerechten Weltregierung hin, welche nicht blos Verbrechen und Miſſethat, ſondern auch ſchon ſtolzes Ueberheben durch maaßloſe Benutzung von Reichthum und Macht, mit Untergang und Verderben ſtraft. Herodot's Dämonion rächt den Uebermuth und den Leichtſinn der Vorfahren oft an den ſpäten Enkeln. Aber die Griechen beachteten den bedeutſamen Wink ihres trefflichen Geſchichtſchreibers nicht. — Einem Deutſchen der heutigen Zeit ziemt es freilich wenig, mit ihnen darüber zu rechten. Wer ſollte ſich aber nicht des altteſtamentariſchen Ausſpruches*) hierbei erinnern: „Ich der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimſuchet der Väter Miſſethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied.“ Und wiederum iſt die Thatſache auffallend, daß die von den Eltern ausgehenden erblichen Krankheiten ſich oft genug bis in das vierte Glied der Nachkommenſchaft, faſt niemals weiterhin, verfolgen laſſen. — Nicht minder bejammernswerth bleibt deshalb der mit dem Falle des griechiſchen Kaiſerreiches verbunden geweſene Sturz der Civiliſation, nicht minder beweinenswerth der zugleich herbeigeführte Ruin von Millionen betriebſamer, unſchuldiger Menſchen, die Entvölkerung und Verwüſtung der cultivirteſten Theile von Europa und Aſien.

Es hat ſich jüngſt eine abermalige Discuſſion über die Urſache des Sturzes des griechiſchen Kaiſerthum's erhoben, die hier nicht ganz übergangen werden darf. Hr. Dr. A. D. Mordtmann**) hat als einen Hauptgrund jenes Falles die centrifugale Neigung der Provinzen des Reiches angeſehen, indem die Regierung nicht verſtand, den Verband der ihr gehörigen Länder durch centraliſirende Thätigkeit zu befeſtigen. Auch unnatürliche, durch die geographiſche Lage der Länder, durch Verſchiedenheit der nationalen Charaktere herbeigeführte Verhältniſſe werden angeſchuldigt. Endlich glaubt Hr. Dr. Mordtmann die Männer zurecht weiſen zu müſſen, „welche die göttliche Vorſehung gleichſam zur Mitſchuldigen der fehlerhaften europäiſchen Staatenpolitik zu

*) Exodus. Cap. 20, Vers 5.

**) Belagerung und Eroberung Conſtantinopel's. Stuttgart und Augsburg, 1858. S. 106 u. f.

machen ſich nicht entblöden.“ Hr. Mordtmann, der als hanſeatiſcher Conſul in Conſtantinopel gründliche Unterſuchungen an Ort und Stelle anzuſtellen vermochte, und den ich dort perſönlich achten zu lernen Gelegenheit fand, iſt in Folge deſſen durch eine in bittere Galle getauchte Feder, unter Vermittelung eines vielgeleſenen Tageblattes, kritiſch angegriffen worden; auch dieſe Feder wurde augenſcheinlich von einer früher in Pera ſelbſt thätig geweſenen Hand geleitet. Mir hat es rathſamer geſchienen, den Anſichten Hrn. Mordtmann's an der Hand der Geſchichte entgegen zu treten und dieſe zugleich zur Begründung der ſo eben im Eingange aufgeſtellten Sätze zu benutzen. Außerdem halte ich es für unthunlich, ſich den Charakter der heutigen osmaniſchen Griechen anſchaulich zu machen, ohne deren Geſchichte wenigſtens nach ihren Hauptzügen zu kennen. Dazu bedarf es jedoch nur eines Blickes auf die Neubegründung des oſtrömiſchen Reiches durch Conſtantin; der auf das Steigen oder Sinken dieſes Staates, von beſonders einflußreicher Wirkung geweſenen Begebenheiten und einer Hinweiſung auf die theils ſchwächlichen, theils verkehrten Maaßregeln, welche ergriffen wurden, als die Kataſtrophe bereits heranrückte. Dieſe kurz gehaltenen Andeutungen wünſchen nur als Grundlage für den Ausſpruch angeſehen zu werden, der auf die Frage folgen müßte, welche Nation berufen ſein würde, das Steuerruder zu Conſtantinopel in die Hand zu nehmen, wenn es dereinſt der erſchlafften türkiſchen Regierung entſinken ſollte. Hr. de Lamartine*) iſt ſchon vor beinahe einem Menſchenalter mit jenem Ausſpruche keck vorgeſchritten; er ſagt: „die Griechen werden zurückkehren, aber unter dem Namen und in der Uniform der Ruſſen.“ Auch heute noch kann man einer ſolchen Anſicht eine überwiegende Berechtigung nicht abſprechen. Ebenſo erkennen die heutigen Griechen dieſe augenſcheinlich an, — denn als 1854 ſich die Alliirten mit den Türken gegen Rußland verbanden, nahmen ſie für letzteres offenkundig Partei. Nicht nur machten die von Athen ausgegangenen Feindſeligkeiten gegen die Türkei eine militäriſche Beſetzung der Stadt nöthig, ſondern es fingen in Südrußland bereits griechiſche Frei-Bataillone an, ſich für den ruſſiſchen Dienſt zu bilden. Aber Hr. de Lamartine iſt dennoch mit ſeinen politiſchen Ahnungen

*) A. a. O. S. 245.

nicht ganz glücklich. Schon 1833 rief er aus: „la Turquie tient à la vie de Mahmoud; l'empire et lui périront le même jour. Grande et fatale destinée etc.“ *). Und dennoch lebt die Türkei, wenn auch kränkelnd, noch heute. Aber die Griechen, welche seit der Eroberung von Constantinopel nichts gelernt, aber viel vergessen haben, sind stolz und eitel genug, zu glauben, daß sie hinlängliche Kraft besäßen, in eigener Uniform zurückzukehren. Den hierin liegenden Irrthum nachzuweisen, bietet zwar keine sonderliche Schwierigkeit dar, muß aber doch mit Gründen belegt werden. Die Geschichte und ein Charaktergemälde der heutigen Griechen werden zu diesem Material zugleich auch den Beweis liefern, daß die Forscher, welche das Schicksal der Griechen ein wohlverdientes, wenn auch tief zu beklagendes nennen, die ewige Gerechtigkeit nicht zur „Mitschuldigen“ tausendfacher griechischer Sünden machen, sondern die über den Völkern waltende hohe Weisheit in ihrem Glanze hinstellen. Diese straft sie zum abschreckenden Beispiele und zur Nachachtung für Andere, sobald ihr Maaß voll und die rechte Zeit gekommen ist.

Für die Ursachen, welche Constantin bewogen haben, eine neue Weltstadt, eine zweite Roma, auf das alte Byzanz anzulegen, bedarf es meines Erachtens aus moralischen Gründen keiner tiefen Divinationsgabe. Ueber die hohe politische Wichtigkeit jenes Punktes der Erde hatte schon lange vor Constantin kein Zweifel mehr obgewaltet. Polybius z. B. erkannte die Position von Byzanz als eine so hervorragend vortheilhafte, daß seine Bewohner für die Wohlthäter von ganz Griechenland betrachtet werden müßten und gemeinschaftlichen Beistand verdienten gegen die Angriffe, denen sie von Norden her ausgesetzt sind. — Erwies sich nicht in der That Constantinopel später als das letzte Bollwerk Griechenlands gegen die Türken? Würde es zu Grunde gegangen sein, wenn die entarteten Griechen jene von ihrem weisen Landsmanne ausgesprochene Wahrheit zur rechten Zeit gehörig zu würdigen gewußt hätten? Entscheidender noch mochten bei Constantin andere Umstände wirksam geworden sein, welche seine innerste Persönlichkeit tief berührten. Die Schlacht von Chalcedon, Byzanz gegenüber, in welcher Licinius mit seinem 125,000 Mann starken Heere am 18. Septbr. 324 von

*) Ebend. pag. 294.

ihm so auf's Haupt geschlagen worden war, daß jenem nur übrig blieb, sich durch Vermittlung seiner Gemahlin, einer Schwester Constantins, diesem von Nicomedia aus zu ergeben, hatte ihn zum unumschränkten Herrscher des ganzen ungeheuren römischen Reiches in Europa, Asien und Afrika gemacht. Seine Hinneigung zum Christenthume war aber nach der Besiegung des Maxentius an der Tiber, im Jahre 312 n. Chr., bereits offenkundig geworden. Die Römer konnten ihm die Hintansetzung der vaterländischen Götter niemals ganz verzeihen; im Jahre 326, als er sein zwanzigstes Regierungsjahr zu Rom feierte, erregte er außerdem ihren Unwillen dadurch noch in höherem Grade, daß er gegen seine eigene Familie barbarisch wüthete. Auf die Anzettelung seiner zweiten Gemahlin, der Fausta, ließ er nämlich seinen einzigen Sohn erster Ehe, den allgemein hochgeachteten und talentvollen Crispus, der als Anführer der Flotte noch vor kurzem so wesentlich zur Besiegung des Licinius beigetragen hatte, zu Pola ermorden, mit ihm auch zugleich den elfjährigen Sohn seines Schwagers Licinius umbringen. Als indessen seine Mutter Helena ihm die Größe seiner Unthat, eben so die Schuldlosigkeit des Crispus klar gemacht hatte, wurde die Fausta im heißen Bade durch Dämpfe erstickt. Die Römer ergingen sich hierauf in wohlverdienten satyrischen Witzspielen gegen ihn: das Neronische Zeitalter sei wiedergekehrt und er habe nur deshalb die christliche Religion angenommen, weil diese die einzige sei, welche für dergleichen Verbrechen Vergebung schaffen könne. Der der neuplatonischen Schule angehörige weise Sopater und die heidnischen Priester zu Rom sollen ihm sogar die Sühnopfer verweigert haben. Somit wirkten drei mächtige Hebel dahin, ihn von Rom fortan fern zu halten, einmal der beleidigte Stolz, vielleicht ebenso die am Orte der That lauter rufenden Gewissensbisse; zweitens die einem so intelligenten Machthaber ungemein nahe liegende Ueberzeugung, daß es für den, der Europa und Asien zugleich beherrschen will, keinen dazu geeigneteren Wohnsitz irgend wo gebe, als Byzanz; drittens die Absicht, dem Christenthume eine sichere Stätte auf geeigneterem Boden zu bereiten. Ob letztere Absicht aus wahrhaft christlichem Sinn hervorgegangen, gleichsam der Erguß einer tief im Innern wurzelnden Ueberzeugung war, ist nicht bloß ungewiß, sondern sogar unwahrscheinlich. Wenn man erwägt, daß die obenerwähnten Mordthaten begangen wurden, als er einer großen christlichen Kirchenver-

ſammlung bereits präſidirt hatte, daß auch ſchon vor dem Kriegszuge nach Rom die gefangenen Franken und Brukterer, ſammt den beiden Königen der letzteren, auf ſeinen Befehl in der Arena zu Trier theils den wilden Thieren vorgeworfen, theils niedergemetzelt worden waren, zu einer Zeit, wo ihm die Lehren des Chriſtenthums von dem Hofe ſeines Vaters Conſtantius her bekannt ſein mußten, — ſo wird man nothgedrungen von ſeiner chriſtlichen Geſinnung eine geringe Meinung erhalten. Noch geringer muß dieſe werden, wenn man hinzufügt, daß Conſtantin zwei Jahre nach der Beſiegung des Maxentius, ſeinen ihm verdächtig gewordenen Schwager Baſſianus; zwölf Jahre nach derſelben, alſo ebenſo lange nach dem von ihm öffentlich beſtätigten chriſtlichen Bekenntniſſe, auch ſeinen Schwager Licinius in der Verbannung ermorden ließ, ungeachtet des auf Vermittlung der eigenen Schweſter für deſſen Lebenserhaltung abgelegten Eides. Es kommt ferner aber hinzu, daß, indem er chriſtliche Kirchen zu Conſtantinopel, namentlich zuerſt die der heiligen Apoſtel mit dem Kaiſergrabe baute, er zugleich ſeine Statue von vergoldetem Holze dem Volke zur Verehrung aufſtellen ließ und anordnete, alle künftigen Kaiſer ſollten ſich vor ihr anbetend niederwerfen *), wobei auch manche andre heidniſche Gebräuche in Conſtantinopel aufrecht erhalten wurden. — Die letzte, von Diocletian im Jahre 303 angeordnete allgemeine Chriſten-Verfolgung, welche von Galerius, Maximinus, Licinius, Maxentius acht Jahre lang ſtreng durchgeführt worden war, hatte den Beweis geliefert, daß das Chriſtenthum durch ſie nicht blos keine Unterdrückung, ſondern vielmehr in hohem Grade Kräftigung erfahren hatte. Es waren bedeutſame Zeichen hervorgetreten, daß die Zeit der ſtillen Ergebung der zahlreichen Chriſten in die über ſie verhängten Verfolgungen vorüber ſei. Ein zweimaliger Brand im Palaſte zu Nicomedien, den damals Diocletian und Galerius zugleich bewohnten, wurde ihnen wohl nicht mit Unrecht zugeſchrieben, denn auch die Verfolgungsbefehle wurden öffentlich von den Mauern heruntergeriſſen; Galerius entfloh eilig. In Syrien brachen Empörungen aus. So ſchien es denn einer die Umſtände ruhig erwägenden Staatsklugheit, wie ſie Conſtantin in reichem Maaße entwickelt hat, vollkommen angemeſſen, wenigſtens zunächſt Duldung eintreten zu laſſen. Das erſte, ſchon 312 ausgegangene Duldungsgeſetz ent-

*) Vergl. Manſo, Leben Conſtantins des Großen. Breslau, 1817. S. 77.

hält noch die Beſchränkung, daß Niemand den von ſeinen Eltern übertragenen Glauben aufgeben ſolle. Ein Jahr ſpäter kam aber Conſtantin mit Licinius, bei des letztern Verheirathung, zu Mailand überein, daß fortan Jeder den Glauben, zu dem ſich ſein Herz neige, ſolle annehmen und den damit verbundenen Cultus ſolle ausüben dürfen. Die den Chriſten entriſſenen Güter und Verſammlungsörter ſollten zurückerſtattet werden *). Bei alledem nannte ſich Conſtantin noch im Jahre 312 auf Münzen Pontifex maximus, auch ſah man auf dieſen ſein Bildniß neben denen des Jupiter, des Hercules und der Sonne; ebenſo wohnte er noch hergebrachten Opfern bei und holte ſelbſt bei den Zeichendeutern (den Haruspices) Rath. — Wahrhaft zu bedauern iſt es, daß die Streitigkeiten der Chriſten unter ſich ſie verhinderten, die ihnen günſtige Stimmung ſo anzuerkennen und zu würdigen, wie ſie es verdiente. Bereits 314 ſah ſich Conſtantin durch die Donatiſten in Afrika veranlaßt, eine Kirchenverſammlung nach Arelatum (Arles) zu berufen. Die Arianiſchen Streitigkeiten über die Dreieinigkeitslehren führten ſodann 325 die allgemeine Kirchenverſammlung zu Nicäa herbei, in welcher Conſtantin ſelbſt den Vorſitz führte; Arius und ſeine Anhänger wurden mit der Verbannung beſtraft, um ſpäter von Conſtantin ſelbſt wieder zurückgerufen zu werden; noch heute leben zahlreiche Nachfolger des Arius. Länger zu leben, ja für immer in allen Verſammlungsorten der verſchiedenen chriſtlichen Parteien mit goldenen Buchſtaben angeheftet zu werden, verdient aber Conſtantin's damaliges Sendſchreiben an ſeine heidniſchen Unterthanen. Es heißt darin: „Wer etwas eingeſehen und erkannt hat, der nutze damit, wenn es möglich iſt, ſeinem Nächſten; gelingt es ihm nicht, ſo gebe er es auf; denn ein Anderes iſt, den Kampf für die Unſterblichkeit freiwillig übernehmen, ein Anderes, mit Strafe dazu nöthigen“ **).

Soviel aber läßt ſich aus der Geſchichte der ſpäteren Regierungsjahre Conſtantin's mit Sicherheit entnehmen, daß ihm das Chriſtenthum allmählig mehr und mehr zur Sache des wahren Glaubens und der Erkenntniß wurde. Gar ſehr ſpricht hierfür die

*) Manſo a. a. O. S. 93.

**) Eusebius, Histor. eccles. II. 48, 60. pag. 466.

aus dieſer Periode von ihm allgemein gerühmte große Milde, die nicht allein der Hinfälligkeit des Alters zugeſchrieben werden darf, denn er bekriegte noch, 59 Jahre alt, die Gothen in den jetzigen Donaufürſtenthümern mit Glück, indem er dabei eine Brücke über die Donau ſchlagen ließ. Lauter zeugen dafür noch die in ſeinen letzten Lebensjahren ergangenen Verbote des Opferns der Heiden, ſowie die ſeit 333 ungeahndet gebliebenen Entweihungen und Zerſtörungen heidniſcher Tempel und Grabmäler *). Zu dieſer Zeit bewohnte er großentheils Nicomedien uud beſuchte nur häufig das nahe Byzanz, um die Arbeiten, namentlich die Ringmauern, dort zu fördern. Zu Nicomedien fand er endlich im Mai 337 auch das Ziel eines Lebens, dem der Ruhm eines überlegenen energiſchen Geiſtes, einer weiſe berechnenden Regierungskunſt, der Tapferkeit, des Feldherrntalentes, ſowie großer Verdienſte um die Ausbreitung des Chriſtenthums nicht verſagt werden kann. Bei dem Anblicke ſeines coloſſalen Moſaikbildes, welches in der jüngſter Zeit in der Sophien-Kirche der von ihm hochgeſtellten Stadt von neuem glanzvoll auf Goldgrund hervorgetreten iſt, fühlt man ſich genöthigt, einzugeſtehen, daß ihm dieſer großartige monumentale Platz vor Allen mit vollem Recht gebührt.

Die antike Statue des Conſtantin, welche man in den Ruinen ſeiner Thermen fand, ziert gegenwärtig ganz paſſend den Portikus der Kirche des hl. Johannes im Lateran, weil dieſe in der That die erſte von Conſtantin zu Rom gegründete chriſtliche Kirche war. Conſtantin erſcheint in dieſer Statue, die das Kreuz in der Hand hält, nicht groß und majeſtätiſch, wie ſein Biograph Euſebius ihn ſchmeichelnd nennt, ſondern vielmehr kurz gedrungen, mit breiter Bruſt und großen Füßen, ſoldatiſch ausſehend. Er ſcheint den feſten Blick in die Ferne zu richten.

Wahrſcheinlich war es im Mai 330, als die neuerbaute öſtliche Siebenhügelſtadt eingeweiht wurde, unmittelbar nach Vollendung ihrer Ringmauern. Aber die weihenden Hände waren mit dem Blute zahlreicher Familien-Mitglieder beſudelt, welche durch die heiligſten Bande der Natur vor dem Morde hätten geſchützt ſein ſollen. Dieſe Hände haben ſchon bei der Weihe zugleich eine blutige Saat ausgeſtreut, die innerhalb der Ringmauern, bis zu dem letzten

*) Manſo, a. a. O. S. 116.

colossalen Morde von 40,000 Janitscharen hinab, in Tausenden blutiger Gräuel aufgegangen ist. Ebenso sind jene constantinischen Stadtmauern das Grab zahlloser Angreifer und Vertheidiger geworden, bis endlich ihre Eroberung durch muselmännische Barbaren ein bis heute noch dauerndes Grabesschweigen über sie verbreitete. Denn kaum waren 48 Jahre nach der Einweihung verflossen, als schon (379 n. Chr.) die Gothen an den Mauern tobten, um nicht sowohl durch die Griechen, als vielmehr durch arabische Reiter, welche im Solde des Kaisers standen, zurückgeschlagen zu werden. Und wieder überschritten 559 unter Justinian die Bulgaren und Slavonier die gefrorene Donau, um vor Constantinopel zu erscheinen. Sie wurden durch den hochbejahrten Belisar, und zwar mit rasch zusammen gerafften Bauern und Bürgern, zurückgetrieben.

Die Geschichte der merkwürdigen Stadt, welche mit einem Arm durch die Dardanellen in das weiße, mit dem andern Arm durch den Bosporus in das schwarze Meer hineinreicht, ist von zahlreichen Geschichtschreibern auf das Filtrum ihrer jedesmaligen Ansicht gebracht, freilich mitunter auch verdunkelt worden. Bei ihrer Betrachtung wird man dem Staunen kaum entgehen können, wie dieser ehrwürdige Zeuge so vieler Ereignisse, die Einfluß auf die Gestaltung von drei Welttheilen übten, — selbst in der heutigen Erniedrigung, noch beredt durch seine Ruinen, — dem Allen bis heute Trotz bieten konnte. Diese unendliche Zähigkeit seines Bestehens gewährt Aussicht darauf, daß, wenn dereinst dort eine thatkräftige, belebende Regierung einzöge, welche über alle Mittel der heutigen Civilisation zu gebieten versteht, dann das uralte Byzanz ungleich kräftiger, als die westliche Schwester zu Rom, die frühere Gewalt über die Erde von Neuem ausüben könnte.

Unmittelbar nach dem Tode Constantin's schon geriethen die drei entarteten Söhne, die er zu Erben eingesetzt hatte, in Hader. Erst nach unsäglichem Blutvergießen gelangte Constantius zur Alleinherrschaft, aber — zu dem Preise des Ruin's von Glück und Wohlstand Millionen niedergetretener Menschen.

Sein Nachfolger Julian stellte zwar, 361 n. Chr., mit großer Energie die gesunkene Gerechtigkeitspflege und die Zucht im Heere wieder her; aber indem er, ein Verehrer der alten Philosophen und Klassiker, dem Heidenthume sein früheres Ansehen wieder zu schaffen trachtete, auch die Christen aus seiner Umgebung und den

Aemtern entfernte, ſchürte „der Abtrünnige“ die Zwietracht und verdunkelte ſeine übrigen Verdienſte. Es bedurfte eines todtbringenden perſiſchen Pfeiles, um den Sterbenden unter dem Ausrufe „Galiläer, du haſt geſiegt!“ zur Anerkennung der Wahrheit zu nöthigen, daß die Macht des Heidenthums für immer gebrochen ſei. Der Kaiſer Valens ſuchte um 363—378 der arianiſchen Lehre die Alleinherrſchaft im Oriente zu verſchaffen, indem der tapfere und gediegene Valentinian, von 346—374 im Occidente die Gewiſſensfreiheit beſchützte. Mit ihm zugleich ſank dieſer Schutzgeiſt des freien Gedankens in das Grab. Mit Theodoſius, alſo von 378 an, flohen Duldung und Gleichberechtigung von Glaubensanſichten das bedauernswerthe Reich für immer. Die Anhänger des noch jüngſt hochverehrten Arius wurden nicht allein proſcribirt, ſondern auch allenthalben inhuman behandelt; die heidniſchen Tempel, ihre Statuen und Kunſtwerke wurden mit Wuth zerſtört, aber dieſer Theodoſius, den man mit ſo vielem Unrechte „den Großen“ genannt hat, duldete, daß man den eiteln Prunk und Tand aus den geplünderten Tempeln in die chriſtliche Kirche übertrug. Die Demuth und einfache Würde, unter deren Einfluß dieſe Kirche zur triumphirenden geworden war, verſchwanden von da ab, und das Volk mußte ſich daran gewöhnen, ununterbrochene Streitigkeiten, einen Uebermuth von hoffärtigen Prieſtern und von ſtörriſchen, meiſtens unwiſſenden Mönchen als die wichtigſten Angelegenheiten des Staatslebens zu betrachten. Glaubensartikel wurden ihm der Reihe nach aufgedrungen, welche die, von denen ſie erſonnen worden waren, kaum ſelbſt verſtanden. Innere und äußere Verfaſſung des Staates mußten ſich durch dergleichen Thorheiten zurückdrängen laſſen und wenn ſich bei dem Eindringen der Türken in die Hauptſtadt, 1453, das bejammernswerthe Schauſpiel darbot, daß ſich Tauſende von wehrkräftigen Griechen in die Sophienkirche zuſammengedrängt hatten, um in ihrer Ohnmacht unverdiente Hülfe von oben herab zu erflehen, indem ſie durch energiſche Unterſtützung ihres tapfer kämpfenden Kaiſers den Sturz vielleicht noch hätten abwenden können, ſo muß man zugeben, daß dieſer „große“ Theodoſius dazu früh ſchon den eigentlichen Grund gelegt hatte. Seine geiſtige Kleinlichkeit gab er außerdem noch dadurch kund, daß er der Bildſäule Conſtantins I., welche die heute noch aufrecht ſtehende Porphyrſäule krönte, den Kopf abnehmen und ihr den ſeinigen dafür aufſetzen ließ.

Noch einmal vereinigte dieſer Theodoſius den Weſten mit dem Oſten zum Weltreiche, um daſſelbe bei ſeinem Tode, 395, wieder unter ſeine beiden Söhne zu theilen. Hierdurch ſchwächte er die Widerſtandskraft gegen die immer mehr herandringenden Barbaren dergeſtalt, daß es die Weſtgothen bereits 396 wagen durften, die reichſten Provinzen des alten Griechenlands, Attika und den Peloponnes, mit eingeſchloſſen, plündernd und zerſtörend zu überziehen, bis ihr König Alarich von Byzanz aus zum Statthalter von Illyrien ernannt wurde. Durch letzteren Umſtand wird es ſogar höchſt wahrſcheinlich, daß jener Einbruch der Weſtgothen durch den perfiden Rufinus, der damals den jungen Kaiſer Arcadius leitete, veranlaßt worden war, blos, um den Stilicho, welcher dem elfjährigen Kaiſer Honorius in Rom zur Seite ſtand, durch die drohende Stellung der Weſtgothen hinlänglich zu beſchäftigen, die denn auch in der That bald nach Italien überſetzten. Aber den Barbaren war nun der Weg nach der ewigen Roma, nicht ohne Schuld der Machthaber in Byzanz, gezeigt; ſie überflutheten fortan den civiliſirteſten Theil Europa's und ſchonten dabei des oſtrömiſchen Reiches keineswegs. Der ſchwache Arcadius vermochte ebenſo wenig, als ſein Sohn Theodoſius II., jenen entvölkernden Gräueln ein Ziel zu ſetzen, bis der kriegeriſche Martian 450—56 wieder einige Ordnung herbeiführte. Schon war es dahin gekommen, daß jenem Thracier ein Bulgare von niedriger Herkunft, alſo ein Barbar, auf den Thron folgen konnte, was aber noch mehr iſt, viele ſeiner aus reinem griechiſchen Blute herſtammenden Vorgänger durch kräftige Regierungsmaaßregeln beſchämte. Dieſem Leo I. widmete das leicht zufriedengeſtellte, dankbare Volk auch nachmals den Beinamen des Großen, den er in der That mehr als Theodoſius verdient hatte. Sein Tod, 474, öffnete jedoch dem hinterliſtigen, verrätheriſchen Zeno die Thore der Macht, welche er 17 Jahre lang mißbrauchte. Der Kaiſer Anaſtaſius behauptete ſich hierauf mühſam gegen Aufſtände im Innern, wie gegen Angriffe von außen, denn zu beiden reizt die Schwäche auf dem Throne. Dem 518 hochbejahrt dieſen Thron durch Liſt und Gold einnehmenden Juſtinus I. gebührt das Lob, daß er das zerrüttete Reich noch einmal zweckmäßig geſtaltete. Schon aus dieſer einzelnen Thatſache darf man folgern, daß es für die damaligen Machthaber zu Byzanz nicht ſo übermäßig ſchwer fiel,

die von Hrn. Mordtmann ſo hart angeſchuldigte centrifugale Tendenz der Provinzen zu zügeln, ein um ſo mißlicheres Unternehmen, als ja eine ſo wichtige Provinz wie Illyrien längſt ſchon von den Gothen eingenommen geweſen war. So konnte es denn auch dem unmittelbaren Nachfolger Juſtinian, 527—65, leicht werden, der Regierung neuen Glanz und Ruhm zu erwerben. Ihm gelang es, den gelehrten Tribonian an den ihm gebührenden Platz zu ſtellen, um den Codex Juſtinianeus, die Inſtitutionen, die Pandekten, und die Novellen auszuarbeiten, welche für alle Zeiten rühmliches Zeugniß für die wiſſenſchaftliche Thatkraft der damaligen Griechen ablegten. Die noch heute als ein Wunderwerk der Baukunſt daſtehende Sophienkirche verdanken wir ſeiner unermüdlichen Thätigkeit und Bauluſt, die jedoch auch die Anlegung von feſten Kaſtellen längs der Grenze nicht verſäumte. Aber der Rennbahn-Aufruhr von 531, während welches die ältere, von Conſtantin erbaute Sophienkirche, ein Theil der Stadt und des kaiſerlichen Palaſtes durch die Flammen verzehrt wurde, hatte nur durch ſeine parteiiſche Hinneigung zu einer der beiden ſtreitenden politiſchen Parteien, durch deren Einfluß die andere ſich jeden Rechtsſchutzes förmlich beraubt ſah, auflodern können. Er konnte zuletzt nur durch die Hinmetzelung von 30,000 Menſchen gedämpft werden, die größtentheils der durch den Kaiſer zur Verzweiflung getriebenen, einer früheren Dynaſtie zugeneigten Partei angehörten. Auch hatte Juſtinian ſich in dieſer dringenden Gefahr bereits feiger Verzweiflung hingegeben, als ſeine heroiſche Gemahlin Theodora ihm den Muth wieder erweckte und die Tapferkeit der Garden von neuem anſpornte. In Folge des auf ſolche Weiſe heraufbeſchwornen unſäglichen Elendes brach in dem nämlichen Jahre die orientaliſche Peſt zum erſten Male in Conſtantinopel aus, und verſchwand in 63 Jahren nie ganz. — Außerdem erlag das Volk der Provinzen dem Drucke der Steuern und Monopole, welche dem Glanze des ſchwelgeriſchen Hofes und der Hauptſtadt dienen mußten.

Wenn man die die Hülfskräfte des Staates übermäßig in Anſpruch nehmenden ausgedehnten Kriege hinzufügt, welche Juſtinian durch ſeine kriegserfahrenen, tapferen Heerführer Beliſar und Narſes gegen die Vandalen, Gothen, Perſer u. ſ. w. führen ließ, wenn man weiß, daß dieſe Kriege großentheils nur unternommen worden waren, um die der Lehre des Arius huldigenden Vandalen und Gothen zur Annahme der Beſchlüſſe des letzten Con-

cilliums von Constantinopel zu zwingen, daß also, um geringer Abweichungen in der äußern Form christlicher Glaubenssätze willen, auf seinen Befehl das Blut vieler Tausende von Menschen vergossen, der Flor ganzer Provinzen unter die Füße getreten werden mußte, so würde dies genügen, jenem hochgerühmten Justinian einen großen Theil der Schuld an den bald auf ihn folgenden jähen Sturz des Reichs zuzuschreiben. Aber es kommt auch noch hinzu, daß sein unter dem Einflusse von schmeichlerischen Höflingen, Eunuchen und Weibern stehender Hof die Sittenverderbniß zunächst in die Hauptstadt, von dieser aus endlich bis zu den Grenzen des Reiches ausdehnte. Und so leidet es keinen Zweifel, daß dieser mit der Kraft der höchsten Erhebung des Staates ausgerüstete, von weisen und tapfern Männern unterstützte Kaiser jene Macht unweise benutzt und im Ganzen dem Reiche zwar äußeren Glanz, aber im Innern langsam um sich fressendes Verderben bereitet hat.

In der dem Justinian folgenden langen Reihe griechischer Kaiser finden wir keinen, der im Stande gewesen wäre, jene strenge Zucht und haushälterische Ordnung wieder herzustellen, deren Vernachlässigung das Sinken des Staates beschleunigten. Am wenigsten vermochte dies Justinian's schwächlicher Neffe, Justinus II. Unter Gräueln der empörendsten Art, Blendung, Ausstechen der Augen, Gift und hinterlistigen Mord, bestiegen fortan in der Regel Unwürdige den besudelten Thron zu Constantinopel, deren Mehrzahl nur zu nennen, oder die lange Reihe ihrer Frevel aufzuzählen, ein zu widerstrebendes Unternehmen ist, als daß es hier zur Anwendung kommen dürfte. Das Volk wurde vom lasterhaften Hofe aus methodisch zu Grunde gerichtet, und vermochte darum freilich, als die Stunde der Entscheidung schlug, jenem nicht mehr aufzuhelfen.

Der ehemalige Hauptsitz griechischer Gelehrsamkeit, die Schule zu Alexandrien, war seit mehreren Jahrhunderten bereits zum Schatten ihrer früheren Größe herabgesunken, als sie endlich im Jahre 640 n. Chr. bei Eroberung der Stadt durch Omar zerstört, ihre seit einem Jahrtausende aufgespeicherten literarischen Schätze verbrannt und also die meisten von diesen der Nachwelt für immer entzogen wurden. Zugleich gefielen sich die zahlreichen und herrschsüchtigen Geistlichen in scholastischen Spitzfindigkeiten und in schroffester Unduldsamkeit gegen Andersdenkende.

Es läßt sich nicht behaupten, daß nicht noch einzelne griechische

errſcher das Hinſinken ihres Volkes zum allmähligen Untergange er-
nnt, auch ihm entgegen zu treten nicht den guten Willen gehabt hätten.
eo, der Iſaurier, verbot im Jahre 726 n. Chr. den Bilderdienſt ſei-
r Kirche, der bis zur ſtumpfſinnigen Anbetung materieller Idole entar-
t war. Aber er hatte nicht beachtet, daß das Volk nur von der Schule
us, und nur durch rationelle Erziehung allmählig zu höherer Einſicht
nd reinerer Sitte empor gehoben werden kann. Die plötzlich ein-
geführte Neuerung ſtieß deshalb auf den vereinten Widerſtand der
hen Volksmaſſe und der auf ihre Rechte eiferſüchtigen Lehrer und
eiſtlichen, — ganz ſo, wie es in einem ſpät folgenden Jahrhun-
rte dem wohlmeinenden Joſeph II. in Wien geſchah. Leo,
m man bald den Namen des Bilderſtürmers beilegte, ſuchte
e Urſache des Mißlingens ſeiner Verbeſſerungspläne in den
rderbten Schulen; anſtatt ſie zu veredeln, unterdrückte er ſie
ckſichtslos und machte ſo die moraliſche Erhebung des Volkes un-
öglich. — Sein Nachfolger Conſtantin Copronimus bemühte
ch von 741 an ſogar, dem Bilderdienſt die mächtige Stütze zu
uben, die ihm die Klöſter gewährten; er hob ſie auf und nöthigte
e Mönche und Nonnen, ſich zuſammen trauen zu laſſen und dann
arbeiten. Er wagte es endlich, das Anrufen der Apoſtel und der
eiligen zu verbieten. Die große Maſſe des Volkes ſpendete ſeiner
egierung Beifall, ſo daß dieſe 35 Jahre lang dauern konnte.
ndem aber zugleich die Kloſter-Bibliotheken zerſtreut wurden, ent-
g er der Wiſſenſchaft den feſten Boden, von welchem aus ſie
ch ſpäter, unter günſtigeren Verhältniſſen, hätte regeneriren kön-
n. Leo IV., der Sohn jenes Bilderhaſſers, folgte dem Beiſpiele
s Vaters ſtreng. Als er aber mit ſeiner Gemahlin Irene zer-
l, die dem Bilderdienſt heimlich anhing, ſo ſtarb er ſchnell unter
rdächtigen Umſtänden. Irene übernahm im Namen des unmün-
gen Sohnes die Regierung, ſtellte die Bilderverehrung, ungeachtet
s Widerwillens der Soldaten und des Volkes gegen ſie, wieder
r. Als ſie fortfuhr, den mündig gewordenen Sohn einzuſperren
d unwürdig zu behandeln, ſtieß man ſie vom Throne und erhob den
ohn auf denſelben. Dieſer benahm ſich ehrenhaft gegen die Mutter
d tapfer gegen die Feinde. Die barbariſche Mutter wußte ihn
deſſen durch beſtochene Räthe zu Grauſamkeiten zu verleiten, und ließ
m endlich durch feile Soldaten die Augen ausſtechen, während ſie
h in der Nähe der Gräuelſcene befand. Sie ſchwang ſich dann

cillums von Constantinopel zu zwingen, daß also, um geringer Abweichungen in der äußern Form christlicher Glaubenssätze willen, auf seinen Befehl das Blut vieler Tausende von Menschen vergossen, der Flor ganzer Provinzen unter die Füße getreten werden mußte, so würde dies genügen, jenem hochgerühmten Justinian einen großen Theil der Schuld an den bald auf ihn folgenden jähen Sturz des Reichs zuzuschreiben. Aber es kommt auch noch hinzu, daß sein unter dem Einflusse von schmeichlerischen Höflingen, Eunuchen und Weibern stehender Hof die Sittenverderbniß zunächst in die Hauptstadt, von dieser aus endlich bis zu den Grenzen des Reiches ausdehnte. Und so leidet es keinen Zweifel, daß dieser mit der Kraft der höchsten Erhebung des Staates ausgerüstete, von weisen und tapfern Männern unterstützte Kaiser jene Macht unweise benutzt und im Ganzen dem Reiche zwar äußeren Glanz, aber im Innern langsam um sich fressendes Verderben bereitet hat.

In der dem Justinian folgenden langen Reihe griechischer Kaiser finden wir keinen, der im Stande gewesen wäre, jene strenge Zucht und haushälterische Ordnung wieder herzustellen, deren Vernachlässigung das Sinken des Staates beschleunigten. Am wenigsten vermochte dies Justinian's schwächlicher Neffe, Justinus II. Unter Gräueln der empörendsten Art, Blendung, Ausstechen der Augen, Gift und hinterlistigen Mord, bestiegen fortan in der Regel Unwürdige den besudelten Thron zu Constantinopel, deren Mehrzahl nur zu nennen, oder die lange Reihe ihrer Frevel aufzuzählen, ein zu widerstrebendes Unternehmen ist, als daß es hier zur Anwendung kommen dürfte. Das Volk wurde vom lasterhaften Hofe aus methodisch zu Grunde gerichtet, und vermochte darum freilich, als die Stunde der Entscheidung schlug, jenem nicht mehr aufzuhelfen.

Der ehemalige Hauptsitz griechischer Gelehrsamkeit, die Schule zu Alexandrien, war seit mehreren Jahrhunderten bereits zum Schatten ihrer früheren Größe herabgesunken, als sie endlich im Jahre 640 n. Chr. bei Eroberung der Stadt durch Omar zerstört, ihre seit einem Jahrtausende aufgespeicherten literarischen Schätze verbrannt und so die meisten von diesen der Nachwelt für immer entzogen wurden. Zugleich gefielen sich die zahlreichen und herrschsüchtigen Geistlichen in scholastischen Spitzfindigkeiten und in schroffester Unduldsamkeit gegen Andersdenkende.

Es läßt sich nicht behaupten, daß nicht noch einzelne griechische

Herrscher das Hinsinken ihres Volkes zum allmähligen Untergange erkannt, auch ihm entgegen zu treten nicht den guten Willen gehabt hätten. Leo, der Isaurier, verbot im Jahre 726 n. Chr. den Bilderdienst seiner Kirche, der bis zur stumpfsinnigen Anbetung materieller Idole entartet war. Aber er hatte nicht beachtet, daß das Volk nur von der Schule aus, und nur durch rationelle Erziehung allmählig zu höherer Einsicht und reinerer Sitte empor gehoben werden kann. Die plötzlich eingeführte Neuerung stieß deshalb auf den vereinten Widerstand der rohen Volksmasse und der auf ihre Rechte eifersüchtigen Lehrer und Geistlichen, — ganz so, wie es in einem spät folgenden Jahrhunderte dem wohlmeinenden Joseph II. in Wien geschah. Leo, dem man bald den Namen des Bilderstürmers beilegte, suchte die Ursache des Mißlingens seiner Verbesserungspläne in den verderbten Schulen; anstatt sie zu veredeln, unterdrückte er sie rücksichtslos und machte so die moralische Erhebung des Volkes unmöglich. — Sein Nachfolger Constantin Copronimus bemühte sich von 741 an sogar, dem Bilderdienst die mächtige Stütze zu rauben, die ihm die Klöster gewährten; er hob sie auf und nöthigte die Mönche und Nonnen, sich zusammen trauen zu lassen und dann zu arbeiten. Er wagte es endlich, das Anrufen der Apostel und der Heiligen zu verbieten. Die große Masse des Volkes spendete seiner Regierung Beifall, so daß diese 35 Jahre lang dauern konnte. Indem aber zugleich die Kloster-Bibliotheken zerstreut wurden, entzog er der Wissenschaft den festen Boden, von welchem aus sie sich später, unter günstigeren Verhältnissen, hätte regeneriren können. Leo IV., der Sohn jenes Bilderhassers, folgte dem Beispiele des Vaters streng. Als er aber mit seiner Gemahlin Irene zerfiel, die dem Bilderdienst heimlich anhing, so starb er schnell unter verdächtigen Umständen. Irene übernahm im Namen des unmündigen Sohnes die Regierung, stellte die Bilderverehrung, ungeachtet des Widerwillens der Soldaten und des Volkes gegen sie, wieder her. Als sie fortfuhr, den mündig gewordenen Sohn einzusperren und unwürdig zu behandeln, stieß man sie vom Throne und erhob den Sohn auf denselben. Dieser benahm sich ehrenhaft gegen die Mutter und tapfer gegen die Feinde. Die barbarische Mutter wußte ihn indessen durch bestochene Räthe zu Grausamkeiten zu verleiten, und ließ ihm endlich durch feile Soldaten die Augen ausstechen, während sie sich in der Nähe der Gräuelscene befand. Sie schwang sich dann

wieder auf den Thron. Bald aber wurde das Volk der Ränke des mordluſtigen, herrſchſüchtigen Weibes müde, welches 801 ſogar eine Heirath mit Carl dem Großen anſtrebte. Zum zweiten Male entthront, ſtarb ſie endlich in der Verbannung. So hoch aber war die Macht des Bilderdienſtes bei den entarteten Griechen bereits geſtiegen, daß der fortdauernde Streit um ſeine Zulaſſung, die unter der Kaiſerin Irene von 792—802 Statt fand, oder ſein 815 durch Leo den Armenier erneutes Verbot, genügend war, den Sinn für eine reinere religiöſe Erkenntniß ſelbſt in der großen Maſſe mehr und mehr zu verfinſtern und zu unterdrücken. So ſah man ſich endlich 842 genöthigt, die übermächtige Bilderverehrung wieder herzuſtellen, und ſeitdem hat ſie bis auf den heutigen Tag ihre Herrſchaft unter den Griechen aufrecht erhalten. Zu ſpät ergriffen Bardas und ſein Neffe Michael III. von 860—67 das richtige Mittel zur Volkserhebung; ſie ſtellten die Schulen im ganzen Reiche wieder her. Der Kaiſer Baſilius I. begünſtigte in den Jahren 867—886 ebenſo die geiſtige Erhebung des Volkes nach Kräften; er ging mit gutem Beiſpiele voran, indem er dem berühmten Photius die Leitung des Unterrichtes in der kaiſerlichen Familie übertrug. Sein Sohn Leo VI, der Philoſoph, fuhr, ſelbſt als Schriftſteller thätig, von 886—911 auf dieſem Wege fort. Unter ſeinem Sohne Conſtantin Porphyrogenitus, von 911—959, blühten ſogar höhere Schulen für Philoſophie, für Rhetorik, für Geometrie, für Aſtronomie zu Conſtantinopel. Er wendete ſeine ganze Thätigkeit auf, um dieſe Schulen nicht allein dem Religionsunterrichte dienſtbar ſein zu laſſen, wie dies bis dahin großentheils der Fall geweſen war, ſondern er ſuchte ſie allen Volksklaſſen zugänglich zu machen, pflegte auch die Wiſſenſchaften um ihrer ſelbſt willen.

Dieſer „im Purpur geborne“ Conſtantin lieferte zugleich als Schriftſteller einen kläglichen Aufſchluß über die Art der Beſchäftigungen griechiſcher Kaiſer ſeiner Zeit. Er wußte nichts ſeiner hohen Würde Angemeſſeneres zu ſchreiben, als ein Buch über die Ceremonien des byzantiniſchen Hofes. — Dem Naturforſcher mag es ergötzlich ſein, daraus zu erfahren, daß es des Garderoben-Meiſters Pflicht war, den Theriak, das Hindſchin (Hanf) und andere „giftwidrige“ Mittel, ſowie Oele, Pflaſter und Salben

zu bewachen und zu beaufsichtigen*). Daher konnte auch wohl ein Arzt so bedeutungsschwerem Amte vorgesetzt werden, wie das wirklich mit Theophanes oder Nonus und Symeon Seth geschehen ist**). Unwillkührlich sieht man sich zu dem Vergleiche mit dem Zeitalter Ludwig's XV. in Paris und mit der aus ihm aufgesproßten Saat von Pomadentöpfen und Puderquasten hingedrängt, die damals bei der Flucht vom Schlachtfelde bei Roßbach durch die eleganten Krieger Ludwig's ausgestreut wurde.

Die gründlichste Ueberzeugung, der wohlwollendste Sinn, der mächtigste Wille genügten indessen nicht mehr, der Erschlaffung und Entsittlichung des Volkes Grenzen zu stecken. Frömmelei war an die Stelle der Frömmigkeit getreten, abergläubisches Formelwesen hatte sich in das Gewand der Gottesverehrung gekleidet, zahllose Mönche und Weltpriester erfüllten Kirche und Gemeinwesen mit dem Geschrei nutzloser Streitigkeiten und scholastischer Subtilitäten, die durch häufige Concilien mehr genährt als vermindert wurden. Unter dem Kaiser Johannes, der 45 Jahre lang die Zügel der Regierung in schwachen, zitternden Händen hielt, mußte man den Einbruch der Genueser und der Barbaren in der Stadt zugleich fürchten. Und — als diese Noth am dringendsten war, hielten ehrwürdige Väter zahlreiche Versammlungen, um über die Bedeutung der Aussage hirnverbrannter Mönche zu disputiren, welche eine heilige Flamme aus ihrem Nabel hatten emporschlagen sehen. Augenscheinlich hatte der Wahnsinn der Mönche ansteckend auf die Männer gewirkt, die sich ernstlich mit ihm beschäftigen konnten. Haß gegen anders denkende Bekenner der Religion der Liebe wurde von allen Kanzeln gepredigt und so konnte es geschehen, daß, als im Jahre 1096 die abendländischen Christen, angefeuert durch die Reden des Mönches Peter von Amiens und des Papstes Urban II. sich zu Heeren von Kreuzfahrern und zu oft wiederholten Zügen nach den Geburtsstätten des Christenthums vereinigten, sie von ihren morgenländischen Glaubensbrüdern nicht nur lau und mit Mißtrauen empfangen, sondern auch mit Hindernissen aller Art umgeben wurden. Diese, anstatt zu begreifen, daß ihnen in solchen, gleichsam vom Himmel

*) De cerimoniis aulae Byzant. Ed. Reiske. Lips., 1751. Append. ad libr. I. pag. 270.

**) S. K. Sprengel, Beiträge zur Geschichte der Medicin. 1. Bd. 1. Stück. Halle, 1794. S. 208 u. f.

unerwartet und unverdient zugesendeten gewaltigen kriegerischen Zuzügen die letzte Aussicht erblühte, mit vereinten Kräften die längst die Westküste Asiens schon einnehmenden Türken nach ihrem Heimathslande zurückzudrängen, bemühten sich vielmehr, sie für ihre kleinlichen Zwecke listig auszubeuten, unfähig, sich für eine erhabene Idee zu begeistern. Die Kreuzfahrer empfingen schon bei ihrer ersten gelungenen größeren Waffenthat in Asien, der Eroberung von Nicäa, den Beweis von dem, was sie von den Griechen zu erwarten haben würden (vergl. oben S. 144). Diese gedachten, mit dem Blute abendländischer Christen zwar ihre ehemaligen Besitzungen in Asien für sich zurückzuerobern, dazu aber von eigenem Blute möglichst wenig und nur soviel beizutragen, als unentbehrlich war, um den äußeren Schein zu retten. Den Kreuzfahrern konnten die Wirkungen einer solchen perfiden Politik nicht verborgen bleiben, um so weniger, als der Kaiser Alexius der Comnene, der die Nachkommen des Theodosius vom Throne gedrängt hatte, mit den Führern der Pilgerheere nicht klug, sondern hinterlistig, nicht behutsam, sondern betrügerisch und heuchlerisch umging *). Im Laufe der Zeit kam es sogar dahin, daß diese die Griechen mehr, als die Türken und Saracenen fürchten zu müssen glaubten. Blutiger Kampf zwischen den Lateinern und Griechen folgte 1137, als erstere das von ihnen eroberte feste Antiochien dem Kaiser Joannes, dem Nachfolger des Alexius, nicht herausgeben wollten; die Uebergabe Antiochiens erfolgte erst nach vielem Blutvergießen. Obgleich hierauf Joannes, dem sich die lateinischen Fürsten vertragsmäßig angeschlossen hatten, ein Heer von 200,000 Mann zusammen brachte, so blieben seine Erfolge gegen die Türken doch geringfügig, weil die durch griechische Hinterlist oft genug betrogenen Lateiner ihm mehr hinderlich als nützlich waren, endlich ihn sogar durch Schlauheit zum Abzuge aus Syrien und zur Rückgabe von Antiochien zu bewegen wußten. Unverrichteter Sache zog er 1130 nach Constantinopel zurück, indem er die Frucht erntete, welche aus der Saat des unwürdigen, jedes Vertrauen schon im Keime erstickenden Benehmens der Griechen erwachsen war. So mißlang die letzte große kriegerische Unternehmung der Griechen; ihre Glau-

*) Vergl. F. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, 1. Th. Leipzig, 1807. S. 109.

bensgenoſſen hatten ſie von ſich geſtoßen, — wie ſie es verdienten.

Mehr und mehr entbrannte fortan der Hader zwiſchen lateiniſchen und griechiſchen Chriſten, bis denn endlich im April 1204 die Plünderung und Zerſtörung Conſtantinopels durch die fränkiſchen Kreuzfahrer als die bedauernswertheſte Folge davon eintrat. Selbſt die Eroberung Alexandriens durch Omar's barbariſche Horden war ſo verderblich für Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo erſchütternd für die Herrſchaft des Chriſtenthums nicht geweſen, als dieſes Ueberfluthen der Ausgeburt des roheſten Mittelalters über die in Conſtantinopel aufgehäuften letzten Reſte humaner Bildung, klaſſiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft aus einer vorübergegangenen beſſeren Zeit. Der Zeitraum dieſer Eroberung iſt der der eigentlichen Vernichtung ihrer Kunſtſchätze, — und hierin ſtimmen alle Geſchichtforſcher überein. Die verhältnißmäßig kurze Friſt, welche bis zur Wiedereroberung durch Michael den Paläologen, 1261, verlaufen war, hatte hingereicht, die Blüthe und den Glanz der damaligen Metropole der Wiſſenſchaft und Kunſt abzuſtreifen. Man darf freilich nicht verſchweigen, daß die Einwohner der Stadt, ſoweit es ſie perſönlich betraf, ihr trauriges Loos durch zügelloſen Uebermuth und feige Grauſamkeit heraufbeſchworen hatten. Den letzten Kaiſer aus dem Geſchlechte der Comnenen, den Andronikus, hatten ſie 1185 langſam zu Tode gemartert. Dem ihm folgenden Iſaak II. ſtieß ſein eigener Bruder Alexius III. vom Throne und ließ ihn blenden. Da entfloh des Geblendeten Sohn, der junge Alexius, bewog ein ſich damals neu ſammelndes, aus Venetianern und Franzoſen beſtehendes Kreuzfahrerheer durch große Verſprechungen, ihn nach Conſtantinopel zu führen und ihn auf den Thron zu ſetzen. Der Zug gelang. Welcher Art die damalige griechiſche Kriegszucht geweſen iſt, ergibt ſich aus der Thatſache, daß, ungeachtet dem angegriffenen Kaiſer eine Armee von 70,000 Mann zu Gebote ſtand, dieſer dennoch bald zur Flucht genöthigt wurde. Der junge Alexius beſtieg nun zwar den erledigten Thron; als er aber den Kreuzfahrern die ihnen gegebenen Verſprechungen erfüllen wollte, erſchlugen ihn die Griechen mit allen Angehörigen des Herrſcherhauſes. — Die Art des Todes des unglücklichen jungen Alexius bezeichnet die feige Grauſamkeit, welche damals die Herrſchaft zu Conſtantinopel übte, ſo charakteriſtiſch, daß ſie auch an

dieſem Orte erzählt zu werden verdient. Die Aufrührer hatten den rohen und unfähigen Alexius Murzuphlus kaum auf den Thron gehoben, als er es eine ſeiner erſten Regententhaten ſein ließ, in den Kerker des ſo eben Entthronten hinabzuſteigen, um ihm mit eigener Fauſt durch eine eiſerne Keule die Rippen zu zerſchmettern (!!). Eine ſo grauenvolle That mußte auf der Stelle geſühnt werden. Die Lateiner ſchlugen die Thore ein, eroberten die Stadt im erſten Anlaufe, plünderten mit wahrhaft kannibaliſcher Habſucht nicht blos die Einwohner, die ſie nöthigenfalls durch Foltern zur Angabe ihres Geldes zwangen, ſondern beraubten auch die Kirchen, die Heiligthümer, die von ihnen aufgebrochenen Kaiſergräber, zerſtreuten die Gebeine des großen Conſtantins und ſeiner Nachfolger, ebenſo wie die von ihnen geſammelten Bücherſchätze, verſtümmelten endlich die herrlichſten Denkmäler der Kunſt aus Muthwillen und bloßer Zerſtörungsſucht, oder, um Geld aus ihrem Metall zu ſchlagen. — Graf Balduin von Flandern wurde ſodann zum Kaiſer ausgerufen. Indeſſen hatten die Griechen ihrerſeits den Theodor Laskaris zum Kaiſer erhoben. — Das von den Eroberern über die Stadt, damals die erſte der civiliſirten Welt, gebrachte Verderben konnte nie mehr ausgeglichen werden; der traurige Ruf folgte ihnen außerdem für immer nach, daß ſie ungleich roher und nachhaltiger als die ihnen ſpäter folgenden Türken zu zerſtören wußten, nicht aber, wie dieſe, Einiges wieder aufzubauen oder auszugleichen verſtanden.

So innig waren ſtete Religionsſtreitigkeiten mit dem Weſen des Staates verbunden, daß Johann VII., der Paläologe, wie ſein Vater Manuel, glaubte, den Sturz deſſelben noch durch Unterſtützung von Seiten der Abendländer abwenden zu können. Er unternahm zu dem Ende in Begleitung des Patriarchen von Conſtantinopel und zahlreicher Biſchöfe und Geiſtlichen eine Reiſe nach Italien. Es kam ein Concilium zu Ferrara, ſpäter in Florenz zu Stande, auf welchem mit dem Kaiſer zugleich der Papſt Eugen IV. erſchien. In der That erfolgte im Jahre 1438 in der Kathedrale zu Florenz eine wenigſtens äußerliche Vereinigung der griechiſchen und der lateiniſchen Kirche, nach ſechshundertjähriger Trennung beider. Die Vereinigungsacte wurden von dem Kaiſer, dem Papſte und der Mehrzahl der dazu berufenen Geiſtlichen feierlich unterzeichnet. Demetrius, des Kaiſers Bruder und Markus, der Patriarch von Epheſus, hatten ſich aber des Unterzeichnens enthalten. Als die Griechen nun nach

Conſtantinopel zurückkehrten, wurden ſie von fanatiſchen Prieſtern und dem großen Haufen des Volkes mit Mißtrauen und Verachtung empfangen. Die Anhänger der Vereinigung waren bald auf den Palaſt zu Conſtantinopel beſchränkt. Die von dem Papſte verſprochene materielle Hülfe blieb außerdem aus und ſo erhielten den Kaiſer Johann nur noch die Angriffe der Türken auf dem Throne, durch welche der thörichte Volkshaufen eingeſchüchtert wurde.

Viele der zurückgekommenen Geiſtlichen bekannten, daß ſie das unbefleckte Opfer verrathen und verdammliche Azymiten geworden ſeien (d. h. das Abendmahl mit ungeſäuertem Brode Genießende). Andere geſtanden, daß die Hand, welche die Vereinigung unterzeichnet, abgehauen, die Zunge, welche das lateiniſche Glaubensbekenntniß ausgeſprochen, ausgeriſſen werden ſollte. Der ruſſiſche Primas, Kardinal Iſidor zu Moskau, wurde durch eine Synode verdammt und entging dem fanatiſirten Volke kaum.

Auch der zwölfte Conſtantin, der Paläologe, der letzte griechiſche Kaiſer, hatte wohlmeinend geglaubt, der ſinkenden Macht des Chriſtenthums im Oriente eine Stütze verleihen zu können, wenn er die Anhänger des griechiſchen und des lateiniſchen Cultus zu einem gemeinſamen Bekenntniß vereinigte. In dieſem Sinne hatte er das Henotikon mit dem Papſte abgeſchloſſen, — leider mit einem ſeinem Wunſche ganz entgegengeſetzten Erfolge. Der Kaiſer Zeno hatte in einer früheren, dazu viel geeigneteren Zeit Aehnliches bereits vergebens verſucht. Ducas*), der Augenzeuge von der Eroberung Conſtantinopels, ſagt hierüber in hohem Grade bezeichnend, indem er die von den Türken in der Aja Sophia verübten viehiſchen Gräuel beſchreibt: „Wäre in dieſem Augenblicke wirklich ein Engel vom Himmel geſtiegen und hätte er die Worte verkündet: Nehmet die Kirchenvereinigung an, und ich will die Feinde aus der Stadt treiben, — ſie würden ſich dennoch nicht dazu bekannt und ſich lieber den Türken, als der römiſchen Kirche überliefert haben.“

Unter ſo maßlos thörichtem Zwieſpalte rückte die letzte, entſcheidende Kataſtrophe heran. Mohammed II. und ſeine Türken, welche vertragsmäßig ſchon längſt Moſcheen in der Stadt beſaßen, wußten genau, daß deren Bewohner ſich in einem Zuſtande der Auflöſung und

*) Historia byzantina. Bonnae, 1834. Chronikon. XXXIX. pag. 168.

Zersetzung befanden. Die Frucht war überreif zum Abschütteln. Vergebens ermannte sich der vom Volke verlassene Kaiser; tapfer kämpfend fiel er auf der Mauer. Nur zwei Thore waren von Griechen, die andern von fremden Hülfstruppen vertheidigt worden. Die Seele der Vertheidigung war der Genueser Giustiniani. Das feige Volk, dessen Hunderttausende immer noch so viele streitbare Männer hätte stellen können, um die Türken schon durch ihre Masse zurückzudrängen, flüchtete sich, anstatt zu fechten, in die Kirchen, um unverdienten Schutz von oben herab zu erflehen. Die Sophienkirche war namentlich in allen ihren Räumen von Männern und Weibern überfüllt. Jene ließen sich von hier aus paarweise an einander gebunden in die Sclaverei treiben, mußten jedoch bei dem Abzuge vor ihren Augen die Frauen und Jungfrauen noch viehisch schänden sehen, ohne daß auch nur einer dieser Elenden den Kampfestod so unermeßlicher Schmach vorgezogen hätte. Einzelne anerkennenswerthe, aber spärliche Ausnahmen sind vorgekommen. Der Venetianer Nic. Barbaro*) erzählt als Augenzeuge, daß Weiber und Kinder während des Kampfes Steine auf die Mauer getragen haben, damit die Streiter mit diesen die Feinde empfangen konnten. Das hiermit verdiente Lob schwindet jedoch wieder vor der Thatsache, daß die ersten Türken nicht über die Mauer, sondern durch einen verdeckten Gang vom goldnen Horn her, bei dem Holzthor, eindrangen, was nur durch Beihülfe ortskundiger Griechen hatte geschehen können. Der Umstand, daß die dort am Wasser wohnenden Fanarioten unmittelbar nachher von den Siegern ausgezeichnet milde behandelt, ja bis auf den heutigen Tag vielfach bevorzugt worden sind, macht es wahrscheinlich, daß sie Verrath getrieben und ihrem Kaiser Feinde in den Rücken geführt hatten.

So war denn das griechische Volk von seinem wohlverdienten Schicksal endlich ereilt worden. Die Barbarei hatte ihren Einzug in die Königin der Städte gehalten. Ihre Entvölkerung konnte nur durch Uebersiedelung von 5000 türkischen Familien aus Asien und Thracien einigermaßen verdeckt werden. Wenn „centrifugale Tendenz der Provinzen" hierbei wirklich im Spiele gewesen wäre, so muß man doch gestehen, daß sie ja durch mehrere Kaiser absichtlich veranlaßt worden war. Der Vater des letzten Constantin, Manuel, theilte

*) Giornale dell' assedio di Constantinopoli. Vienna, 1856.

den Reſt des ſchwachen Reiches unter ſechs Söhne, von denen der älteſte Conſtantinopel allein, mit ſeiner nächſten Umgebung erhielt. Man ſchuf alſo, als die letzten Zuckungen des hinſterbenden Staatskörpers bereits eingetreten waren, noch die Kleinſtaaterei, welche Deutſchlands Verderben von je an geweſen iſt. — Die oben gelieferte kurze hiſtoriſche Ueberſicht dürfte bei unbefangenen Leſern genügen, um das Urtheil zu begründen, daß bei jenem Sturze kein blinder Zufall obwaltete; denn tauſend Jahre lang hatte die ewige Gerechtigkeit dem Reiche Conſtantins I. langmüthig — aber vergebens — Friſt gewährt, ſeine lange Reihe von Miſſethaten zu ſühnen, die andere Staaten weder in ſo widerwärtiger Geſtalt, noch mit ſo klarem, durch geiſtige Bildung erhöhten Bewußtſein vollbracht hatten.

Charakteriſtik. — Wenn es im Allgemeinen ſchon eine kaum zu löſende Aufgabe iſt, die Charakteriſtik einer ganzen Nation ſo zu zeichnen, daß ſie auch nur mäßigen Anſprüchen genügt, ſo iſt ſie bei der griechiſchen Nation mit zwiefachen Schwierigkeiten umgeben. Die Griechen ſind von anderen Volksſtämmen ſo oft überfluthet, ſie haben ihren urſprünglichen klaſſiſchen Typus durch vielfache Kreuzung mit jenen ſo weſentlich umgeſtaltet, daß es nöthig ſein würde, die einzelnen zerſtreuten Abtheilungen des Volks in den verſchiedenen Provinzen zu ſtudiren, um eben ſo viele geſonderte Zeichnungen zu entwerfen. Wem hierüber noch Zweifel übrig bleiben ſollte, der würde dieſen wahrſcheinlich ablegen, ſobald er Hrn. Fallmerayer's *) gründliche Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand näher kennte. Am reinſten haben ihr Blut offenbar die im Fanar zu Conſtantinopel ſelbſt lebenden Griechen erhalten, deren Wohnungen von Galata und Pera durch den Hafen des goldenen Horns getrennt ſind. Dieſe auch im übrigen Europa wohlbekannten Fanarioten lehnen jede Verwechſelungen mit den Peroten ſtolz ab. Sie mögen ſich hierbei auf den Einfluß ſtützen, der ihnen von der Pforte durch häufige Benutzung ihrer Talente eingeräumt worden iſt, indem man ſie zu politiſchen Miſſionen in das Ausland, als Pforten-Dolmetſcher benutzte, ja geraume Zeit hindurch ihnen ſogar die Verwaltung der Donau-Fürſtenthümer anvertraute. — Hier ſoll nur von den Griechen im Allgemeinen die Rede ſein, die, zur Zeit im osmaniſchen

*) Fragmente aus dem Orient, 2. Bd. Stuttgart, 1845. S. 372.

Reiche leben, — deren Zahl man auf etwa zwei Millionen angibt, die gleichmäßig auf Europa und Asien vertheilt wohnen sollen. Doch dürfte diese Zahl etwas zu gering geschätzt sein; Hr. v. Reden *) zählt in Europa 1,050,000 Griechen unter türkischer Herrschaft. Die Hellenen des Königreichs habe ich persönlich nicht besucht und erkläre deshalb, daß die nachfolgende Schilderung auf sie keinen Bezug hat.

Mit den körperlichen Eigenschaften beginnend, bemerke ich zuvörderst, daß die mir in Europa und Asien vorgekommenen griechischen Männer der Mehrzahl nach eine Körperlänge von 5′ 4″—6″ nicht überschritten. Ausnahmen von 5′ 8″ oder 9″ sah ich selten. Die Verhältnisse der einzelnen Theile des Körpers sind jedoch vollkommen günstig, Hände und Füße meistens klein, die Bewegungen der Glieder gemeinhin lebhaft, oft zierlich, so, daß sich schon hieraus Geschmack und Feinheit entnehmen läßt. Von den andern Volksstämmen unterscheidet man sie dadurch leicht, am sichersten von dem gravitätischen Türken. — Große, schwarze Augen mit geistvollem, oft stechendem Blick, hochgewölbte Augenbrauen, vortheilhafter Gesichtswinkel, mäßig hervorragendes Kinn, kleiner Mund, reiches schwarzes Haar, schmücken besonders die Frauen. Die Nase ist etwas stärker, als zur klassischen Zeit; auch entbehrt sie des damaligen geraden Rückens und des unmittelbaren Ueberganges der geraden Linie von der Stirn aus; die gewöhnliche Einbiegung der Nasenwurzel nach innen fehlt nie. Schlanke, hohe Figuren bemerkte ich aber auch unter den Frauen nur ausnahmsweise. Da diese, nebst den fränkischen und jüdischen Frauen, allein völlig ohne Schleier einhergehen, so sind sie der Beobachtung um so eher zugänglich. Der Sonntag gewährt hierzu die bequemste Zeit; Männer und Frauen lieben es, an diesem Tage die ausgesuchtere Toilette in den Kirchen und auf Spaziergängen außerhalb der Stadt zu zeigen.

Mit den Idealen des Apollo von Belvedere, der mediceischen Venus, der Niobe u. s. w. in frischem Gedächtniß, die ich in verschiedenen Lebensaltern zuerst in Paris, dann zu Rom und zu Florenz zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, ist es mir nicht gelungen, die Erinnerung an diese Ideale im Orient lebendig aufzufrischen, wie es den Hrn. Pouqueville, v. Grimm **) u. A. mög-

*) Die Türkei und Griechenland. Frankfurt, 1856. S. 78.
**) A. a. O. Th. III. S. 111.

lich war. Wenn der letztere sagt: „Alle Eigenschaften, durch die sie im Alterthume glänzten, ruhen in dem Volke, wie der Keim in der Saat, und erwarten nur freie Luft und warmes Sonnenlicht, um wie einst empor zu blühen," — so muß man erwägen, daß dieser Gedanke zu einer Zeit niedergeschrieben worden ist, in welcher man durch ganz Europa begeisterte Hoffnungen hegte von dem Auferstehen des klassischen Griechenlands im hellenischen Königreiche. Nachdem letzteres jetzt bereits die mittlere Dauer eines Menschenlebens hindurch bestanden hat, so sind diese Hoffnungen leider bedeutend gesunken; das geistige Ringen zu Athen, obgleich von einzelnen trefflichen Männern gestützt und gehoben, hat immer noch nicht vermocht, die große Masse des seit vielen Jahrhunderten methodisch niedergedrückten Volkes zu durchdringen und zu höherer Thatkraft zu entflammen. Würde es anders und besser werden, wenn die im osmanischen Staate zerstreut lebenden zwei Millionen Griechen dem Königreiche hinzugefügt würden? Nach dem was ich gesehen, fühle ich mich geneigt, das Gegentheil zu vermuthen. Hr. v. Grimm wurde durch das Anschauen einer mit Lumpen bedeckten griechischen jungen Bettlerin zu einem poetischen Ergusse begeistert. Die phantasiereiche Empfänglichkeit, die sich hierdurch bekundet, mag Den, welcher sie besitzt, glücklich machen; aber dem nüchtern beobachtenden Naturforscher wird man es auf der andern Seite nicht verargen, wenn er der Phantasie weniger Raum vergönnt, und sich an das vor ihm liegende Reale hält. Die Reise des Hrn. Pouqueville*) durch die hellenischen Provinzen fällt in die Zeit der fast durch ganz Europa verbreiteten glühenden Theilnahme für die damals unter den Griechen auflodernden Freiheitsflammen. Wer hätte damals nicht gerne das Möglichste gethan, um die Nachkommen des großen Volkes in ihren politischen Bestrebungen für die Unabhängigkeit von einer barbarischen Regierung zu unterstützen? Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erklären sich manche Aussprüche des begeisterten Schriftstellers leicht, die er nach einer vierzigjährigen Abkühlung heute vielleicht nicht wiederholen würde. Damals sah Hr. Pouqueville die Züge des schönen Reals auch in dem zweimal unterjochten Volke; heute würde er erkennen müssen, daß auch der Genuß der Selbstständigkeit nicht im Stande

*) Voyage dans la Grèce. Paris, 1826. pag. 187.

geweſen iſt, jenen hohen Sinn wieder zu erwecken, der zu unſterblichen Thaten begeiſterte. — Um jedoch zu zeigen, daß der ruhige Beobachter des regen Sinnes für griechiſche Schönheit aus der klaſſiſchen Zeit nicht baar iſt, will ich bei dieſer Veranlaſſung mittheilen, daß mir auf meinen Wanderungen zwei Orte aufgeſtoßen ſind, die den Urtypus altgriechiſcher Schönheit unvermiſchter bewahrt haben, als vielleicht irgend ein Ort im heutigen Griechenland. Es ſind die Städte Amalfi und Syrakus, beide urſprünglich großgriechiſche Colonien. Das gegenwärtige Amalfi zeigt außer ſeiner Kirche kaum einige Spuren ſeiner ehemaligen Größe, die in das 10. und 11. Jahrhundert n. Chr. fällt. Damals war es durch ausgedehnten Handel und Schifffahrt reich, macht auch ſogar auf die Erfindung des Compaſſes Anſpruch. Gegenwärtig fabricirt es Macaroni und geringe Papierſorten. Hier nun war es, wo mir ſchon der Sohn des Gaſtwirthes, ein 14jähriger Knabe, an Körpergeſtalt, Geſichts- und Schädelbildung als ein vollendeter Altgrieche auffiel. Mein Erſtaunen wuchs aber nicht wenig, als mir, indem ich eine ſchmale Bergſchlucht hinter dem Städtchen hinauf wandernd einer Zahl von zehn bis zwölf Knaben und junger Mädchen begegnete, die aus den oberhalb gelegenen Papiermühlen Ballen auf dem Kopfe nach den Magazinen der Stadt trugen. Die durch dieſe Beſchäftigung nöthig werdende aufrechte Haltung begünſtigte meine aufmerkſame Beobachtung. Ihre Mehrzahl trug dieſelben körperlichen Merkmale an ſich, welche ich vorher an dem Gaſtwirthsſohne bewundert hatte. Namentlich erreichte der Geſichtswinkel das möglichſt vortheilhafte Maaß von 85—90°; die Schädelform erſchien als ein tadelloſes Ovoid gewölbt; die gerade griechiſche Naſe ließ an ihrer Wurzel kaum eine ſchwache Einbiegung bemerken; die Augen ſchienen weniger voluminös, als die vieler Neapolitaner, aber die Augenlidſpalten waren weit geſchlitzt, und aus ihnen blickte ein glänzendes dunkelbraunes Auge intelligent und in einer Weiſe anziehend hervor, die ſich beſſer empfinden, als in Worten ausdrücken läßt. Man rechne noch ſchön geſchwungene Augenbrauen und ein vollſtändiges Ebenmaaß der Glieder hinzu, und man wird dann das Staunen des Beobachters gerechtfertigt finden, welches auch durch deſſen Freund und Begleiter, Hrn. Geh. Rath Krüger (der jetzt zu Liegnitz in Schleſien lebt), getheilt wurde. Dieſe Perſonen gehörten den niederen Ständen an, die ſich dort vielleicht um ſo

unvermiſchter erhalten haben, als das Städtchen von den großen Straßen fern liegt und ſelbſt von Touriſten nicht häufig berührt wird; ebenſo läßt der jetzt verſandete Hafen auch keinen Seehandel mehr zu, der den Namen verdiente. — Der zweite Ort, der Aehnliches, jedoch in viel geringerer Zahl, darbietet, iſt Syrakus. Aber hier darf man die klaſſiſchen Formen, welche an den griechiſchen Urſprung von Syrakus erinnern, nicht mehr bei dem gemeinen Volke, nicht bei den Weibern ſuchen, die heute im blanduſiſchen Quell ihre Wäſche ſäubern, indem ſie dem hinabſchauenden Fremden widerwärtige Rufe zuſenden. Jedoch in der höheren Geſellſchaft bin ich einzelnen Frauengeſtalten begegnet, welche dem Profil und der Körpergeſtalt nach, mich unwillkürlich an die unter dem Namen einer Venus im Muſeum zu Neapel vorhandene Statue erinnerten, die eine Jungfrau darſtellen ſoll, welche ihren Rücken im glänzenden Meere bei Syrakus abſpiegelt.

Nach dem dort Beobachteten muß ich mich mit Blumenbach *) einverſtanden erklären, welcher behauptet, daß die Geſichts- und Schädelbildung altgriechiſcher Statuen nicht, wie Viele gemeint haben, von den Künſtlern blos idealiſirt, ſondern den täglich ihnen vorſchwebenden Modellen wirklich nachgebildet ſind, wenngleich die geziemende Rückſicht darauf, ſtets nur die ſchöneren Formen zur Geltung zu bringen, nirgends zu verkennen iſt. Blumenbach **) ſtützt ſeine Anſicht auf den von ihm abgebildeten altgriechiſchen Schädel, dem leider der Unterkiefer fehlt. Mir ſcheinen die erwähnten lebenden Köpfe nicht blos treffendere, ſondern auch anziehendere Beweiſe für Blumenbach's Behauptung zu liefern. Hr. Pritchard ***) bildet übrigens einen altgriechiſchen Schädel ab, der hinſichtlich des Geſichtswinkels den Blumenbach'ſchen noch etwas übertrifft. Leider findet ſich die Abſtammung des Schädels nicht angegeben; iſt er vielleicht ideal? — Es galt, den Meiſterwerken des Phidias und Praxiteles ihre Geltung als gelungenſte Nachbildungen wirklich vorhanden geweſener ausgezeichneter Körperformen zu ſichern, auch bildende Künſtler auf die ſich ihnen vielleicht in Amalfi darbietende Fundgrube aufmerkſam zu machen, weshalb die ausgedehntere Behandlung des intereſſanten Gegenſtandes entſchuldigt werden mag.

*) Decas sexta collectionis craniorum. Gottingae, 1820. pag. 7.

**) Eod. l. Tab. LI.

***) The Natural History of Man. III. Edit. London, 1848. pag. 199.

Indem ich mich nun zur Schilderung der geistigen Seite der osmanischen Griechen wende, empfinde ich das Widerstreben, welches dem Bewußtsein folgt, wenn man eine Arbeit unternimmt, die wenig Dank, bei dem Geschilderten vielmehr das Gegentheil, erndten wird. Aber der Plan der Schrift fordert diese Arbeit, bei der ich übrigens nur einen breit getretenen Weg beschreiten kann. — v. Hammer*) fand in den Griechen ein Gemisch von glänzenden Eigenschaften und dunkeln Schwächen, — von Geschmack und Feinheit mit Hinterlist und Schlauheit. — So ist es noch heute. Aber die Griechen besitzen eine Art des Stolzes, die kaum bei einer andern Nation, in solchem Grade selbst bei den Römern nicht, zu finden ist, nämlich den Stolz auf den Ruhm der Voreltern aus einer längst untergegangenen, frühen Zeit. Es finden sich wenige Griechen, die nicht der Meinung wären, daß sie diese große Vorzeit mit mäßiger Anstrengung wieder heraufbeschwören würden, sofern die maaßgebenden europäischen Regierungen sie nur frei handeln lassen möchten. Freilich gibt es auch außerhalb Griechenland Regionen, in denen ein solches eigenthümlich hoffärtiges Wesen verwandtschaftlichen Anklang und Nachsicht finden mag; aber wo es auf einer so gebrechlichen Grundlage ruht, als bei der unermeßlichen Mehrzahl der Griechen, da streift es gar hart an das Lächerliche. Außerdem zeigen sich die mit Macht bekleideten Griechen stets befehlshaberisch und hochfahrend. Sie übertreffen hierin fast ihre Herren, die Türken, um ihre Mitbürger die erlangte hohe Stellung empfinden zu lassen. Was das Keimen der edlen Saat betrifft, die nach Hrn. v. Grimm**) „nur der freien Luft und des warmen Sonnenscheins bedürfen würde," um fröhlich zu gedeihen, so scheint der Grund und Boden stark überschätzt worden zu sein, in welchem verschlossen jene Keime jetzt ruhen. Jener „warme Sonnenschein" würde, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, doch wohl nur aus Norden, über russisches Eis her, zu den Griechen gelangen können, und diese scheinen dergleichen in der That zu erwarten, auch sogar zu wünschen. Hierin spiegelt sich indessen eben die mächtige Kluft ab, welche die klassische Zeit von der Gegenwart weit gähnend trennt. Die alten Griechen entwickelten ihre bis zur höchsten Stufe der damals möglichen Civilisation hinaufreichende Macht aus der ihnen

*) Constantinopel und der Bosporus. II. S. 392.
**) A. a. O. Th. 3. S. 111.

innewohnenden schöpferischen Kraft; mit frischem Jugendfeuer wußten sie die ihnen von den Egyptern und Indern zugekommenen Schätze der Kunst und Wissenschaft aus sich selbst zu veredeln und in ihr Eigenthum zu verwandeln. Fremde Gesetze wiesen sie selbst dann tapfer zurück, wenn sie ihnen mit Hülfe unzählbarer Heeressäulen aufgedrungen werden sollten. Jene schöpferische, göttliche Kraft ist altersschwach dahingesunken. Die heutigen Griechen wandeln auf den Pfaden der letzten oströmischen Kaiser fort. Sie kümmern sich an fremde Hülfe an, obgleich ihre eigene Geschichte sie auf jedem Blatte belehrt, daß die wahre Hülfe nur von innen heraus beschafft werden kann.

Die meisten osmanischen Griechen widmen sich gegenwärtig dem Erwerbe durch den Handel. Dennoch stehen sie in dergleichen Geschäften den ruhig berechnenden Armeniern so weit nach, daß die Supremalie der letztern hierin im Oriente ziemlich allgemein anerkannt ist. Der unbestritten mit dem durchdringendsten Geiste ausgestattete Minister v. Stein*) nannte in seiner derben Ausdrucksweise die Griechen „ein in allen Künsten der Hinterlist und Ränkesucht zur Meisterschaft gelangtes Volk." Hr. v. Reden**) zieht aus seinen Völker-Vergleichungen den Schluß, daß „kein Volk so geschickt zur Intrigue und zum Verrath ist, als die griechische Bevölkerung der Türkei". Aehnlichen Urtheilen begegnet man im Oriente allenthalben; dadurch muß mit dem Schuldigen auch der Unschuldige leiden, und so kann es nicht ausbleiben, daß für sie im Handel und Wandel Nachtheile hieraus hervorgehen. In erhöhter Potenz huldigen dem Geiste der Intrigue die wohlhabenden Fanarioten, die den Handel in das Reich der Politik einzuführen gewußt haben.

Zu den glänzenden Eigenschaften der Griechen darf man die große Leichtigkeit zählen, mit der sie sich fremde Sprach-Idiome aneignen. Viele von ihnen sprechen, außer der unvermeidlichen türkischen, auch die italienische und französische Sprache geläufig. In dem Buchladen des Hrn. Köhler zu Pera traf ich mit zwei jungen griechischen Damen zusammen, die sich im geläufigsten Französisch

*) S. Pertz, das Leben des Ministers v. Stein. VI. Berlin, 1855. S. 860.

**) A. a. O. S. 87.

nach den Producten der neueſten franzöſiſchen Romanen-Literatur erkundigten und hierbei eine nicht geringe Kenntniß derſelben verriethen. Meine Aufmerkſamkeit nahmen freilich in höherem Grade die lebhafte Ausdrucksweiſe, das ſprechende Auge mit ſeinem intelligenten Blicke, die graziöſe Haltung in Gang und Geberde, in Anſpruch, — Eigenſchaften, die den Griechinnen ſelten fehlen. Man muß ihnen liebenswürdiges, anziehendes Benehmen zuerkennen, ſelbſt wenn man die antike Schönheit bei ihnen vergebens ſucht, die den helleniſchen Frauen ungeſucht eine ſo unbeſtrittene Macht im bürgerlichen Leben verlieh. Gewöhnlich ſind jetzt die griechiſchen Frauen mehr unterſetzten, als ſchlanken Körperbaues, erlangen früh eine Fülle der äußeren Formen, die nur durch die graziöſen Bewegungen anziehend bleiben können. Die Toilettenkünſte ihrer Vorfahren haben ſie bis heute treu bewahrt; Schminken der Wangen, Augenbrauen und Wimpern, der Lippen ſind an der Tagesordnung. Die an der Oberlippe und dem Kinn bei ihnen mitunter ſchon früh hervortretenden feinen Haare wiſſen ſie durch die Wirkung eines zwiſchen den Fingern gerollten Fadens geſchickt auszureißen. Hr. Brayer*) beſchreibt dieſe Künſte näher.

Fanatismus und Unduldſamkeit gegen abweichende religiöſe Anſichten kleben der großen Maſſe der Griechen eben ſo heute noch an, als vor dem Falle des oſtrömiſchen Reiches. Bei ihnen heißen nur die Verehrer des griechiſchen Cultus Chriſten; daher nennen ſich auch die unirten Griechen, ebenſo wie die unirten Armenier, Katholiken. Die Katholiken nehmen ihrerſeits wiederum keinen Anſtand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Zahl der unirten Griechen berechnet Hr. v. Reden**) auf 25,000; ihr Patriarch reſidirt zu Damas. Die katholiſchen Geiſtlichen ſtehen aber in der Levante durchſchnittlich auf einer höheren Culturſtufe, als die griechiſchen, weil ſie in ſteter Verbindung mit Rom bleiben. Hr. Sandreczki fand in Aſien eine griechiſche Gemeinde, welche ihren Gottesdienſt in türkiſcher Sprache verrichtete, weil ſie der griechiſchen nicht mehr mächtig war. — Weſteuropäiſche Beſucher griechiſcher Kirchen werden in der Regel unangenehm berührt durch die unäſthetiſchen Zerrbilder des Angeſichtes des Erlöſers. Man wähne indeſſen nicht,

*) A. a. O. I. pag. 390 u. f.
**) A. a. O. S. 81.

daß dieſe ausgeſucht häßlichen Formen den Künſtlern allein zur Laſt zu legen ſeien. Auch in ihnen ſpiegelt ſich der Geiſt der Spitzfindigkeiten wieder, welcher die meiſten orientaliſchen Concilien belebte. Es war der hl. Baſilius, welcher auf einem derſelben den Satz zur Geltung brachte, daß das Angeſicht des Erlöſers den Gläubigen in keiner ſolchen Form zur Anſchauung gebracht werden dürfe, durch die ſie zu ſinnlichen Betrachtungen angeregt, oder gar von der Innigkeit des Gebetes abgezogen werden könnten. Seitdem fordert der griechiſche Kirchenſtyl, daß das Haupt voll Blut und Wunden mit ſtruppigen Haaren und abgemagerten Geſichtszügen zum wahren Schreckensbilde umgewandelt werde. So findet es ſich denn heute in allen griechiſchen Kirchen und auch die leiſeſte Annäherung des Gedankens an ein göttliches Ideal in menſchlicher Form wird hier auf den erſten Blick vernichtet. Es kann hier nur kurz berührt werden, daß Baſilius d. Gr. in jener Anſicht unterſtützt wurde durch die Kirchenväter Cyrillus, Origenes, Tertullian und Mehrere, welche ſich ihrerſeits die Beſchreibung des Heilandes zum Muſter nahmen, die Jeſaias, Cap. 53, v. 2 gibt. Ihre Gegner, an deren Spitze die Kirchenväter Gregor von Niſſa, Hieronymus, Ambroſius und Auguſtinus ſtanden, zogen mit Recht die Verſionen des Pſalmiſten, v. 2 und 3 vor, welcher dem Gottesſohn auch eine gottähnliche Form verleiht. Glücklich genug hat der Ausſpruch dieſer letzteren die Anerkennung der römiſch-katholiſchen Kirche erhalten; dieſem Umſtande verdanken wir die mit Begeiſterung gedachten und ausgeführten Bilder der Schulen von Rom und Florenz, deren Anſchauung gläubige Seelen zur Andacht entflammen kann, dagegen die Chriſtusköpfe der griechiſchen Kirche Widerwillen und Abſcheu erregen. — Pouqueville*) fand, daß die chriſtlichen Heiligen ganz in derſelben Weiſe angerufen werden, wie ehedem die Götter des Olymp's. Daſſelbe fand ich bei den osmaniſchen Griechen. Freilich muß man geſtehen, daß es nicht nöthig ſein würde, nach Conſtantinopel zu wandern, um Zeuge von übelverſtandener Heiligen-Verehrung zu ſein.

Die Anerkennung kann man den heutigen Griechen nicht verſagen, daß ſie ſich unter unſäglichen Bedrückungen und Herabwürdigungen immer noch auf einer humanen Stufe erhalten haben,

*) A. a. O. T. IV. pag. 406.

unter welche viele, weniger elaſtiſche Volksſtämme, bei ähnlichen Verhältniſſen, tiefer hinab geſunken ſein würden. An Nachweiſungen despotiſcher Gräuel ſind die meiſten Reiſe-Erzählungen aus den letzten Jahrhunderten reich. Beſonders eindringlich hat die von den Türken gegen ſein Volk verübten Bedrückungen Gregor Paläologus*) dargeſtellt. Der in Conſtantinopel geborene und erzogene fürſtliche Abkömmling hat ſeine Feder freilich nicht ſelten in die Galle gerechter Entrüſtung getaucht. Indeſſen muß man dieſe als eine wohlbegründete anſehen und ſich für jetzt mit der Wahrnehmung tröſten, daß die dort geſchilderten Scenen gegenwärtig entweder gar nicht mehr, oder doch nur in ſeltneren Ausnahmen vorkommen können. Der Mord eines geraubten griechiſchen Mädchens, auf Veranlaſſung des Paſcha's von Varna verübt, hat vor Kurzem den Ruf der Entrüſtung durch ganz Europa rege gemacht. Daſſelbe iſt der Fall hinſichtlich der am 21. März 1857 ſtattgehabten Ermordung des würtembergiſchen Meierei-Pächters Rieber aus Ebingen und ſeines Weibes. Dieſe Gräuelthat war wahrſcheinlich von türkiſchen Soldaten ausgeübt worden, die an demſelben Tage aus Bukareſcht ausgerückt waren. Der preußiſche General-Conſul, Hr. v. Menſebach, forderte ſogleich die ſtrenge polizeiliche Unterſuchung. Schon dieſe Umſtände beweiſen, daß ſolche Miſſethaten jetzt nicht mehr, wie ſonſt, ohne Rüge verübt werden können; aber es iſt genug, daß ſie ſich immer noch wiederholen.

*) Esquisses des moeurs Turques au XIX. siècle. Paris, 1827.

XVIII.

Zur Geſchichte und Charakteriſtik der Armenier. — Blick auf die früheſte Geſchichte. — Vagharſchabad. — Edſchmiadzin. — König Tiridates. — Sein Uebergang zum Chriſtenthume während der Verfolgung dieſes unter Diocletian. — Ruinen von Ani. — Unterjochung durch Perſer, Römer, Türken und Ruſſen. — Arianiſcher Religions-Cultus. — Intellectuelle Erhebung des Volkes. — Mechitariſten. — Buchdruckereien. — Ueberwiegender Handelsgeiſt. — Reichthümer. — Dichtkunſt und Muſik. — Talent für Baukunſt. — Gaſtmähler. — Volksmedicin. — Bäder. — Armeniſche Sprache. — Phyſiſche Eigenſchaften. — Kleidung. — Frauen. — Patriarchaliſche Zuſtände der Familie. — Volkszahl. — Urtheil über die politiſche Befähigung der Armenier.

Wohin der den Oſten Europa's, der den Weſten Aſien's Durchwandernde auch den Fuß ſetzen mag, — ſicher trifft er mit Armeniern zuſammen; was aber noch mehr iſt, dieſe Armenier wiſſen ihm in vielfacher Hinſicht Achtung abzugewinnen und der nahe liegende Vergleich mit den Nachbarvölkern fällt in der Regel zu ihrem überwiegenden Vortheile aus. Jedenfalls verdienen ſie die Aufmerkſamkeit des Beobachters ſtets in hohem Grade.

Wenige Völker, welche eine Geſchichte beſitzen, können ſich gleich den Armeniern rühmen, allen nationalen Unglücksfällen zum Trotze den urſprünglichen Boden ihrer Anſiedelungen, von der früheſten Zeit her bis auf den heutigen Tag feſtgehalten zu haben. Sie ſelbſt halten ſich für directe Nachkommen Noah's, der am Fuße des Ararat zu Erivan (Eravan) zuerſt wieder trockenes Land erblickt und dort dem Herrn einen Altar errichtet haben ſoll. Auffallend erſcheint es immerhin, daß dort an vielen Punkten ſich im Munde des Volkes Sagen erhalten, die auf die Geſchichte Noah's hindeuten. Man zeigt z. B. das Grab des Weibes von Noah. Ihr König Haigh ſoll, der Volksſage nach, ein Urenkel Japhet's geweſen ſein. Er ſchlug und tödtete den ihn verfolgenden Nimrod am Salzſee

und begründete hierauf das Königreich Hajaſtan. Der ſechste König oder Patriarch ſoll Araï oder Aram geweſen ſein, nach welchem das Land fortan Aramenien, Armenien genannt wurde. So lautet die Verſion der Armenier ſelbſt; die Griechen haben eine andere. Während des Ueberganges der Armenier zum Chriſtenthume, der, merkwürdig genug unter den Gräueln der durch Diocletian eingeleiteten großen Chriſtenverfolgung ſtattfand, war die Hauptſtadt Armeniens und die Reſidenz des Königs Tiridates: Vagharſchabad, früher Ardimet, Khaghakh auch Norkhakh genannt. Der Byzantiner Fauſtus verſichert, daß, als 354 n. Chr. der Perſerkönig Sapor II. ſie zerſtörte, 19,000 Häuſer vorhanden geweſen ſeien. Das durch den Apoſtel der Armenier, Gregor den Erleuchteten, geſtiftete Kloſter Edſchmiadzin liegt auf dem Boden derſelben und ein Theil der dieſem Patriarchen-Sitze gezollten großen Verehrung mag auf jenem Grunde beruhen. Gegenwärtig liegen 360 Höfe um das Kloſter herum. Ker Porter*) fand an dieſem von den Armeniern als Vereinigungspunkt betrachteten Orte Ende Novembers die Luft noch milde, aber im Januar kann das Thermometer bis auf — 18° R. ſinken. Im Sommer wird dagegen die Hitze und Trockenheit der Atmoſphäre in hohem Grade drückend. Schon dieſe wenigen Thatſachen halten den Gedanken ſehr fern, daß dort, am Fuße des Ararat, noch heutigen Tages ein irdiſches „Paradies" gegründet werden könnte, obgleich Tournefort**) durch den reichen Blumenflor, welchen er daſelbſt vorfand, ſich zu einer ſolchen Annahme bewegen ließ. Auch erklärt ſich jener unangenehme Wechſel der Temperatur, wenn man erwägt, daß Tiflis am Kur in einer Ebene liegt, welche ſich ſchon 1100′ über das Meer erhebt. Indem man von dort aus gegen das im Süden aufſteigende Ararat-Gebirge hin wandert, ſo muß man drei niedrige Bergzüge überſteigen, um die armeniſche Hochebene zu erreichen, welche Erivan mit dem nahen Edſchmiadzin trägt.

Nach der erwähnten Kataſtrophe der Stadt des Tiridates erhob ſich allmählig Ani zur Hauptſtadt Armeniens. Sie läßt noch heute durch gut erhaltene Reſte gewaltiger Gebäude, Thürme und Mauern auf große Macht und Kunſtliebe der einſt hier herrſchenden Familie der Bagratiden (Bagration) ſchließen. Dieſe Ba-

*) Travels. I. pag. 186.

**) Relation I. C. II. pag. 139. 151.

gratiden regierten seit Achod 748 n. Chr. bis auf Kakig II. 1079. Ker Porter *) und W. Hamilton **) beschrieben jene Baureste genauer und letzterer betrachtete sie sogar als den frühesten Typus maurischer und gothischer Bauart. Ani liegt 24 engl. Meilen ostwärts von Kars, am rechten Ufer des Arpatschai, im heutigen Schiraghel. Nachdem es 1064 n. Chr. durch den Seldschuken Alp-Arslan zerstört worden war, unterlag es noch mehreren anderen Eroberungen, bis endlich 1319 ein übermächtiges Erdbeben die Reste der Einwohner zum Fliehen nöthigte. An den Mauern der gut erhaltenen Ruinen bekunden zahlreiche armenische Inschriften die ehemalige Größe und Pracht der Stadt.

Der armenische Geschichtschreiber Moses von Khorene nennt nun den Ararat den Mittelpunkt Armeniens, zugleich aber auch der Welt selbst. Diese Ansicht gewinnt dadurch ungemein, daß ihr C. Ritter ***) in gewisser Hinsicht beistimmte, indem er, nach dem Vorgange von Hrn. K. v. Raumer †), dem Ararat wirklich eine centrale Geltung in der alten Welt zuweist, wofür seine geographische Stellung auch allerdings spricht. Bei den Armeniern heißt der Ararat: „Agherhdagh, Dagherdagh, Aghridagh". Die Perser und Meder betrachten in ihren Sagen den Ararat gleichfalls als ihre Stammburg.

Auf vollkommen unzweifelhafter historischer Basis ruht indessen der armenische König Tigranes, der Schwiegersohn des Mithridates, mit dem zugleich er im letzten Jahrhundert v. Chr. die Römer bekämpfte, auch seine Herrschaft bis nach Syrien hin ausdehnte, später aber, nach dem Falle des Mithridates als Bundesgenosse und Freund der Römer hochbejahrt starb. In der Folge kämpften Parther und Römer um Armenien, bis es endlich unter Trajan zur römischen Provinz wurde. Bei dem Sinken der Römerherrschaft traten jedoch noch einmal selbstständige Könige bis 650 n. Chr. auf. Von dort ab wurden die Armenier wechselnd die Beute der Tartaren, Mongolen, Perser und Türken, zu denen endlich Rußland kam, welches 1827 den Persern mit Erivan zugleich den Sitz des armenischen Patriarchen zu Edschmiadzin ab-

*) A. a. O. I. pag. 173.

**) Asia minor. I. pag. 196.

***) Erdkunde. X. S. 364 u. f.

†) Der Ararat. S. Hertha. Bd. XIII. 1829. S. 333—340.

nahm. Mit letzterm gelangte Rußland in den Beſitz des Mittelpunktes armeniſchen Lebens, zu welchem hin die dem Volke innewohnende religiöſe Begeiſterung Alle gleichmäßig anzieht. Eine Wallfahrt nach Edſchmiadzin, der Wunſch, in der dortigen Metropolitankirche den Segen des Patriarchen ſelbſt empfangen zu haben, liegt dem Armenier ebenſo nahe, als dem Muſelmanne die Pilgerfahrt zu dem Grabe des Propheten. Dem Patriarchen fließen reiche Geſchenke zur Inſtandhaltung des Cultus und zur Förderung armeniſcher Schulen, ſowie nationaler Zwecke überhaupt, zu.

Die über die Erdoberfläche weithin verbreiteten, durchſchnittlich wohlhabenden Armenier ſenden dorthin Spenden aus Calcutta, Bombay, London, Moskau, Wien, Venedig, Alexandrien, Smyrna, Conſtantinopel u. ſ. w. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des Erdkreiſes wird in ſolchem Sinne tributär.

Die Armenier wendeten ſich ſchon im Jahre 303 n. Chr. unter ihrem Könige Tiridates d. Gr., der durch den hl. Gregor im Euphrat getauft wurde, dem chriſtlichen Cultus zu. Die Nation folgte ihm in Maſſe und Gregor ſoll auf einmal 400 Biſchöfe geweihet haben. Nach dem Concilium zu Chalcedon, um 536, blieben ſie der Lehre des Arius treu, d. h. ſie ſind Monophiſiten, die nur einerlei Natur in der Perſon Chriſti erkennen. Bekanntlich hing ſelbſt Conſtantin I. in ſeinen letzten Lebensjahren dieſer Lehre an; kurz vor dem Tode ließ er ſich zu Nicomedien von einem arianiſchen Biſchofe taufen. Die große Feſtigkeit und Ruhe, welche in dem Charakter der Armenier vorwalten, haben ſie vor religiöſen Schwankungen bewahrt. Verhältnißmäßig wenige haben ſich durch den Drang der Umſtände bewegen laſſen, Muſelmänner zu werden. Auch iſt der Theil der Armenier, der ſich mit den Katholiken unirt hat, der an Zahl geringere; die Kopfzahl dieſer unirten beträgt nach Hrn. v. Reden 75,000 mit einem Patriarchen in Bezummar im Libanongebirge. Um ſo auffallender erſcheint es, daß es, wie oben (S. 74) ſchon bemerkt, in den letzten beiden Decennien amerikaniſchen Miſſionaren gelungen iſt, proteſtantiſche Gemeinden unter den Armeniern Kleinaſiens zu bilden, namentlich zu Bruſſa, Nicomedien, Ader-Bazar, Trapezunt, Erzerum, Smyrna, Diarbekr, Tokat, Siwas. Ihre überwiegende Hinneigung zu tieferem, ſelbſtſtändigen Nachdenken iſt hierbei offenbar wirkſam geweſen. Daß hiergegen eine Reaction von Seiten der armeniſchen

Geistlichen eintreten werde, die sich der großen Mehrzahl nach auf einer bedauernswerth niedrigen Stufe der Cultur befinden, ließ sich nicht anders erwarten. Der armenische Bischof von Brussa ging schon 1839 so weit, daß er es für unerlaubt erklärte, einen Katholiken oder Protestanten in der Nähe einer armenischen Kirche wohnen zu lassen oder gar in eine armenische Wohnung aufzunehmen *). Die Geistlichen der unirten Armenier zeichnen sich durch gediegenere wissenschaftliche Bildung und durch Gewandtheit vor den nichtunirten aus, weil sie ihren Unterricht großentheils im Auslande empfingen.

Um die Geschichte des gegenwärtigen Patriarchen von Edschmiadzin, Narses, hat sich Hr. v. Haxthausen **) durch belehrende Mittheilungen verdient gemacht. Jener würdige Geistliche hatte schon, als er noch Vicar des vorigen Patriarchen Ephrem war, den Plan zu einer Schule für junge Armenier in Tiflis zur Ausführung gebracht, welche bereits 400 Schüler zählte; ihr sollte eine hohe Schule am Sitze des Patriarchen selbst folgen. Aber Narses wurde bei der russischen Regierung verdächtigt und nach Kischeneff in Bessarabien exilirt. Die russische Regierung scheint eine Ahnung von der dereinst zu erwartenden nationalen Stellung der Armenier gehabt zu haben, welche möglicherweise unbequem werden könnte. Fünfzehn Jahre später, als er zum Patriarchen gewählt worden war, bestätigte man ihn indessen in dieser hohen Würde. Der feurige Muth, mit welchem er früher die intellectuelle Erhebung seines Volkes betrieben hatte, scheint durch jene traurigen Lebenserfahrungen zu möglichster Vorsicht herabgestimmt worden zu sein. Die Armenier werden vorläufig ihre höhere, wissenschaftliche Ausbildung noch im Auslande suchen müssen. Und doch verdienen sie vollkommen, daß man ihnen diese auf alle Weise zugänglich mache.

Als specifisch armenische hohe Schule bestehen die Klöster der Mechithariſten zu Venedig und Wien, die von vielen jungen Armeniern wohlhabender Familien besucht werden. Ihr Stifter hieß Mechithar. Die Jesuiten hatten nämlich im Anfange des 18. Jahrhunderts ihre eifrigen Bemühungen dahin gewendet, die Armenier zum katholischen Cultus überzuführen, indem sie den der Armenier für einen heidnischen erklärten. Dies gelang ihnen damals mit einer

*) Vergl. Griſebach a. a. O. I. S. 74.

**) Transkaukaſia. Bd. 1. Leipzig, 1856. S. 261 u. f.

nicht geringen Anzahl derſelben, unter denen ſich auch wohlhabende befanden. Bald jedoch erließ die mißtrauiſche türkiſche Regierung ſtrenge Verbote gegen dieſe Converſionen; es folgten ſogar einige Hinrichtungen übergegangener Armenier. Einer dieſer Bekehrten, Mechithar, erſtrebte in der That eine höhere nationale Erhebung der Armenier. Dadurch wurde ſeine Stellung bald eine für ihn gefährliche und er ſah ſich genöthigt, ſeinen Wohnort Aleppo zu fliehen. In Venedig nahm man ihn freundlich auf und räumte ihm in den Lagunen eine kleine Inſel zur Erbauung eines Kloſters ein, welches er nach den Regeln des hl. Benedict hier einrichtete. Letzteres hat bis zum gegenwärtigen Augenblicke auf die Cultur und Literatur der Armenier höchſt wohlthätig eingewirkt. — Aber ſchon früh hatte ſich das Anſtreben der Armenier zu geiſtiger Erhebung durch Anlegung von Buchdruckereien kund gegeben, z. B. zu Lemberg, dann in Mailand, Paris, Amſterdam, Leipzig, Padua, bis Conſtantinopel 1777. In Edſchmiadzin ſollen gegenwärtig nur armeniſche Kalender und Gebetbücher gedruckt werden. — Auch ſieht man in den weſtlichen Hauptſtädten Armenier nicht ſelten ihre wiſſenſchaftliche Bildung vervollkommnen. Eine von dem ruſſiſchen Oberſten Lazareff zu Moskau eingerichtete armeniſche Bildungsanſtalt erzieht junge Armenier zu Dollmetſchern oder bereitet ſie zu Univerſitätsſtudien vor. — Auch zu Calcutta befindet ſich ein armeniſches Collegium mit einer Buchdruckerei. Und wir erfahren aus der Reiſe des Prinzen Waldemar*) von Preußen nach Indien, daß ſich im Jahre 1832 zu Calcutta 636 Armenier befanden, gegenüber 509 Mongolen, 203 Juden, 40 Perſer und 35 Araber. Unter den Künſten, welchen ſich die heutigen Armenier hingeben, ſteht die Baukunſt oben an. Es gibt zur Zeit nicht wenige Architekten, die von den Türken beſonders hoch geachtet werden. Dieſen wohlunterrichteten Männern ſollten die Regierungen die Mittel verſchaffen, die Ruinen der wichtigen altarmeniſchen Denkmäler an Ort und Stelle zu unterſuchen; leider iſt hierzu wenig Ausſicht vorhanden. Hr. Bodenſtedt**) fand in den Ruinen des alten Manglis in Georgien eine wohlerhaltene Kirche aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., welche die Ruſſen in einen Kuhſtall umgewandelt hatten. Die gehörnten Vierfüßler hatten die

*) Im Auszuge von Kützner. Berlin, 1857. S. 131. Anmerk.
**) Tauſend und ein Tag im Orient. Bd. 2. S. 23.

Inschriften und Heiligenbilder rings herum abgerieben. Solche Vorkommnisse sind unter der russischen Herrschaft nach Hrn. Bodenstedt nicht Ausnahmen, sondern Regel. Die in den Städten lebenden Armenier widmen sich jedoch großentheils dem Handel. Man hat sie deßhalb die Juden der Türkei genannt. Daß die letzteren sich ihnen nicht haben gleichstellen können, beweist der tief gesunkene Zustand, in welchem man die meisten Juden der Türkei vorfindet. Die armenischen Handelsleute treten dagegen durchschnittlich mit Würde, Ruhe und Anstand auf. Ihre Banquiers haben denn auch dadurch in Constantinopel eine ungemein einflußreiche Stellung gewonnen; bei ihren häufigen Geldverlegenheiten pflegt die türkische Regierung sich fast nur an sie zu wenden. Ihr Rechnungstalent ist ein allgemein anerkannt überwiegendes. — Wenn die Juden sich dort mit kleineren Wechselgeschäften begnügen, so haben die Armenier großentheils den Karavanen-Handel in der Hand. Mitglieder armenischer Handlungshäuser durchstreifen nicht selten den ganzen Orient bis nach Bombay und Calcutta; in den Hauptstädten West-Europa's sieht man sie häufig. Man hat sie eigennützig und geizig gescholten. Aber in der Türkei hatten sie von jeher die gewichtigsten Ursachen, ihre Reichthümer zu verbergen. Unternehmungen zur Förderung des Wohles ihres Volkes unterstützen sie dagegen gern in liberaler, großartiger Weise, wo dies, ohne Aufsehen und Mißtrauen zu erregen, geschehen kann. — Hr. v. Hammer*) rühmt von den Armeniern zwar Fleiß, Ausdauer, Erwerbsamkeit und Mäßigkeit; aber er rügt an ihnen zugleich Geschmacks-Barbarei, Unverschämtheit und göttliche Grobheit. Höchst wahrscheinlich spricht Hr. v. Hammer nur von den Kaufleuten in Constantinopel, die sich im täglichen Umgange mit dem aus allen Nationen zusammengewürfelten Gesindel von Galata und Pera einige Grobheiten wohl nicht ohne guten Grund angewöhnt haben mögen. Die Musen und die Grazien gedeihen aber nirgends unter der Herrschaft der Despotie. Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei und Musik scheinen den gegenwärtigen Armeniern im Ganzen freilich fern zu liegen. Hr. Rigler**) gibt indessen den Armeniern das Zeugniß, daß sie das gebildetste Volk im Orient sind, mit welchem die dort gebornen Franken

*) Constantinopel und der Bosporus. Bd. 2. S. 391.
**) A. a. O. I. S. 169.

ſich in der Regel nicht meſſen können. Es dürfte hier freilich überwiegend auf die Einwohner von Conſtantinopel und Smyrna Rückſicht genommen worden ſein. — Ihre Geſänge ermangeln nach türkiſchem und perſiſchem Muſter der Melodie und der Harmonie zugleich. Und doch hörte Hr. v. Grimm*) in der armeniſchen Kirche zu Conſtantinopel einen durch Knaben gut ausgeführten vierſtimmigen Choral-Geſang, welcher ihm aus Amſterdam hierher gelangt zu ſein ſchien. In Hoch-Armenien ziehen blinde Sänger umher, die bei Volks- und Familienfeſten nicht füglich fehlen dürfen. Ihnen wird in den Häuſern ein erhabener Platz eingeräumt; auch bedient man ſie beſonders aufmerkſam. Zu ihren Geſängen benutzen ſie häufig die tartariſche Sprache; ſie begleiten ſie mit einem einfachen Saiten-Inſtrumente, der „Saß", welches der ruſſiſchen Balaleika und dem ſlaviſchen Gurli ähnlich iſt. Hr. Dubois de Montperaux**) hatte die ſeltene Gelegenheit, verſchiedene orientaliſche Geſangsweiſen zu Kulpe in Armenien nach einander zu hören und ſie mit einander zu vergleichen. Er fand beſonders kurdiſche Lieder durch einen ernſthaft melancholiſchen Charakter ausgezeichnet, harmoniſch und rhytmiſch wohltönend; ihnen ähneln die kaukaſiſchen und lesghiſchen; die letzteren ſagten ihm durch Einfachheit und Harmonie beſonders zu. — Den Geſang halten indeſſen die gebildeten Orientalen allgemein für unentbehrlich zur Erhebung der Dichtkunſt. Hr. Bodenſtedt***) läßt deshalb den Mirza-Juſſuf, der ſeine Studien des Arabiſchen in Bagdad gemacht hatte, den Mirza-Schaffy in Tiflis einen „Iſchekj", einen Eſel unter den Trägern der „Wiſſenſchaft" nennen, denn „ſingen kann er gar nicht! Nun frag' ich dich: Was iſt Wiſſen ohne Schrift? Was iſt Weisheit ohne Geſang?" Wenn aber die Armenier des Kunſttalentes ſo ganz ermangelten, ſo würden ihre in der Baukunſt neuerdings erzielten Erfolge ſchwer erklärlich ſein; freilich muß hierbei erwogen werden, daß ſich auch bei den Griechen und Römern, zur Zeit des Verfalles der Künſte, die Architektur am längſten erhalten hat. — Von den Kaufleuten rühmt Hr. v. Haxthauſen†) übrigens noch ſpeciell, daß, ſobald ſie von dem

*) A. a. O. Th. 3. S. 128 u. f.
**) Kaukaſiſche Reiſe. Bd. 2. S. 141.
***) A. a. O. Bd. 1 S. 94.
†) A. a. O. Bd. 1. S. 492.

Geschäftsverkehr in die Familie zurückgekehrt sind, sie jederzeit in dieser die ursprüngliche patriarchalische Liebenswürdigkeit stets von neuem entwickeln.

Den Freuden der Tafel und des Wein's sind die Armenier durchaus nicht abhold. Hr. Kolenati*) wurde zu einem armenischen Gastmahle geladen, dessen zahlreiche Gänge er gewissenhaft beschreibt. Auffallend ist es mir gewesen, daß ein Gericht aus Nesseln den Schluß desselben bildete. Da ich nämlich eine Anzahl bei uns wildwachsender Kräuter, in der Form von Gemüsen, an mir selbst versucht habe, so muß ich bekennen, daß ich unter allen die Nessel (Urtica dioica und urens) am wenigsten schmackhaft gefunden habe; sie wurde indessen von den Alten als auflösendes Mittel häufig genossen und ist in dieser Hinsicht nicht unwirksam, wenn man sie im Frühlinge frisch und Wochen lang in gehöriger Menge benutzt. Sollten die Armenier ein überreiches Mahl aus solcher medizinischen Rücksicht mit der Nessel schließen? Der Maulbeer-Brantwein, Tuta, soll den Armeniern gefährlich sein, wo sie keinen Wein haben.

Ueber armenische Aerzte, Chirurgen und Barbiere hatte Hr. Kolenati gleichfalls Gelegenheit, sich zu unterrichten. Mittheilungswerth erscheint mir, was er von armenischen und tartarischen Bädern sagt. Sie sind zum Schwitzen und Champoigniren eingerichtet. Der Badende legt sich auf den Bauch und der Wärter tritt auf seinen Rücken, indem er, sich mit den Händen stützend, sein Gewicht vermindert. Er beugt sich zu den Schultern hinab, welche er mit den Händen faßt und rutscht dann mit seinen Zehen zu beiden Seiten nach abwärts, kehrt sich hernach um und rutscht wieder aufwärts, die Muskeln knetend.

Ihre Sprache war in vergangener Zeit die alt-armenische, welche heute nur noch von den Schriftgelehrten verstanden, aber nicht mehr gesprochen wird; gegenwärtig ist die neu-armenische die gewöhnliche Sprache des Volkes. Jene verhält sich zu dieser, wie etwa die altrömische Sprache zu den romanischen Dialecten, ist jedoch ungleich weiter von der neuen Sprache entfernt und legt selbst dem Studium der sprachgewandten Armenier ungewöhnliche Hindernisse in den Weg. Ehedem hielt man sie für eine semitische, der

*) Ueber asiatische Medicin. s. Prager Vierteljahrsschrift. Bd. 34. S. 49.

medischen nahe stehende Sprachform. Die Hrn. Petermann und Neumann bindiciren ihr aber nach gründlichen Untersuchungen die indo-germanische Abkunft. Das erste armenische Alphabet erfand der hl. Mesrop um 406 n. Chr. mit 38 Buchstaben, deren Zahl durch viele Kehl- und Zischlaute gesteigert wird. — Auffallend erscheint es, daß sich in der westasiatischen Hochebene und in Hoch-Armenien die tartarische Sprache ein Bürgerrecht erworben hat, welches sie für den Gebrauch in der Unterhaltung der französischen, wie sie in Europa gilt, nahe stellt. — Am ungünstigsten urtheilen in der Regel Geistliche und Missionäre, welche unter den Armeniern reisten. Schon vor hundert Jahren rügte de la Croix*) Geiz, Wucher, Simonie und Mißtrauen, nachdem er jedoch auch ihren rühmenswerthen Eigenschaften Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen. Am wenigsten liebenswürdig fand die Armenier der amerikanische Missionär Eli Smith**). Doch scheint sich sein Urtheil besonders auf größere Städte, z. B. Erzerum, Erivan, Tauris zu beziehen. Er klagt ihre Priester der größten Unwissenheit und der Simonie, die Eltern der Verkäuflichkeit ihrer Töchter, den Kirchendienst der Unordnung an, welche bis zum Theetrinken und zu Prügeleien während der Messe steigen könne. Abgesehen von dem bei den Kaufleuten freilich nicht seltenen Wuchergeiste und der Verkäuflichkeit geistlicher Aemter, mag der protestantische Eiferer in verderbten Vierteln großer Städte Ausnahmen von der Regel entdeckt haben, wie sie sich leider fast an allen solchen Orten vorfinden.

Die mir zu Gesicht gekommenen armenischen Männer ragten in der Mehrzahl über die mittlere Körpergröße hervor. Ein fester Schritt zeichnet sie aus; schon durch ihn unterscheidet man sie leicht von dem mehr beweglichen, nach rechts und links sich wendenden Griechen. Ihre Physiognomie zeigt edle Züge des kaukasischen Typus. Die Stirn ist breit, die Nase in der Regel hervorragend groß, oft convex, die Farbe des reichen Haupthaares und der Augenbrauen ist schwarz, die Augen liegen etwas tief und senden eindringliche feste Blicke unter den vorragenden Augenbrauenbögen aus; die Lippen etwas zu dick, der Mund meistens weit. Die Schultern breit, das Knochengerüst stark. — Blumenbach***) bildet den Schädel eines

*) La Turquie chrétienne. I. pag. 195.

**) Missionary Researches in Armenia. London, 1834. pag. 325 und 385.

***) Decas quinta collectionis craniorum. Gottingae, 1808. Tab. XLI.

Armeniers ab, der hinſichtlich der beſonders ſtark ausgebildeten Naſe und der weiten Riechhöhlen, auch wegen der ſenkrecht herabſteigenden Zahnfortſätze der Oberkiefer, ebenſo wegen der geräumigen Augenhöhlen, charakteriſtiſch genannt werden kann. Doch die zurückgedrängte flache Stirn der Abbildung bewirkt eine Ausnahme von der Regel, ſie würde einen unvortheilhaften Geſichtswinkel ergeben. Letzteren habe ich bei den meiſten Armeniern viel günſtiger geſehen. Der Reſt des abgebildeten Schädels erſcheint indeſſen geräumig und kuglicht. Die zurückgedrängte, abgeflachte Stirn würde unter ſolchen Nebenverhältniſſen auch an und für ſich kein nachtheiliges Zeugniß für die hinter der Stirn thronenden geiſtigen Fakultäten ergeben können. Der treffliche E. M. Arndt*) erwähnt einer ganz ähnlichen Stirn — „Eſelsſtirn" — bei dem geiſtreichen Miniſter v. Stein, und da ich den letzteren in der Nähe zu beobachten mehrfache Gelegenheit fand, ſo kann ich die meiſterhafte Zeichnung M. Arndt's nur vollkommen beſtätigen. — Die von Blumenbach auf den Märkten zu Amſterdam und London beobachtete Aehnlichkeit zwiſchen Armeniern und Juden habe ich nicht beſtätigt gefunden; die Armenier dürften ſie im Orient am wenigſten zulaſſen wollen.

Man ſieht die Männer nicht anders als ſchwarz gekleidet und ſelbſt die Frauen lieben dunkle Farben; letztere erſcheinen auf der Straße ſtets halb verſchleiert. Die Männer tragen einen Kalpak, d. h. einen randloſen, oben ausgebogenen ſchwarzen Hut. — Die armeniſchen Frauen zeigen durchſchnittlich ſchlanke, wohlgebildete, volle Formen. Unter ihnen finden ſich nicht ſelten ſelbſt ſolche, die man für vollendete Schönheiten nach cirkaſſiſchem Typus würde erklären müſſen, wenn ſie ihr unbewegliches ſtarres Weſen ablegen könnten, welches ihnen ſicherlich nicht angeboren, ſondern anerzogen worden iſt. Ihr großes ſchwarzes Auge ſtreitet durch ſeinen lebhaften offenen Blick zu ſehr gegen die damit nicht harmonirende ſchwere Beweglichkeit der Glieder. — Die armeniſche Jungfrau beſtimmt über ſich zwar frei und ungehindert. Vom Augenblicke der Verheirathung ab darf ſie aber ein Jahr lang nur mit ihrem Manne, die nächſt folgenden ſechs Jahre nur mit Frauen leiſe flüſternd ſprechen. Erſt die ältere Matrone unterhält ſich wieder gleich der Jungfrau frei. Wo ſie öffentlich erſcheinen, pflegen ſich beide Geſchlechter von einander geſondert

*) Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. 2. Abdr. Berlin, 1858. S. 61.

zu halten. Hr. Griſebach*) hatte Gelegenheit, bei Bruſſa auf einem Vorhügel des Olymp einem armeniſchen Volksfeſte beizuwohnen, indem am 6. Mai der St. Gregorstag gefeiert wurde. Die Armenier ſaßen faſt unbeweglich, die flüſternden Frauen ſchienen in der Entfernung lautlos zu ſein. Der Beobachter aus der Ferne würde ſich durch dieſe Scene zu der Annahme verleiten laſſen können, daß hier unbelebte oder erſtarrte Menſchen verſammelt ſeien. Ein Armenier hielt dort in einer Geſellſchaft von Europäern, ſeine Pfeife rauchend, eine Stunde lang aus, ohne von den hierbei geredeten Sprachen ein Wort zu verſtehen.

Die patriarchaliſche Einrichtung der Bauernhöfe in Central-Armenien beſchreibt Hr. v. Haxthauſen ſehr anziehend. Dem Oberhaupte der Familie wird unbedingter Gehorſam gezollt; ſelbſt die verheiratheten Söhne verbleiben mit ihren Kindern auf dem Hofe. Der Betrieb des Feldbaues und der Obſtzucht hat mit dem, wie er in vielen Theilen Deutſchlands gefördert wird, große Aehnlichkeit. Ueberhaupt finden die Vertheidiger der Behauptung, daß die Armenier einen indo-germaniſchen Stamm bilden, dort zahlreiche Anhaltspunkte. — Es gibt bei den Armeniern in ihrem Heimathlande keinen erblichen Adel, auch keine Leibeigene. Wohl aber befinden ſich in jedem Dorfe bevorzugte Familien, deren Oberhaupt die Polizeigewalt zu üben pflegt; Dienſte oder Naturalabgaben werden aber dafür nicht entrichtet.

Das armeniſche Viertel in Conſtantinopel zeichnet ſich durch Reinlichkeit der Straßen und Nettigkeit der übrigens im orientaliſchen Style gebauten Häuſer zu ſeinem Vortheile aus. Durch die ſorglos geöffneten Gitterfenſter ſieht man die Frauen häufig mit häuslichen Arbeiten beſchäftigt.

Die Zahl der unter türkiſcher Oberherrſchaft lebenden Armenier ſchlägt Hr. F. Eichmann zu 2,400,000 an. Die in der europäiſchen Türkei und hier in Städten lebenden Armenier berechnet Hr. v. Reden**) auf 150,000. Der Patriarch Narſes gab die Zahl der über der Erdoberfläche zerſtreut wohnenden Armenier zu 7—8,000,000 an.

Nach Allem, was ich aus eigenen und fremden Beobachtungen

*) A. a. O. I. S. 74.

**) Die Türkei und Griechenland. Frankfurt, 1856. S. 77.

über die phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften der Armenier zu ſammeln im Stande war, muß ich ſie für einen von der Natur ganz beſonders begünſtigten Menſchenſtamm erklären, der es vollkommen verdient, dereinſt wieder eine ſelbſtſtändige, nationale Stellung einzunehmen. Würde mir etwa bei dem Untergange des türkiſchen Reiches in Aſien die Frage vorgelegt, welche Nation dort fortan zu herrſchen berufen ſei, ſo würde ich ohne Bedenken die Armenier nennen. Zwar ſind ſie ſeit mehr als einem Jahrtauſend ſtets anderen Völkern unterworfen geweſen und waren allenthalben die gefügigſten und ruhigſten Unterthanen. An militäriſchen Unternehmungen haben ſie ſich auch in dieſer langen Zeitperiode, ſoviel bekannt, nicht betheiligt, doch entnehmen wir aus ruſſiſchen Berichten, daß ſie als Leibwachen türkiſcher Paſcha's ungemein tapfer kämpften, namentlich gegen ihre Todtfeinde, die Kurden. Ihr Dichten und Trachten war jedoch bisher ein überwiegend friedliches. Deshalb ſcheint auch die Pforte den Verſuchen, die Armenier zu einem andern Cultus hinüber zu ziehen, früher ſo ſtrenge entgegen getreten zu ſein. — Ferner darf nicht verhehlt werden, daß ſchon vor dem Uebergange zum Chriſtenthum unter den Königen zahlreiche Statthalter ſtanden, die ſich möglichſt unabhängig zu machen ſtrebten und häufig unter ſich in Fehde lagen. Noch im 10. Jahrhundert ſollen 170 ſolcher Dynaſten vorhanden geweſen ſein. — Ein ſolcher Vorgang iſt nun freilich nicht geeignet, einem etwa dereinſt neu zu gründenden armeniſchen Reiche große Dauer zu verſprechen, — beſonders wenn man die Zähigkeit beachtet, mit welcher die Armenier die aus grauer Vorzeit hergebrachten Sitten bei ſich heilig halten. Aber der energiſche Charakter dieſes Volkes, die vorwiegende Hinneigung, ſich auf eine höhere Culturſtufe zu erheben, die ihm innewohnende ungewöhnliche Leichtigkeit der Auffaſſung, endlich ſeine unerſchütterliche Ausdauer laſſen keinen Zweifel daran zu, daß es einer hohen nationalen Begeiſterung fähig ſein würde, wenn ſich ſeinem berechnenden Verſtande eine Ausſicht auf günſtigen Erfolg darböte. Nicht darf dabei überſehen werden, daß der in armeniſchen Händen befindliche Reichthum an edlen Metallen und an Credit ganz geeignet ſein würde, eine ſolche Erhebung zu begünſtigen, ſofern man ſo mächtige Mittel in richtige Bahnen zu lenken verſtände.

XIX.

Zur Geſchichte und Charakteriſtik der Bulgaren. — Umfang und Bevölkerung Bulgariens. — Bodencultur. — Geſchichte. — Kriegeriſche Züge. — Unterjochung. — Körperliche Eigenſchaften. — Moraliſche Stellung. — Sittenreinheit. — Kirchliche Anbilden. — Unterdrückung bulgariſcher Literatur. — Vergleichung mit den Nachbarvölkern zum Vortheile der Bulgaren.

Ein der Beachtung in hohem Grade werther Volksſtamm des osmaniſchen Reiches in Europa iſt der der Bulgaren. Das ſogenannte Königreich Bulgarien beſteht heute aus den Paſchaliks Niſſa, Sophia, Siliſtria und Widdin. Die Bodenfläche dieſer Länder beträgt 1839 □Meilen. Bulgarien bildet außerdem das Ejalet (Statthalterſchaft) von Siliſtria. Der Sitz des Statthalters Said Paſcha iſt jedoch zur Zeit Muſchtſchuk. Dieſes Land ſoll nach der oberflächlichen Zählung der Türken, die bekanntlich nur nach Familien und nicht nach Köpfen geſchieht, 3 Millionen Einwohner enthalten. Aber die große Gewerbthätigkeit der Bulgaren hat ihre Ausbreitung in die nachbarlichen Provinzen weithin begünſtigt. Sie bevölkern einen großen Theil der Dörfer und kleinen Städte bis in die Gegend von Varna und zur Dobrudſcha hin nach Oſten, ſowie beſonders am ſüdlichen Abhange des Balkan nach dem helleniſchen Königreiche, nach Albanien, nach Theſſalien, Macedonien, das ſüdliche Serbien und nach Rumelien. Sogar im ſüdlichen Rußland ſollen noch 80,000 Bulgaren leben. Hr. v. Reden*) berechnet die Geſammtzahl der Bulgaren auf 4½ Millionen, dergeſtallt, daß auf die □Meile des Bodens 1631 Einwohner kommen, und dieſe von der Geſammtbevölkerung der Türkei einen Prozentantheil von

*) A. a. O. S. 67.

8... bilden würden. Warrington W. Smyth*) sah sie in der Gegend von Salonika fleißig den Acker bauen. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß sie, gegen Griechenland vordringend, die Griechen vom flachen Lande langsam, aber sicheren Schrittes, im friedlichen Kampfe um den Boden zurückdrängen. Nicht allein die Türken, sondern auch ihre christlichen Nachbarstämme, geben ihnen einmüthig das Zeugniß, daß sie hinsichtlich der Bodencultur, namentlich aber der Gärtnerei, unter ihnen am höchsten stehen. Ein ausgezeichnetes Bewässerungssystem zeichnet ihre Ackerbestellung aus; sie konnten es ursprünglich nur von den Griechen kennen gelernt haben, die es ihrerseits von den Chaldäern empfingen. Leider nöthigt sie der Mangel an Absatzwegen, dem Boden nur so viel abzugewinnen, als zu dem eigenen Gebrauche und zur Entrichtung der Abgaben erforderlich ist. Der Umstand, daß ihre Mehrzahl dem griechischen Cultus anhängt, mag außerdem die Ausbreitung unter den Griechen begünstigt haben. So ist es dahin gekommen, daß man die Kopfzahl der gesammten Bulgaren heutigen Tages auf 5 — 5½ Millionen anschlagen darf, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen. Ihr Stamm ist mithin in der europäischen Türkei der numerisch überwiegende. Die Kopfzahl sämmtlicher slavischen Stämme, welche in der europäischen Türkei leben, nimmt Hr. v. Reden zu 7,700,000 an. Bedenkt man, daß die Zahl der Osmanen 1,100,000 beträgt, so bedurfte es gewiß der ganzen Gutmüthigkeit dieser seit ungefähr einem halben Jahrtausend zum größten Theile entwaffneten Slaven, um den Türken die Uebermacht unbestritten zu überlassen.

Die Bulgaren sind ursprünglich gegen Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. von der Wolga und dem Kuban herab zum schwarzen Meere und zum linken Donauufer niedergestiegen. Man nannte sie deshalb Wolgaren, Bolgaren u. s. w. Bald nach dem Ueberschreiten der Donau machten sie sich als ein unternehmendes, kriegerisches Volk den Griechen furchtbar. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts erschienen die aus Asien vertriebenen Avaren, unterjochten die Bulgaren auf ihren verwüstenden Zügen durch Dacien, Pannonien und das südöstliche Deutschland. Doch ermannten sich die Bulgaren, gestärkt durch Zuzüge aus dem Heimathlande; das Joch der Avaren wurde 635 abgeschüttelt. Um das Jahr 678

*) Reise durch Albanien, Bulgarien und Serbien. In: Südrußland und die türkischen Donauländer. Leipzig, 1854. S. 229.

gründete ihr Chan Asparuch in Nieder-Möſien ein feſtes Reich. Ob dieſe Bulgaren nun bei ihrem erſten hiſtoriſchen Auftreten ein tartariſcher, ein ugriſcher, oder, wie einige ſogar wollen, ein türkiſcher Volksſtamm geweſen, dürfte zweifelhaft bleiben. — Im 9. Jahrhundert waren ſie in Möſien das herrſchende Volk. Als ſolches befehdeten ſie das oſtrömiſche Reich faſt ununterbrochen. Der Kaiſer Nicephorus wurde 811 von ihnen in der Schlacht erſchlagen. Sie erſchienen zweimal vor den Mauern von Conſtantinopel. Zum erſten Male bildeten ſie einen Theil des von Vitalian geführten Heeres, welches den erſten chriſtlichen Religionskrieg gegen den Kaiſer Anaſtaſius führte und dieſen 518 n. Chr. zwang, mit dem Frieden das chalcedoniſche Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen. Der ſchwache Anaſtaſius baute ſchon in dieſer frühen Periode eine Mauer, die von der Propontis bis zum ſchwarzen Meere reichte, um Conſtantinopel zu ſchützen. Der jenſeits derſelben liegende Theil Thraciens wurde den Einfällen der Bulgaren überlaſſen. In der That verging unter der gefeierten Regierung des Juſtinian, von 527 an, kaum ein Jahr, welches nicht durch Einfälle der Bulgaren und anderer Barbaren bezeichnet worden wäre. Endlich drangen ſie 559 bis Conſtantinopel vor, wurden aber hier noch durch den greiſen Beliſar zurückgeſchlagen. Ein Bulgaren-König war es ferner, der den tyranniſchen Juſtinian II. zum zweiten Male auf den verwirkten Thron ſetzte. — Im Jahre 929 n. Chr. verheerten ſie unter Führung ihres Fürſten Simeon auf ihrem Zuge das Land weit und breit. Während der Belagerung von Conſtantinopel brannten ſie die vor dem goldenen Thore liegende Kirche unſerer lieben Frau vom Quell (ſ. oben S. 44) nieder und brachten den Kaiſer dahin, daß er nach dem Frieden demſelben Simeon in der wieder aufgebauten Kirche ſeine Tochter antrauen ließ.

Nicht glücklicher waren die erſten Kreuzfahrer gegen ſie, deren ungeordnete Haufen von ihnen nicht ſelten überfallen und erſchlagen wurden. Sogar der erſte lateiniſche Kaiſer von Conſtantinopel, Balduin, fiel in der Schlacht gegen die Bulgaren.

Es ſcheint, daß die Bulgaren jener frühen Periode außer dem kriegeriſchen Ruhm nichts hatten, was ihre Herrſchaft ſelbſtſtändig aufrecht zu erhalten vermocht hätte. Geſetzliche Ordnung und die Künſte des Friedens bauten ſie nicht an. So geſchah es denn daß ſie unter dem König Ludwig d. Gr. von Ungarn um 1342

zu einer Provinz Ungarns herabſinken und endlich nach der entſcheidenden Schlacht von Koſſova, 1389, dem osmaniſchen Reiche einverleibt wurden.

Mit dem Verluſte der Freiheit iſt bei den Bulgaren die wilde Kampfesluſt geſchwunden. Sie zählen jetzt zu den fügſamſten und geſchmeidigſten Unterthanen des Sultans. Beſonders gilt dies von den in der Ebene und in den Thälern des Balkan's wohnenden. Hinſichtlich der auf den Berghöhen, in den Bezirken von Niſſa und Sophia Angeſiedelten bewährt ſich der an andern Orten (Bd. I, 186 u. Bd. II, 243) ausgeſprochene Satz, daß die Bewohner der Gebirge an Muth und Tapferkeit die der Ebene zu übertreffen pflegen. In der That haben ſich die Gebirgs-Bulgaren an Auflehnungen einzelner Paſcha's gegen die osmaniſche Regierung betheiligt. Es kann dies weniger auffallen, wenn man erwägt, daß dieſe Söhne der Berge zum Theil den Islam angenommen haben, mithin Waffen tragen und den Gebrauch dieſer ſtets üben dürfen. Für die chriſtlichen Bulgaren gilt noch immer das ſchon erwähnte alte Geſetz, daß kein Ungläubiger Waffen führen darf. — Paswan-Oglu, der in ſeiner Auflehnung gegen Sultan Selim III. 1797 u. f., die Regierung zwang, ihn zum Statthalter des von ihm eroberten Widdin und zum Paſcha von drei Roßſchweifen zu machen, ſoll ein geborner Bulgare geweſen ſein. In ihm ſprach ſich eine ſeltene Verbindung von Tapferkeit und Schlauheit aus.

Die Bulgaren der Dörfer der Ebene, ſowie die von Schumla und Ruſchtſchuk, welche ich mit Muße beobachten konnte, zeigen in ihren körperlichen Eigenſchaften eine nicht zu verkennende Stammes-Gemeinſchaft. Dieſe läßt ſich um ſo eher erklären, als ſie ſich in der Regel nur unter ſich verheirathen, Kreuzungen mit andern Stämmen alſo ſelten ſind. In den Städten bewohnen ſie ein eigenes Viertel und halten ſich ſelbſt von griechiſchen Glaubensgenoſſen meiſtens fern. Daß dies ſich nicht auf die bulgariſchen Mohammedaner ausdehne, braucht kaum angedeutet zu werden.

Der ſlaviſche Typus ſpricht ſich in der Phyſiognomie der Bulgaren vorherrſchend aus, doch darf man ſie den edleren Varietäten dieſes Typus zuzählen. Es gibt einzelne Provinzen Rußlands und Polens, in welchen man Bulgaren anſiedeln könnte, ohne ſie äußerlich als Fremde erſcheinen zu laſſen. Ebenſo finden ſich ruſſiſche Regimenter, aus welchen ſich etwa eingeſtellte Bulgaren ſchwerlich

herausfinden lassen würden. Die größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Polen fehlen jedoch dem Bulgaren; er schreitet ruhig, mit einer gewissen Würde einher, ohne hierin dem Armenier gleich zu kommen. Seine Gedanken weiß er verständig und geordnet auszudrücken; die Unterhaltung mit Bulgaren, wenngleich sie nur durch einen Dolmetscher vermittelt werden konnte, erweckte stets das Gefühl des Vertrauens und des Behagens in mir. Man bemerkte nichts Gesuchtes, Gekünsteltes oder Verstecktes. Der Gesammtausdruck ist der der Wahrheit. Ob die Unterredung mit einem türkischen Machthaber eben so geführt werden möchte, muß ich indessen bezweifeln. Der Bulgar fühlt sich begreiflich zu dem Fremden, in welchem er einen Mitchristen erkennt, mehr hingezogen; er weiß, daß er von diesem richtiger gewürdigt wird. Wie sehr die Bulgaren dankbar für eine ihnen gewährte milde, gute Behandlung sind, beschreibt Warrington Smyth*) in einer von ihm mitgetheilten Scene des Empfanges, welcher einem türkischen Gutsherrn bei seiner Rückkehr von einer Reise zu Theil wurde. Seine bulgarischen Arbeiter liefen ihm sämmtlich mit dem ungeheuchelten, lauten Ausdrucke wahrer Theilnahme entgegen; auch selbst die Frauen betheiligten sich an der allgemeinen Freude.

Ganz besonders verdient es hervorgehoben zu werden, daß die Bulgaren an Sittenreinheit alle andern Völker des Orients übertreffen. Bald nach dem ersten Eintreten in ein bulgarisches Haus gewinnt man die Ueberzeugung, daß hier tiefer Friede und gegenseitiges Vertrauen herrscht. Unglückliche Ehen sind seltene Ausnahmen; daher sind sie auch in der Regel fruchtbar. Hr. Ab. Stade**) erkannte dies vollkommen richtig, wenn er sagt: „er habe unter den bulgarischen Landleuten mehr Glück gefunden, als unter den meisten übrigen Europa's. Und doch ist der nördliche Saum des eigentlichen Bulgariens nur durch die Donau von den Fürstenthümern getrennt, in denen der Gegensatz, die Unsittlichkeit zu Hause ist. Obgleich ferner die Bewohner des südlichen Abhanges des Balkan's mit ihren Landsleuten auf der Nordseite kaum noch in einem nennenswerthen Zusammenhange stehen, auch durch den Contact mit den Griechen ihren slavischen Sprach-Dialect in einer Weise aus-

*) A. a. O. S. 243.

**) Turkey, Greese and Malta. London. 1837. II. pag. 97.

gebildet haben, die ſie den Stammgenoſſen nur mit Mühe verſtändlich macht, — ſo hat ſich doch der ſtreng moraliſche Charakter der Voreltern auch bei ihnen erhalten, allen böſen Beiſpielen vom Gegentheile, die man ihnen zur Schau ſtellt, gleichſam zum Trotze. Daher geſchieht es auch, daß die Bulgaren von Krankheiten überhaupt wenig, ſelbſt von epidemiſchen Uebeln weniger heimgeſucht werden, als ihre Nachbarvölker, namentlich die fataliſtiſchen Türken. Hr. Charles Robert*), der längere Zeit unter ihnen verweilte, beſchreibt ihre Sitten und Gebräuche nicht blos auf eine die Theilnahme erregende Weiſe, ſondern auch ſo naturgetreu, daß ſeine Darſtellung der Beachtung beſonders empfohlen werden darf. Er ſieht in der Vereinigung der Bulgaren und der Griechen das wahre Heil des Orients. Die letzteren ſuchen ſeit den älteſten Zeiten Städte zu bauen, das Meer zu beherrſchen und Colonien zu gründen; der Bulgare erwartet den Segen von dem Boden, den er mit unermüdlicher Beharrlichkeit bearbeitet. Doch ſind die Bulgaren auch bereits bis an das Meer vorgedrungen, im Norden nämlich bis Burgas, im Süden bis an den griechiſchen Archipel. — Mit Hrn. Robert vindicire ich dem Bulgaren unbedenklich die Superiorität in der Geduld und in der Arbeit unter den Bewohnern des europäiſchen Orients; an Ehrenhaftigkeit fand ich eben ſo kein Volk, welches ſie übertreffen könnte.

In den häuslichen Frieden der Bulgaren fällt nun ein greller feindlicher Mißton von einer Seite her, die dergleichen am wenigſten erwarten laſſen ſollte. Es ſind die griechiſchen Geiſtlichen, welche das gutmüthige Volk auf eine unverantwortliche Weiſe tyranniſiren. Selbſt auf einer niedrigen Culturſtufe ſtehend, ſind ſie bemüht, die des Volkes möglichſt hinabzudrücken, damit dieſem ihre eigene Unfähigkeit weniger klar werde. So weit gehen ſie hierin, daß ſie ſelbſt den Druck religiöſer Schriften in bulgariſcher Sprache zu hintertreiben ſuchen, um dem Neugriechiſchen mehr und mehr Eingang zu erzwingen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der Anſtoß hierzu vom griechiſchen Patriarchate im Fanar zu Conſtantinopel ausgeht; auch kann es nicht ſchwer fallen, das politiſche Gewicht einer ſolchen Maßregel hindurch zu fühlen. Um die Zeit meiner

*) Die Slaven der Türkei. A. d. Franz. Stuttgart, 1851. 2. Abth. S. 242—47.

Anweſenheit daſelbſt hatte der Metropolit von Ternova eine Sammlung von bulgariſchen Manuſcripten verbrennen laſſen, welche ſchätzbare Beiträge zur Geſchichte des Volkes vom 7. bis zum 16. Jahrhundert enthielten. Dieſer Barbar heißt Neofit. Er wagte es ſogar, Männer, bei denen bulgariſche Bücher gefunden wurden, mit Geld- und Kerkerſtrafen zu belegen. Höchſtens duldet er aus dem Neugriechiſchen zu Conſtantinopel überſetzte Bücher. Da er aber zugleich die niederen Geiſtlichen förmlich zu Frohndienſten verwendet, ſo wurde er endlich zur Verantwortung nach Conſtantinopel gerufen, wo ihm dieſe nicht ſchwer gefallen ſein dürfte. Man wird dieſe Gräuel erklärlich finden, wenn man weiß, daß die geiſtlichen Aemter meiſt erkauft werden müſſen. Daher werden auch ſelbſt von Armen die Gebühren für kirchliche Acte mit unerbittlicher Strenge eingetrieben und mancher Ehebund iſt auf dieſe Weiſe ſchon hintertrieben worden.

Aller Hinderniſſe ungeachtet, mit welchen die Bulgaren umgeben ſind, ſchützt ſie ihr reger Fleiß vor Mangel; auch ſteigert ſich ihre Kopfzahl fortwährend, indem die der Türken abnimmt. Mir iſt nirgends ein bulgariſcher Bettler aufgeſtoßen. Ich ſah die Landleute ſtets paſſend bekleidet, auch fehlte es nicht an reinlichen Teppichen und Matten. Ganz ſo fand es früher auch Hr. Urquhart*). Nach Allem, was mir und anderen Reiſenden von ihnen zu erfahren vergönnt war, bilden die Bulgaren den Kern der Bevölkerung der europäiſchen Türkei, aus welchem unter einer humanen, das wahre Wohl des Volkes energiſch fördernden Regierung der Baum emporſteigen kann, in deſſen Schatten das herrliche Land ſich zu der Bedeutung wieder emporſchwingen würde, die man ihm im Alterthume mit Recht zuerkannte. Freilich muß dieſes Volk erſt erzogen, es müſſen vor allen Dingen Schulen angelegt und dieſe mit wohlunterrichteten Lehrern ausgeſtattet werden, die nicht den Maßregeln fanatiſcher Prieſter unterliegen, welche, faſt ſo lange, als das Chriſtenthum im Orient zur Geltung gekommen war, durch Hader und Zwiſt unter ſich, wie Unduldſamkeit gegen Andere, mehr an dem Ruin ihres Volkes gearbeitet haben, als irgend ein anderer Stand. Sodann würde man durch fortgeſetzte Waffenübungen den ehemaligen kriegeriſchen Sinn wieder zu wecken ſuchen müſſen, der

*) A. a. O. S. 142.

ist durch Despotie in tiefen Schlummer gesunken ist. Hätten die Bulgaren es im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gewagt, den kühnen Paswan-Oglu kräftig zu unterstützen, so hätten sie vielleicht damals schon ihre Freiheit erringen können. Denn die Pforte, welche sich von dem nachtheiligem Kriege mit Oesterreich und Rußland noch nicht erholt hatte, wurde unerwartet von Frankreich in Egypten angegriffen, so daß in Europa wenig Truppen zur Disposition blieben. Der günstige Augenblick wurde versäumt. Ohne Muth und Tapferkeit kann aber keine Selbstständigkeit bestehen.

Hr. Rigler*) behauptet, daß die Türken Europa's von den Slaven körperlich nicht zu unterscheiden seien. Ein Schädelstudium sei daher unfruchtbar. Man könne die Türken nur an ihren Sitten, im Benehmen ꝛc. erkennen. — Richtig ist es wohl, daß sich die Osmanen in Asien reiner erhalten haben, diese auch den europäischen Türken etwas fremd gegenüber stehen. Eben so muß man erkennen, daß die letzteren durch die große Leichtigkeit, mit welcher sie Frauen der verschiedensten Nationen aufnehmen konnten, zu einem Mischlings-Volke geworden sind, welches von den ursprünglich aus Asien herübergebrachten Eigenthümlichkeiten die meisten eingebüßt haben mag. Und in der That findet man unter den Türken Constantinopels große Verschiedenheiten der Physiognomie und der Schädelbildung. Anders verhält es sich jedoch mit den Bulgaren, namentlich den Landleuten. Einem aufmerksamen Beobachter kann es nicht schwer werden, sie von den Türken, ebenso von den Griechen zu unterscheiden. Den letzteren übertrifft der Bulgare meistens etwas an Körperlänge, sowie an kräftigerem Gliederbaue; auch entwickelt er eine kaum zu ermüdende Arbeitskraft. Die etwas enger gespaltenen Augenlider lassen die Augen kleiner erscheinen, denen auch das Feuer der Griechen fehlt; dagegen erfreut der Blick durch seine Festigkeit und durch den Ausdruck einer vertrauenerregenden Gutmüthigkeit. Je mehr man die letztere im Oriente vermißt, je willkommener ist sie hier. — Das reiche schwarze Haar scheeren die Männer nach alter tartarischer Sitte, so, daß nur eine Locke übrig bleibt; die im Süden des Balkans den Griechen nahe Wohnenden haben diesen Gebrauch der Väter zum Theil schon aufgegeben. Die Frauen flechten das Haar zu langen Zöpfen. Hr. Ro-

*) A. a. O. I. S. 175.

bert ſah, daß das aufgelöſte Haar junger Frauen über die Wieſen hinſtreifte und im eigentlichen Sinne des Wortes den Körper umhüllen konnte. Unter ihnen habe ich manche edlere, hohe, weibliche Geſtalt mit regelmäßigen Geſichtszügen ausgeſtattet, wahrgenommen, der nichts mangelte, als das geiſtige Leben, welches nur durch eine ſorgfältige humane Cultur erlangt werden kann, um zu einer mehr als gewöhnlich anziehenden Erſcheinung zu werden. An Schönheit ſtehen ſie überhaupt von den Griechinnen nicht fern. — Noch weiter geht die Gräfin Dora d'Iſtria*), wenn ſie verſichert, daß die bulgariſchen Mädchen, ſo lange ſie noch nicht verheirathet ſind, oder ſchwere Arbeiten die Reinheit ihrer idealen Formen zerſtört haben, den von Fra Giovanni da Fieſole aufgeſtellten engelartigen Typen ähnlich ſehen.

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit dem regen Wunſche, daß die Bulgaren in einer nicht zu fern liegenden Zeit einer Regierung theilhaftig werden möchten, deren Trachten nicht allein darauf hingerichtet iſt, ſie auszubeuten, ſondern die auch der Pflicht nachkommt, die Regierten auf geſetzlichem Wege zu wohlverſtandener Freiheit und auf eine höhere Culturſtufe zu erheben. Die nachhaltige Widerſtandskraft und Zähigkeit des Charakters, welche allen Slaven-Stämmen eigen iſt, hat ſie bisher vor dem Verſinken bewahrt; dieſelben Eigenſchaften werden, richtig geleitet, auch die Hinderniſſe zu überwinden wiſſen, welche ſich ihrer Erhebung entgegen ſtellen könnten. Niemals hat ſich einem intelligenten und thatkräftigen Herrſcher ein bildſamerer und ſittlich mehr geeigneter Stoff dargeboten, um aus ihm ein Volk heranzubilden, welches mit erneuter Jugendkraft das gemißhandelte herrliche Land auf eine glänzende Höhe zu erheben vermöchte, von wo aus es auf manche altersſchwach gewordene europäiſche Regierungen erfriſchend wirken könnte.

*) Les femmes en Orient. T. I. Zurich, 1860. pag 138.

jetzt durch Despotie in tiefen Schlummer gesunken ist. Hätten die Bulgaren es im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gewagt, den kühnen Paswan-Oglu kräftig zu unterstützen, so hätten sie vielleicht damals schon ihre Freiheit erringen können. Denn die Pforte, welche sich von dem nachtheiligem Kriege mit Oesterreich und Rußland noch nicht erholt hatte, wurde unerwartet von Frankreich in Egypten angegriffen, so daß in Europa wenig Truppen zur Disposition blieben. Der günstige Augenblick wurde versäumt. Ohne Muth und Tapferkeit kann aber keine Selbstständigkeit bestehen.

Hr. Rigler*) behauptet, daß die Türken Europa's von den Slaven körperlich nicht zu unterscheiden seien. Ein Schädelstudium sei daher unfruchtbar. Man könne die Türken nur an ihren Sitten, im Benehmen ꝛc. erkennen. — Richtig ist es wohl, daß sich die Osmanen in Asien reiner erhalten haben, diese auch den europäischen Türken etwas fremd gegenüber stehen. Eben so muß man erkennen, daß die letzteren durch die große Leichtigkeit, mit welcher sie Frauen der verschiedensten Nationen aufnehmen konnten, zu einem Mischlings-Volke geworden sind, welches von den ursprünglich aus Asien herübergebrachten Eigenthümlichkeiten die meisten eingebüßt haben mag. Und in der That findet man unter den Türken Constantinopels große Verschiedenheiten der Physiognomie und der Schädelbildung. Anders verhält es sich jedoch mit den Bulgaren, namentlich den Landleuten. Einem aufmerksamen Beobachter kann es nicht schwer werden, sie von den Türken, ebenso von den Griechen zu unterscheiden. Den letzteren übertrifft der Bulgare meistens etwas an Körperlänge, sowie an kräftigerem Gliederbaue; auch entwickelt er eine kaum zu ermüdende Arbeitskraft. Die etwas enger gespaltenen Augenlider lassen die Augen kleiner erscheinen, denen auch das Feuer der Griechen fehlt; dagegen erfreut der Blick durch seine Festigkeit und durch den Ausdruck einer vertrauenerregenden Gutmüthigkeit. Je mehr man die letztere im Oriente vermißt, je willkommener ist sie hier. — Das reiche schwarze Haar scheeren die Männer nach alter tartarischer Sitte, so, daß nur eine Locke übrig bleibt; die im Süden des Balkans den Griechen nahe Wohnenden haben diesen Gebrauch der Väter zum Theil schon aufgegeben. Die Frauen flechten das Haar zu langen Zöpfen. Hr. Ro-

*) A. a. O. I. S. 175.

mit festen Ansiedelungen vertauscht haben. Abgaben sind gering und aus sämmtlichen Tartarenstämmen zieht die russische Regierung im Frieden nur 150 Recruten zur Unterhaltung einer Escadron Garde-Reiter in St. Petersburg. Dem Schulunterrichte sind sie bis jetzt sehr abhold gewesen. Fürst Woronzoff hatte in Baktschi-Serai ein tartarisches Schullehrer-Seminar anlegen lassen, jedoch mit sehr geringem Erfolge. Man würde sie zur Schule zwingen müssen. Ebenso wie der Schule, sind sie auch jeder Neuerung entgegen.

Die Kleidung der Männer besteht in einer Jacke mit langen Aermeln und einer kurzen Hose, entweder aus Kameelhaartuch oder Seide mit lebhaften Farben, gelbledernen Strümpfen und schwarzen oder rothen Leder-Schuhen.

Die Mädchen sind vom 10. Jahre an mit einem weißen Tuche verschleiert, welches nur das rechte Auge freiläßt. Sie tragen das Haar in langen Flechten; junge Weiber und Mädchen färben sie roth, alte zeigen sie dunkelbraun oder schwarz; dasselbe geschieht mit den Nägeln.

Vom 14. Jahre ab strebt man das junge Mädchen zu verheirathen oder — zu verhandeln. Sie darf das Gesicht von da ab nur Weibern, etwa Tanten und Basen, später dem Gatten, zeigen. Sie tragen oft rothe Käppchen, mit Tressen besetzt, auf dem Kopfe.

Die Frauen tragen ärmellose Jacken und weitfaltige Beinkleider mit tressenbesetztem Gürtel. Sie zeichnen sich durch große, schwarze Augen und kleine Füße vortheilhaft aus. Letztere stecken in gelbledernen Strümpfen.

Amulets werden von Allen am Halse getragen. Tabak wird von Männern, Frauen und Kindern, sobald diese ihn ertragen können, fast ununterbrochen geraucht.

Ihr Vieh behandeln die Tartaren milde; sie schlagen es nicht, strengen es auch nicht übermäßig an. Ich begegnete langen Zügen von Wagen, die durch Ochsen gezogen wurden. Ihre tartarischen Begleiter schritten mit unverwüstlicher Ruhe nebenher, ohne die langsamen Thiere auf irgend eine Weise anzutreiben; schon das abscheuliche Knarren der Räder auf Axen, die niemals geschmiert werden, würde mich haben zur Verzweiflung bringen können. —

XX.

Zur Charakteristik der Tartaren. — Körperliche Eigenschaften. — Fortgesetztes Hirtenleben. — Widerwille gegen Schulunterricht und jede Neuerung. — Frauen. — Kleidung. — Wohnungen. — Handelsbetrieb. — Moralisches Leben. — Hunde. — Karaitische Juden.

Da die Tartaren gegenwärtig nicht blos in der Dobrudscha zahlreich sind, sondern auch den größeren Theil der Bevölkerung der Krim und eines Theiles der Ufer des schwarzen Meeres hergeben, so wird eine etwas nähere Betrachtung ihrer Eigenthümlichkeiten hier erforderlich.

Die Tartaren bilden in der Gegenwart einen Menschenstamm, in welchem häßliche Körperformen die seltenere Ausnahme machen. Sie sind meistens hoch und schlank gewachsen. In ihrer Haltung zeigt sich eine Art von Selbstbewußtsein, die auf Ueberschätzung ihrer eigenen Person hindeutet. Ein großes, schwarzes Auge, eine lange, schwach gebogene Nase, starker Bart an der Oberlippe, glattes Kinn, bilden eine vortheilhafte äußere Erscheinung. Aber der Tartar ist unreinlich und unordentlich. Ein tartarisches Dorf läßt sich von ferne her durch den Geruch erkennen. Die Fortschaffung von Thierleichen, die auf der Straße herumliegen, wird den Hunden und Raubthieren überlassen.

Die Trägheit der Tartaren ist in Rußland sprüchwörtlich. Sie sind unsäglich faul. Der arme Tartar arbeitet nie für Tagelohn. Leibeigenschaft existirt bei den russischen Tartaren nicht. Außer den vorgeschriebenen Gebeten in der Moschee besorgen sie nur den Viehstand. Bodencultur liegt ihnen sehr fern. Die Steppe gewährt Viehfutter ohne sie. Getreide, Reis, Tabak und Kleider kaufen sie wohlfeil. Sie sind also von der Urzeit her ein Hirtenvolk geblieben, obgleich sie doch längst schon die herumziehende Lebensweise

mit festen Ansiedelungen vertauscht haben. Abgaben sind gering und aus sämmtlichen Tartarenstämmen zieht die russische Regierung im Frieden nur 150 Recruten zur Unterhaltung einer Escadron Garde-Reiter in St. Petersburg. Dem Schulunterrichte sind sie bis jetzt sehr abhold gewesen. Fürst Woronzoff hatte in Baktschi-Serai ein tartarisches Schullehrer-Seminar anlegen lassen, jedoch mit sehr geringem Erfolge. Man würde sie zur Schule zwingen müssen. Ebenso wie der Schule, sind sie auch jeder Neuerung entgegen.

Die Kleidung der Männer besteht in einer Jacke mit langen Aermeln und einer kurzen Hose, entweder aus Kameelhaartuch oder Seide mit lebhaften Farben, gelbledernen Strümpfen und schwarzen oder rothen Leder-Schuhen.

Die Mädchen sind vom 10. Jahre an mit einem weißen Tuche verschleiert, welches nur das rechte Auge freiläßt. Sie tragen das Haar in langen Flechten; junge Weiber und Mädchen färben sie roth, alte zeigen sie dunkelbraun oder schwarz; dasselbe geschieht mit den Nägeln.

Vom 14. Jahre ab strebt man das junge Mädchen zu verheirathen oder — zu verhandeln. Sie darf das Gesicht von da ab nur Weibern, etwa Tanten und Basen, später dem Gatten, zeigen. Sie tragen oft rothe Käppchen, mit Tressen besetzt, auf dem Kopfe.

Die Frauen tragen ärmellose Jacken und weitfaltige Beinkleider mit tressenbesetztem Gürtel. Sie zeichnen sich durch große, schwarze Augen und kleine Füße vortheilhaft aus. Letztere stecken in gelbledernen Strümpfen.

Amulets werden von Allen am Halse getragen. Tabak wird von Männern, Frauen und Kindern, sobald diese ihn ertragen können, fast ununterbrochen geraucht.

Ihr Vieh behandeln die Tartaren milde; sie schlagen es nicht, strengen es auch nicht übermäßig an. Ich begegnete langen Zügen von Wagen, die durch Ochsen gezogen wurden. Ihre tartarischen Begleiter schritten mit unverwüstlicher Ruhe nebenher, ohne die langsamen Thiere auf irgend eine Weise anzutreiben; schon das abscheuliche Knarren der Räder auf Axen, die niemals geschmiert werden, würde mich haben zur Verzweiflung bringen können. —

Ihre Kinder füttern ſie mit Waſſermelonen und kaltem Hammelfleiſch auf, ſobald ſie zu kauen im Stande ſind.

Ihre Häuſer legen ſie gern am Abhange von Höhenzügen ſo an, daß die hintere Wand vom Berge ſelbſt gebildet wird und man alſo nur drei Wände zu bauen braucht. Das flache Dach verſtehen ſie für den Regen undurchdringlich zu machen. Auf ihm verſammelt ſich die Familie und dort werden die Früchte getrocknet.

Die meiſten Tartaren leben vom Handel mit Vieh und Häuten. Ihre Schaafspelze ſind ſelbſt in Deutſchland unter dem Namen der Baranken allgemein bekannt. Dieſe werden von neugebornen oder ungebornen Schaafen entnommen.

Im Handel ſchlägt der Tartar nie vor, ſondern bleibt, wie der Türke, bei ſeinem Preiſe.

Die Tartaren leben unter einander ſehr friedlich und verträglich. Von Streit, Zank, Trunkſucht, Ehebruch hört man unter ihnen niemals; auch betrügen ſie nicht. Abgaben bezahlen ſie pünktlich. Gaſtfrei ſind ſie nur gegen Glaubensgenoſſen. Mit Schifffahrt befaſſen ſie ſich nicht. — Sie beherrſchten ehedem Südrußland und die Krim. In letzterer ſind ſie noch heute der überwiegend vertretene Stamm.

Die Tartaren der Krim gingen 1855 nach Landung der Alliirten ſogleich, wo ſie es mit Sicherheit thun durften, zu dieſen über. Die Ruſſen wollen dies aus einer unter den Tartaren allgemein verbreiteten Anſicht erklären, nach welcher der letzte Khan der Krim ſein Land nur für die Zeit von 50 Jahren den Ruſſen abgetreten habe. Nun iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß es der ruſſiſchen Regierung innerhalb 50 Jahren hätte leicht werden können, eine ſolche Idee durch wohlwollendes und mildes Verfahren allmählig zu tilgen. Liegt es denn nicht viel näher, anzunehmen, daß die mohammedaniſchen Tartaren die erſte große Gelegenheit mit Freuden ergriffen, die Regierung des Beherrſchers der Gläubigen wo möglich ſtatt der des Czars einzutauſchen? Jener hatte ihnen doch ihren Khan, mit dieſem auch wenigſtens einen Schein eigener Herrſchaft belaſſen; das Maaß der Autokratie des letzteren haben ſie gewiß ebenſo, als alle anderen unter dieſelbe gebeugten fremden Völkerſtämme empfunden und beurtheilen gelernt.

Die tartariſchen Hunde bilden eine nicht zu unterſchätzende Macht. Sie ſind ſo groß wie ein ausgewachſener Neufoundländ-

der, zeigen ein ſchmutzig grau oder röthliches, langes, zottiges Haar, ſpitzige Schnauze, kleine Augen, ſcharfes Gebiß, verbunden mit einem kräftigen Baue. — In jedem tartariſchen Dorfe ſind ſie häufig, beſonders nach Untergang der Sonne, denn am Tage jagen ſie in der Steppe nach Kaninchen und Haſen. — Der Wohnung ihres Herrn ſind ſie treu, nicht aber ihm ſelbſt (alſo wie in der Türkei). Stets mürriſch, können dieſe Hunde dem Reiſenden ebenſo gefährlich als dem Wolfe werden.

Die Karaimen oder karaitiſchen Juden ſind zwar im Drange der Umſtände äußerlich Mohammedaner geworden, halten ſich aber von allen anderen Stämmen abgeſondert, und laſſen deshalb auf den erſten Blick ihre nationale Abſtammung in einer ihnen vortheilhaften Weiſe erkennen. Sie ſind in der Krim häufig. Durch Kleidung, Sitte und Gebräuche unterſcheiden ſie ſich wenig von den Tartaren, mehr aber durch Luſt am ausgebreiteten Handel mit den verſchiedenſten Gegenſtänden.

Die zähe Ausdauer der Tartaren bei ihrem Hirtenleben, ſowie ihr angeborner Widerwille gegen jede Veredelung durch geiſtige Cultur, laſſen nicht annehmen, daß ſie berufen ſein könnten, dereinſt wieder eine hervorragende Rolle unter den Völkern zu ſpielen. Wo dies in früher Zeit geſchah, als ſie zuerſt von den Hochebenen Aſiens herabſtiegen, verdankten ſie die Erfolge ſtets nur der erdrückenden Gewalt ihrer unzählbaren Schwärme, die gleich Heuſchrecken vor ſich her, gleichſam durch das Gewicht der Maſſe, alles Lebende verzehrten, zerſtörten, oder ſich dienſtbar machten. Der einzige Weg zu ihrer Erhebung würde durch die Schule gehen müſſen, zu der ſie durch Gewaltmaßregeln heran zu treiben wären. An dergleichen iſt im Orient nicht wohl zu denken, ſo lange es dort zahlreiche Stämme gibt, die für den Unterricht im hohen Grade dankbar ſein würden, wenn man ihnen denſelben ſchaffen wollte. Hinter dieſen werden die Tartaren von Rechtswegen zurückſtehen müſſen, obgleich ſich ihre Sprache in mehreren Gegenden Kleinaſiens eine hervorragende Geltung erworben hat.

XXI.

Politiſche Schluß-Betrachtungen.

Einen Rückblick auf die durchwanderten reichen Gebiete werfend, vermag ich ſie nicht zu verlaſſen, ohne einige ſummariſche Folgerungen aus dem dort Erlebten und dem Mitgetheilten zu ziehen.

Kein ruhig beobachtender Wanderer dürfte das Oſtland Europa's oder das Weſtland Aſien's betreten können, ohne von dem tiefſten Mitleid durchdrungen, — ohne endlich von brennendem Unmuth erfaßt zu werden, wenn er viele Strecken des fruchtbarſten Bodens in menſchenleere Einöden verwandelt, wenn er Städte, deren Glanz und Reichthum ehedem hoch geprieſen wurde, gegenwärtig zu elenden Dörfern herabgeſunken vor ſich ſieht. Den höchſten Grad muß aber das Mißvergnügen erreichen, wenn ein näheres Eingehen in dieſe Zuſtände keinen Zweifel darüber läßt, daß ſeit vier Jahrhunderten von einem blos zehrenden, niemals befruchtenden Volke ſo ganz und gar nichts geſchehen iſt, um den von ihm veranlaßten Ruin des Landes allmählig durch humane, für Alle gleich wohlthätige Geſetze wieder auszugleichen, oder — mit andern Worten — das Land und ſeine Bewohner der Stufe der Cultur und des Wohlſtandes wieder zuzuführen, für welche eine mit verſchwenderiſcher Hand ſpendende Natur ſie urſprünglich beſtimmt hatte. Man hat oft wiederholt, daß die Türken ſich in den von ihnen eroberten Ländern nicht heimiſch fühlen, weil ſie keine Landſtraßen bauen. Viel mehr noch würde ſich dies aus dem Umſtande folgern laſſen, daß ſie nichts thun, um dem entvölkerten Boden die vertriebenen oder ausgerotteten Bewohner wieder zu ſchaffen. Man würde dem Lande ſchon Glück wünſchen müſſen, wenn die Kopfzahl ſeiner Einwohner nicht immer noch tiefer ſänke*).

*) Vergl. v. Reden, a. a. O. S. 88, 89.

Ich wurde einſt von einem Staats-Oekonomen befragt, ob ſich das menſchenleere Weſtaſien nicht eignen dürfte, deutſche Colonien dort anzuſiedeln? Meine Antwort war: daß ſich kein Land der Welt mehr zur Förderung deutſcher Anſiedelungen eignen würde als Weſtaſien, nördlich von Smyrna beginnend, über das ehemalige trojaniſche Gebiet, längs der Dardanellen, des Marmara-Meeres und des Bosporus bis zum ſchwarzen Meere, — ſobald man dahin gelangt ſein werde, den Arbeitern geſetzlichen Schutz und Sicherheit gewähren zu können. Bis zu dieſer vielleicht noch ſehr fern liegenden Zeit möge man indeſſen brave und arbeitſame Landsleute nicht dem Verderben ausſetzen. — Hr. Fallmerayer*) gelangt für die europäiſche Türkei zu einem ähnlichen Reſultate. Er ließ ſich, Anfangs Februar auf dem Kaſtellhügel zu Lariſſa ſitzend, zu dem Gedanken hindrängen, daß, wenn bei überzähliger und unzufriedener Bevölkerung irdiſches Gedeihen allein die Wahl neuer Sitze beſtimmen ſoll, für die „Temperatur des deutſchen Blutes“ ohne Zweifel Theſſalien der geeignetſte Himmelsſtrich wäre. Der wiederholte Anblick des prachtvollen Teppichs der peneiſchen Ebene, auf der nach vierzehntägigem Winter wieder „die Myrte in friſchem Saft trieb,“ gab ihm die Veranlaſſung dazu. Doch er ſelbſt ſagt ſich: „das Erbe iſt ſchon vergeben. Byzantiniſch angebaute Fluren gewinnt der Abendländer heute nicht mehr auf friedlichem Wege; der Gewalt aber und dem klugen Gedanken haben die deutſchen Stämme auf immer (?) entſagt.“ Zum Ueberfluſſe fügt er noch Beweiſe für die zu Lariſſa damals betriebenen türkiſchen Unterſchleife und den Raub an öffentlichem Gut hinzu, wohl um die ehrlichen Deutſchen von dem Gedanken an Ueberſiedelung dorthin um ſo ſicherer zurückzuſchrecken. Selbſt ein Türke ſagte ihm nämlich: „das Devlet alieh (die hohe Pforte) muß in dieſer Weiſe elend zu Grunde gehen.“ — Der Türke, der dies 1843 ausſprach, hat bis 1861 hin vollkommen Recht behalten, denn die Finanznoth der türkiſchen Regierung iſt heute dringender als je; ſie darf als ein Hauptmotiv der in faſt allen Regionen des Volkes herrſchenden Unzufriedenheit angeſehen werden. Die kurz vor ihrem Ausbruche entdeckte und unterdrückte

*) A. a. O. S. 326.

Revolution vom September 1859 fand einen wesentlichen Stützpunkt darin, daß der Armee seit vier Monaten kein Sold gezahlt worden war. Sie hatte ihre Verzweigungen unter hohen Offizieren und geistlichen Würdenträgern, die es schließlich darauf abgesehen hatten, alle Neuerungen abzuschaffen und das alte orthodoxe Türkenthum wieder zur Geltung zu bringen. Die Ausführung des klug angelegten Planes würde Mord und Verderben über den Sultan, die Anhänger des Hatti-Hümayun, endlich auch über die Christen gebracht haben, obgleich die Führer des Aufruhrs wirklich die Absicht gehabt haben mögen, die fremden Gesandtschaften und die Christen überhaupt zu schonen. Es soll außerdem unter dem Namen der „byzantinischen Union" ein durch alle Provinzen verbreiteter Bund organisirt sein, welcher den Umsturz der bestehenden Regierungsform, unter Beibehaltung des Sultans, beabsichtigt. Somit liegt der gähnende Abgrund, an welchem die Regierung des wohlmeinenden und milden Sultans Abdul Medschid angelangt ist, jetzt vor Aller Augen blos. Die ganze Energie eines Mohammed II. oder Suleiman d. G. würde jetzt erforderlich sein, um die vertagte Umwälzung vollständig abzuwenden. Die europäischen Mächte, welche mit der Türkei den Frieden von Paris unterzeichnet haben, richteten in Folge jenes Ereignisses an die letztere im October 1859 ein Memorandum, durch welches mehr Energie in der Durchführung der neuen Einrichtungen, sowie eine bessere Finanz-Wirthschaft anempfohlen wird. Leider konnten dem guten Rathe die energischen Geister nicht hinzugefügt werden, welche hierbei unentbehrlich sein würden. Jedenfalls ist ein so unsicherer Zustand nicht geeignet, fremde christliche Colonisten herbei zu locken. Aber die Regierung hat in der neueren Zeit die Hülfe westeuropäischer Bildung und christlicher Talente so häufig in Anspruch genommen und benutzt, daß sie selbst dadurch den Beweis lieferte, es könne ohne solche Unterstützung fortan nicht mehr regiert werden, wenn nicht die alte Barbarei wieder zur Herrschaft gelangen soll. Fühlt man sich hierzu nicht kräftig genug, so muß man die bis jetzt blos auf dem Papiere stehenden neuen Gesetze aufgeben, und die beturbanten Türken abermals an die Spitze stellen, wie es die Partei des Rückschritts dort verlangt. Was die christlichen Großmächte in solchem traurigen Falle thun würden, läßt sich, Angesichts der bei ihnen stets herrschenden gegenseitigen Rivalität, nicht vorher-

stehen. Inzwischen würde dann den christlichen Bewohnern der Türkei Zeit genug gelassen werden, die Initiative zu ergreifen, wenn sie ihren dann gewiß erhöhten Drangsalen selbstständig abhelfen wollten, wie sie dazu durch ihr bedeutendes numerisches Uebergewicht allein schon befähigt sein würden. Es möchte ein unweiser Gedanke sein, unter solchen Umständen unthätig uneigennützige Hülfe von außen her, etwa um der christlichen Liebe willen, zu erwarten; schon die griechischen Kaiser haben erfahren, was hiermit gewonnen werden kann. Frankreich hat durch den Krim-Krieg seine gigantische Schuldenlast um 1700 Millionen Fr. vermehrt, dahingegen der jüngste italienische Krieg nur 300 Millionen gekostet haben soll. Würde man hoffen dürfen, daß Frankreich, blos der Glorie wegen, sein Schwert abermals in die Waagschale der Geschicke des Orients geworfen zu haben, zu einem ähnlichen Opfer entschlossen sein würde? Bei allen den Antipathieen, welche die jetzige maaßgebende Gewalt Frankreichs gegen die Türken in den letzten Jahren kund gegeben hat, läßt sich dies dennoch gewiß nicht erwarten. Indem nun während des Sommers 1860 thatsächlich bereits eine Invasion Syriens vor sich gegangen ist, so kann es sich hierbei schwerlich mehr um die ideale Machtstellung Frankreichs, sondern vielmehr nur um die schickliche Einleitung zu dem dereinstigen materiellen Besitz Syriens handeln. Eine zweite Expedition nach diesem Lande der Verheißung dürfte nicht blos in Frankreich populär, sondern zugleich die solideste Initiative für die Unterwerfung des ganzen Küstenstrichs von Nordafrika sein. Der kühne Gedanke, das Mittelmeer zu einem französischen Binnensee zu machen, ist oft genug schon ernsthaft ausgesprochen worden. Dies ist die Gefahr, welche der Türkei von Süden her droht. — Ungleich wichtiger noch erscheint die vom Norden her zu fürchtende Invasion. Die zu ihrer Ausführung in Bessarabien bereits angehäuften Truppen sind des zur geeigneten Zeit etwa erfolgenden Winkes gewärtig. Ist doch die gefahrdrohende Aufhebung der Leibeigenschaft bis jetzt glücklich gelungen.

Am meisten berufen, die orientalischen Angelegenheiten definitiv zu reguliren, würde Deutschland sein. Aber die bejammernswerthe Zersplitterung seiner Macht hat sich noch während des jüngsten italienischen Krieges so grell und nachtheilig herausgestellt, daß der christliche Orient — mit Ausnahme einiger barmherzigen Schwestern für Syrien — vorläufig nichts von ihm zu erwarten hat.

Man hat ja in Würzburg, Bamberg, Cassel u. s. w. mit der Wahrung dynastischer Interessen vollauf zu thun.

Hr. v. Reden*) vermuthet, daß die Serben durch ihre geistigen Anlagen, ihre Lebhaftigkeit und ihre kriegerischen Tugenden der Aufklärung im Oriente dereinst zur Brücke dienen werden. Das der Regierung des Stammes Miloſch überantwortete Fürstenthum Serbien zählt etwa eine Million Einwohner, die dem griechischen Cultus zugethan sind. In Oesterreich leben zerstreut unter dem Namen der Slavonier, Morlaken, Istrier, Dalmaten, Ragusaner, nach 1,600,000 Serben, die jedoch für den oben als möglich vorausgesetzten Fall wohl nicht mitzählen würden. Dagegen findet sich noch in Bosnien, Bulgarien und Albanien, also auf türkischem Gebiete, eine halbe Million Serben, die mit jenen des Fürstenthum's zusammen also 1 ½ Millionen ergeben würden. Sie möchten allerdings im Stande sein, den unkriegerischen, aber kräftigen und zahlreichen Bulgaren als Gährungsstoff zu dienen und sie mit sich fortzureißen. Diese vereinigten 8 Millionen Slaven könnten unter energischer Führung ihrem Willen einen kategorischen Ausdruck geben, der auf Byzanz einen mächtigen Einfluß ausüben müßte. — Die osmanischen Griechen würden unter solchen Verhältnissen wahrscheinlich genau so, wie sie es den Kreuzfahrern gegenüber thaten, aus den sich ergebenden Wechselfällen listig Vortheil zu ziehen suchen.

Die Griechen des hellenischen Königreichs haben sich 1854 durch eine kleine französische Besatzung Athen's abhalten lassen, ihren ursprünglichen Plan, zu Gunsten Rußland's eine Diversion gegen die Türkei zu machen, auszuführen. Würden sie unter später eintretenden analogen Umständen energischer und selbstständiger auftreten? Damals bot sich wenigstens eine günstige Gelegenheit dar, zu zeigen, daß noch ein kräftiger Rest althellenischen Blutes in den Adern der Neugriechen walle. Mit diesem würden sie die Köpfe ihrer Kinder eben so wenig gezählt haben, als ihre Vorfahren die der Perser. Ohne Zweifel stand dabei die Existenz auf dem Spiele. Aber welche traurige Existenz! Wie wenig war hier mit dieser verloren, wie unendlich viel konnte dagegen im glücklichen Falle gewonnen werden! Sollte es unmöglich gewesen sein, die Serben und Bulgaren für die Sache der Befreiung von türkischem Joche zu begeistern, und würde in solchem Falle sich Rußland nicht haben

*) A. a. O. S. 74.

beeilen müſſen, Waffen und kriegsgeübte Führer über die Donau zu ſenden, um das Unternehmen zu leiten und zu kräftigen? Doch die Hellenen haben es nicht verſtanden, den vielleicht nie wiederkehrenden Augenblick mit energiſcher Hand zu ergreifen. Sie haben ſich dadurch den Stempel der wohlverdienten Abhängigkeit von den Weſtmächten und von einer inſolenten engliſchen Diplomatie aufgedrückt. — Somit bleiben nur jene 8 Millionen Slaven übrig, von welchen ſich eine ſelbſtſtändige Einwirkung auf die dereinſtige Neugeſtaltung des ehemaligen oſtrömiſchen Kaiſerthum's erwarten läßt.

Inzwiſchen thront der humane, aber weichliche Sultan im Harem zu Byzanz über dem glimmenden Vulkan des alten barbariſchen Osmanenthum's, deſſen Exploſion jüngſt ſchon nahe herangerückt war. Von außen her wird dieſer Thron durch Nachbarn umgarnt, welche nur mittelſt gegenſeitigen Argwohns und Neides abgehalten werden, ſich die Hand zum Umſturze der ſchwachen Regierung von Stambul zu reichen. Und als der nordiſche Machtcoloß näher und näher an die Donau gerückt war, um der faſt ſchon verfallenen Beute ſicherer Herr zu werden, da waren es chriſtliche Weſtmächte, welche die Vertheidigung des bedrohten Osmanenthums unter unſäglichem Aufwande von Blut und von Gold übernahmen. Die franzöſiſche Regierung hat in der Folge genügend bewieſen, daß es ihr hierbei nur um die Befeſtigung des eigenen Thrones, ſowie um Kriegsruhm und einige Marſchallſtäbe für das Heer zu thun war. England allein entwickelte bei dieſer Gelegenheit die ernſte Abſicht, Rußland von der türkiſchen Grenze zurückzudrängen, und hatte hierzu vollwichtige Gründe.

Rußland begnügt ſich vorläufig damit, den Bulgaren und Griechen Kirchen-Geräthſchaften aller Art und Heiligenbilder als Geſchenke zuzuſenden, wozu in der letzten Zeit auch einige Glocken gekommen ſein ſollen. Die für die griechiſche Kirche ſeit dem Concil von Chalcedon mit ſo nachhaltigem Eifer und ſo großem Erfolge angeſtrebte geiſtige Verbindung aller ihrer Mitglieder iſt hierdurch neuerdings vorläufig gewährleiſtet. An dieſe wird dann bei der nächſten günſtigen Veranlaſſung die materielle Verbindung um ſo leichter angebahnt werden können. Daß aber im Orient die Augen aller griechiſchen Chriſten ſtets nach St. Petersburg hingewendet ſind, erfährt jeder dort Reiſende ſchon in wenigen Tagen. Erwägt man, welche ſouveräne Stellung im oſtrömiſchen Reiche die Kirche, von

ihrem Begründer Conſtantin an, faſt ununterbrochen eingenommen hat, ſo kann eine ſolche Thatſache auch keineswegs auffallen. Thront doch der summus episcopus zur Zeit in der nordiſchen Hauptſtadt.

Rußland hat ſeinerſeits ſchon in den früheſten Phaſen ſeiner Geſchichte das dringende Verlangen bewieſen, für die Erzeugniſſe ſeines gigantiſchen Länder-Complexes ſüd- und ſeewärts einen Weg in das mittelländiſche Meer zu erlangen, über welchen es zu gebieten vermöchte. Von 879—944 erſchienen ſie viermal am Bosporus, von wo ſie öfter durch Gold als durch Waffen zurückgetrieben wurden. Im Jahre 967 empfing ihr Herrſcher Swätoslaw aber von dem griechiſchen Kaiſer fünfzehn Centner Goldes, um die überläſtig gewordenen Bulgaren zu bekriegen und zu zähmen. Swätoslaw ſchlug die Bulgaren, ließ 20,000 derſelben pfählen, deren ganzes Unrecht darin beſtand, daß ſie ſich muthig vertheidigt hatten, erklärte dann aber in Byzanz, daß er in dem eroberten Lande zu verbleiben gedenke. Da zog der Kaiſer Johannes Tzimisces aus, beſiegte ihn, und trieb ihn über die Donau zurück. Für unſern Zweck erſcheint es indeſſen wichtiger, daß der moscowitiſche Czar Ivan III. eine Nichte des letzten Conſtantin geheirathet hatte und daß hieraus der Papſt Paul II. nach dem Sturze des Kaiſerthum's Gelegenheit nahm, dem ſchismatiſchen Czaren die Erbſchaft des erledigten griechiſchen Thrones zu übertragen. Dieſe Declaration geſchah feierlich, und ſeit jener Zeit nahm Rußland den griechiſchen Doppeladler in ſein Wappen auf. Seitdem ſcheint Rußland auch ſtets einen Conſtantin bereit zu halten, der zu rechter Zeit die Erbſchaft antreten könnte, ohne den Namen wechſeln zu dürfen. Päpſtlichen Ausſprüchen gehorſame Katholiken ſollten ſich hiernach über die Manöver Rußlands nicht entſetzen, die auf die Austreibung der Türken von dort berechnet ſind.

Abgeſehen von alten und neuen Geſchichten läßt jedoch ein einfacher Blick auf die Karte erkennen, daß, ſobald Rußland ſeine unerſchöpflichen Hülfsquellen eröffnet haben wird, es durch die Natur der Dinge dazu gedrängt werden muß, für Abfluß derſelben in das Meer nach Süden hin zu ſorgen. Der gegenwärtige humane Herrſcher im Norden trifft weiſe Vorbereitungen dazu durch den innern Ausbau und die dem heutigen Stande der Civiliſation Europa's entſprechende Befeſtigung des Staates. Mögen ſich dieſem Unternehmen auch große Schwierigkeiten entgegenſtellen, — früher oder

ſpäter müſſen ſie überwunden werden, und, ſobald der freie Bauer ſein eigenes Land verbeſſernd baut, würde Rußland in ſeinem Reichthum erſticken, wenn es keine ihm ſelbſt gehörige Abſatzwege benutzen dürfte. Alſo nicht bloß der ſehr verzeihliche Hang eines oder des andern Herrſchers, den feſten Wohnſitz aus dem eiſigen Norden in den von einer milderen Sonne beleuchteten Süden Europa's zu verlegen, — etwa den maleriſchen Landſitz des Kaiſer's Nicolaus an der Südſeite der Krim mit einem ſolchen am Bosporus zu vertauſchen, — ſondern in der That eine Art von Natur-Nothwendigkeit treibt Rußland gegen Byzanz hin. Fügt man dem noch hinzu, daß, nach vollſtändiger Aufhebung der Leibeigenſchaft und beendigtem Eiſenbahn-Bau nach dem ſchwarzen Meere hin, ein ruhmdurſtiger und kriegsluſtiger Kaiſer den Thron einnehme, — was ſollte ihn hindern, ſeine Legionen zum zweiten Male an die Oſtſeite des Bosporus marſchiren zu laſſen? Und wenn es Frankreich im gegenwärtigen Jahrzehnd ſchon zweimal erlaubt geweſen iſt, ſeine Heere auf Eroberung von Ruhm auszuſenden, — mit welchem Rechte will man es hiernach Rußland verargen, dem böſen Beiſpiele folgend, für ſeine Armee Aehnliches zu thun?

Es gibt nur ein Volk, welches im Stande wäre, dieſem dereinſtigen Ueberfluthen der Legionen Rußland's einen feſten Riegel vorzuſchieben. Wer wollte die ſiebenzig Millionen Deutſcher verhindern, am linken und rechten Ufer der Donau bis zum ſchwarzen Meer hinab zu marſchiren, um ſich hier für immer anzuſiedeln und ſo einen Damm zu bilden, an welchem ruſſiſche wie türkiſche Fluthen ſich gleichmäßig machtlos brechen würden, wenn — — — Deutſchland, oder auch nur die geſammte deutſche Heeresmacht, von einem einzigen energiſchen Willen geleitet würde. Aber das Volk der Denker und der Intelligenz ſpricht weiſe, geflügelte Worte über die unentbehrliche Einigung der deutſchen Stämme, läßt die Trennung aber thatenlos ad indefinitum beſtehen, bis von Weſten und von Oſten her zu den bereits abgeriſſenen Provinzen neuerdings losgelöſte hinzugefügt ſein werden.

„Gott verzeih mir das Wort, dem nicht die That
auf den Fuß folgt!
„Unfruchtbares Weib hab' ich der Kinder geziehn."
Al Buſſiri im Lobgedicht Al Borda.

Wir hatten zwar eine Zeit, in welcher der Philosoph von Sanssouci, ja noch sein Nachfolger im Jahre 1790, den gegen die Türken gewendeten Waffen Halt gebieten konnten; aber diese Zeit liegt hinter uns. Des zerrissenen Deutschland's Blicke sind gegenwärtig nur nach dem Westen hin gewendet, wo man einem vorherrschend energischen Charakter gestattet hat, sich einen maaßgebenden Einfluß auf Europa anzueignen. Um das, was im Osten geschieht, kümmern sich die heutigen Politiker Deutschland's wenig; sie ahnen nicht, daß die Geschicke ihres herrlichen Vaterlandes endgültig nur dort können entschieden werden. Vollkommen wahr, aber unbeachtet von Deutschland, schreibt Hr. Thiers: „Quand le colosse russe aura un pied aux Dardanelles, un autre sur le Sund, le vieux monde sera esclave, la liberté aura fui en Amerique: chimère aujourd'hui pour les esprits bornés! ces tristes prévisions seront un jour cruellement realisées, car l'Europe maladroitement divisée, comme les villes de la Grèce devant les rois de Macedoine, aura probablement le même sort."

Somit bleibt nur England übrig, welches, im vollen Bewußtsein der hohen Wichtigkeit des europäischen Orients, für seine Machtstellung gewiß Alles aufbieten wird, Rußland dort Hindernisse aller Art entgegen zu thürmen. Sir John M'Neill sagt: „Die Politik Rußland's ruht auf der Gewißheit, England seine indischen Besitzungen zu rauben;" — dasselbe behauptet Hr. Urquhart*): „den Eingang in's schwarze Meer verschließen, heißt nichts Anderes, als für Rußland einen Weg nach Indien zu öffnen." Und wenn Lord Palmerston alle Kräfte aufbietet, den Bau des Suez-Kanals zu hintertreiben, den das Interesse des ganzen übrigen Europa's dringend wünschen muß, so kann nur die Absicht England's angeschuldigt werden, keinen neuen, kürzeren Zugang nach Ostindien eröffnen zu lassen. Auch der Weheruf über die Gefangennehmung Schamyl's und über die massenhafte Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus, welcher durch alle englische Tagesblätter drang, fand seine Berechtigung in der Ueberzeugung, daß ein Felsendamm

*) A. a. O. S. 158.

mehr gegen Rußland's Ueberfluthen nach Indien mit jenem Ereigniß gebrochen sei.

Die Russen haben mit den Engländern das gemein, daß sie ihre Macht und Thätigkeit nach allen Seiten hin auszudehnen streben. England hat das rechte Maaß hierin (wenn es irgend ein solches gibt) bereits überschritten und läuft Gefahr, rückwärts gehen zu müssen. Das mit ihm wetteifernde Rußland versteht, der energischen Jugendkraft seines Länder-Colosses von Zeit zu Zeit mit weiser Mäßigung einen Zaum anzulegen, um sie vom Ueberstürzen zurückzuhalten. Aber es verliert sein Ziel nie aus den Augen. Während England die Russen auf der Krim und an den Ufern des schwarzen Meeres hinlänglich beschäftigt zu haben wähnte, befestigten sich diese am Amur. Sie erwarben dort in friedlicher Stille ein Areal von 10,000 □Meilen und zugleich den wichtigen Eintritt in das übervölkerte himmlische Reich, um seinen dasselbe Ziel im Auge haltenden Bemühungen an der entgegengesetzten Gränze zu Kiachta und Buchara die hülfreiche Hand zu bieten. Freilich fordert Kiachta auch Menschen, die möglicher Weise eine Kälte zu ertragen im Stande sind, bei welcher beinahe das Quecksilber fest wird, denn wir erfahren, daß die Temperatur dort am 30. December 1856 auf — 25 ° R. sank. Das hindert aber Rußland nicht, nach einem seit 1728 mit China bestehenden Vertrage in diesem Lande eine geistliche Mission zu unterhalten, welche sich seit 1849 in Pecking aufhält und 1857 über Kiachta abgelöst werden sollte. Könnte England sich wirklich mit der Hoffnung schmeicheln dürfen, durch seine Unternehmung auf dem Peiho-Fluß solchen Fortschritten der russischen Nebenbuhler Einhalt gethan zu haben? Doch — viel mehr handelt es sich hier um die Donau. War es 1812 nicht England, welches, um Frankreich möglichst zu schaden, die Türkei verleitete, mit Rußland in demselben Augenblicke Frieden zu schließen, wo sich ihm die günstigste Gelegenheit darbot, letzteres von der Donau und dem schwarzen Meere zurückzudrängen? Verdient dieser Mißgriff nicht, in noch höherem Grade „an untoward event“ genannt zu werden, als die mit russischer Hülfe bewirkte Zerstörung der egyptisch-türkischen Flotte zu Navarin, welche Georg IV. in seiner bald darauf gehaltenen Thronrede mit jenem für die englische Flotte so wenig schmeichelhaftem Ausdrucke begrüßte? Würde England damals der durch jenen Vorfall vor-

bereiteten Befreiung Griechenland's ſeinen energiſchen Beiſtand geleiſtet haben, wenn es die bald darauf hervorgetretene überwiegende Hinneigung Griechenland's zu Rußland weiſe vorher berechnet hätte? Und doch beruht dieſe auf einer nicht ſchwer zu enträthſelnden naturgemäßen Grundlage, der ſich ſelbſt König Otto während des jüngſten Krieges nicht zu entäußern vermochte. Die Folge davon war, daß die Alliirten ihre Macht zerſplittern und Truppen im Piräus ausſchiffen mußten, um die Türkei gegen die Schutzbefohlenen England's und Frankreich's zu ſchirmen.

Durch die Mitwirkung ſolcher und ähnlicher Mißgriffe gelang es Rußland, 1829 im Frieden von Adrianopel die Türkei zur Abtretung des einzigen noch fahrbaren Ausfluſſes der Donau in's ſchwarze Meer zu zwingen. Die deutſchen Mächte, denen am meiſten daran hätte liegen ſollen, ein ſolches Ereigniß zu verhindern, dem man eine weltgeſchichtliche Bedeutung einräumen muß, begünſtigten ahnungslos jenen Frieden, mit ihm zugleich die Abtretung der Mündung der Hauptlebensader von Deutſchland. Die böſen Folgen davon ließen nicht auf ſich warten. Schon 1836 errichtete Rußland eine Quarantäne an der Sulina-Mündung, durch welche es die den Einlaß begehrenden Schiffe zwang, umzukehren und nach Odeſſa zu gehen, um dort Quarantäne zu halten. Mehr und mehr traten ſeine Pläne in die Oeffentlichkeit. 1838 gelang es Rußland, einen Vertrag zwiſchen der Türkei, England und Oeſterreich ſcheitern zu machen, der die Donau-Schifffahrt befreit und geſichert haben würde. 1844 und 1850 wußte es den Vorſchlag Oeſterreichs zur Anlegung eines Donaukanals zu vereiteln. Ebenſo vermochte es 1841, einen Vertrag zu London unterzeichnen zu laſſen, durch welchen die Kriegsſchiffe aller Nationen im Kriege und im Frieden von dem ſchwarzen Meere ausgeſchloſſen bleiben ſollten, dem 1849 der das Ganze krönende Vertrag folgte, durch welchen die Türkei ſich die Beſetzung der beiden Donau-Fürſtenthümer durch ruſſiſche Truppen, mithin die möglichſte Sicherung der ruſſiſchen Herrſchaft über die Donau gefallen ließ. Endlich iſt es nun durch Rußlands und Frankreichs Betreiben dahin gekommen, daß die türkiſche Regierung ihren Proteſt gegen die Doppelwahl des Fürſten Couza zum Herrſcher beider Donau-Fürſtenthümer zurücknahm und ihm die Inveſtitur ertheilte. Bei dieſer hielt es Fürſt Couza nicht einmal mehr für nöthig, den kaiſerlichen Geſandten in feierlicher Audienz zu

empfangen. Die Suzeränetät der Pforte ist hiermit tief hinabgedrückt und Rußlands Diplomatie hat einen Sieg mehr über England davon getragen.

Aus alle dem geht unwiderſprechlich hervor, daß, wenn auch der Nationalruſſe einer höheren moraliſchen Civiliſation weniger zugänglich und ſchwerbeweglich iſt, doch die ruſſiſche Regierung unausgeſetzt thätig, leichtbeweglich und in der richtigen Auswahl hervorragender diplomatiſcher Kräfte ungemein glücklich iſt. Namentlich wird ſie durch Männer deutſcher Abkunft bei derartigen Unternehmungen beſtens unterſtützt, denen das Wohl und Wehe des Adoptivvaterlandes unendlich mehr als das ihres Stammlandes dabei am Herzen liegt.

Welche Stimmung gegen England in Rußland herrſcht, bedarf hier der Auseinanderſetzung nicht; wer darüber Zweifel hegen könnte, mag die Schrift von Wernadski*) darüber zu Rathe ziehen, welche viel brauchbares Material enthält.

Den Einfluß auf den Handel nach Mittelaſien und nach Oſtindien, welchen das dereinſt bis an das caſpiſche Meer und von dieſem bis an den Aralſee zu vollendende ruſſiſche Eiſenbahnſyſtem ausüben wird, hat bereits im voraus der ruſſiſche General Gorebzkow**) näher nachgewieſen. Er berechnet die Zeit, welche ein von Paris abgeſendeter Waarenballen nöthig hat, der auf franzöſiſchen, deutſchen und ruſſiſchen Eiſenbahnen befördert wurde, auf zwölf Tage bis nach Perſien, auf zwanzig Tage bis nach Taſchkend; er würde nach vierzig Tagen die entfernteſten Punkte Mittelaſiens erreicht haben.

In England kennt man die von dort her drohende Gefahr ſehr wohl. Auch weiß man dort, daß die Türken unter Führung des tapfern General Williams während der Belagerung von Kars Wunder der Tapferkeit gethan und eine unerhörte Opferbereitſchaft an den Tag gelegt haben. Dieſe ausgezeichneten Eigenſchaften würde man von Seite Englands bei dem nächſten blutigen Zuſammenſtoße am ſchwarzen Meere benutzen müſſen, wenn es ſich darum handelt, Rußlands Vordringen nach Süden zu hemmen.

*) Die Weltherrſchaft Englands und das politiſche Gleichgewicht. Leipzig und Mitau, 1856.

**) Les trois questions du moment. Paris, 1857.

Englands würde sein Gold nicht nützlicher anwenden können, als wenn es mit ihm in solchem Falle der türkischen Armee kriegskundige, energische Führer, Sold und Proviant verschaffte. Denn nur dort lassen sich Rußlands Pläne noch durchkreuzen. Mit dem Uebergange Constantinopels in den Besitz Rußlands würde die Achillessehne Englands verwundet, — Ostindien würde in dringender Gefahr sein! — Wir gelangen endlich zur Beantwortung der ernsten Frage: werden Unterstützungen von außen her auf die Dauer hinreichen, die innere Auflösung des osmanischen Reiches abzuwenden?

Allenthalben, wo ein höher civilisirtes Volk mit einem im Zustande der Uncultur befindlichen in dauernde Berührung tritt, muß das letztere früher oder später der überwiegend ausgebildeten Intelligenz nothgedrungen seinen Tribut zollen. Verweigert es diesen, wie die Osmanen, wenn sie dem Koran gehorsam bleiben wollen, es thun müssen, — so wird es entweder unterjocht oder muß sich, kämpfend um seine Existenz, in immer engere Gränzen zurückziehen, bis es endlich aus der Reihe der Völker verschwindet. Offenbar waltet hier nur ein Naturgesetz mit Nothwendigkeit, welches sich bereits in den ältesten Zeiten, bis zu denen die Geschichte hinaufreicht, kund gab. Der ernste Geschichtsforscher bedarf daher zur Würdigung jenes Gesetzes nicht der in unserer Zeit oft wiederholten Hinweisung auf die Ureinwohner des westlichen Continents, welche man dort „Wilde" betitelt. Diese ungerechtfertigte Bezeichnung von Menschen niederer Culturstufe mag viel dazu beigetragen haben, daß jene Bedauernswerthen von ihren europäischen Drängern leider oft genug gleich Bestien behandelt worden sind.

Aehnlich, wenngleich weniger schnell und auffallend, wirkt das Naturgesetz auf Völker ein, die ehedem im Besitze der höchsten menschlichen Cultur, sich durch Mißbrauch dieser unwürdig gemacht hatten. Sobald hohe Intelligenz nicht mehr ihrer ursprünglichen wahren Bestimmung, der fortschreitenden Erkenntniß der göttlichen Gesetze der Veredelung des Menschengeschlechts zugewendet, sondern zur Erreichung inhumaner, selbstsüchtiger, schändlicher Zwecke erniedrigt und herabgezogen wird, so folgt der Versündigung die Strafe auf dem Fuße. Die fort und fort über uns waltende höchste Macht fordert den dem Menschengeiste zu weiser Benutzung

dargeliehenen göttlichen Funken nach Maaßgabe ſeiner Entwürdigung allmählig zurück. Sein belebendes Feuer erliſcht bis zu kleinlichem Reſte. Unter dem Gewichte wohlverdienter Rüge langer aufgehäufter moraliſcher Verſündigungen erſchlaffen und erlahmen ganze Nationen, ſinken und verſchwinden von der Weltbühne. Von jugendlich friſcher Energie durchwärmte Völker treten in das verwirkte Erbe jener entnervten. Auf den Schultern ermattet hinwelkender Stämme erheben ſich aus ihrem bisherigen Dunkel neue, kräftigere zum Lichte empor. Wie im Kleinen die körperliche Krankheit des Vaters häufig ſich überpflanzt in den Keim des Sohnes, um mit dieſem aufzuwachſen, ſo auch muß im Großen und noch viel ſicherer, die in ganzen Völkern weit verbreitete moraliſche Verderbniß auf deren Nachkommen übergehen und den Ruin dieſer endlich herbeiführen.

Ein großes belehrendes Beiſpiel für dieſe Wahrheit bieten uns die Griechen dar. Nachdem ihre Republiken auf dem Höhepunkte damals möglicher menſchlicher Cultur angelangt waren, vermochten ſie, gering an Zahl, unzählbaren Perſerheeren kühn zu trotzen. Durch den Sieg übermüthig und eitel, durch die Beute habſüchtig und ſittenverderbt geworden, zerſtörten ſie thöricht das ſie durch gemeinſame Cultur zuſammenhaltende nationale Band, bekämpften, entkräfteten ſich gegenſeitig, beſudelten ſich mit blutigem Bruderverrath, bis ſie endlich der Römer leichte Beute wurden. Als die letzteren durch gigantiſch entwickelte, heroiſche Thatkraft Gebieter der damals bekannten Erde geworden waren, ſanken ſie unter der Deſpotie, dem Luxus und der Ungerechtigkeit ihrer Kaiſer tiefer und tiefer. Ein richtiger Inſtinkt und weiſe Berechnung lehrte den erſten Conſtantin erkennen, daß der Sturz Roms und ſeiner falſchen Götter unabwendbar geworden ſei. So verlegte er den Sitz ſeiner Regierung in den damals noch lebensfriſchen Oſten, indem er ihn zugleich durch großartige Benutzung der immer noch mächtigen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Kräfte Griechenlands und Kleinaſiens zu ſtützen und zu beleben trachtete. Und in der That gelang es ſeinem ſchöpferiſchen Geiſte, Conſtantinopel für ein volles Jahrtauſend zum Centralpunkte menſchlicher Cultur zu erheben. Aber die erſchlafften Hände ſeiner moraliſch verſunkenen ſpäteren Nachfolger vermochten nicht mehr die feurigen Roſſe des Wagens der Intelligenz zu lenken. So gerieth dieſer auf Irrwege und in Abgründe, bis er endlich

von barbariſchen Horden mit leichter Mühe umgeſtürzt wurde, die ſich von den Hochebenen Aſiens auf ihre Beute herabgeſtürzt hatten.

Dieſe Osmanen haben indeſſen die ihnen vom Geſchicke überwieſene wichtige Miſſion niemals erkannt. Immer noch fahren ſie fort, von der reichen Beute zu zehren, gleich als ahnten ſie, daß ſie für ſolchen Beſitz zu leicht befunden, ſie endlich würden zurückgeben müſſen. Aber ſchon ſeit anderthalb Jahrhunderten klopft der Engel der ſtrafenden Vergeltung deutlich hörbar an die Pforten ihrer Macht. Gegenſeitiger Neid, Mißgunſt und Zwietracht unter den europäiſchen Trägern einer höheren Civiliſation haben die Exiſtenz der aſiatiſchen Eindringlinge zwar bisher gefriſtet, ja für ihre Erhaltung ſogar noch jüngſt Ströme Blutes vergießen laſſen. Aber als ob die fortdauernde Verſündigung an der Humanität ihre ſicherſte Strafe ſtets mit ſich herum trüge, ſo verzehren ſich die Osmanen gleichſam in ſich. Ihre Volkszahl verringert ſich von Jahrzehnd zu Jahrzehnd, und wenn es möglich wäre, ihnen jede Zufuhr neuer Lebenskraft von anderen Menſchenſtämmen her abzuſchneiden, ſo würden ſie in nicht zu ferner Friſt in ſich verflecht und hingewelkt ſein.

Alſo auch in dieſem mächtigen und warnenden Beiſpiele läßt ſich der todtbringende Hauch deſpotiſchen Darniederhaltens freierer Geiſtesentwicklung deutlich erkennen. Es gibt keinen Stillſtand in menſchlichen Dingen. Die Nationen, welche nicht mehr ſteigen, ſinken gewiß. Schon darum muß die heutigen Tages hochgeſtellte Lehre vom politiſchen Gleichgewichte der Nationen, die gewiſſermaaßen ein Stagniren auf der Stufe des Völkerlebens fordert, welche zu einer beſtimmten Zeit erreicht worden war, als durchaus unpraktiſch, auf die Dauer nicht durchführbar, angeſehen werden.

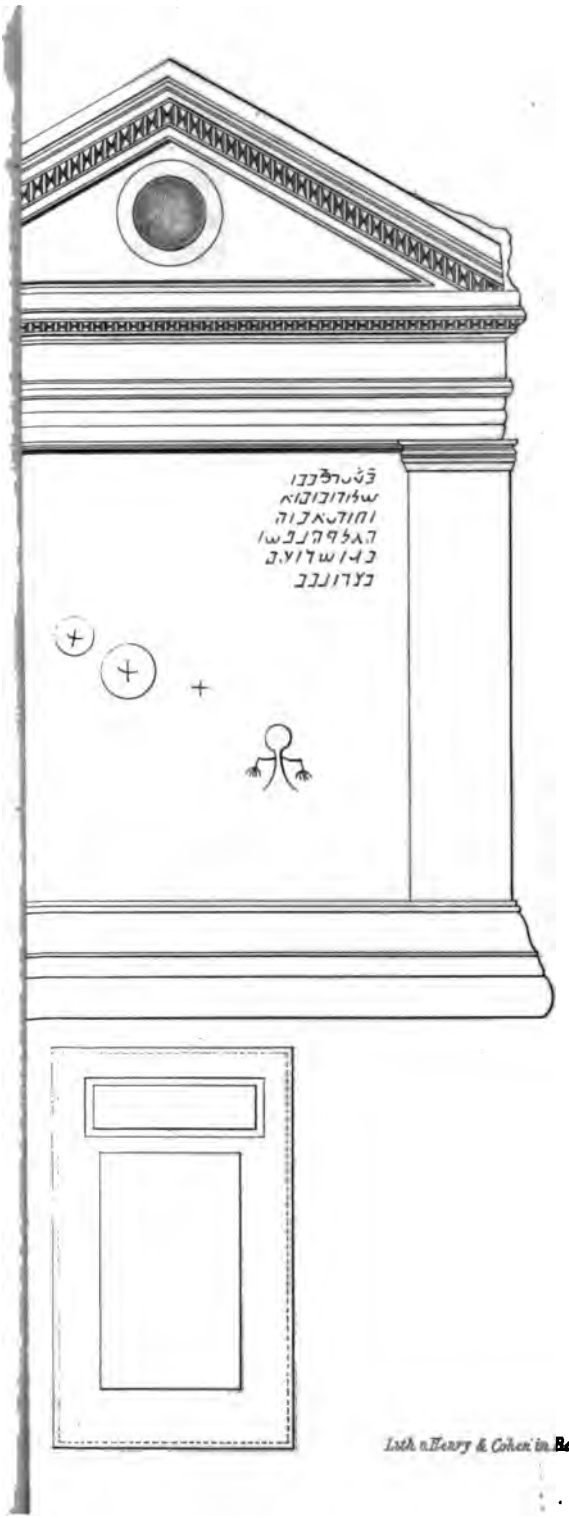
In der geſammten organiſchen Natur macht ſich die überwiegende Kraft geltend über die untergeordneten Kräfte. In jedem Walde ſtrebt der kräftigere Baum zum Nachtheil des neben ihm ſtehenden Schwächlings in die Höhe, dem er Nahrung und Licht entzieht, bis der ſiechende endlich verkümmert. Nur des Menſchen mächtiger, freier Wille kann dem Naturgeſetze für den Augenblick Einhalt thun; er kann freilich den überſchattenden, rieſigen Baum fällen, um ſeines ſchwächlichen Nachbars Gedeihen zu fördern. Aber im Kampfe mit Naturgewalten nutzt ſich des Menſchen Kraft bald ab; ſie unterliegt endlich. Die reif gewordene Frucht wird von

ihrem Mutterboden ausgestoßen; sie muß dem Gesetze des ewigen Kreislauf's organischer Wesen mit Nothwendigkeit gehorchen. — Demselben Gesetze sind aber auch die Völker im Ganzen und Großen unterthan. Sie werden geboren, wachsen und gedeihen bis zu einer bestimmten Höhe, nach Maaßgabe der ihnen innewohnenden Kräfte. Sie erhalten sich aufrecht, je nach dem Gebrauche, den sie mit Mäßigung und Weisheit, oder den sie mit Uebermuth und Leichtsinn von diesen Kräften machen.

Der wahrscheinliche Gang der Ereignisse im europäischen Orient ist für die nähere Zukunft hierdurch versuchsweise angedeutet worden. Möchte auch irgend ein wohlthätiger Genius unerwartet aus dem Osmanenthum hervortreten, um ihm für den Augenblick neuen, erfrischenden Odem einzuhauchen, — früher oder später wird das Naturgesetz seine Macht üben. Ein neues, jugendkräftiges, humanere Zwecke verfolgendes Geschlecht wird dann hoffentlich Land und Leute des Orients wieder befruchten, verjüngen, zur Blüthe treiben, und so den Dank nachhaltig abtragen, welchen wir der Wiege europäischer Civilisation in so hohem Maaße schulden.

Druckfehler im I. Bande:

Seite	7	Zeile	10	v. u.	anſtatt	10	Fuß	lies:	10	Mètres.
„	7	„	10	v. u.	„	133	Fuß	„ :	133	Mètres.
„	10	„	6	v. u.	„	120	Fuß	„ :	120	Mètres.
„	10	„	5	v. u.	„	136	Fuß	„ :	136	Mètres.
„	13	„	8	v. u.	„	117	Fuß	„ :	117	Mètres.
„	13	„	7	v. u.	„	155	Fuß	„ :	155	Mètres.
„	16	„	6	v. u.	„	246	Fuß	„ :	246	Mètres.
„	86	„	14	v. o.	„	110′		„ :	110	Mètres.



Lith. v. Henry & Cohen in Bonn.